NEUESTE MANNIGFALTIGKEITEN : EINE GEMEINNÜTZIGE WOCHENSCHRIFT

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern.

Vierter Jahrgang.

Berlin,
bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrukker
in der Wilhelmsstraße, 1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Anzeige

der im vierten Jahrgange der Neuesten Mannigfaltigkeiten enthaltenen Sachen.

Erstes Quartal.

Zweetes Quartal.

Drittes Quartal.

CLXXXIV. Auszug eines Schreibens des Hrn. Prorektors Diebold zu Durlach an Hrn. S. zu W. p. 434. Kalte Quellen, p. 439.
CLXXXV. Beschluß der Naturgeschichte der Bachstelze, p. 449.
CLXXXVI. Fortsetzung der Briefe an Hrn. Prof. B*** in G*** vom Hrn. Prof. Sander, fünf und zwanzigster Brief, p. 465. Sechs und zwanzigster Brief, p. 468. Sieben und zwanzigster Brief, p 473.
CLXXXVII Vom Gefrieren des Weins, vom Hrn. Prof. Sander, p. 481. Von dem Einflusse der Tonkunst auf die Tugend, p 488. Die wilde Jagd, oder das wütende Heer, aus natürl. Gründen erklärt, p. 492.
CLXXXVIII. Nachricht von vier rußischen Matrosen, die auf der wüsten Insel Ost-Spitzbergen sich lange aufgehalten haben, p. 497. Die Macht einer frommen Vaterthräne, p 508.
CLXXXIX. Allgemeine Betrachtung über die Fische, p. 514.
CXC. Beschluß der Nachricht von den rußischen Matrosen ꝛc. p. 529. Unterschied des Verhältnisses bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte, p. 538. Naturhistorische Bemerkungen, p. 543.
CXCI. Beytrag zur Naturgeschichte des Federharzes, von D. M. E. Bloch, mit einem Kupf. p. 545. Naturhistor. Bemerkungen, p. 557.
CXCII. Fortsetzung der Briefe an Hrn. Prof. B*** in G*** vom Hrn. Prof. Sander, Beschluß des sieben und zwanzigsten Briefes, p 561. Acht und zwanzigster Brief, p. 566. Neun u. zwanzigster Brief, p 572.
CXCIII. Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung über die Fische, p. 577. Das Reiten, p. 585.
CXCIV. Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung über die Fische, p. 593.
CXCV. Beschluß der allgemeinen Betrachtung über die Fische, p 609. Schöne Handlungen von gemeinen Leuten, p. 616. Anekdoten, p. 618. Erklärung eines kleinen Mißverständnisses, zwischen Hrn. P. Goeze und dem Hrn. Prof. Leske, p 619.

Viertes Quartal.

CXCVI Fortsetzung der Briefe an Hrn. Prof. B*** in G*** vom Hrn. Prof. Sander, dreyßigster Brief, p. 627. Ein und dreyßigster Brief, p. 635.
CXCVII Sendschreiben von einer kleinen, in die Fürstl. Anhaltischen Gegenden gethanen Reise, p. 641.
CXCVIII. Beschluß des Sendschreibens von einer kleinen, in die Fürstl. Anhaltischen Gegenden gethanen Reise, p 657.
CXCIX. Vergnügen und Zufriedenheit, aus dem Dänischen, p. 674.
CC Auf Erfahrung gegründete Regeln, von den stets blühenden Erdbeerpflanzen ꝛc. p. 689. Ein wohlfeiles Kaminfeuer, p. 702.
Allgemeines Realverzeichniß über die ersten vier Jahrgänge, p. 705.

Gelehrte Nachrichten und Anzeigen des IV. Jahrgangs der Neuesten Mannigfaltigkeiten.

Erstes Quartal.

CLVIII. Woche.

Zweytes Quartal.

Drittes Quartal.

Viertes Quartal.

An-

Anzeige
der im vierten Jahrgange der Neuesten Mannigfaltigkeiten befindlichen Kupfer.

LXII. Der große Wiedehopf von Neu-Guinea, p 16.
LXIII. Der braune Wiedehopf von Neu-Guinea, p. 112.
LXIV. Mannsfeldische Urnen, p. 224.
LXV. Der Taucher mit dem Halsbande aus Neu-Guinea, p. 320.
LXVI. Nordlicht vom 28sten Julius 1780, p. 432.
LXVII. Das Federharz, p. 560.
LXVIII. Der Taucher in Neu-Guinea, p 640.

Kurzes Verzeichniß
derjenigen Verlagsbücher welche bey dem Buchdrucker Eisfeld in der Wilhelmsstraße um beygesetzte billige Preise zu haben sind.

1) D. Anton Friedr. Büschings Grundriß einer Geschichte der Philosophie, und einiger wichtigen Lehrsätze derselben, erster Theil. 8. 14 Gr. Zweyter Theil. 18 Gr. 2) Desselben Unterricht in der Naturgeschichte, 3te verbesserte Aufl. 8. 6 Gr. 3) Desselben Chronologischer Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte, 4te Aufl. 8. 1780. 2 Gr. 4) Desselben Abhandlung von der Redekunst in einer Einladungsschrift. 8. 2 Gr. 5) Desselben Lebensbeschreibung des Hrn. Sigismund Streits, 8. 2 Gr. 6) Desselben Geschichte der jüdischen Religion oder des Gesetzes, ein Grundriß. 8. 1779. 8 Gr. 7) D. Leonh. El. Hirschels vermischte Beobachtungen und Gedanken, zur ausübenden Arzneywissenschaft gehörig. 8. 6 Gr. 8) Desselben Briefe über verschiedene Gegenstände, aus dem Reiche der Arzneywissenschaft, 3ter Theil. 8. 8 Gr. 9) Desselben Abhandlung von den Vorbauungs- und Vorbereitungsmitteln bey den Pocken, nebst einem Anhange von dem Brechweinstein. 8. 7 Gr. 10) Mannigfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenschrift, mit Kupf. gr. 8. 4 Jahrg. mit Portraits. 8 Rthl. 8 Gr. 11) Neue Mannigfaltigkeiten, als eine ununterbrochene Folge gedachter 4 Jahrgänge, nur mit Hinzusetzung des Worts Neue. gr. 8. 4 Jahr-

4 Jahrgänge mit Portraits. 8 Rthl. 8 Gr. 12) Neueste Mannigfaltigkeiten, eine Fortsetzung der vorigen, nur mit Veränderung des Worts: Neueste. 4 Jahrgänge. gr. 8. 8 Rthl. Diese 12 Jahrgänge kompl. mit Portraits 24 Rthl. 12 Gr. Jeder Jahrgang einzeln 2 Rthl. Jedes Quartal einzeln 12 Gr. Auch sind davon noch einzelne Stükke für 1 Gr. zu haben. Wird nunmehro unter dem Titel: Allerneueste Mannigfaltigkeiten fortgesezt, und ist jezt das erste Quartal des ersten Jahrgangs für 12 Gr. zu haben. Das zweyte ist unter der Presse, und wird alle Wochen des Sonnabends 1 Bogen für 1 Gr. ausgegeben. 13) D. Friedr. Heinr. Wilh. Marthi Unterredungen, zum Unterricht lehrbegieriger Kinder, 1stes bis 8tes Gespräch. kl. 8. 12 Gr. 14) Poetische Nebenstunden, (vom Königl. Geh. Justiz und Kammergerichtsrath, Hrn. Hymmen.) 8. 12 Gr. 15) Desselben Briefe kritischen Inhalts mit untermischten Gedichten. 8. 14 Gr. 16) Schröters, J. S. Versuch einer systematischen Abhandlung über die Erdschnekken, mit Kupf. 8 Gr. 17) Desselben Preisschrift über den wahren Ursprung der Wohlthätigkeit. 8. 2 Gr. 18) D. W. A. Tellers Predigten, von der häuslichen Frömmigkeit und dem gottesdienstlichen Gesange. gr. 8. Zwote verbesserte Aufl. 14 Gr. 19) Jakob Elias Troschels Antrittspredigt an die Gemeine der Peterskirche in Köln an der Spree am Sonntage Kantate 1775 gehalten. gr. 8. 1 Gr. 20) Ebendesselben, vom Bewußtseyn. gr. 8. 2 Gr. 21) Daniel Philipp Troschels Potsdamsche Abschieds- und Berlinische Antrittspredigt. gr. 8. 3 Gr. 22) Desselben Predigt vom Glauben auf wahrhafte göttliche Zeugnisse ꝛc. am 19ten Sonnt. nach Trinit. 1779 in der Nikolaikirche zu Berlin gehalten. gr. 8. 2 Gr. 23) Versuch einer Apologie des Epikur von einem Antibatteusianer. 8. 8 Gr. 24) Moralphilosophie eines Morgenländers. 8. 4 Gr. 25) Ueber die Philosophie des Kanzler Franz Bako. Voran seine Lebensgeschichte, von J. F. H. Ulrich. 8. 1780. 10 Gr. 26) Gespräch zwischen zwey Berliner Bürgern über das Neue Gesangbuch. 8. 1781. geheft. 1 Gr.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des vierten Jahrgangs Erstes Quartal.

Berlin,
bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrukker
in der Wilhelmsstraße, 1780.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

157ste Woche.

Etwas von den Zigeunern überhaupt, und insbesondere von den Zigeunern in dem Temeswarer Bannat.

Zigeuner oder Faraonen sind die gleichbedeutende Namen, mit denen man die Völkerschaft in diesen Gegenden unterscheidet. Da die Gesetze ihnen den Eingang in die Städte, und überhaupt alle mit Mauern versehene Plätze verwehrten; so blieben sie zu dem irrenden, verfassungslosen Leben ebendadurch so lange verurtheilet, bis die Kaiserin Königin von Ungarn, um kein Mittel zur Population des Bannats unversucht zu lassen, auch ihnen erlaubte, ansäßig zu werden, sich standhafte Wohnungen, zwar ausser dem Umfang der Dörfer der übrigen Nationen, aber doch in der Nähe derselben, anzulegen, und Ländereyen zu besitzen. Sie haben nichts weiter, als die gewöhnliche Kontribution zu tragen, und heissen Neubannater, um von ihrem vorigen Zustand auch nicht einmal den verhaßten Namen übrig zu lassen.

Camerarius a) schreibt nach dem P. Vallerianus, b) eos ab aui cinclo, quae paupertatis symbolum sit, Zingaros

a) Hor. subsciv. Centur. I. Cap. XVII. b) In Hieroglyphicis.

ros dictos. Polydorus Vergilius c) will sie aus Assyrien und Cilicien herleiten; Volateranus hält sie für Persianer vom Stamme der Usbeken, und Peysonel läßt sie von den Manichäern in Armenien abstammen. d) Noch weniger kann man denen beypflichten, welche in den Zigeunern Ueberbleibsel der alten Einwohner von Böhmen finden, derjenigen nämlich, die vor der Ankunft der Slaven das Land bewohnet haben; denn daß die Franzosen die ersten Zigeunerhorden, welche, nachdem sie Böhmen, Deutschland, und den Elsaß durchstreift hatten, nach Frankreich und Spanien kamen, *Bohemiens* nannten, ist noch sehr weit von einem Beweis entfernt. Dem P. Pray e) scheint es wahrscheinlich, daß sie aus Klein-Asien nach Europa gekommen sind. Ipsi enim se lingua vernacula Bomæ appellant: huius nominis prouincia ad fluuium Akaram, intra ambitum Galatiæ, Amasiæ, Paphlagoniæ ac Ponti, quinquaginta circiter milliaribus a Byzantio remota olim fuit. Gens, quæ eam prouinciam coluit, passim auctoribus Cinncari ac Cigiani dicuntur. Si quid igitur similitudo nominis valet, inde ortos suspicor. Postea autem quam Tamerlanes, occupata Asia minore, Bajazetem cepit, credibile est, gentem in varia loca sparsam fuisse post annum Christi 1403, atque in Europam etiam peruenisse. Certe primum omnium in Moldauia, Valachia ac Hungaria circiter ann. 1417. visi sunt, isthincque in alias Europæ ditiones propagati. Auch diese Vermuthung will nicht allen genugthun. Nicht wenige Schriftsteller behaupten mit ganz guten Gründen, daß dieses Volk ägyptischen Ursprungs ist, und auch die Zigeuner

c) De rerum inuentoribus.

d) Sur les differens peuples, qui ont habité les bords du Danube.

e) Annal. Regum Hung. P. IV. Lib. IV. ad annum 1496. p. 273.

geuner selbst geben sich für Aegyptier aus. Noch andre machen Aethiopier, und wieder andre Troglodyten aus ihnen; wenigstens kommen sie mit diesen Völkern in der Liebe zum unstäten Leben und in dem natürlichen Hang zum Raub, Dieberey und Betrug überein, woraus sie so viele Künste gemacht, und sie aufs höchste verfeinert haben.

So verschieden sind die Meynungen über den Ursprung dieser Völkerschaft — so ungewiß und schwankend die Muthmassungen der Schriftsteller, auch einen Bayle f) nicht ausgenommen. Ich kann nichts mehr, als damit die Beobachtungen vergleichen, die ich Gelegenheit gehabt habe, über die bannatischen Zigeuner, wie ich sie in der Nähe gesehen habe, anzustellen, und daraus einige Schlüsse herzuleiten, die ich der Prüfung der Leser überlasse. Beyde Geschlechter dieser bannatischen Zigeuner kleiden sich nach Art der Walachen, und reden auch ihre Sprache, ob sie schon unter sich eine eigene Mundart haben, die weder die ungarische, illyrische, griechische, türkische, armenische, noch die Sprache irgend einer andern benachbarten europäischen oder asiatischen Nation ist.

Ihr äusserliches Ansehen ist in allem gleichförmig. Glänzend schwarze Augen, welches auch ihre langen krausen Haare sind; olivenbraune Farbe, rothe Lippen, sehr weisse Zähne; das Gesicht mehr oval, die Wangen etwas aufgeschwollen; spitzes Kinn und schmale Stirne; von Statur wohlgemacht, keine Dickbäuche. Sie sind von Natur zur Traurigkeit geneigt, und gehen in den ersten Bewegungen

f) Dictionnaire critique. Art. *Bohemiens.*

ihres Zorns bis zur Ausschweifung. So ohngefähr mahlt uns Ammianus Marcellinus die Aegyptier seiner Zeit ab. g) Schweiger, ein neuerer Reisebeschreiber h) sagt von den heutigen: daß wenn auch die Aegyptier nicht mehr ihre Schwestern heyrathen, so wären sie doch ein sehr ungesittetes Volk, ganz genau demjenigen ähnlich, welches unter dem Namen der Zigeuner Europa durchstreift. Durch die angeführten Züge unterscheidet man einen Zigeuner leicht unter tausend Walachen, Ungarn, Raizen u. s. w. wenn er auch ihre Kleidung trägt, und mitten unter ihnen wohnt.

Die Zigeunerinnen haben noch die besondere Eigenschaft, daß ihre Brüste zur Zeit, da sie säugen, so anschwellen, daß ihre herabhangende Maße grösser als das säugende Kind selbst wird. Hierinn haben die alten Aegyptierinnen ihre gröste Schönheit gesetzt. So sagt auch Juvenal von den Frauen von Meroe, einem Lande, welches zwar von Aethiopien abhieng, aber doch mit Aegypten gränzte.

In Meroe craſſa maiorem infante mamillam.

In Absicht auf die Religion, halten sich die bannatischen Zigeuner immer zu derjenigen Kirche, welche in ihrem Dorfe die herrschende ist, mag es die katholische, oder die griechisch-illyrische seyn. Von der einen, wie von der andern Lehre, haben sie wenig Begriff, in ihrer Unwissenheit vollkommen den Walachen ähnlich, und mit ihnen gleichen Vorurtheilen, gleichem Aberglauben und gleichen Gebräuchen ergeben. Nur beobachten sie die strengen Fasten der griechischen Kir-

che

g) Homines Aegyptii plerique ſubfuſculi ſunt et atrati, magisque mœſtiores, gracilenti & iracundi, ad ſingulos motus excandeſcentes. Lib. XXII. ſub. fin.

h) Reisebeschreibung, III. Buch. 18. Kap.

che mit viel mehrerer Genauigkeit. Die Walachen entziehen sich ihren Weibern nur die letzten Tage der grossen Fasten; die Zigeuner hingegen von Anfang bis zum Ende, nicht weniger an U. L. F. Himmelfahrt, im Advent, und überhaupt alle Vorabende.

Unter mehreren Schriftstellern des Alterthums, gedenket besonders Apulejus i) der ägyptischen Fasten, deren Strenge sich hauptsächlich darinn äusserte, daß der Mann bis auf das Bette seiner Gattin zu meiden verbunden war, welches in Italien viele Mißvergnügte machte, da die Priester der eroberten Provinz nach Rom kamen, und den Dienst der Göttin Isis einführten, so viele Vorsichten auch der Senat gebrauchte, solchen auszuschliessen. Wir haben hierüber eine denkwürdige Elegie des Properz. — Der Dichter durfte, was die Gesetzgebung nicht wagte, der Göttin drohen, daß er sie aus Rom jagen will. k)

Aber auch ausser diesen strengen Fasten, beobachten die bannatischen Zigeuner, an den Tagen, da alles erlaubt ist, eine gewisse Mäßigkeit und Auswahl in den Nahrungsmitteln. Sie enthalten sich der Frösche und Schildkröten; worinn sie mit den Walachen, Raizen und griechischen Christen übereinkommen. Noch mehr scheuen sie unter den Flußfischen, die rothschuppichten Sparen, Perschen und Lampreten, von denen bekannt ist, daß auch die

i) Metamorph. Lib. X.

k) Tristia iam redeunt iterum solennia nobis:
Cynthia iam noctes est operata decem.
— — — — — — — — — —
Quae Dea tam cupidos toties diuisit amantes:
Quaecunque illa fuit, semper amara fuit.

Aegyptier der Stämme von Likopolis und Tagaroriopolis sie nicht geniessen wollten. Auch haben die Zigeuner Abscheu vor allem Federwildpret, besonders was Raubvögel sind. Der Storch wird von ihnen sehr in Ehren gehalten, wenn er zur Sommerszeit sein Nest über ihren elenden Hütten baut, — einer von den Vögeln, der, wie der mit ihm verwandte Ibis, ein Gegenstand des symbolischen Dienstes der ägyptischen Gottheiten war.

Von vierfüßigen Thieren, liebt der Zigeuner am meisten Schweinefleisch, wenn es eingesalzen ist. Auch Aegypten verzehrte viele dieser Thiere, ob man schon ihre Hirten und Wärter für unreine Leute hielt.

Die Zigeuner hängen in ihren Wohnungen grosse Zwiebeln auf, aber essen sie nicht. Ausserdem daß die Aegyptier solche nebst andern Vegetabilien verehrten, 1) wissen wir aus dem Diodorus Siculus, daß in Absicht auf die Lebensordnung, welche man in den verschiedenen ägyptischen Provinzen beobachtete, die Zwiebeln in einigen zu speisen verboten, in andern erlaubt waren. Den Geruch der Bohnen können die Zigeuner so wenig als die alten Aegyptier vertragen, da doch die neben ihnen wohnenden Walachen, solche mit Vergnügen speisen, und sogar die Grabstätte ihrer Verstorbenen damit bestreuen.

Mich hatte, als ich mich zu Denta, im csakova'er Distrikt befand, eines Tages die Neugier in eine Zigeunerhütte gelokt. Das erste, was mir aufstieß, war ein junger Mensch voller Kräße, dem die Mutter auf einem schmuzigen irdenen Teller das gekochte Fleisch einer Schlange vorsetzte. Da

1) *Schmidt*, Dissert. de cepis et alliis apud Aegyptios.

Da die Haut des Thieres schon weggeschaft war, so konnt' ich von der Zigeunerinn nicht erfahren, zu welcher Gattung solches eigentlich gehörte; nur so viel bracht' ich nach vielen Fragen heraus, daß es nicht von den giftigen Vipern war. Eben so bedienten sich die Aegyptier des Schlangenfleisches, als des sanftesten und sichersten Heilmittels, wider die Elephantiasis, welche, nach den Beschreibungen der alten Aerzte, die fürchterlichste unter allen Hautkrankheiten war. Galen m) und Aretäus n) schlagen dieses Heilmittel in ähnlichen Uebeln vor; der gelehrte Hasselquist o) aber macht die Beobachtung, daß Aegypten eine unglaubliche Menge Schlangen nähre, die folglich in einem Lande, wo die Hautkrankheiten zu allen Zeiten herrschend waren, von der Natur nicht ohne Absicht hervorgebracht zu seyn scheinen.

Jedermann weis, daß in Aegypten noch heut zu Tage Hüner und anderes Geflügel durch die Kunst ausgebrütet werden, indem man den Eyern durch das Feuer, in gewissen besonders dazu vorbereiteten Oefen den gehörigen Grad der Brutwärme giebt. Man findet das ganze Verfahren von dem berühmte Réaumür p) nach den Nachrichten, welche er von dorther erhielt, in einem bekannten Werke beschrieben, wo dieser Vertraute der Natur zugleich eine Methode

m) De simpl. facult. Lib. I. cap. I.

n) Curat. diutur. Lib. II. cap. 3. Desgleichen Paulus Aegine-tas. Lib. IV.

o) Reise nach Palästina und Aegypten. II. Theil.

p) De la maniere de faire éclorre les poulets. Man findet einen weitläuftigen Auszug davon in der Encyclopedie. Article Oeuf, und im ersten Bande der Kupferstiche, die hieher gehörigen Figuren.

vorschlägt, wie man die nämliche Absicht, blos durch die wachsende Wärme des gährenden Pferdemistes, erreichen könnte. Ich muß gestehn, ich war nicht wenig verwundert, als ich im Julius 1775. in einem Zigeunerhause vor Karansebes ein altes Weib sah, die ohngefähr vierzig Gänse- und Enteneyer im Pferdemist ausbreitete. Der Mist war in einem grossen Gefäße von getrokneter Thonerde nach Art einer Kufe; die Eyer lagen einzeln in geflochtenen Körbchen, mit zartem Heu umgeben; jedes Körbchen hieng an einer Schnur vom obern Rande des Gefäßes herab, welches mit einem grossem Bokfell bedekt war. Ich fragte die Frau auf walachisch, wer sie diese Verfahrungsart gelehret hätte? „Meine Mutter", war die Antwort; mit dem Zusatz, daß in der Moldau, woher sie gebürtig war, solches der allgemeine Gebrauch unter ihrer Nation sey. Muß der Naturkündiger, sagte ich zu mir selbst, sich abarbeiten, nachdenken und Versuche anstellen, um unter gesitteten Nationen mit einer neuen Erfindung aufzutreten, die unter der rohesten Menschengattung von langer Zeit her nichts als Volksgebrauch ist? Ich kam nachher über das Werk: Recherches philosophiques sur les Egyptiens & les Chinois, wodurch ich mich überführte, daß die Methode mit Pferdemist die Hüner auszubrüten, eigentlich die älteste ist, deren man sich in Aegypten bedienet hat. q) Wir haben das Zeugniß des Aristoteles r) vom Antigonus s), der ziemliche Zeit nach diesem Weltweisen gelebet hat, ferner vom ältern Plinius, t), und endlich noch vom Kaiser Adrian bestätiget, welcher, nachdem

q) Sect. II. p. 170.

r) Hist. animalium. Lib. IV. cap. 2. ab init.

s) Hist. mirab. collectan. cap. 404. p. 80.

t) Hist. natur. Lib. X. cap. 64.

dem er das ganze Land bereiset, und alle Merkwürdigkeiten desselben beobachtet hatte, in einem Briefe an den Servian u) sich folgendergestalt ausdrükt: "Ich habe an den Aegyptiern „nichts auszusetzen, als daß sie noch immer ihre Hüner spei„sen, welche sie auf eine Art ausbrüten, die ich mit Wohlstand „nicht sagen kann — pudet dicere." Der Verfasser der Recherches philosophiques zieht aus allen diesen Zeugnissen den Schluß, daß die Methode der Oefen bis auf das Jahr 133. unserer Zeitrechnung, und vielleicht noch viel später den Aegyptiern muß unbekannt gewesen seyn: — gewiß hätten sie nicht versäumt, dem Kaiser Adrian diese Maschine zu zeigen, da dieser Prinz so großen Abscheu vor denen im Mist ausgebrüteten Hünern blikken ließ.

Aus allem, was bisher angeführt worden sowohl, als daß die bannatischen und im übrigen Europa zerstreueten Zigeuner sich selbst für Aegyptier ausgeben, scheinet es höchst wahrscheinlich, daß dieses wirklich ihr Ursprung ist. Ich habe bereits bemerkt, wie sehr ihr äusserliches Ansehen, ihre melancholische Gemüthsart, und der Hang zum Zorn, sie dem Gemälde nähert, welches uns Ammianus Marcellinus von ihren angeblichen Vorfahren aufbehalten hat. Aber noch eine genauere Aehnlichkeit. Noch zu den Zeiten Aelians waren die Aegyptier im Rufe, daß sie mit äusserster Geduld jede Pein aushielten, und lieber auf der Folterbank die Seele aushauchten, als sich zum Geständniß bringen liessen x); welches einer von den zeichnenden Zügen der Zigeuner

u) Apud Vopiscum in Saturnalibus.

x) Aegyptios ajunt patientissimè ferre tormenta, et citius mori hominem Aegyptium in quaestionibus tortum, exanimatumque. *Variar. Hist.* Lib. VII. Ammianus Marcellinus am angeführten Orte sagt beynahe ebendasselbe.

geuner ist. Zwar hat die menschenfreundliche Monarchin die Tortur in allen ihren Staaten abgeschaft; aber man erinnert sich aus den Zeiten, da dieses zweydeutige Mittel, die Wahrheit zu erforschen, noch üblich war, mehrerer Fälle, wo der Zigeuner sich eher zerreissen ließ, als Verbrechen bekannte, von denen die Gerechtigkeit doch offenbare Beweise hatte. Dergleichen Fälle sind bey dem Landgericht zu Temeswar oft genung vorgekommen.

Und dieses wären die Aehnlichkeiten beyder Nationen. Nun sey es mir erlaubt, mich nicht weniger bey den Eigenschaften aufzuhalten, in welchen eine von der andern genau das Gegenbild ist. Nach den zuverläßigsten Schriftstellern, waren die Aegyptier sehr besorgt, sich bequeme Wohnungen zu bauen; sie lebten mit Anstand, und der Geschmak an der Reinlichkeit war, wie die Beobachtung gewisser Gesundheitsregeln, so allgemein, daß auch das Bauervolk und die ärmsten der Nation hierinnen keine Ausnahme machten. Ganz ein anderes Bild stellt uns im Bannat der Aufenthalt der Zigeunerfamilien auf. Elende Hütten, theils aus Gesträuch und Stroh zusammengefügt, theils Gruben zu zehen bis zwölf Schuh in die Erde, mit langen Pfählen, Flechten und Stroh, oder dem Röhricht des türkischen Korns bedekt. Der Graus einer solchen Hütte läßt sich nicht beschreiben. Der Luft und dem Tageslicht verschlossen, schwärzer als ihre Einwohner, feucht und stinkend, scheinen sie mehr Hölen wilder Thiere, als der Aufenthalt vernunftfähiger Wesen zu seyn. Ein Rauchfang, der sich etwas über das Dach erhebt, kündigt sie dem Reisenden an. Inwendig findet man in der Mitte den Feuerheerd, mit einer irdenen Röhre, die sich in dem Rauchfang endigt, und

den

den Zigeunern ihre Speisen zu kochen, oder sich zu wärmen dient, da denn Männer, Weiber und Kinder, die einen halb, die andern ganz nakt, herumstehn, zu Winterszeit auf der bloßen Erde, höchstens auf schmuzigen Schaaffellen schlafen. Wo sie kein Holz haben, brennen sie auch den Mist der Thiere, welches mit dem Dampf der Fichtenspäne, deren sie sich zur Beleuchtung bedienen, einen unerträglichen, tödtenden Gestank giebt. Von dieser Seite scheinen die Ziegeuner mehr mit den Horden der Aethiopier und Troglodиten verwandt zu seyn.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Früh-

Frühlingsgespräch zweyer Liebenden.

Liebchen, schau ins Thal herab;
Siehst Du das bemooste Grab?
Ach! die Lieben ruhen da,
Alfried und Amalia.

Liebster, ach! ich mag nicht schaun,
Mich befällt ein ängstlich Graun;
Frühling lächelt, — woll'n uns freun,
Woll'n den Tag der Wonne weih'n.

Küsse mich, und schau herab,
Herzensmädchen, auf das Grab.
Sie war schön und schön war Er,
Beyde jung und — sind nicht mehr.

Drükke mich an Deine Brust
Mein Geliebter, meine Lust.
O! dann öffne sich das Grab,
Sink ich doch mit Dir hinnab.

F.

Der grosse Wiedehopf von Neu-Guinea.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

158ste Woche.

Beschluß der Abhandlung von den Zigeunern in dem Temeswarer Bannat.

Bey den alten Aegyptiern war der Ackerbau in Ehren, so wie er es noch bey den heutigen Kopten, ihren wahren Abkömmlingen ist. Man betrachtete diese Beschäftigung als eine Kunst, die einer ihrer Gottheiten, Osiris a) selbst getrieben; um so eifriger mußten Sterbliche seyn, zur Aufnahme derselben beyzutragen, welches sie auf die astronomische Kenntnisse leitete, und die jährlichen Beobachtungen über das Steigen und Fallen der ausgetretenen Wasser des Nils veranlaßte; denn aus diesen pflegte man die Fruchtbarkeit des Landes zu berechnen. Der Zigeuner hingegen ist der schlechteste und nachläßigste Akkersmann. Er wird lieber bey geringerem Verdienst, ungleich härtere mit Gefahren verknüpfte Arbeit wählen, als der dankbaren Erde einen bessern Unterhalt abgewinnen. Schon wieder die Trogloditen und Aethiopier. Diese und mehrere afrikanische Horden, beschäftigen sich, das Gold aus dem haltigen Sand ihrer Flüsse aufzulesen b); und eben so haben

a) Primus aratra manu sollerti fecit Osiris
Et teneram ferro sollicitavit humum *Tibull* Lib. I.

b) Recherches philosophiques sur les Egyptiens & les Chinois. Tom. II. Sect. IX. p. 313.

haben die Marosch an der mitternächtlichen Grenze des Bannats, die Nera, welche von einem Berg in der Klissura entspringt, und den Distrikt von Uipalanka grossentheils durchströmet, nebst andern kleineren Flüssen und Bächen der Gebirgsgegenden Moldova, Saska, Oraviza, Dognacoska, die Zigeuner zu den Goldwäschereyen gerufen. Die Zeit der Regen und Ueberschwemmungen, ist für diese armselige Kunst die günstigste, bey der der Zigeuner höchstens zween bis drey Groschen des Tages gewinnt.

Das unstäte Leben und der Wanderungsgeist, den die Aegyptier so sehr hassen, ist die Leidenschaft der Zigeuner überhaupt, und die bannatischen sind nicht frey davon. Bey der Schwierigkeit der Auswanderung, wählen sie doch immer solche Gattung von Industrie, bey denen sie, gleich ihren auswärtigen Brüdern, das Land durchstreifen können, grause ungebahnte Wege, die rauheste Witterung im Winter, und die äusserste Hitze im Sommer, — nichts wird sie zurükhalten.

P. Pray c) hat uns ein Dekret K. Uladislaus II. vom Jahr 1496. aufbehalten, welches einem gewissen Thomas Bolgar, Woywoden oder Anführer einer in Ungarn herumstreifenden Zigeunerhorde von fünf und zwanzig Zelten ertheilet ist, damit niemand ihn, und seine Leute beunruhigen, noch beeinträchtigen möchte, die damals zu Diensten Sigismundo, Bischofs zu Fünfkirchen, Musketen- und Kanonenkugeln, nebst anderem Kriegsgeräthe verfertigten. Man sieht hieraus, daß dieses Volk von langer Zeit her das Schmiedehandwerk getrieben hat, und damit im Lande umhergezogen ist. Wirklich reisen sie noch mit ihrer beweglichen

c) Part IV. lib. 4. p. 273.

chen Werkstatt, die sie überall aufschlagen, wo man ihnen Arbeit geben will. Nebst einem geringen Vorrath an Eisen, in Platten und Stangen, auch etwas Kohlen, besteht ihr ganzes Geräth in einigen Zangen, Hämmern, Feilen und kleinern Werkzeugen, einem Schraubstock, kleinen Ambos und doppelten Blasebalg. Beydes wird auf der Erde aufgestellt, und unter derselben eine bedekte Feueresse vorgerichtet. Mit so wenig Bequemlichkeit arbeiten sie doch ganz fertig; ich selbst habe einen Zigeuner zwey Hufeisen in wenig Minuten schmieden gesehn. Auch ihre Kohlen pflegen sie nicht in der Ferne zu suchen. Wenn sie das gehörige Holz gefunden und aufgescheitert haben, bauen sie damit kleine konische Meiler ganz regelmäßig auf, und bedekken solche mit Erde, wo denn durch ein Luftloch, in welche sich die Spitze des Meilers endiget, der Rauch abgeführt, durch eine andere am Boden angebrachte Oefnung aber, Feuer gegeben, und mittelst des vorgesetzten Blasebalgs angefacht wird, bis der aufhörende Rauch die völlige Verkohlung verräth, und der Meiler abgedekt werden kann. Andere verfertigen in ihren Hütten Ringe, Ohrgehänge, Haken, Halsketten, und andere Kleinwaaren aus Zinn, oder versilbertem Messingblech, mit denen die armen Walachinnen ihre Schönheit nicht wenig zu erheben glauben. Die Zigeuner verkaufen sie ihnen für baares Geld, oder tauschen auch auf den Jahrmärkten andere Nothwendigkeiten dafür ein.

Auch die Musik wird von dieser rohen Nation sehr getrieben. Sie lernen einer vom andern verschiedene blasende sowohl, als besaitete Instrumente spielen; und damit ziehen sie, in deutscher und ungarischer Kleidung nach Temeswar, und den übrigen volkreichen Orten der Provinz,

wo sie in den Wirthshäusern sowohl, als anderwärts, ihr Brod gewinnen.

Noch andere suchen ihr Glük auf den Messen und Jahrmärkten, wo sie denn immer auf Meisterstreiche bedacht sind, hier einem sorglosen Reisenden die lästige Börse abnehmen, dort ein Rind, Pferd, Schaf, Schwein erbeuten, wie es die Gelegenheit giebt. Die feinern Köpfe, besonders vom andern Geschlecht, gehn von Haus zu Haus, wo sie wahrsagen, Nativität stellen, verborgene Diebstähle entdekken, und Arzneymittel besitzen wollen, denen sie Wunderkräfte und sichere Wirkung zuschreiben. Diese Arzneymittel bestehen gröstentheils in Wurzeln, Amuleten aus ungesäuertem Teig, der an der Luft getroknet, und mit willkührlichen Figuren gezeichnet ist, und in gewissen kleinen Steinen, meist schlakkenartig. Auch unter den Aegyptiern liefen ähnliche Betrüger herum, Aethiopier von Abkunft, die ohngefähr eben dieses Gewerbe trieben. Die Amuleten, welche sie austheilten, sind jene eingewindelte Figuren aus Thon, welche die Alterthumsforscher in ihren Sammlungen aufbehalten; die Steine aber wurden, nach Tasilo, den Stobäus anführet d), an den Ufern des Nilo gefunden. Der Verfasser der bereits angeführten Recherches philosophiques e) behauptet, daß es Klappersteine, Aetites, gewesen. Eben dieselben schlakkenartige Steine, welche die Zigeuner im Bannat verkaufen, und von denen sie rühmen, daß, wer sie bey sich trägt, glüklich in der Liebe, im Spiel u. s. w. ist, gehören unter das nämliche Geschlecht. Ich habe deren mehrere gefunden, wie ich die Eisengruben zu Moraviza besuchte.

Aus

d) Sermo de morbis. XCIII.

e) Tom. I. Sect. II. p. 140.

Aus den letzten Beobachtungen, verglichen **mit den vorhergehenden**, sollte man den Ursprung der Zigeuner lieber **von den Aethiopiern und** Troglodíten, als von den wahren **Aegyptiern** herleiten. Nur wird, was ich gleich itzt an**führen werde**, es wahrscheinlicher machen, daß sie vielmehr **eine Vermischung** aus allen drey Nationen sind.

Es ist bekannt, daß Personen beyderley Geschlechts, **die sich für** ägyptische Priester und Priesterinnen ausgaben, **in alten Zeiten** durch Italien, Griechenland und alle Pro**vinzen des** römischen Reichs zerstreut waren; wo sie nicht **allein den** Dienst der Göttin Isis einführten, sondern ohn**gefähr eben** so von einem Orte zum andern irrten, herum**schweiften, bettelten**, und alle die Künste trieben, in denen **die Zigeuner** des Bannats, so wie ihre im übrigen Europa **zerstreuten** Brüder, so meisterhaft unterrichtet sind.

Die gesagten Priester und Priesterinnen, welche **Apulejus** f) spottweise magnae religionis terrena sidera **nennet, pochten zu Rom** nicht nur mit ihren Sistris an die Hausthüren; sie wußten es dem Pöbel beyzubringen, daß ihnen **das Almosen** abschlagen und einen Gottesraub begehn, kein **Unterschied** sey g); ja sie bedrohten sogar, daß sie im Na**men der Göttin** Isis ihre Verächter mit Blindheit oder der **Trommelsucht**, (hydrops tympanites) bestrafen würden: incutere deos inflantes corpora. Von den Zigeunern sagt **Aventin** h), daß sie mit ähnlichen Drohungen das Volk in

B 3 Bayern

f) Metamorph. L. XI.

g) Ecquis ita est audax, ut limine cogat abire
Jactantem Paria tinnula sinistra manu? *Ovid. ex Ponto.* sistra

h) Adeo tamen vana superstitio hominum inuasit, vt eos nefas violari putent, atque grassari, furari, imponere passim, impune sinant.

Bayern so zu schrekken wusten, daß es sich ungestraft von ihnen berauben ließ. Auch im Bannat hört man besonders die Weiber, wenn sie beschimpft, oder für ihr Nativitätstellen, Singen und Wahrsagen nicht bezahlt werden, die grausamsten Flüche und Verwünschungen ausstossen.

Ueberhaupt geht die Zügellosigkeit und Sittenverderbniß der Zigeunerweiber aufs äusserste. Im blühenden Alter von einem rohen, jeder Begierde überlassenem Herz geführt, und als kleine Mädchen von den Müttern zu allen Ausgelassenheiten unterrichtet, zeigen sie sich mit ihren Tänzen vor jedermann, von dem sie einiges Geschenk zu erhaschen hoffen, und diese Tänze endigen sich immer in die ekelhaftesten Grimassen, die wollüstigsten Stellungen und schändlichsten Gebärden, mit Entblössung der Theile, die eine, auch den rohesten und ungesittesten Völkern noch übrig gebliebene natürliche Schamhaftigkeit, zu bedekken pflegt. So tanzten in Aegypten die gemeinen Weibspersonen in den Orgien, besonders beym Fest des Bubostes, und bey der Proceßion des Kanopus. Und solche Auftritte sah man auch zu Rom von den Weibern, Töchtern und Gefährtinnen der Isispriester, nach den Geheimnissen dieser Göttin, die immer mit der unreinen Umarmung der Eingeweiheten und dieser Frauenspersonen beschlossen wurden. Rom theilte sich über sie in zwo Partheyen. Der Senat verabscheuete den Dienst der Isis, ließ nach und nach die Tempel abbrechen, und ihre Priester und Priesterinnen aus der Stadt verweisen; eine Volksparthey aber, die an diesem Dienst und an diesen Geheimnissen Geschmak fand, bracht' es durch ihre Kabalen so weit, daß sie zurükgerufen und geduldet wurden.

den i). Apulejus nennt einen gewissen Lucius, der durch öfteres Einweihen zu diesen Geheimnissen, so arm wurde, daß ihm ein einziges, elendes Kleid noch übrig war, und auch dieses riethen ihm die isiatischen Priester zu verkaufen, um aufs neue zugelassen zu werden k). Nach diesen Thatsachen sollte nun untersucht werden, zu welcher Nation eigentlich diese Priester und Priesterinnen gehörten. Es war nach den Zeiten Augusts, daß sie anfiengen, die verschiedenen Gegenden Europens zu durchwandern, wo sie überall den Dienst der Isis auszubreiten suchten, die Astrologie, allen andern Aberglauben und überhaupt die Landstreicherkünste ausübten, ohngefähr wie sich heut zu Tage die Zigeuner damit benehmen. Nun weis man, daß die ägyptischen Priester ihre sichern Einkünfte von liegenden Gründen, und eben daher viel Anhänglichkeit an das väterliche Land hatten. Sie haßten ein unstätes Leben. Auch verlangten sie keine Proselyten zu machen, so daß Fremde, die zu den Gebräuchen und Geheimnissen der Isis eingeweihet werden wollten, sich der Beschneidung unterwerfen mußten, wie man das Beyspiel vom Pythagoras und andern Weltweisen hat, welche die Weisheit Aegyptens bis unter dem Schauder der heiligen Labyrinthe, wo diese Geheimnisse begangen wurden, hervorsuchten. Diese Ceremonie war bey ihnen unnachläßlich; dahingegen die vorgegebenen, in den römischen Provinzen umherziehenden Isispriester, ihren Neubekehrten kein

i) Die gegründete Meynung des Verfassers der Recherches philosophiques, wider den Warburton, der das Buch des Apulejus als eine Schutzschrift für diese Geheimnisse ansieht.

k) Postremo iussus, veste ipsa mea, quamuis paruula, distracta, sufficientem corrasi summulam, et id ipsum praeceptum fuerat specialiter.

Wort von der Beschneidung sagten. Man will daher behaupten, daß diese ein Geschlecht asiatischer Griechen, der lasterhafteste, betrügerischeste, wegen todeswürdiger Verbrechen vertriebene Abschaum ihrer Nation gewesen; nur haben aufgeklärte Kritikverständige den offenbaren Beweis geführet, daß sie Aethiopier und Trogloditen waren, die sich um so leichter für Aegyptier ausgeben konnten, da sie ähnliche Gesichtszüge, Statur, Gebräuche und Religion mit ihnen hatten, auch, da sie dem Raub und allen den bösen Künsten, welche Töchter des Aberglaubens und der Unarbeitsamkeit sind, ergeben waren, das Land ihrer Nachbarn zu aller Zeit durchstreiften.

Ich will mich unter andern alten Schriftstellern, die dieser Auswanderungen aus Aegypten, nach Italien, Griechenland und alle Theile des zu den Zeiten der Römer bekannten Erdbodens, gedenken, blos auf den Heliodor beziehen. Es ist leicht möglich, daß zuweilen auch wahre Aegyptier sich unter diese Flüchtlinge mischten, die entweder durch Unglüksfälle aus ihrem Vaterlande vertrieben worden, oder als der niedrigste Pöbel nichts zu verlieren haben konnten. Aus dieser Vermischung von Aethiopiern, Trogloditen und Aegyptiern entstund denn ein eigenes, irrendes Volk, welches von allen drey Nationen etwas hat, und von dem man nach den angeführten Beobachtungen annehmen kann, daß die heutigen Zigeuner seine Abkömmlinge sind, da wir doch in allen — Gesichtsbildung, Farbe, Statur und Leibesbeschaffenheit, Gemüthsart, Volksgebrauch, Lebensart und Beschäftigung, bald den Trogloditen, bald den Aethiopier, und Aegyptier finden.

Die gleich Anfangs berührte Muthmassung des P. Pray hat weder Beweis noch Beobachtung vor sich, und ist also nichts wahrscheinlicher, als so viele andere über dieses sonderbare Volk hingewagte Meynungen.

Daß die ungarischen Jahrbücher desselben nicht vor dem Jahr 1417. gedenken, ist noch kein Beweis, daß es nicht lange vorher in diesem Königreiche und im Bannat anzutreffen war. Nehmen wir die ausgegrabenen römischen Münzen, ohne, daß es das Zeugniß eines Schrifstellers bedürfte, zum Beweis an, daß Römer da gewohnet haben; so mögen die kleinen ägyptischen Götzen von Bronze, die neben diesen Münzen im Bannat gefunden werden, eben so viel für die Zigeuner beweisen; durch alle römische Eroberungen zerstreut, warum hätten sie, da Dacien zur Provinz gemacht war, nicht auch dahin kommen und den Dienst der Isis, des Anubis und anderer ägyptischen Gottheiten, wie in Italien ausbreiten sollen?

Ode an K***.

Freund! dem ein sanft'res Gefühl im weichgeschaffenen Herzen
Gütig der Himmel verlieh,
Du, mit dem ich schon oft die glüklichsten, seligsten Stunden
Für die Freundschaft durchlebt,
Stunden — ich weine für Wonne, — wo unsre harmonische Seelen
Ganz sich empfanden und sich
Feurig, so feurig sich liebten, daß sie, die mächtige Flamme
Ströhmte zum Himmel empor:
Sieh', es drängt mich mein Herz. O Freund! ich muß Dirs entdekken,
Ob sich Dein Auge gleich trübt,
Ob das meine gleich weint; sie redet, die leisere Stimme,
— Mir verstehbar genug —
Meinem Herzen zu oft; wann wir im vertrauten Gespräche
Durch die Freundschaft beseelt,
Jene Dekke der Zukunft, der Sterblichen Aug' undurchdringbar
Aufzuheben uns mühn;
Und dann, — gerne getäuscht, die wolkenfreyeren Sonnen
Und den blühenden Lenz
Künftiger Tag' uns schaffen, und seltene Dornen nur hinstreun
In den zu wandelnden Pfad;
Wann sich jeder die Rolle, die er einst auf der Bühne des Lebens
Spielen will, selber erwählt;

Wann

Wann wir die häuslichen Freuden in jeder entzükkenden Aussicht
Mahlen, mit schöpfrischer Hand,
Und dann — die Ros' im Strausse des Frühlings — die künftige Gattin
Unsere Wonnen erhöht;
Wann wir schon in den zärtlichen Armen der Liebe uns wähnen;
Unser entflammtes Herz
(Nicht der Mund, — denn beredter spricht jenes,) dann ewige Freundschaft
Wechselsweise sich schwöhrt; — — —
Sieh! es drängt mich mein Herz, o Freund! ich muß Dirs entdekken,
Ob sich Dein Auge gleich trübt,
Ob das meine gleich weint; — dann redet die leisere Stimme
— Doch verstehbar genug —
Meinem Herzen zu oft. O Thor! an flüchtigen Träumen
Weidest du thöricht dein Herz.
Hoffe du hier nicht glükliche Tage; — sieh! nächtliche Wolken
Ziehn schon drohend daher,
Schwanger mit Sturm und Donner. — Ach Freund! die Seele, sie sinket
Tief in die Melancholey,
Ach! sie würde versinken in ihr, wär Gott nicht Allliebend,
Nicht dies Leben ein Traum.
Also hört, im tiefen, der Sonne verschlossenem Walde
Schlummernd der Wanderer, den
Süsse Träume vom Wiedersehn seiner Geliebten, vom nahen
Vaterland täuschen, — er hört
Leises, dumpfes Getös' in den hohen Gipfeln des Waldes
Aengstlich klagen, — bald steigt's

Tiefer

Tiefer hernieder und heult, daß davon die Bäum' und die Felsen
Wiederhallen umher;
Aengstlich erwacht er vom Schlummer, es fliehn die täuschenden Träume,
Schrekken beklemmt ihm die Brust:
Ach! er kennet die Stimme, — des Sturms Verkünderin — ahndet
Ungewitter und seufzt! — K.

Ode auf den Tod eines Freundes.

Vorüber, Freund! wie leicht vorüber ist die Stunde
Des Todes! — ausgeleert
Der Leidensbecher, und geheilt die tiefe Wunde
Des Kummers, der an unser Leben zehrt.

Froh legtest Du, voll Vorgefühls der höh'ren Würde,
Das Gott, Dein Gott Dir gab,
Als Christ, die drükkende, die qualenvolle Bürde
Ach! Deines Lebens in das sich're Grab.

Ein sanfter Schlaf, - möcht ich ihn einst, so sanft auch, schlafen,
Entriß Dich dieser Zeit,
Hob Dich zu Freuden — für den Sieger nur geschaffen,
Zu Wonnefreuden der Unsterblichkeit.

Dein liebend Herz und jede edle That der Seele
Begleitet Dich zum Thron
Des Richtenden — Allliebenden, und Deine Seele
Sie erndtet dort der edlen Thaten Lohn.

Schaut

Schaut nun warum dies Leben Leiden, selbst die Freude
Mit Bitterkeit vermengt,
Warum des Schmerzes scharfer Dolch, geknüpft an Seide,
Stets drohend über unserm Haupte hängt.

O Freund! wann Dich anjetzt in Deiner höh'ren Sphäre
Noch Freundes Bitte rührt,
So lächle sanft herab auf mich im Staube, lehre
Auch mich den Pfad, der Dich ins Grab geführt.

Noch wird dies Herz zu oft ein Raub der wilden Wellen
Der Leidenschaft, noch mehr
Des Irrthums; sie, gethürmt wie Felsen hoch, zerschellen
Den Nachen der Vernunft: — gestürzt ins Meer

Der Sinnlichkeit schwimm' ich in Angst, Gefahr des Lebens,
Und sinke zitternd schon,
Mitleidig greift ein Sturm mich dann, und wirft voll Bebens
Mich hin ans Ufer der Religion.

Religion! — Du lächelst Freund? — Sie war's, sie zeigte
Die Blumenpfad' ins Grab,
Sie war die Führerin — eh noch Dein Haupt sich neigte, —
Des hohen Vorgefühls, das Gott Dir gab.

Religion des Christen! — tiefer Ehrfurcht Schauer
Durchbebt, wann sie Dich denkt,
Die ganze Seele. — Sey mir Schirm und Schild und Mauer
Wann Todesangst zu meinem Herzen drängt.

Laß mich der ungewissen Zukunft ohne Zittern
Getrost entgegen sehn,

Und

Und hilf, wenn in der Angst von schwarzen Ungewittern
Die Wasser mir bis an die Seele gehn!

Wann ich einst – bald vielleicht – am nahen Grabe schwanke,
Dann sey in finstrer Nacht
Des Gottversöhners Tod mein sterbender Gedanke,
Mein letzter Laut — Es ist vollbracht!

Der Fruchtbaum an den Wanderer.

Wanderer! mit sehnsuchtsvollen Blikken
Suchst du Frucht, bey mir dich zu erquikken,
Und du findst sie nicht.
Zürnst, — o zürne nicht! — in voller Blüte,
Frucht versprechend von der besten Güte,
Trank ich froh das warme Sonnenlicht.

Sieh! da kam in schauervollem Wetter
Er! der Nordwind, raubte meine Blätter,
Streut' sie wild umher.
Bald vertrokneten die frischen Säfte,
Und der Räuber meiner Jugendkräfte
Ließ mir kaum das schwache Leben mehr.

Noch blüht hier und dort ein Blümchen, — schaue!
Duftend noch vom kühlen Morgenthaue,
Nimm! es ist für dich
Hätt' ich mehr Erquikkung für dich Müden,
Gerne gäb' ich, aber — — — geh in Frieden
Und mit einer Thräne segne mich.

Bey

Bey einer Trennung.

O ihr des letzten Abschied's bange Schmerzen!
Du Seelentrennung! Ja der Thränen viel
Hast du dem schwachen weichgeschaffnen Herzen
Schon oft gekostet, wann sie grausam fiel
Die Wuth. Ach! deiner namenlosen Trauer
Auf die gebeugte Seele, die entfliehn
Nicht kann: — Wie schwarzer Donnerwolken Schauer
Sich plötzlich um die Mittagssonne ziehn.

So mancher Freund, den ich mit heilgem warmen
Gefühl an meinem Busen sanft gedrükt,
Der ganz, ganz mein war, und in dessen Armen
Ich selbst mich selig pries, für Wonn' entzükt;
So manche Freundin meiner frühen Jugend,
Die fest mein Herz an ihrem Herzen band,
Durch Freundschaft, Zärtlichkeit, Verstand und Tugend;
Wo sind sie? — O der schweren Schiksals Hand!

Wo sind sie? Ach! getrennt — zu Staub vermodert,
Sank Sie nicht früh — des Lenzes Blum' — ins Grab;
Nur das Gefühl von Ihr, das in der Brust mir lodert,
Zeugt's noch, daß Sie der Himmel einst mir gab,
Und diese Zähre, die ich still Ihr weine,
Dies Ihrer Züge schwaches Schattenbild.
Und dieser Seufzer, der, wenn ich alleine
Ihr Grab besuch' aus meiner Brust entquillt.

Du Schmerz des Scheidens! willst du denn von neuen
Mein armes Herz zerreissen? — Nun wohlan,
Wenn's Frevel ist, für Menschen, sich zu freuen,
So triff mich; — leiden muß ich, was ich kann:
Doch, ach! — Laß ab, — zu schwach bin ich; — vergebens!
Du bleibst tyrannisch und ich unerhört; —
O Schmerz! O Thränen! sind wohl dieses Lebens
Minutenlange Freuden eurer werth?

F.

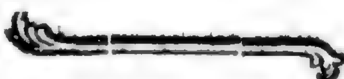
Nachricht.

Bey dem Verleger dieser Wochenschrift, und in den ansehnlichsten Buchhandlungen ist zu haben: *D. A. Fr. Büschings* chronologischer Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte, zum Gebrauch der Gymnasien. Vierte Auflage, 8. 1780. 2 Gr.

Von den sämmtlichen Mannigfaltigkeiten ist noch zu bekommen: Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrgänge, komplet mit Portraits, 8 Rthl. 8 Gr. Neue Mannigfaltigkeiten, 4 Jahrgänge, komplet mit Portraits, 8 Rthl. 4 Gr. Neueste Mannigfaltigkeiten, 3 Jahrgänge, komplet, 6 Rthl. Davon sind einzelne Jahrgänge, für 2 Rthl. einzelne Quartale, für 12 Gr. und einzelne Stück, für 1 Gr. zu bekommen.

Drukfehler.

S. 5. Lin. 5. lies: Trogloditen, statt Trigloditen.



Neueste Mannigfaltigkeiten.

159ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Funfzehnter Brief.

Der 29ste May und der 5te Junius war la grande et la petite Fête de Dieu. Da hörte man den ganzen Vormittag nichts, als Läuten, Trommeln, Schellen, Singen, und Beten. Alle Strassen in Paris wurden mit Tapeten behangen, die bald vorzüglich schön, bald herzlich schlecht waren. Aus allen Kirchen giengen Prozeßionen aus, — die aus St. Sulpice war gar prächtig. Man konnte da Monstranzen sehen, die wohl tausend Louisdors kosteten. Bey jeder Prozeßion waren Wachen, und es war nicht rathsam lang herum zu gehen, weil, so oft die geweyhte Hostie vorbeygetragen wird, der Aberglaube, der an diesem Tage sein prächtiges Spiel aufs höchste treibt, jeden Vorübergehenden zum Niederknien zwingt: alle Bibliotheken und Cabineter werden geschlossen: aber an den Tapisseries des Gobelins ergötzt sich an diesem Tage das Auge des Fremden. Gobelins heissen etliche alte königliche Gebäude, die fast am äussersten Ende der Stadt liegen, und der weltberühmten

Tapetenmanufaktur gewidmet sind. Im Hof des Gobelins war in der Kapelle auch ein schimmernder Altar: um diesen gieng die Prozeßion etlichemal herum, und da hieng man dann vorne am Eingang und inwendig an allen Wänden der beyden Höfe, die königlichen Tapeten aus, drukte eine kleine Anzeige davon, verkaufte diese am Thor, und ließ Jedermann hinein. Was ich nun da sah, das kann ich Ihnen nicht beschreiben, liebster Freund! und das werden Ihnen, glaub' ich, alle sagen, die es je gesehen haben. Alle meine gute Freunde und Freundinnen, und Jeden, der für das Schöne und Feine der Kunst Gefühl hat, hätt' ich an diesem Tage gerne bey mir gehabt. Grosse, hohe und breite Tapeten, alle voller Personen, Thiere, Blumen, Kleidungen, Geräthschaften, mit den schönsten Einfassungen, mit den höchsten Farben, mit den feinsten Zügen, — alles wunderbar in einander gearbeitet. Man sieht Stükke, die so voll sind, wie das feinste Gemählde; Städte, die von weitem angesehen, so natürlich sind, wie im schönsten Kupferstich. Einige glänzen von Gold und Silber, daß das Auge geblendet wird. Auf allen sind oben und unten die königlichen Lilien auf einem so herrlichen blauen Feld, daß man schwerlich was schöneres sehen kann. Die meisten Desseins stehn unten in eingenähten Buchstaben. Sie sind entweder aus der Fabellehre, oder vom Theater, oder aus der Bibel, oder aus der französischen Geschichte, oder aus der holden schönen Natur hergenommen. In Menschengesichtern sind die Arbeiter nicht sehr glüklich. Wenigstens gilt dies von den Frauenzimmergesichtern. Mannsgesichter sind häufig recht wohl gerathen. Aber alle andre Glieder, Brust — immer das Schönste in Gottes Schöpfung, Schenkel, Füsse, Stellungen, Kinder, und Blumen,

Laubwerk, Sträusse, und die grosse wellenwerfende schwebende griechische und lateinische Kleidung — das ist alles unbeschreiblich schön. Pferde und grosse Thiere, sonderlich Elephanten, auch Vögel sind vortreflich, aber Schlangen und kleinere Thiere allemal mittelmäßig. Nichts geht über die Nachahmung des Laubwerks, der Blumen, der Bäume, und der Früchte. Mit solchen Kränzen sind fast alle Stükke eingefaßt, und ich konnte mich daran gar nicht satt sehen. Folgende Stükke gefielen mir am besten:

1. Die Jahrszeiten.

2. Jasons Engagement bey der Medea.— Man sieht ihr die sanft aufwallende, bange sorgsame Liebe, das schüchterne Mistrauen, und die sich regenden Zweifel an seiner Liebe an. Und Er — liegt so vor ihr, als wann er schon Willens wäre, treulos zu werden.

3. Medea bringt die Kinder des Jason um. — Gar kostbar liegen die zwey Schlachtopfer da, und die erhitzte Furie stützt sich trotzig auf ihr blutiges Gewehr. Ewig Schade, daß das Gesicht nicht noch mehr das Vergnügen der Rache ausdrukt.

4. Die Kriegesbilder Ludwigs XIV. wie er 1660 bis 1672. bey der Armee in Flandern und Lothringen war, kommen einem fast lächerlich vor. Er sitzt immer auf einem Schimmel in einer so sonderbaren Kleidung, in seidenen Schuhen mit grossen Schleifen von rothen Bändern, in einer weibischen geputzten Kleidertracht, daß man gar an keinen Helden denken kann. Aber von der Seite der Kunst betrachtet, ist das Pferd worauf er sitzt, und der Garde du Corps neben ihm, alles, was nur schön heissen kann.

5. Belagerung von Duay 1667. Ein Kanonenschuß aus der Stadt tödtet, hinter den König, den Garde du Corps. — Das kämpfende Pferd mit dem Blut, das aus der grossen Wunde am Hinterbakken, prächtig roth auf dem weissen Grunde herauequillt, im Niederstürzen des Pferdes, und nebenbey der Garde du Corps hingeschmettert, seine Müze auf der Erde der König herumgekehrt voller Schrekken und Erstaunen, der vordre Garde du Corps schon von seinem Pferd herabgesprungen, und hinten das ganze Gefolge voller Bestürzung, — das ist ein Coup d'oeil, den keine Schilderung erreicht.

6. *Sacre de Louis XIV.* Auch ein kostbares Stük. Der König kniet in einem blausammtnen Mantel mit einem goldenen und purpurnen Kragen auf einem ebenfalls blausamtnen Teppich vor dem Erzbischoff von Rheims. Mantel, Teppich, Küssen, alles mit goldenen Lilien, Lilie an Lilie, gestikt. Der Erzbischof faßt die Krone an beyden Seiten an; zween andre Bischöffe heben noch mit; der König kniend erwartet die Krönung, hinter ihm ein Tisch, auch mit einem blauen und goldgestikten Teppich; die ganze Kirche voll von dem prächtigen Gefolge des Königs. — Von dem Fläschgen von Rheims sieht man nichts.

7. Petri Fischzug. — Die Leute sind so eifrig, so geschäftig, wie gemeine Leute sind, wenn sie das Glük besucht: aber die Fische haben alle so breite, wüste, plumpe Köpfe, als wenn es lauter Welse oder Seehunde wären.

8. Christi Tempelreinigung. — Lange betrachtete ich es, und indem ich dis schreibe, möcht' ich es wieder

wieder sehen. Christus im Manneseifer, strekt beyde Arme in die Höhe, einen Strik in der einen Hand; das Auge sagt viel, das Gesicht glüht ihm, die Schafe drängen sich. Da hat einer seinen Ochs am Horn und zieht, und zieht so stark, als er kann, will fort, und der Ochse sperrt sich. Dort kommt eine Frau, im Zorn stürzt ihr die linke Brust aus dem Kleid heraus, sie schießt auf Christum los, und raft mit einer Hand verschüttetes Geld zusammen. Christus wäre herrlich, weil er hier völlig das morgenländische Kleid (das Huck) hat, wenn nur keine Glorie um den Kopf wäre!

9. Krankenheilung; Lazari Erwekkung. — Unglaublich ists, wie viel auf einer Tapete von der Art ist. Man muß das Glas zu Hülfe nehmen, wenn man alles sehen will.

10. Christi Nachtessen beym Pharisäer. Luc. VII. — Die Sünderin liegt gar herrlich da, und der Pharisäer fährt weit zurük, daß er ja nicht angestekt würde.

11. Christus wäscht die Füsse. — Kniend vor dem Petrus, das Waschbekken neben ihm, unten steht aus der Vulgata: ein Beyspiel hab' ich euch gegeben. — Simpel, und schön die Person und die Worte: beydes schnell gesehen, macht einen mächtigen Eindruk.

12. Eine athenienſische Akademie, nach einem Gemählde aus dem Vatican. Alle Wissenschaften sind durch Philosophen vorgestellt; jeder hat eine eigene Lage, der eine braucht den Cirkel, der andre meditirt, der dritte observirt.

13. Constantins Gesicht am Himmel. — Man glaubts nicht, wie viel Kunst ohne Unnatur, wie viel Pracht

ohne ekle Schmiererey, wie viel Verwikkelung ohne Verwirrung auf so einem Teppich ist.

14. Jacob, Laban, Rahel und Lea. — Unbeschreiblich schön! Die Scene ist ganz ländlich; Bäume, Gras, Blumen, Schafe. Menschen, die alle nur halb gekleidet sind. Lea, in der Ekke, mit rothen Haaren, Pokkennarben im Gesicht bis auf die Brust herab. Der Mahler muß eine eigene Geschichte der Krankheiten gehabt haben. — Rahel unter einem Baum, gar herrlich; sie schielt nur halb auf den schönen Jüngling hin, und ihr blaues Auge schlich auf ihn, wie Oßian sagt. Jacob spricht mit dem Geizhals, der aber immer nach seinen Heerden hinsieht.

15. Noch viel herrlicher ist Josephs Entrevüe mit seinen Brüdern. Benjamin ruht lieblich auf seiner linken Schulter. Man sieht, wie wohl ihm da ist. Die andern haben alle auch die alleraffektvollsten Stellungen. Einer küßt ihm die rechte Hand, einer drukt ihm die linke, einer liegt unten am Fuß, einer faßt auf dem Boden sein Kleid, einer schlägt die Hände über den Kopf zusammen, einer stürzt mit beyden Armen auf einen Stuhl. — Stundenlang hätt' ich das Stük ansehen können.

16. Salomons Richterspruch, und sein tiefer Blik ins warme Gefühl des Mutterherzens. Wenn er nur keine Krone auf dem Kopf hätte! Die Mörderin ist durch ihre schamlose Frechheit ausgezeichnet. Die wahre Mutter hat das Kind noch halb auf dem Arm, halb reißt es ihr schon ein Garde du Roi aus der Hand,

und

und der andre strekt 'schon den Dolch dazu her. — Recht orientalisch, wo der Trabant des Despoten auch zugleich Scharfrichter war.

17. Joas Krönung. — Furchtsam sizt der junge Prinz erhaben, und sucht in der lärmenden Menge seinen Hohenpriester, der auch immer mit dem einen Auge nach ihm sieht, und mit der Hand die rasende Athalie zurük hält. Zween baumstarke Männer fallen ihr in die Arme, fassen sie in der Mitte, und schütteln das Weib ꝛc. In lächerlicher Gestalt erschienen die Engel, oft sehr klein, und doch mit grossen Flügeln an den Schultern, und mit Zeugungsgliedern, die ganz unproportionirt zu ihrem Körper waren. Oft standen auch an einem herrlichen Stük etliche Worte aus der Vulgata, ohne allen Sinn, ganz aus dem Zusammenhang herausgerissen, so recht im Mönchsgeschmak.

Aber noch schöner, als das alles, sind die seidenen Tapeten, die man Nachmittags in einem grossen Saal sehen konnte. Da hört alle Sprache, alle Beschreibung auf. Man wird entzükt bey ihrem Anblik, man weis nicht, wo man anfangen, wo man aufhören soll. Schwerlich läßt sich die Nachahmung der Natur höher treiben, und man geräth wirklich zuweilen in Versuchung, mit dem Franzosen zu sagen: die Natur kann es nicht schöner machen. Die gröste Feinheit, die schönste Ausfüllung aller Flächen und Ekken, die höchste Pracht im Colorit, die möglichste Delikatesse in jedem Zug, die beste Symmetrie, — kurz, alles was majestätisch, fein, eingreifend ist, vereinigt sich hier. Die Tapeten sind über zwölf Schuh hoch, und einige drey, andre sechs Schuh breit. Einfassung, Nebensachen, und die

Hauptvorstellung, alles läßt sich, wie gesagt, mit Worten nicht ausdrükken. Ganze Büschel von Rosen, Anemonen, Ranunkeln, kleine Früchte, Affen, Papageyen, viele andre bunte vielfarbigte Vögel darzwischen, Scenen aus dem Don-Quichot, vom Sancho, vom hölzernen Pferd, ganze Gruppen von Geniussen, Königinnen im Prachtkleid und im Negligée, schlafende Göttinnen, Kriegshelden, Baurenscenen, Opferpriester, Kinder, Thiere, Leidenschaften, Trennungen voll unaussprechlicher Rührung, und tief eindringender Wehmuth, schöne Stellungen, nakte Menschenkörper im völligen göttlichen Ebenmaasse, und das alles in lauter paradiesischen Gegenden, Fußboden, Wände, Seiten, alles von der Natur, oder von der Kunst gemacht, aber allemal im höchsten Grad. Das Brennende in den Farben, das Einnehmende in den Gesichtern, sonderlich in den Seelenvollsten Augen, die feinsten Pinselstriche, die Wellen und Falten in den Gewändern, die Stikkereyen, die Abwechslung, die Zusammenstellung und Anordnung des Ganzen, die Sorgfalt, die auf jedes Theilchen verwandt ist, der Ausdruk der Seelenbewegungen in jeder Mine, und das überall hervorleuchtende Zeugniß von der Kunst, Naturauftritte bis auf die grösten Kleinigkeiten zu beobachten, und sie auf Seide und Leinwand, wo vorher nichts von dem allen war, zu schaffen. — Das alles, und noch vielmehr, was ich, nicht eingeweiht in Kunstsachen, nicht entdekken, nicht sagen kann, das alles ist da zu sehen, und was verdient der für einen Namen, der es sehen kann, und nicht sehen mag? Es stehn die Namen Audran und Cozette, und die Jahrzahlen 1740, 1760, 1771 daran, und ich denke, die grossen Männer werden des Andenkens eben so würdig seyn, als Apelles und Praxiteles. Wer ein junges Genie weis, mit Anlage zur

Stik-

Stikkerey und Mahlerey, und er schikt ihn nicht daher, daß er das alles einsaugt, wie der Säugling Milch trinkt, der begeht wahrlich einen Diebstahl am Menschengeschlecht. Fängt er da nicht Feuer, so schikt ihn hin, wo ihr hinwollt — Mutternatur hat ihn nicht zum Mahler bestimmt, nicht, wie er gebohren wurde, als ihren Liebling geküßt. Nur in jeder Woche einmal möcht ich da, vor jedem Stük Stundenlang sitzen, dann fortrükken, und immer wieder neue übersehene Schönheiten entdekken. Lieber Freund! es ist wahr, das Schwätzen in der Aesthetik vom Empfinden des Schönen hilft nicht viel, die Regeln sollen kurz seyn, — aber viel sehen, sehen muß man die Prachtstükke der Kunst. — Es ist eine seidene Tapete da, wo Angelique und Medor sich mit einander versprechen. So schön kommt es gewiß in der Natur nicht so oft vor! Medor liegt, als Soldat, im Küraß vor ihr, Liebe thront und lebt im Auge, und Angelique, — o wie köstlich, wie fein ist alles an ihr! Das blaue und weisse Kleid, der zierlich aufgehobene Arm, ihr Auge, ihr Mund, ihre Stirne — — nein, keine Sprache drükt den ganzen Umfang der Schönheit aus. Es ist eine Gruppe von Baurenmädchen da, ihre Kleidung, ihre freye Lage, ihr offenes, zwang- und kunstloses Wesen — alles ist, wie wenn es lebte, und wirklich da stünde. Darneben sind in einem Zimmer Kupferstiche und Gemählde vom königlichen Hause, eins, der Kaiser in Dragoneruniform, das Sr. Majestät ungemein gleicht. — Ein Kupferstich von einer Tygerin, die einem Reuter, der ihr Junges entführt, Klauen und Zähne einhaut. — Von Bataillen, wo gestürzte Pferde, verstümmelte Menschen, zerstükte und zerstreute Glieder, besprützte herumgeworfene Kleider, und das Millionen fache Getümmel der Schlacht vom Pinsel

hingezaubert ist. Ich bin gewiß Freund und Liebhaber der Natur, aber wann menschliche Kunst der Natur an die Seite tritt, wann Werke der Kunst und der Natur aneinander gränzen, so nahe, daß jenen nichts fehlt, als Leben, Hauch und Duft, soll man dann nicht beyde Göttinnen umarmen? Was soll man von dem denken, der auch die Schätze aux Gobelins eitle, sündliche Pracht nennt, oder von dem stumpfen Weisen, der mit der kältesten Seele von der Welt das alles sieht, und doch sein: Sapientis est, nil mirari daher gähnt?

Diese reitzvolle Stunden erwekten freylich in mir das Verlangen, selbst in die Werkstätte zu gehn, und mit eigenen Augen der Entstehung dieser Schönheiten zuzusehen. Wollen Sie mich dahin begleiten, mein Bester! so werd ich Sie von der Manufaktur der Gobelins auch in die Spiegelfabrik führen, und übrigens die Ehre haben zu seyn rc.

Merk-

Erzählung von der Dankbarkeit eines Löwen. Aus dem fünften Buch der attischen Nächte des Aulus Gellius.

Appion, ein gelehrter Mann, der ein vortrefliches Buch von den Merkwürdigkeiten Egyptens hinterlassen hat, und zu seiner Zeit den Namen eines Polyhistors führete, erzählt folgende ausserordentliche Begebenheit, die er, da er sich eben zu Rom aufhielt, mit seinen Augen gesehen habe. Es wurde zur Ergötzung des Volks auf dem allergrößten Rennplatz ein Thiergefechte angestellt, wozu man nicht nur sehr viele, sondern auch recht auszeichnend große wilde Thiere zusammengebracht hatte: alle waren von einer ungewöhnlichen Größe, und der unbändigsten Wildheit. Vor allen zeichnete sich die Grausamkeit der Löwen aus: vornehmlich aber bewunderte jedermann einen schrecklich wütenden Löwen. Sein furchtbares Ansehen, seine ungeheure Gestalt, das fürchterliche und laute Brüllen, und die um den Hals fliegende lange Mähnen lenkten die Augen und Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf ihn. Unter vielen andern zum Tode verurtheilten Personen ward auch ein dacischer Knecht eines ehemals Konsul gewesenen Herrn auf den Rennplatz zum Kampfe geführet, welcher Androdus hieß. So bald diesen der Löwe von ferne sah, stand er plötzlich als vor Verwundrung still, und ging langsam Schritt vor Schritt auf den Menschen los, als ob er ihn kennete. Er bewegete, nach Art schmeichelnder Hunde, freundlich den Schwanz, lehnte sich an ihn, und lekte ihm, der schon vor Furcht halb todt war, Hände und Füße. Androdus faßte unter

unter den Schmeicheleyen dieses fürchterlichen Thieres wieder Muth, richtete seine Augen auf den Löwen, und betrachtete ihn, und man sahe das angenehmste Schauspiel. Der Löwe und der Mann erkannten sich wieder, sie freueten sich, und bezeigten einander ihre Freude. Das Volk war über diese sonderbare Sache voller Verwunderung, und der Kayser ließ diesen Knecht vor sich kommen, und frug ihn, warum dieser allerwütendste Löwe ihn allein verschonet habe. Androdus gab diese merkwürdige und höchstwunderbare Antwort: „Da mein Herr als Prokonsul die Provinz Afrika „beherrschte, ward ich durch seine täglichen ungerechten Mis„handlungen zur Flucht gezwungen. Damit ich nun vor „ihm, dem obersten Herrn dieser Länder, mich sicher verbergen „möchte, nahm ich meine Zuflucht zu den weiten sandigten „Wüsteneyen, mit dem Entschluß, wenn ich nichts zu essen „finden sollte, mir auf irgend eine Weise das Leben zu neh„men. In der heissesten brennenden Mittagssonne, kam ich „in eine entlegene verborgene Höle, gieng hinein, und ver„barg mich daselbst. Nicht lange darnach kam dieser Löwe „mit einem kranken und blutigen Fuß eben dahin, stöhnete, „und wimmerte kläglich vor Pein und Schmerzen. Ich er„schrak und erzitterte zuerst, beym Anblik dieses Thiers, da „er aber in die Höle, welche seine Wohnung war, hinein „kam, und mich darin verstekt antraf, trat er liebreich und „freundlich zu mir, hob seinen Fuß auf, zeigete und reichte „ihn mir, als ob er mich um Hülfe bäte. Ich zog ihm dar„auf einen ungeheuren Splitter aus seiner Fußsole, drükte „den Eiter, welcher schon die Wunde anfüllete, rein aus, „und troknete endlich ohne mehrere Furcht das Blut rein „ab. Nachdem er durch meine Sorgfalt so große Erleichte„rung gefunden hatte, legte er sich nieder, ließ den Fuß in

meinen

„meinen Händen, und schlief ein. Von dem Tage an habe „ich mit dem Löwen drey Jahr in der Höle gelebt, und einer„ley Nahrung genossen. Denn, von allem Wild, das er „auftrieb, brachte er mir die fettesten Stükken, welche ich, „da ich kein Feuer hatte, an der Mittagssonne dörrete und „aß. Da ich aber endlich dieses thierischen Lebens über„drüßig war, verließ ich einst, da der Löwe auf die Jagd „gegangen, die Höle. Nach einem Wege von ohngefähr „drey Tagen, sahen mich die Soldaten, ergriffen mich, und „führten mich aus Afrika nach Rom zu meinem Herrn. „Dieser verurtheilte mich sogleich zum Tode, und bestimmte „mich zum Kampf mit wilden Thieren. Nun merke ich „wohl, daß dieser Löwe, nachdem ich von ihm gegangen, „gefangen worden, und sich noch itzt für die ihm bewiesene „Wohlthat, und an ihm vollbrachte Kur dankbar bezeige." Jedermann bat hierauf, daß Androdus losgegeben, und ihm die Strafe erlassen würde: ja der Löwe ward ihm auf das Urtheil des Volks geschenkt. Man sahe nachmals oft den Androdus mit dem Löwen an einem dünnen Riemen durch die Strassen der Stadt gehen. Jedermann beschenkte den Mann, bestreute den Löwen mit Blumen, und alle, die ihnen begegneten, sagten: dies ist der Löwe, der einen Menschen beherberget hat, und dieser Mensch ist der Arzt eines Löwen gewesen. Appion erzählet dieses, als ein Augenzeuge der Sache, die auch damals jedermann zu Rom bekannt gewesen.

Wie viel edles an einem Thier, wenn wir dieser Erzählung glauben! Dankbarkeit mäßiget seine sonst ganz unbändige Wuth, und Ueberlegung scheinet der Wildheit seiner Natur Einhalt zu thun. O! wie oft kann man zu dem

mit Vernunft begabten Menschen sagen: Gehe hin zur Ameise, zum Storch, zum Kranich und zur Turteltaube, znm fürchterlichen Löwen, und lerne. Ein Ochse kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber mein Volk vernimmts nicht.

Ich füge diesem ein Beyspiel einer in vielen Jahren von einem Thiere nicht vergessener Beleidigung bey. Ein zahmer friedsamer Rabe in dem Hause eines vornehmen Mannes zu Halle, der täglich viele hundert aus- und eingehende Menschen ruhig ohne allen Widerspruch vor dem Pfosten einer Treppe vorbey gehen sahe, ward von einem Bürger gereitzt und geschlagen, dafür er ihn in den Fuß biß, daß er drey Monat lang daran heilen muste. Der Rabe kam nach seines Herrn Tode in andere Hände, und nach vielen Jahren der Bürger in ein Haus, wo er einen Raben auf sich zu gehen, und nach sich hakken siehet. Er wikkelt sich daher in einen Mantel, und der Herr des Hauses wundert sich darüber, weil der Rabe niemand, der je ins Haus gekommen, angefallen hatte. Der Mann aber versichert, er müsse wohl etwas in seiner Natur haben, das den Raben zuwider wäre, denn er sey einmal bey jenem verstorbenen Herrn durch einen Raben gefährlich verwundet worden. So bald der itzige Eigenthumsherr des Raben dessen Namen hörete, sagte er: Meine Verwundrung höret auf, dies ist derselbe Rabe.

So ist unauslöschliche Rache auch Rabenart, mit welchem Namen man sonst die schwärzesten Karakter zu bezeichnen pflegt. Wie ernstlich sollten wir diese unedle Gesinnung fliehen!

Aus

Aus dem neunten Buch der attischen Nächte des Aulus Gellus.

Im vier hundert und fünften Jahr nach Erbauung der Stadt Rom rükten die Gallier mit einem zahlreichen Heer in die Pontinischen Ländereyen ein, und die Konsuls Lucius Furius, und Klaudius Appius brachten, um ihnen sich zu widersetzen, so viel Kriegsvölker als möglich zusammen. Ein junger Mann aus dem Geschlecht der Valerier wurde ihnen zum Anführer gegeben. Der Feldherr der Gallier, der von einer ungeheuern Größe war, und Waffen, die von Gold blitzten, trug, trat zum Streit hervor, gieng vor dem Heer auf und nieder, und schwenkte seinen Spieß, sah sich stolz und verächtlich um: alles schien ihm zu geringe, endlich forderte er jedermann auf, ob sich aus dem ganzen römischen Heer jemand fände, der es wagte, mit ihm zu fechten Valerius trat, da die übrigen zwischen Furcht und Schaam getheilt waren, nachdem er von den Konsuln die Erlaubniß, mit dem entsetzlich stolzen Gallier sich ins Gefecht einzulassen, erhalten hatte, ihm unerschrokken und bescheiden entgegen. Der Streit hob sich an, und jeder stand fest auf seiner Stelle. Schon waren sie ins Handgemenge gerathen, als sich die Vorsehung wirksam zeigete. Schnell und unvermuthet flog ein Rabe daher, und setzte sich auf den Helm des Valerius, fieng an, seinem Widersacher ins Gesichte und in die Augen zu fahren, ihn anzuzischen, zu verwirren, seine Hand mit den Klauen zu zerfleischen, und ihn mit den Flügeln zu verhindern, daß er nicht sehen konnte. Da er eine Zeitlang genug

getobt hatte, flog er auf den Helm des Valerius zurük: dieser aber besiegte auf solche Weise vor dem Angesicht beyder Kriegsheere, theils durch seine eigene Tapferkeit, theils durch Hülfe des für ihn streitenden Vogels den höchstgrimmigen Anführer der Feinde, und erlegte ihn glüklich. Er bekam darauf den Beynamen Corvinus, unter welchem er bekannt ist. Die römischen Annalen erzählen auch diese Geschichte, und Augustus ließ nachmals zu deren Andenken dem Corvinus eine Bildsäule auf dem grösten öffentlichen Plaz aufrichten, auf deren Helm ebenfalls ein Rabe abgebildet war.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

160ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Bachstelze, dunkle. S. braune.
— — Feigenesser, ⎫
— — Feigenhakker, ⎭ Fliegenschnepper.

Brunellchen, (Klein) brauner Fliegenschnäpper, mit einem weissen Flügelflekken. (Ebend.) Grasmükke. (Briss.) Schwarzrükkige Grasmükke. (Frisch). Die Spitzlerche (Pontopp.). Das kleinere graugestreifte Rothkehlchen, mit weissen Flügelflekken. (Hallen), der schwarz- und weißschäkkichte, schmätzende Fliegenvogel. (Zorn) Der Wüstling. (Cathol.) a)

Nach

a) *Motacilla Ficedula* subfusca, subtùs alba, pectore cinereo maculato. *Linn.* S. Nat. XII. p. 330 n. 10. *Faun. Suec.* Ed I. n. 231. Ed. II. n. 251. p. 91. *Gesneri* Aves 384. *Aldrov.* Ornith. II. p. 758. *Jonst.* Av. T 45. & *Rzacz.* *Willughb.* Orn. 163. *Raji* Aues. 81. n. 12. *Albin.* Av III p. 25. Tab. 26. Ficedula. *Brisson.* Orn III. p. 369. it in 8vo. Vol. I 413. n. 1. Ficedula, le *Becfigue*. *Barrere.* Ficedula rostro & pedibus luteis.

Nach der Beschreibung des Herrn von Linné ist sein Feigenesser oben bräunlicht, unten weiß, auf der Brust aschgrau geflekkt, mit rothen Augenringen bezeichnet, sein oberer Kiefer an beyden Seiten gerändelt und mit langen Borsten besezet. Seine Schwungfedern der zwoten Ordnung haben auswärts eine weiße, die erste Ruderfeder an der ganzen äußern Seite, die andere nur bis auf zwey Drittel der nämlichen Seite, dergleichen weiße Farbe. Er hatte diesen kleinen Vogel im Hanfe nisten, auch in Schweden sogar auf den Aekkern gefunden.

Ausführlicher sind im Zorn das Männchen und Weibchen dieser Art beschrieben. Herrn Frischs schwarzrükkige Grasmükke, (Curruca tergo nigro) hält er für das Männchen, das einen kohlenschwarzen Schnabel, über demselben ein schneeweisses Bläschen hat, auf dem Kopf aber bis ans Genikke, und an den Bakken, wie auf dem Rükken und auf dem Schwanze ganz schwarz aussiehet. Unter dem Genik ist noch um den Hals ein weißes Ringelchen, auf dem Bürzel aber ein weisser Flekken zu sehen, auf welchen die schwarze Ruderfedern folgen. Die Flug- oder Schwungfedern

luteis. *Charlet.* Onomat. p. 81. n. IX. c. fig. opt. Ficedula. Συκαλὶς. (*Linn.*) *Piccafigua.* Pohln. *Figojadka.* Engl. *Figeales.* Ital. *Beccafico.* *Brünnich.* Ornithol. Boreal. pag. 72. n. 282. Kleins Vogelhist. p. 147. n. XIII. *Sylvia* rectricibus alarum maculâ alba. Zorns Petinotheol. II. p. 383. Frischs Vögel I. Tab. 22. f. 3. Curruca fuscâ, albâ maculâ in alis. *Fauvette* brune à taches blanches des ailes. T. 24. f. 1. *Müller* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 271. Eberh. Thierg. pag. 84. N. Hamb. Mag. 37. St. Pontopp. Dännem. 174. Spidslærke. Spizlerche. T. XII. p 606. n. 10. *Vallm. de Bomare.* Dict. II. p. 5. Becfigue. *Dict. des Anim.* I. 264. *Catholic.* B. p. 141.

federn sind nicht weniger schwarz, aber doch mit einem ziemlich breiten weißen Streif, nicht weit von der Spule, versehen. Die drey hinterste Flugfedern sind halb schwarz, halb weiß, wie dann auch die Dekfedern gegen die Spitzen hin, über die Hälfte weiß erscheinen, wodurch, wenn dieser kleine Vogel die Flügel ausbreitet, mit dem Weissen auf dem Bürzel beynahe die Figur eines weissen Kreuzes entstehet. Der ganze Unterleib, von der Kehle bis unter den Schwanz hinaus, hat eine schneeweiße, die Füße hingegen haben eine kohlenschwarze Farbe. Beydes, das Schwarz und Weiß, ist an alten Männchen weit schöner und lebhafter, als an den jungen.

Das Weibchen ist am ganzen Oberleib, vorzüglich an den Schwung- und Ruderfedern, bräunlich: weil aber die Schwungfedern sowohl, als einige Dekfedern, zum Theil weiß aussehen, so bilden sie gleichsam ein weißes Schild auf jedem Flügel. Die äußerste Schwanzfedern sind am Rükken der Fahne durchaus von weißer, der Unterleib überall von schmuzig weißer, Schnabel und Füße von schwarzer Farbe. Dies Weibchen ist eigentlich Frischs brauner Fliegenschnäpper mit weißen Flügelflekken. Es ist also unrecht, beyde hier beschriebne Vögel für zweyerley Arten zu halten. Herr Zorn versichert, ihr Nest oft gefunden, und in selbigem allemal einen schwarz- und weißschäkkigen Feigenesser neben einem solchen bräunlichen beysammen gesehen zu haben.

Auch diese Vögel nähren sich bloß von Insekten, daher sie gleich im Frühjahr ankommen, und im September, wenn ihre Nahrung zu fehlen anfängt, wieder fortziehen.

Sie brüten in hohlen Bäumen, in Eichen, Büchen, sonderlich in Aespen, und pflegen vier bis fünf Junge zu bringen. Ihr Nest verrathen sie durch ihr klägliches Schreyen, welches beynahe dem Pipen der jungen Tauben gleichet, wobey sie beständig mit unter schmäzen, aber nie einen ordentlichen Gesang hören laßen.

Wenn diese Vögel stehen, bewegen sie fast immer zugleich den Schwanz und die Flügel, die gemeiniglich mehr unter dem Schwanze hängen, als auf demselben liegen. Im Frühling und Sommer findet man sie bey uns in allen Wäldern. Wenn bey ihrer Ankunft noch rauhes Wetter herrschet; so halten sie sich zu den Wohnhäusern in den Dörfern, wo sie die Fliegen vom Gemäuer wegfangen, und Würmer in frisch umggegrabnen Gärten aufsuchen.

Bachstelzen. Feldnachtigal. S. Jamaicensische Nachtigal.

— — Flekkehlchen, mit silberstükkener Brust. (Klein.) S. unter Schwarzkehlchen.

— — Fliegenfänger. S. Weißkehlchen.

— — — — blauer. S. Kanadensische große graue Bachstelze.

— — — — kleiner Eisengrauer. S. blaue Bachstelze.

— — — — schwarzer. S. Meerschwarzplättlein.

— — Fliegenschnäpper, brauner, mit einem weißen Flügelflekken. (Klein.) S. oben Feigenesser.

Bachstelzen

Bachstelzen. Fliegenschnäpper, grüner Indianischer. (Seligm.) S. Wasserstelze.

— — — — mit goldener Krone. (Seligm.) S. die gekrönte

— — Fliegenstecher. S. Braunkehlchen.

— — — — brauner. S. Baumnachtigal.

— — — — schwarzer, mit weißem Halsring. (Hallen) S. Weißkehlchen.

— — Fliegenvogel, bräunlichter. (D. Günth.) S. Braunkehlchen. oben

— — — — braun- und röthlicht bunter (D. Günth.) S. Baumnachtigall.

— — — — gelbbrüstiger (Penn.) S. Weißkehlchen.

— — — — schwarz- und weißschäkkichter, schmätzender. (Zorn) S. Feigenesser.

— — Flügelflek. b) So nennet Herr Pr. Müller, nach Herrn v. Büffon, eine braune Bachstelze mit gelbem Wirbel und Augenringe, rother Brust, gelbem Bauch und Flügeln, die mit einem weissen Flek bezeichnet sind. Ihr Vaterland ist nicht angegeben und mir ist sie noch nicht im Büffon vorgekommen.

b) S. Müllers Linné Supplem. p. 175. Motacilla fusca.

Bachstelze, geflekte, oder Pensylvanische, mit rothem Kopfe. Der Rothkopf mit gelbem Leibe. c)

Diese Bachstelze, mit schwarzem, dünnem, sehr spitzigem Schnabel, gehört in Pensylvanien und Nordamerika zu Hause, ist oberwärts olivengrün, unten von den Augen und vom Schnabel an, bis zum Schwanze, glänzend gelb, an der Brust mit rothen länglichen Tropfen betüpfelt, wovon ihr Herr von Linné den Namen *Petechia* ertheilet. Ihr Wirbel ist roth, ihre dunkle oder braune Schwungfedern haben einen weißen oder gelblichen Saum, die zwölf Ruderfedern oben eine dunkle, unten eine gelbe, der Schnabel eine schwarze, die Füsse hingegen eine dunkel aschgraue, oder nach Hrn. Edward eine fleischröthliche Farbe. Beyde, Männchen und Weibchen, kommen im März nach Pensylvanien, leben da sehr einsam, halten sich in Gebüschen auf, und nähren sich von Insekten, welche sie an den niedrigsten Büschen finden, und setzen sich selten auf hohe Bäume. Sie nisten in Pensylvanien gar nicht, sondern ziehen weiter nach Norden.

Die Länge des Vogels beträgt $4\frac{3}{4}$ Zolle, des Schnabels, 6 Linien, des Schwanzes, 18 Linien, der mittlern Zee, 8 Linien. Die zusammengefaltene Flügel reichen ohngefähr an den dritten Theil der Länge des Schwanzes. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die minder lebhafte Farben.

Bach-

c) *Motacilla petechia*, oliuacea, fubtùs flaua, rubro guttata, pileo rubro. *Linn.* S. N. XII. p. 334. n. 30. *Briſſon.* Av. 4to. Vol. III. p. 488. in 8vo. I. p. 443. n. 49. Ficedula Penſyluanica erythrocephalos. Le *Figuier à tête noir de Penſyluanie.* *Edw* Av. V. p. 99 Tab. 256. f. 2. *Tête rouge* au corps jaune. *Yellow. Redpole.* Seligm. Vögel. VII. T. 46. Auicula lutea, vertice rubro. *Onom.* H. Nat. III. 904. Müllers Linné II. p. 613. n. 30.

Bachstelze, gehäubte. Der Hayduk. d)

Eine kayennische Bachstelze, oben grün, unten gelb, mit einem aufgerichteten Federbusch gezieret, welcher aus weissen und braunen Federn bestehet.

— **gekrönte**, oder die pensylvanische mit gelbem Kopfe. Der Fliegenschnäpper mit goldner Krone, (Seligm.) pensylvanische aschgraue geflekte Bachstelze. (Briss.) e)

Das Männchen dieser pensylvanischen Bachstelze hat einen dünnen schwärzlichen Schnabel. Mitten durch denselben ziehet sich ein breiter schwarzer Streif, worüber man eine schmale, weiße Linie siehet. Die Seiten des Kopfes und die Kehle haben, bis über den schwarzen Streif eine weiße, der hintere Theil des Kopfes und Halses, Rükken und Schwanzdekfedern eine schieferblaue Farbe, und sind längs der Mitte der Federn mit braunen und schwärzlichen Flekken besprenget. Die schwarze Brust ist ein wenig mit Eisengrau vermenget. Auf dem Wirbel des Kopfes erblikt man einen glänzend gelben Flekk. Die Seiten der Brust sind unter dem schwarzen Streife, wie der Bürzel, gelb, die Schwungfedern schwarz, mit grünen Einfassungen, der untere Theil der Flügel grau gefärbet. Die Dekfedern der Flügel

d) *Motacilla cristata.* S. Müllers Linn. Supplem. p. 176. n. 57

e) *Motacilla coronata*, nigro maculata, pileo, hypochondriis uropygioque flauis. *Linn.* l. c. p. 333. n. 21. *Edw.* Aues Tab. 298. Muscicapa aureo vertice. *Golden-crowned Fly-Catcher.* Seligm. Vögel. VII. T. 88. Moucherales couronnées d'or. Mâle & fem. *Brisson.* Av 8vo. p. 460. n. 81. Ficedula Pensylv. cinerea, naeuia. Le *Figuier cendré ta heté* de Pensylvanie. Müllers Linné II. 611. n. 21. *Onom.* H. Nat. V. 263. it. II. 904. *Cathol.* F. p. 161.

Flügel und die Federn zunächst am Rükken, haben weisse Spitzen. Der Schwanz ist oberwärts schwarz, und bestehet, wie bey allen Vögeln dieser Art, aus zwölf Regierfedern, von welchen die drey äussersten auf jeder Seite, oberwärts weiße Flekken haben. Bauch, Schenkel und Dekfedern unter dem Schwanze sind weiß, die Seiten der Brust und des Bauches mit schwarzen Flekken besprenget; Beine, Pfoten und Klauen dunkelbraun oder schwärzlich.

Das Weibchen ist auf dem Rükken, den Flügeln und auf dem Schwanze nicht schwarzblau, sondern bräunlich, hat auch so wenig einen schwarzen Streif durch die Augen, als auf der Brust einen schwarzen Flek. Wo die Federn dieser Vögel äußerlich weiß aussehen, da pflegen sie unten bey den Flaumfedern schwarz zu seyn.

Nach Pensylvanien kommen diese Vögel im Frühling von Süden her; man siehet sie aber daselbst nur drey bis vier Tage, nähren sich da von Insekten, und ziehen sodann weiter nach Norden, wo sie sich den übrigen Sommer hindurch aufhalten und vermehren, vor Winters aber noch in wärmere Gegenden ziehen.

Bachstelze. Gelbbrust; braune Grasemükke, kleiner Spottvogel (Kram.) Bastartnachtigall. (Cathol.) Balkenvogel. (von Murr im Pennant). f)

Obgleich

f) *Motacilla Hippolais* virescente cinerea, subtùs flavescens, abdomine albido, artubus fuscis, superciliis albidis. *Linn.* S. N. XII. 330. n. 7. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 234. Ed. II. n. 248. p. 91. Ficedula. *Gesn.* Av. 385. Ficedula septima. *Aldrov.* Ornith. II. p. 759. T. 760. *Will.* Ornith. p. 158. *Raji* Av. 79. n. 7. Fig-

Obgleich Herr Pennant diesen Vogel sehr schön in Kupfer stechen und illuminiren laßen; so hat er ihn doch nicht selbst gekannt, sondern bloß nach Herrn Willughby beschrieben, dem er einst von Berkshire war zugesendet worden. Vielleicht, sezt er hinzu, ist es eben derjenige, der in dieser Grafschaft *Beam-bird* oder Balkenvogel genennet wird, weil er gern unter den Enden der Balken in Nebengebäuden zu nisten pfleget. Er ist kaum so groß, als ein Hänfling. Kopf, Hals, Rükken, Flügel und Schwanz haben eine grünlich-aschgraue, die Schwungfedern eine, mit mit grün eingefaßte mausefahle, die innern Dekfedern der Flügel eine gelbe, der Bauch eine silberglänzende, die Brust eine dunklere, gelb gemengte, das Maul inwendig eine rothe, die Beine eine bleyähnliche, blaulichte Farbe, und über den Augen ist, nach Hrn. v. Linné, ein weißer Strich zu sehen.

Bachstelze, gelbe. Gelber Sticherling, gelbe Wasserstelze, (Briss.) Kuhstelze. (Klein) Rinderstelze. (Müll.) gelber Irlin. (Cath.) g)

Fig-eater. Curruca. La *Fauvette. Brisson.* Ornith. 4to Vol III. p. 378. in 8vo. Vol. I. 414. n. 2. *Scatarello* vulgò. Engl. *Petti-chaps.* Pennants Britt. Thierg. p. 112. T. 54. f. 1. *Pennant. British* Zoolog. gr. 8vo. Vol. I p. 376. *Kramer* Austria p. p. 377. n. 18. Motacilla subtùs albida, suprà fusca. *Forskäels* Descr. anim. orient. p. 8. *Zinanni* Uoua. p. 44. Tab. VI. f. 29. *Beccafico cinerizio Bigione. Müller.* Prodr. Zool. Dan. p. 32. n. 270. Dän. *Graes-Smutte.* D. *Zückert* mat. alim. p. 108. Müllers Linné II. p 605. n 7. *Onom.* H. N V. 266. *Diction. des Anim.* II. p. 174. *Valm. de Bomare* Dict. IV. p. 370. *Catholic.* F. p. 81.

g) *Motacilla flaua,* pectore, abdomineqne flauo, rectricibus duabus lateralibus dimidiato obliquè albis. *Linn.* S. N. XII. p. 331. n. 12.

Diese Bachstelze ist etwas kleiner, als die bald folgende gemeine, weiße. Sie hat ihren Beynamen von der schönen gelben Farbe der Brust und des Bauches, und nach Herrn Pennant, einen großen schwarzen Flek an der Kehle. Auf dem

n. 12. *Faun Suec.* Ed. I. n 215. Ed II. n. 253. p. 92. *Linn.* Mant. II. p. 527. Mutac. Bearola. *Gesneri* Aues 618. Motacilla flaua *Aldrov.* Ornith. II. 729. *Willughb.* Orn. 172. Tab. 68. *Raji* Aues 75. n. 2. *Belon.* Obs. II. Resurada. *Albin.* Av. II. p. 54. T. 58. *Merreti* Pinax 178. Motacilla flaua, rostro longiusculo nigricante. *Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. p. 468. Pl. 28. f 1. Motacilla verna. *Idem ibid.* p. 471. Tab. 23. f. 3. Motacilla flaua. *Ejusd.* Aues. 8vo. Vol. I. p. 438 & 439. n. 40. 41. La *Bergeronette du Printemps & jaune.* *Zinanni* Uoua 51. Coda tremola. Tab. VII. f. 39. *Edw.* Aues 103. T. 258. mas. it. 105. Tab. 259. fem. Pennants Britt. Thierg. pag. 118. *Brit. Zool.* gr. 8vo Vol I. 362. Seligm. Vögel VII Tab. 48. 49. Meiers illum. Thiere, II p. 21. Tab. 78. Frischs Vögel. I. T. 23. f. 3. gelbbrüstige Bachstelze. Motacilla lutea, Hauchequeuë jaune. La Bergeronette. Hallens Vögel. p. 337. n. 311. Kleins Vögelhist. p. 146. n. VII. *Syluia* flaua, Motacilla minor flaua. *Bearila* Aristot. weil sie sich den Heerden auf dem Felde nähert. Florus *Noua.* Yellow Water-Wagtail. Cock and Hen. Ebend. illum. Vögeleyer. p. 26. T. X. f. 18. D. Günthers Skopol. Vögel. p. 187. n 225. u. 226. Motacilla flaua & Boarula. Ital. Squassacoda d'acquae. Boarina. Pontoppid. Dänn. p. 174. Gulspink. Müllers Linné II. p. 608. n. 12. it. Suppl em pag. 173. n. 50. Zorns Pethinotheol II pag. 434. D. *Zückert* mat. alim. p. 113. *Schwenckf.* Av. Siles. pag. 301. Motacilla minor. Boarula. Culicilega 2. Arist *Kramer* Austr. p. 374. n. 2. *Merreti* Pin. p. 178. *Müller* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 273. Dän. *Gulspink.* *Brünnich.* Orn. Bor. p. 70. n. 273, 274. Adans. Reise. Brand. 73. p. 251. Cf. Kranzens Grönl. I. 104. *Stunsquette.* *Onomat.* H. Nat. V. p. 264. *Onom. Forest.* I. p. 184. *Diction. des Anim.* Vol. I. p. 275. Bergeronette jaune. *Vallm. de Bom.* Dict. II. p. 53. *Cathol.* B. p. 170. N. Sch. d. Nat. I. p. 474.

dem Rükken ist sie bräunlich, mit gelb untermischet, oder vielmehr gelbgrünlich. Auf dem Bürzel hat sie einen höher gefärbten Flek, der im Fliegen einen reizenden Schimmer zeiget. Ihr Kopf hat, nach Herrn Zorn, ein aschfarbiges, nach Herrn Pennant, ein olivengrünes Ansehen, und über den Augen ist sie mit einigen zarten, weißen Strichelchen bezeichnet *). Ihre spitzige Zunge ist in vier bis fünf Fasern getheilet. Der lange Schwanz, den sie beständig beweget, ist bräunlich, und seine Nebensedern haben weisse Spiegel.

Der spitzige Schnabel ist, wie die hohen Beine, stahlblau oder beynahe schwarz gefärbet, und an der hintern Zee führt sie eine Klaue, zweymal so lang, als an den übrigen, oder einen Sporn, wie die Lerchen, doch nicht völlig so lang, als an diesen. Das Männchen ist mit mehrerm und schönerm Gelb, als das Weibchen, gezieret. Sie pflegt sich an sumpfigen Oertern und bey dem Wasser bis zur Streichzeit gern allein aufzuhalten. Ihr Nest machet sie auf dem Erdboden an dem Ufer der Bäche, oder an die Ränken bey Sümpfen, auch in das Gemäuer bey Mühlen, aus dürren Pflanzenstängeln und kleinen Wurzelfasern, inwendig mit Haaren gefüttert, und bringet, wie Herr Zorn selbst gesehen, fünf bis sieben Jungen. Ihre Eyer sind weiß, oder olivenfarbig, mit dunkelbraunen Linien oder Flekken bezeichnet. Sie bleibt meistens, auch in den strengesten Wintern, in unsern Gegenden, und läßt sich fast immer bey offnen Wassern und Brunnenbächen finden.

Mit

h) Herr Pennant sagt: Uber den Augen ist eine hellgelbe Linie, unter derselben eine andere, die schwärzlich aussiehet, und sich vom Schnabel über das Auge hin erstrekket. Unter dem Auge findet sich ein dritter Strich von eben dieser Farbe.

Mit Beyhülfe des erwähnten Sporns an der Hinterzee, den sie gleich aus dem Eye mitbringet, kann sich diese Bachstelze, wie die Lerche, stark erheben, das ganze Gewicht ihres Leibes auf die hinterste Zee setzen, und so, mit aufgerecktem Hals aus dem Grase weit umhersehen, und sich vor annähernden Gefahren hüten. Wie man sie fangen könne, wird in der Onom. Forest. I. p. 184. gelehret. Im Käfig werden sie mit Milch und Semmel oder Mich und Kleye genähret.

Eine Abänderung dieser gelben, die bey andern die graue Bachstelze heißet, werde ich unter dem Namen der grauen beschreiben.

Herr Klein hat eben diese Art Kuhstelze genennet, und sie für Aristotelis Boarola gehalten. Herr Skopoli unterscheidet aber die Kuhstelze, wie Herr von Linné in seiner zwoten Mantissa, von unserer gelben. Die Unterscheidungsmerkmale, die Skopoli angiebt, bestehen darin, daß die merklich kleinere Kuhstelze sich haufenweise zusammen halte, und nicht, wie die gelbe, das Wasser liebe, daß jene im Oktober streiche, diese mehrentheils bey uns bleibe. Ferner halte sich die Kuhstelze gern auf den Triften bey den Heerden des Hornviehes, und pflege da den Kühen die Insekten, welche sie quälen, i) vom Maul und von den Füßen wegzufangen. Außerdem haben sie eine sehr helle Stimme, und sind also von den andern gelben in vielen Stükken sehr unterschieden, ob sie gleich in Ansehung der Farben ziemlich mit jenen überein kommen.

Bach-

i) Als unter den Stechfliegen die sogenannten Waden- und Rükkenstecher (conops calcitrans & irritans *Linn.*), wodurch sie dem geplagten Vieh eine große Wohlthat erzeigen.

Bachstelze. Gelbflügel, oder Pensylvanische mit gelben Flügeln, oder aschgraue mit schwarzer Kehle. (Briss.) Fliegenschnäpper mit goldnen Flügeln. (Seligm.) k)

Die griechische Linnéische Benennung (Chrysoptera) ist von der schönen gelben Farbe der Flügeldeckfedern hergenommen, die auf den Flügeln einen großen gelben Flek machen, welcher sich desto vorzüglicher ausnimmt, weil der Vogel oben braun, oder schieferblau, und unten weiß erscheinet.

Nach Edwards Beschreibung hat dieser Vogel einen sehr geraden, ziemlich spitzigen, schwarzen Schnabel, auch schwärzliche Beine, Zeen und Klauen. Von den Winkeln der Oeffnung des Schnabels ziehet sich ein schwarzer Streif durch die Augen, und man bemerkt sowohl über, als unter den Augen einige weiße Streifen. Die Kehle hat vom Schnabel an bis zur Brust eine schwarze, Brust, Bauch, Schenkel und Dekfedern unter dem Schwanz, eine weiße, die Spitze oder Platte des Kopfs eine schimmernd gelbe Farbe. Der obere Theil des Halses, Rükken, Bürzel, auch die kleinste Dekfedern der Flügel, sind hell schieferblau, die Schwungfedern und der untere Theil des Schwanzes, dunkel aschfarbig. Die Fahnen der ersten Reihe der Dekfedern des obern Theils der Flügel, wie auch das Ende der Federn unter

k) *Motacilla chrysoptera*, fusca, subtùs albâ, pileo maculâque alarum luteis, gulâ nigrâ. *Linn.* S. N XII. 333. n. 20. *Muscicapa* alis aureis. *Edw.* Av Tab. 299. Seligm. VIII. T. 89. *Moucherolle aux ailes dorées* Golden-Winged. Fly-Catcher. *Brisson.* Av. 8vo. Vol. I. p. 459. n 80. Ficedula Pensylv cinerea, gutture nigro. Le Figuier cendré à gorge noire de Pensylvanie. Müllers Linné II. p. 611. n. 20. *Onom.* H nat III. 903. u. V. 263. *Cathol.* F. p. 161.

unter den Flügeln sind gelb, dadurch bildet sich an jedem Flügel ein schöner gelber Flek. Die Dekfedern unter den Flügeln sind weiß, der untere Theil der Schwungfedern ist hell aschfarbig mit weißlichten Einfassungen; der untere Theil des Schwanzes hat ebenfalls eine aschgraue Farbe, und alle innere Fahnen der äußern Federn sind auf beyden Seiten mit weißen Flekken besetzet. In Pensylvanien kommen sie im April zum Vorschein, sie ziehen aber binnen wenig Tagen durch, und wenden sich dann gegen Norden.

Bachstelze. Der Gelbkopf, oder die gelbköpfige Bachstelze aus Kanada. l)

Oberwärts schwarz, und gelblicht olivengrün, unterwärts schmuzig weiß, mit ganz gelbem Wirbel des Kopfes. Zwischen den Augen und dem Schnabel auf beyden ein schwarzer und hinter demselben ein weißer Flek. Auf den Flügeln ein doppeltes gelblichtes Querband. Am innern Barte der drey äußersten Ruderfedern beyder Seiten unter der Mitte weißgelblicht. Auf dem Schwanze schwärzlicht, an den Füßen und Nägeln braun gefärbet. — Die Länge des ganzen Vogels vier und $\frac{3}{4}$ Zolle, des Schnabels, $5\frac{1}{2}$ Linie, des Schwanzes, $1\frac{2}{3}$ Zolle, der mittlern Zee, sechs Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, 7 Zolle. Zusammengefaltet reichen sie bis an die Mitte des Schwanzes.

Bachstelze,

l) *Motacilla icterocephala* grisea, subtus albida, pileo luteo fasciâ, oculari nigrâ, duabusque alaribus flauis. *Linn.* S. N. XII. p. 334. n. 25. *Ficedula* Canadensis icterocephala. *Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. p. 517. T. 27. f. 2. in 8vo. Vol. I. p. 451. n. 64. Le *Figuier à tête jaune de Canada.* Müllers Linné II. p. 612. n. 25. *Onomat.* H. Nat. III. p. 896.

Bachstelze, gelbköpfige, aus Pensylvanien. Der Fliegenschnäpper mit rother Brust. (Seligm.) m)

Diese Bachstelze, welche ich nur im Brisson angetroffen, hat auf den obern Theilen des Körpers eine olivengrüne Farbe, das Männchen überdies noch schwarze Flekken. Unten ist sie weiß, auf dem Kopf mit einem gelben Wirbel gezieret. Unter den Augen befindet sich ein schwarzer Band auf beyden Seiten, und bey dem Männchen ist auch der Hinterkopf schwarz gezeichnet. An den Flügeln bemerket man zwey weiße Queerbande. Der obere Theil der Brust, und die Seitentheile des Leibes haben eine dunkle Röthe. Die größere Schwungfedern sind oben schwärzlich, unten aschgrau. Auch die zwölf Ruderfedern haben eine schwärzliche Farbe; doch ist auf beyden Seiten die äußerste nach innen zu weiß geflekket. Schnabel, Füße und Nägel fallen ganz schwarz in die Augen.

Dem Weibchen fehlen sowohl der schwarze Flek am Hinterkopf, als die schwarze Flekken auf dem Rükken. An ihren Seitentheilen ist auch nicht viel Roth wahrzunehmen.

Diese Vögel kommen im April nach Pensylvanien, ohne daselbst zu nisten. Wenn sie sich einige Tage lang von Fliegen, Spinnen und andern Insekten genähret haben, ziehen sie nach Norden.

m) *Motacilla Ficedula pensyluanica* icterocephalos. Le *Figuier à tête jaune* de Pensylvanie. *Briss* Aues 8vo. I p. 458. n. 78. *Moucherolle à gorge-rouge, Red-throated. Fly-Catcher. Edw.* Seligm. Vögel. VIII. T. 91. Muscicapa gutture rubro. *Onom.* H. N. III. 905.

Bachstelze, die gelb- oder goldköpfige, oder pensylvanischer Goldwirbel. Die goldgekrönte Drossel. (Seligm.) S. gekrönte Bachstelze. (Briss.) n)

Von dieser pensylvanischen Bachstelze, die Edward für eine Drossel gehalten, sagt er: Sie hat einen dunkelbraunen Schnabel und fleischfarbigen Grundtheil desselben. Der Wirbel des Kopfes ist schön goldfarbig, und über jedes Auge ziehet sich eine schwarze Linie herum. Der hintere Theil des Halses, die Flügel, und der Schwanz erscheinen durchaus braungrünlich oder olivenfarbig. Die Federn, welche den untern Theil des Schwanzes dekken, sind weißlich, die untere Seite der Schwungfedern und der Regierfedern des Schwanzes haben eine aschgraue, Kehle, Brust und Seiten, wie die Mitte des Bauches und Schenkel, eine weiße Farbe mit schwarzen Flekken längs den Federn. Die Beine und Pfoten sind braungelb gezeichnet.

Im April pflegen diese Vögel in Pensylvanien anzulangen, und sich den ganzen Sommer allda zu verweilen. Sie bauen ihr Nest auf der Erde, und wählen dazu allemal die südliche Seite von einem Gebirge, wo sie eine Höhlung, wie einen kleinen Bakofen, in das Laub machen, und sie mit ganz troknem Grase doppelt überziehen, hernach aber fünf weisse Eyer mit braunen Flekken hinein legen.

n) *Motacilla aurocapilla*, oliuacea, subtùs alba, vertice aureo, superciliis nigris, pectore nigro maculato. *Linn.* l. c. p. 334. n. 29. *Ficedula* Pensyluanica aurocapilla. *Brisson.* Orn. 4to. Vol. III. 504. in 8vo. Vol. I. p. 448. n. 57. Le *Figuier à la tête d'or de Pensylvanie.* *Edw.* AV. 91. Tab. 252. *Grive couronnée d'or. Golden-crowned Trush.* Turdus vertice aureo. Seligm. Vögel. VII. T. 42. Müllers Linné II. p. 613. n. 29. *Onomat.* H. Nat. V. 261.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

161ste Woche.

Tragische Geschichte des Herrn von Saint Germain und seiner Gefährten, vom Jahre 1779.

Unsre politische Zeitungsblätter haben beynahe alle des unerhörten Unfalls erwähnet, der in einer arabischen Wüste zwischen Suez und Cairo am verwichenen 16ten Junius eine Caravane von Europäern betroffen hat. Die bisherigen Berichte davon waren aber schwankend und wenig zuverläßig, und konnten es nicht anders seyn, weil die wahren Umstände erst jetzo bekannt werden, nachdem seit kurzem die einzige Person, die unter tausend Gefahren und Martern ihr Leben, durch ein Wunder, — wir möchten bald sagen — durch eine Reihe von Wundern, gerettet hat, und unter deren Augen alle übrige Unglückliche einer nach dem andern elendiglich gestorben sind, in Paris angekommen ist. Unsre Leser erwarten eine schauderhafte Geschichte, und sie ist es gewiß so sehr, als es je eine gewesen ist; sie ist völlig der Pendant zu der Geschichte der Madame Godin *) zwar aus einem andern Welttheile, aber eben so reich an Scenen

*) Sie war in ihrer Neuigkeit dem Journal Encyclopédique vor einigen Jahren eingerückt worden, und im Hannövrischen oder Hamburgischen Magazin steht sie auch ins Deutsche übersetzt.

Scenen, vor denen die Menschheit erzittert. Wer wird Gefühl haben, und nicht der Rotte von Buben und Barbaren fluchen, die so was mit kaltem Blute unternehmen und ausführen konnte.

Renault von Saint Germain, und Renault von Chilly, sein Bruder, sind Söhne eines Renault von Saint Germain, alten Gouverneurs der französischen Etablissements in Bengalen, der im letzten Kriege Chandernagor wider die Engländer vertheidigt, und nach wieder hergestelltem Frieden alle Comptoire und Angelegenheiten der Compagnie, in diesem Theile von Indien, wieder in Ordnung gebracht hatte, bis ihn endlich sein hohes Alter zu dem Entschluß bewog, sich zurükzuziehen: welches er denn auch mit den besten Zeugnissen von der Zufriedenheit des Königs und der Ministers versehen, bewerkstelligt, und dabey den Titul und die Ehre eines Commendanten, die Liebe und Hochachtung aller Europäer und Prinzen von Indien fortgenossen hat. Sein unmittelbarer Nachfolger in seiner Stelle sowohl, als in dem allgemeinen guten Rufe, war der jezo durch sein Genie, seine Thätigkeit und Hülfe, die in ihm die Regierung zu Widerherstellung ihrer Angelegenheiten in Bengalen vorgefunden hat, so berühmte Herr Chevalier.

Die Herren von Saint Germain und von Chilly, die sich dem Dienste des Königs von erster Jugend an gewidmet hatten, haben in Indien 16 Jahre lang mit Ehren gedienet, und waren der eine Commendant zu Daka, der andre zu Cassimbazar, welches zwey sehr wichtige Comptoire sind, als sie lezthin von den Engländern überfallen, und zu Kriegsgefangnen gemacht wurden. Sie erhielten auf ihr Ehrenwort die Erlaubniß, nach Frankreich zu gehen, da sie

aber

aber keine Schiffe finden konnten, um sich um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Europa einzuschiffen; so giengen sie auf einem dänischen Schiffe nach Suez am rothen Meere, in Hoffnung, daß es leicht seyn würde, über die Landenge, die dieses Meer vom mittelländischen Meere absondert, zu kommen, und sich nachhero zu Alexandrien nach Marseille einzuschiffen.

Nach einer ziemlich gefährlichen Fahrt, langten sie am 24sten May zu Suez an, und mehrere Franzosen und Engländer hatten diese Reise mitgemacht; sie hatten ohngefähr für 300,000 Livres Werth an Effekten und Kaufmannswaaren mit sich dahin gebracht.

Beym Ausladen waren sie voll guter Zuversicht, die ihnen die Freundschaftstraktate, welche zwischen Frankreich und der Pforte und den ihr zinsbaren Ländern bestunden, einflößten. Der dänische Schiffshauptmann schrieb an die Herren Magallon und Olive, französische Handelsleute zu Cairo, um eine Caravane, das ist, die nöthigen Kameele anzuhalten, die Schiffsladung weiter zu bringen.

Hier muß man bemerken, daß Aegypten durch sechszehen Beys oder Herren regiert wird, und daß die Pforte kaum noch einen Schatten von Gewalt darin behauptet, welche in den Händen eines Pacha ist, den die Beys, wie einen Gefangenen, im Schlosse zu Cairo verwahren.

In Abwesenheit des Murat Bey, des mächtigsten dieser sechszehn Tyrannen, der ausgezogen war, einen seiner Mitbrüder, den Hassem Bey zu bekriegen, hatte man sich an den Ibrahim Bey gewendet. Dieser versprach seinen Schutz aufs nachdrücklichste, und bot sogar seine eigne Leute

und Kameele zum Transport der Waaren an, welches dann ohne Bedenken angenommen wurde, und angenommen werden muste. Seine Versprechungen giengen aber sehr langsam in Erfüllung, und obschon die vorhergehenden Caravanen nur 8 bis 10 Tage sich fertig zu machen gebraucht hatten; so ließ doch der Bey auf seine Kameele 22 Tage lang warten, aller lebhaften Bitten und Erinnerungen der Herren Magallon und Olive ohngeachtet. Man konnte damalen die Beweggründe eines solchen Verweilens nicht ergründen, aber nachher hat man es leider erfahren, daß diese 22 Tage angewendet wurden, um wider unsre Europäer mit den Arabern von Tort die allergreulichste und niederträchtigste Verrätherey anzuspinnen.

Die bisher unerhörte Vorsicht, welche der Oberzollvorsteher von Cairo gebraucht hatte, einen Commissarius nach Suez abzuschikken, um sich ein Verzeichniß der Kaufmannswaaren und Effekten der Caravane zu verschaffen, die man auf mehrere Millionen schätzte, öffneten weder dem Herrn von Saint Germain und von Chilly, noch ihren Gefährten die Augen. Keiner konnte voraussehen, daß der Pacha von Aegypten in Gemeinschaft mit den Beys darauf dachte, diese reiche Caravane durch die Araber aufheben zu lassen, und daß die Vorsicht, sich ein Verzeichniß von den Waaren zu verschaffen, ein Mittel wäre, die Araber zu verhindern, eine ungetreue Rechnung darüber abzulegen, und sich selbst einen grossen Theil davon zuzueignen.

Als die Kameele und Leute des Bey zu Suez angelangt waren, formirte sich die Caravane, und trat am 15ten Junius ihren Zug an. Es waren 400 Kameele, von eben so vielen Leuten des Bey, 10 Europäern und 8 Schwarzen,

die

die diesen zugehörten, begleitet. Die Kameele zogen den ganzen Tag am 15ten vorbey, die Herren von Saint Germain, von Chilly, und die andern Europäer traten ihre Reise gegen 6 Uhr des Abends an, aber zu ihrer grossen Bestürzung wurden sie an dem Thore von Suez, auf Befehl des Capitains, der da im Namen des Beys kommandirt, angehalten. Nie war etwas dergleichen irgend einer Caravane begegnet; man konnte ihnen keine Ursache davon angeben, und nur nachdem der Capitain die nöthige Zeit gehabt hatte, die Araber vom Aufbruch der Reisenden zu benachrichtigen, erlaubte er ihnen weiter zu ziehen. Die Nacht gieng ohne allen Zufall vorüber, aber beym Anbruch des Tages wurde die Caravane mitten in einem holen Wege, den zwo Reyhen von kleinen Hügeln einschlossen, von ohngefähr 1200 Arabern angefallen. Diese löseten gleich Anfangs dreymal nacheinander ihr Gewehr, und dann fiel ein Theil der Araber mit dem Säbel in der Hand über die 10 Europäer her, die, da sie hin und wieder zerstreut und ohne Waffen waren, zusammengehauen, gefangen genommen, geplündert, bis auf die Hemde ausgezogen, und so ganz nakkend in der Wüste sich selbst überlassen wurden.

Auf den ersten Flintenschuß, welches ohne Zweifel das Signal war, darin man übereingekommen, hatten die Kameelführer mit diesen Thieren umgekehrt, und führten sie nun selbst, wir wollen nicht sagen, ohne Widerstand, sondern recht mit Verlangen und Sehnsucht, in das den Arabern zugehörige Städtchen Tort, nachdem sie unter den Mauern von Suez vier Tage zugebracht hatten.

Die zerstümmelten, entkleideten, und annoch verfolgten Europäer trennten sich von ohngefähr in zween Haufen; der

eine nahm den Weg nach Suez, wovon man nur acht Meilen entfernt war, der andre, welcher aus den Personen bestund, die den Marsch eröffneten, da er durch den Haufen Araber sich nicht durchdrängen konnte, um nach Suez vorzudringen, flohe gegen Cairo zu, wovon man 22 Meilen entfernt war, und nahm, um der Wuth der Araber zu entrinnen, Ummwege, die den Weg gräulich verlängerten. Zum Unglük befanden sich die Herren von Saint Germain und von Chilly bey diesem Haufen. Er bestund nächst ihnen aus einem Schwarzen, der ihnen zugehörte, (die andern hatten den Weg nach Suez genommen) den Herren Barington und Jenkin, Engländern, Vendelwelden, dem Capitain des dänischen Schiffes, Paul, einem Armenier von Geburt und Schiffsdolmetscher, und zween bettelnden Arabern — in allem aus neun Personen.

Ohnmöglich ists, alle die erschrekliche Quaalen zu beschreiben, welchen acht von diesen unglüklichen Flüchtigen endlich untergelegen sind; und nichts geringers, als ein Wunder, ist es, daß Herr von Saint Germain mit dem Leben davon gekommen ist. Bekanntlich ist kein heißeres Clima auf dem Erdboden, als die Wüsteneyen Aegyptens; die Luft, die darin wehet, ist ein verzehrendes Feuer; es regnet darin nie; es giebt in einem Bezirk von 30 Meilen nicht einen Tropfen Wassers, nicht ein Gesträuche, wo man Schatten haben könnte, und der Sand, der durch die Sonnenhitze beynahe roth geworden ist, besteht aus kleinen ekkigten Steinchen, welche die Haut aufreissen, und wie Glas sich einschneiden. Durch einen wunderbaren Widerspruch sind die Nächte in dieser Himmelsgegend so kalt, als warm die Tage sind, und wenn man den erstikkenden Ausdünstungen des Tages ent-

entgeht, so ist es beynahe ohnmöglich, ohne Kleider und ohne genommene Vorsicht, der Eiskälte der Nacht zu widerstehen.

In dieser tödtenden Wüste hatte also Herr von Saint Germain mit seinen unglüklichen Gefährten wider alle Schrekken des Todes drey Tage und vier Nächte lang zu kämpfen. Ohne Trinken, ohne Essen, von einem schmachtenden Durst ausgetroknet, von der Sonne verbrannt, nakkend, völlig und ganz nakkend, ganzen Schaaren von Insekten und Mükken ausgesetzt, deren Bisse und Stiche quälender sind, als man sichs denken kann, fiel er zwanzigmal in einer Stunde vor Mattigkeit zu Boden, raffte sich aus Uebermaaß der Schmerzen, die ihm die spitzigen Steinchen verursachten, vom Boden wieder auf, und sahe sich zersetzt an allen Theilen seines Leibes, gieng oder kroch oft auf den Händen fort. Endlich, nachdem er vor Müdigkeit erliegen muste, durchaus mit Geschwüren bedekt, bis auf die Beine zusammengeschrumpft war, allen seinen Urin getrunken hatte, Lippen und Zunge ihm gleichsam zu Staub geworden, er wenig mehr sahe, nichts mehr hörte, nicht mehr sprechen konnte, von Zeit zu Zeit und öfters von einem heftigen Fieber und mit Todesbetäubung befallen ward, mehrere Anfälle einer Art von Schlag und Todesschwachheiten gehabt hatte, ist er, wie durch ein Wunder, zum Landhause eines Bey, nahe bey Cairo, gekommen. Sein gröstes Unglük, die grausamste seiner Quaalen, das, was ihm zwanzigmal den Tod wünschen ließ, wider den er doch stritte, ist, daß er nach und nach alle seine Gefährten, unterliegen sah. Herr Barington war das erste Opfer, das fiel, die Herren Jenkin und Vendelwelden folgten bald nach. Sein Schwarzer, der armenische Dollmetscher, und ein bettlender Araber,

der, ob sie schon stark, und der Strenge des Clima gewohnt waren, blieben, wie die andern. Doch, der allererschreklichste Auftritt für Herrn von Saint Germain, der, den sich fühlende Seelen nicht werden gedenken können, ohne von allen Schreknissen eingenommen zu werden, ist der gewesen, da er seinen Bruder vor sich sehen muste, wie er von Mattigkeit, von Durst, von Hitze ausser sich, von zwey und zwanzig Säbelhieben verwundet, ihn beschwur, daß er ihn verlassen möchte, um sich selbst zu retten, und ihm keine andre Wahl übrig blieb, als entweder ihn unter seinen Augen sterben zu sehen, oder aber ihn in der Wüste zu lassen, und die Kräfte, die ihm noch übrig waren, anzuwenden, um irgendwo für ihn Hülfe zu suchen. Er muste diese Parthie ergreifen, und er ergiff sie auch wirklich. Das Uebermaaß von Abmattung, darin sie sich sahen, ließ ihn hoffen, daß sie sich am Ende ihrer Leiden finden dürften, und seine Kräfte verdoppelten sich durch die Gefahr, in der sein Bruder war: alle seine Sorgfalt aber ist vergebens gewesen. Sie waren noch zu weit von Cairo entfernt, und des Beys Leute, die er dahin vermochte, daß sie nach der Wüste liefen, um diesen unglüklichen Bruder, und den Schwarzen, der ihn begleitete, aufzusuchen, haben ihn nicht ausfündig machen können; sie haben blos die Leichname der andern Europäer vorgefunden. Ohne Zweifel hat Herr von Chilly so vielem Leiden unterliegen müssen, oder aber er ist in die Sclaverey gerathen, wenn er glüklich genug gewesen, daß irgend ein Araber ihm das Leben gerettet hat.

Nachdem also Herr von Saint Germain alle seine Gefährten erliegen gesehen hatte, und er selbst nackend, allein und sterbend auf dem Landhause des Beys angelangt

war,

war, hat er daselbst die Hülfe erhalten, wodurch der weitere Fortgang seiner Leiden gehemmet wurde; und als er vollends nach Cairo in das Quartier der Franken war gebracht worden, so hat er sein Leben der Sorgfalt, der Großmuth und der grösten Lobeserhebungen würdigen zärtlichen Achtung der Herren Magallon und Olive zu verdanken gehabt, die, ohne ihn je gekannt zu haben, ihn bey sich aufnahmen, ihm alles, was er nöthig hatte, verschafften und vorschossen, und sich alle nur ersinnliche Mühe gaben, theils ihn sein Unglück vergessen zu machen, theils ihm Nachricht von dem verunglückten Herrn von Chilly zu verschaffen. Auch hat Herr von Saint Germain sein Leben viel der Geschicklichkeit und unermüdeten Sorgfalt des Herrn Grasse, eines französischen Arztes, zu verdanken. Er hat zu seiner Wiedergenesung drey Monate gebraucht, und man hat sie selbst in Cairo als ein Wunder angesehen.

Die Franzosen waren es nicht allein, welche ihm Beweise von dem Antheil, den sie an seinem Unglück nähmen, gaben. Viele Engländer, mit denen er von Bengalen aus nach Suez übergeschifft war, und insonderheit Herr Rous, der zu Daka die Aufsicht über das englische Comptoir hatte, da er noch selbst die dasige französische Niederlage commandirte, haben ihm die rührendsten Beweise von Theilnehmung an seinem Unglück und eignem Gefühl gegeben. Es hat ihm die gröste Mühe gemacht, die Anerbietungen von allen Arten nicht anzunehmen, die sie ihm thaten, und den französischen Handelsleuten den Vorzug zu geben. Da er von Cairo abreiste, haben alle dasige Engländer aus eignem Triebe ihm einen Paß verschafft, in

welchem sie allen Schiffen ihrer Nation, die dem des Herrn von Saint Germain etwa begegnen möchten, es sehr empfehlen, für seine Unglücksfälle Achtung zu haben, und seine Freyheit nicht zu kränken, sondern ihm alle Beyhülfe zu verschaffen, die er etwa von ihnen begehren könnte, und die ihm nöthig seyn möchte, um in sein Vaterland zu kommen.

Da Herr von Saint Germain wieder zu sich gekommen war, hat er die guten Dienste und den Credit der Herren Magallon und Olive dazu verwendet, um seine Sachen wieder heraus zu bekommen. Ibrahim Bey stellte sich an, als wollte er ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, er ließ vier Araber einthürmen unterm Vorwande, sie zu nöthigen daß sie ihre Landsleute dahin vermöchten, die Waaren herauszugeben, welches doch in ihrer Gewalt nicht war. Er hat überdem jemanden abgeschickt, um mit den Arabern zu Tort in Unterhandlung zu treten, und wirklich hat auch dieser Unterhändler zu Tort alle gestohlne Effecten in die Magazine bringen lassen, aber nichts ist gleichwohl wieder herausgegeben worden; und endlich hat Ibrahim Bey sogar beym Pacha, den die Pforte zu Cairo hält, einen Firman oder Befehl genommen, und 300 Mann, unterm Vorwande, die Araber zu verfolgen, abgeschikt. Er begehrte von den Befehlshabern der zwey dänischen Schiffe von Suez, die sich zu Cairo befanden, daß sie an ihre Untergebene nach Suez schreiben sollten, sie möchten ihr Gewehr, ihren Kriegsvorrath, und sogar die Canonen ihrer Schiffe hergeben, und ihr Schiffsvolk dazu leihen, um wider die Araber auszuziehen; aber alle diese dem Anscheine nach freundschaftliche Veranstaltungen waren nichts als lauter Fallstricke. Man hat sich der Gewehre, des

Kriegsvorraths, der Schiffcanonen bemächtigt, das Schiffsvolk eingethürmt, die zwey Schiffe geplündert, und die 300 mit dem Firman des Pascha abgeschickte Mann haben den Arabern nicht nachgesetzt. Das heimliche Verständniß des Bey und des Pacha mit den Arabern liegt so offenbar am Tage, daß mittlerweile man sich anstellte, Truppen abzuschicken, um ihnen nachzusetzen, die Araber ruhig und ungestört 150 Kameele nach Cairo gebracht haben, die mit gestohlnen Waaren beladen waren, die der Bey nicht anhalten ließ, und die ganz gewiß auf seine Rechnung und zu seinem Vortheil werden verkauft werden.

Während aller dieser Bewegungen würde die Gesundheit des Herrn von Saint Germain ein wenig wieder hergestellt, und durch einen glüklichen Zufall langte Herr Chevalier zu Cairo an, der Generalgouverneur aller französischen Etablissements in Bengalen. Er hatte sich ebenfalls nach Suez eingeschifft, aber das üble Wetter hatte ihn genöthigt bey Gedda anzulanden, von wannen er sich zu seinen Glükke durch Abyßimen und die große Wüste nach Cairo begeben hatte, nachdem er sich von Murat Bey, auf deßen Lager er unterwegens gestoßen, losgekauft hatte. Er war übrigens nur einiger wenigen Araber gewahr worden, denen er durch seinen standhaften Muth und den guten Vertheidigungsstand, darinn sich die Officiere die ihn begleiteten und sein übriger Haufe befanden, Furcht eingejagt haben muste. Herr von Saint Germain machte sich diese Gesellschaft des Herrn Chevalier zu Nuz um nach Frankreich zu kommen.

Nachdem er an Maltha gelandet hatte, wo er die Quarantaine gehalten, ging er weiter nach Neapel, wo er die schönsten Zeugniße erhalten von dem

Antheil

Antheil den die Ministers und vornehmsten Herren des Hofes an seinem Schiksale genommen haben. Der Graf von Clermont, Abgesandter des Königs von Frankreich, der an dem Königlich Neapolitanischen Hofe aller der Achtung genießt, die man seinem Plaz, seinem Nahmen und seinen persöhnlichen Verdiensten schuldig ist, hat ihn mit Güte, mit Dienstanerbietungen und mit allen den Gefälligkeiten überhäuft, die vermögend waren ihm sein Unglük zu erleichtern.

Er langte hierauf zu Paris an, nachdem er in Aegypten für 300,000 Livres Effekten verlohren, und dort fast allen möglichen Todtesarten, dem Hunger, Durst, der erstikkenden Hitze der Tage, der tödtenden Kälte der Nächte, den unbarmherzigen Stichen der Insekten, dem Feuer und Schwerdt der Araber und dem Schmerz alle seine Gefährten umkommen zu sehen, und der noch tausendfach ärgern Quaal, auch seinem Bruder keine Hülfe leisten zu können, und endlich einer langen und gefährlichen Krankheit, der Folge so vieler Schreknisse und so mannichfaltigen Elendes, glüklich entgangen war.

Die Geschichte dieser schreklichen Begebenheit ist ein Gemählde der grösten Gefahren, denen je ein Reisender ausgesetzt gewesen: zu gleicher Zeit aber kann sie allen Personen, die etwa künftig es wagen dürften über die Landenge von Suez zu gehen, zur Nachricht und Warnung dienen und sie belehren, daß man eben so sehr wider die wilde Wuth der Araber, als wieder die Treulosigkeit der Beys, die Aegypten tyrannisiren, auf seiner Huth seyn müste.

Tragi=

Tragische Geschichte des Herrn Borel dû Bourg vom Jahre 1778.

Wen die tragische Geschichte des Herrn von Saint Germain und seiner Gefährten vom Jahre 1779. nicht ungerührt gelassen hat, der wird auch bey folgender nicht gleichgültig bleiben, die der Zeit nach jener voran geht, aber erst nach derselben bekannt worden ist. Eine bestätigt gleichsam die andre. Die Scene und die handelnden Personen sind beynahe ebendieselben, und traurig ist die Bemerkung, die man dabey machen muß, daß Begebenheiten, die man zur Ehre der Menschheit für unmöglich halten sollte, in einem so kurzen Zeitraume, mehr denn einmal vorfallen können. Der brave Mann, den ein dem des Herrn von Saint Germain so ähnliches und so bemitleidenswürdiges Schiksal betroffen hat, erzählt uns seine Geschichte selbst, und sie wird dadurch nur um so rührender; wir wollen ihn also bloß nennen: — er heißt Borel dû Bourg, ist Hauptmann in dem Regiment von Pondichery, — und nun mag er selbst reden.

Mir waren von Seiten der Regierung sehr wichtige Depeschen nach Pondichery zu überbringen anvertraut worden, und ich verreisete am 20sten Julius 1778. Bis auf den 14ten August muste ich, wegen widriger Winde, zu Marseille verweilen. An diesem Tage gieng ich zur See, den 24sten September landete ich in Syrien, und den 27sten war ich zu Aleppo.

Das erste, was ich that, war, daß ich dem französischen Consul das Schreiben des Herrn von Sartine überreichte,

reichte, darinn ihm ausdrüklich aufgetragen wurde, alle nöthige Vorsicht zu gebrauchen, um mich einer glüklichen weitern Reise zu versichern: er sagte mir aber, daß er sich nicht getraue, ein solches Unternehmen auf sich zu nehmen, daß die Wüste, die ich durchwandern müste, eben jezo wegen der Räuber sehr unsicher sey, und daß die Araber, die man gemeiniglich zur Begleitung brauche, in dieser Jahrszeit eine strenge Fasten beobachteten, die ihnen das Reisen nicht wohl erlaubte.

Ich faßte hierauf den Entschluß, an ihn zu schreiben, daß ich alle Zufälle auf mich nähme, und was für Gefahr man auch dabey laufen könne, ich durchaus weiter wolle. Weil er mich auf meinem Vorsaz beharren sahe, so machte er endlich mit vieler Mühe und Geldaufwand siebenzehn wohl bewaffnete Geleitsmänner, und einen Bedienten, der mir zum Dolmetscher dienen sollte, ausfündig. Wahr ists, ich sezte dadurch mein Leben aufs Spiel: allein lieber wollte ichs aufopfern, als mich der Schande aussezen, meine Schuldigkeit verfehlt zu haben.

Wir giengen den 4ten Oktober weg, und waren mit Kameelen beritten; wir kamen in die Wüste, die an Aleppo stößt, und am 20sten Morgens in einer Entfernung von 20 Stunden von Grey, wurden wir von einem Haufen Araber, der 30 Mann stark war, angehalten, und den ganzen Tag über beunruhigt. Gegen Abend suchte ich mich von ihnen los zu machen, und ließ ihnen eine Belohnung anbieten, wenn sie uns bis zu unsrer Bestimmung begleiten wollten. Sie foderten fünf Zechinen, plözlich aber änderten sie ihre Meynung, und schlugen mir nun weiter

keinen andern Vergleich vor, als daß ich ihnen alles, was ich hätte, ohne Ausnahme überlassen sollte.

Bey diesem Antrag, und andern niederträchtigen Zumuthungen, schwellte uns das Blut in den Adern, und wir faßten den Vorsatz, zu siegen, oder zu sterben. Wir erwarteten sie standhaft, und da wir sie herannahen sahen, kamen wir ihrer Hitze, mit der sie über uns herzufallen bereit waren, durch ein zweymaliges Abfeuern zuvor. Sie antworteten mit Flintenschüssen, und meine ganze Begleitung ward übern Haufen geworfen. Ich blieb allein übrig, und ward von den Räubern von allen Seiten umzingelt, deren Anzahl sich auf mehr denn 150 belief.

Ich glaubte mich meinem letzten Augenblik nahe, allein ich wollte mein Leben theuer verkaufen; ich bediente mich meiner zwo Pistolen, und da ich mich vom Stich einer Lanze schwer verwundet fühlte, stieß ich dem Mörder meinen Säbel tief in den Leib. Die mich am nächsten umschlossen, ergriffen diesen Augenblik, um mich von allen Seiten her zu durchbohren.

Ich fiel ohne Bewußtseyn zu Boden, und als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in meinem Blute schwimmen. Mit Mühe zog ich mit meiner schmerzvollen Existenz mich gegen ein Feuer hin, das von diesen Bösewichtern umringt war. Ich wuste, daß wenn man einen von ihnen beym Gürtel ergriffe, man seines Schutzes gewiß seyn konnte. In der Unordnung, in der sie selbst waren, berührte ich den ersten besten, den ich erreichen konnte, der mir dann nach meinem besten Verlangen Hülfe leistete, und seine Cameraden, da sie mir vollends den Garaus machen

chen wollten, zurükhielt. Hierauf zog er mich bey Seite, gab mir Wasser, meinen brennenden Durst zu stillen, bedekte mich mit einem Mantel, und verband mir meine Wunden, und nachdem er mir zu mehrernmalen das Wort Malec wiederholt hatte, das in ihrer Sprache so viel sagen will, als: Fürchte nichts, so verschwand er.

In dieser schreklichen Lage und von jedermann verlassen, brachte ich die Nacht hin; so bald aber der Tag anbrach, kamen sie noch einmal zurük, ihre Wuth an mich auszuüben, sie rissen sogar den Mantel über mir weg, mit dem man mich bedekt hatte, ohne Zweifel in der Absicht, sich zu überzeugen, ob ich nicht etwas Geld bey mir verstekt hätte; da ich ihnen durch Zeichen zu verstehen gab, daß mir durchaus nichts übrig geblieben wäre, so brachten sie mir viere von meinen Geleitsmännern, und meinen Bedienten herbey, die einigen, welche dem Tode entgangen, die aber alle schreklich verwundet waren.

Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie dahin zu vermögen, daß sie mich nach Gren möchten bringen lassen, und insonderheit bat ich sie gar sehr, mir meine Brieftasche wieder zuzustellen, und versprach ihnen alles, was sie dafür fordern würden: ich bot ihnen sogar zur Versicherung meinen Bedienten als Geißel an.

Eine neue Wuth überfiel sie, und sie waren im Begriff, mir den Kopf herunter zu schlagen, als die weniger in Wuth gesetzten die andern unmenschlichern zurükhielten, und sie nöthigten, mich, mit den fünf Mann, die mir übrig waren, unserm Schiksal zu überlassen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

162ste Woche.

Beschluß der tragischen Geschichte des Herrn Borel du Bourg.

Die Hofnung des Gewinns führte einen von diesen Räubern diesen Weg zurük. Ich beschwur ihn aus allem Vermögen, mir meine Brieftasche wiederzuschaffen, und uns zu Hülfe zu kommen. Er ließ sich erweichen; meine Papiere wurden mir wiedergebracht, unter dem Beding, daß ich 30 Zechinen dafür bezahlen sollte. Ich versprach ihm noch 40 dazu, wenn er uns nach Gren bringen lassen wollte. Er willigte drein: ehe er uns aber noch die versprochne Hülfe verschaffen konnte, musten wir alle die unerträgliche Hitze des Tages, Hunger, Durst, und die Schrekkisse der Nacht erfahren und ausdauren. Erst nach allen diesen Widerwärtigkeiten, brachte man uns mehr todt als lebendig nach der Stadt Gren, wo wir am 27sten Oktober ankamen.

Da ich hier in keinem Stükke Hülfe und Erleichterung finden konnte, und mich auch außer Stand fand, Bassora zu erreichen, schikte ich einen Expressen an den Herrn Rousseau ab, der dort das Amt eines Proconsuls verwaltete. Ich machte ihm eine Beschreibung von meiner Lage, und den Abend vorher, da seine Antwort ankommen sollte,

nemlich in der Nacht vom 3ten zum 4ten November, kamen vierzig Engländer, nahmen mich mit Gewalt hinweg, und ob ich wohl halb todt war, brachten sie mich doch, ohne alles Erbarmen, und ohne einiges Gefühl für Menschlichkeit auf das Corsarenschiff der Adler, das sie auf der Stelle nach Bombay abfertigten; ein Verfahren, das um so mehr alle Rechtschaffenheit empören muß, da sie ihr treuloses Vorhaben nicht eher hatten ausführen können, als bis sie den Gouverneur mit genugsamen Geldbestechungen gewonnen, und ihm fälschlich bezeugt hatten, daß ich von ihrer Nation wäre.

Kaum war ich zu Bombay angelangt, so kam man, mir mein Ehrenwort abzunehmen, erklärte mich für einen Gefangnen, und sagte mir, daß ich an den Gouverneur schreiben könnte, wenn ich ihm etwas mitzutheilen hätte.

Ich schrieb ihm einen sehr lebhaften Brief, ich beklagte mich darin aufs bitterste, daß man mich wider das Völkerrecht in einem schlechterdings neutralen Lande aufgehoben und weggeführet hätte, und daß man mich als einen Gefangnen betrachten wollte. Ich nahm von allen Anerbietungen, die man mir machte, nichts an, und war ganz ausserordentlich betreten, da ich mich von Officieren in eine Art von Vestung wegführen sahe, die mich bewachten, und nicht aus den Augen liessen, der Versprechungen ungeachtet, die man mir gegeben hatte, mich einer anständigen Freyheit geniessen zu lassen; sie warfen mich, einen Tag zum andern da und dort herum, und ohne meinen standhaften Muth, der sie aus der Fassung brachte, würde ich meine Befreyung nie wieder erlangt haben. Erst auf meine vielfach wiederholte

Beschwerungen wider Gewalt und Unrecht, so man meiner Nation zufügte, entschlossen sie sich endlich, mich mit einem Schiffe, das nach Bassora gieng, weggehen zu lassen.

Bey dieser Gelegenheit entlehnte ich 250 Roupien, bloß meinen dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, und ich stellte darüber einen Wechsel an den Consul zu Aleppo aus.

Nie hätte ich gedacht, was gleichwohl geschehen ist, daß man mich auf ausdrüklichen Befehl des Raths zu Bombay noch 20 Tage lang zu Bassora zurükhalten würde; wenn ich damalen Geld aufnahm, um meine Reise weiter fortzusetzen, so geschah es nicht anders, als unter Ausstellung guter Versicherungen, indem ich ihnen für nichts einigen Dank schuldig seyn wollte.

Das Unglük, welches mich auf immer verfolgen zu wollen schien, öffnete mir nun gleichsam einen neuen Weg zu mancherley Mühseligkeiten und Gefahren. Der König von Persien war seit kurzem gestorben, und diese Begebenheit machte, daß die Ufer des Euphrats mit kriegerischen Partheyen bedekt waren, ich konnte also an diesem Fluß nicht hinaufkommen, ohne mich jeden Augenblik bald angefallen, bald geplündert zu sehen, und immer muste ichs erwarten, daß man mich gar umbringen würde. Ich verfügte mich nach Hilla, und von da nach Bagdad, wo ich mich wohl hütete, den Weg nicht wieder durch die Wüste zu nehmen, und von wo ich den Weg weiter durch die Provinzen Mosul, Diarbek und Curdistan nahm, um mich wieder nach Aleppo einzufinden; ich hatte weiter niemand, als einen Tartarn zu meiner Begleitung, und mein grausames Schiksal wollte, daß ich nahe bey der Stadt Antar noch

einmal geplündert werden sollte. Curden, eine Art von Arabern, fielen über uns her, zwanzig an der Zahl, und nahmen uns alles weg, was wir hatten.

Und so ist eine Reise, durch die ich am vollkommensten meinen Diensteifer und Patriotismus hätte erproben können, die Quaal meines Lebens worden: nicht sowohl durch die Gefahren, denen ich ausgesetzt gewesen bin, und die meine Gesundheit so ganz verdorben haben; als vielmehr durch den lebhaften Verdruß, den ich darüber empfinde, daß ich die Absichten eines Ministers nicht habe erfüllen können, der mich seines Vertrauens und seiner Güte gewürdigt hatte.

Unsre Leser sehen aus dieser Erzählung, wie es den Engländern möglich gewesen, Pondichery zu überfallen, ehe man dort von den in Europa obwaltenden Mißhelligkeiten Nachricht haben, und sich allenfalls zur Gegenwehr versehen konnte. — Auch dies werden sie sehen, wie oft einzelne Personen sichtbaren Einfluß auf die Schiksale ganzer Länder haben können. Eine ganze Kette wird unbrauchbar, wenn ein Glied derselben abspringt oder abgesprengt wird. Da aber nicht politische, auch nicht moralische Bemerkungen, sondern Erregung menschlichen Gefühls unsre Absicht bey dieser Uebersetzung war, und wir diese durch bloße Darstellung der Begebenheit selbst hinlänglich zu erreichen hoffen, so werden politisirende und moralisirende Leser uns verzeihen, wenn wir ihnen weitere Nahrung zu geben, billiges Bedenken tragen, und hiermit abbrechen.

Fort=

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Sechszehnter Brief.

Wir sind in der Werkstätte der Gobelins mein Liebster! und wollen

Zuerst Hautelice machen sehen. In langen Stuben arbeiten hier Manns= und Weibsleute. Die ganze Sache hat viele Aehnlichkeit mit dem Weberstuhl, und mit dem Klöppelküssen der Frauenzimmer. Das Dessein wird ihnen nur auf Wachstuch gemahlt hingegeben. Der Arbeiter sitzt niedrig zwischen zwo Maschinen. Vom vorderen Balken gehn viele wollene Fäden herab, die sind straff angespannet, und unten wird das bereits gefertigte Stük auf eine Welle aufgerollt. Diese Fäden sind gleichsam der Zettul, und auf ihrer äussern Seite, nicht da, wo der Arbeiter sitzt, ist das Bild, das gemacht werden soll, blos mit einer Kohle hingerissen. Nun sitzt er hinten, und hat eine Menge hölzerner Spulen, auf welchen Wolle oder Faden von Seide von allen möglichen Farben aufgewikkelt ist, neben sich, knüpft davon, und von jeder Sorte soviel, als er braucht, an, und wirft sie nun eben so untereinander, wie die Klöppel am Klöppelküssen. Er zieht den Faden, bald diesen, bald jenen, zwischen den herabgehenden Fäden bald da, bald dorthin. Das ist gleichsam der Eintrag, oder so entste-

entstehen Maschen, die er alle nach den durchscheinenden schwarzen Streifen ordnet. Auf das hinter ihm hangende Bild sieht er nur, wenn er die rechte Nüance in der Farbe wählen will. Mit dem vorne zugespitzten Ende des Klöppels drükt er die Maschen fest aneinander. Einige haben auch doppelte Kämme von Bein dazu. Ich sah an einem Pfauenschwanz arbeiten, an einem Kopf, an Blumen. Es geht sehr geschwind, und doch währt es lange, bis ein kenntliches Ganzes herauskommt. Damit sich das Stük unter der Arbeit nicht beschmuße, oder schwärze, so wird gleich über eine Hand, Gesicht, oder was es nun ist, ein Lappen Zeug angeheftet, der herabfällt, und es bedekt, wenn im Weiterhinaufarbeiten die Hand des Mannes beständig darauf herumfährt. Bey den seidenen Tapeten hatte ich auch Stükke mit Goldfäden gesehen, und fragte, wo sie denn diese verfertigten? Ich bekam aber zur Antwort, daß man sie nicht mehr machte, weil sie zuviel kosteten, schwarz würden, und weil die Farben auf Seide eben so schön wären. Ich fragte nach dem Preis, und hörte, daß von Woll- und Seidetapeten l'aune quarrée 500 Livres kostete. Bekanntermaßen macht der König Präsente damit, und wirklich hatte die Königin dem Kaiser, wie man sagte, von allen Desseins ein Stük geschenkt.

Die Arbeit, vermittelst welcher Basselice gemacht wird, sah ich für viel künstlicher an, und doch kann ich Ihnen wenig davon sagen; da ist keine Maschine, kein Stuhl, nur aufgespannte Rahmen auf gewöhnlichen Tischen, und an diesen Rahmen sind die Fäden fest. Das Gemählde liegt unter dem werdenden Stük. Der Arbeiter bükt sich immer über den Tisch hin, und das Gemählde scheint ihm zwischen

den

den Faden durch. Alle Klöppel hat er vor sich, wirft sie untereinander, und schafft dadurch das Stük. Das Sonderbarste aber ist das, was man sieht, die Fläche, die er unter den Händen hat, ist die falsche Seite, die wüst, zotticht aussieht, weil viele Reste von Fäden daran hängen.

Jeder Fremder wundert sich, wie so schöne Stükke auf eine so simple Art entstehen können. Aber Sie wissen, es ist schwer, dergleichen Arbeiten zu beschreiben, man muß sie selber sehen. Ich fuhr von da in die

Manufacture des Glaces, die in der schönen Vorstadt, und in der schönen Strasse St. Antoine angelegt ist: auch das Gebäude selber sieht viel schöner und besser aus, als die Werkstätte der Gobelins. Die Säle, in welchen die dreyerley Arbeiten vorgenommen werden, sind groß, aber niedrig. Die Arbeiter werden nicht Tagweise, sondern Stükweise bezahlt. Aber die Verquecksilberer (erlauben Sie mir dies Wort der Kürze wegen) haben ihre Appointements, und erhalten sie auch, wenn sie krank sind. Denn die Arbeit ist zum Theil hart, zum Theil ungesund. Man sieht Weiber und Männer arbeiten. Die Glasplatten werden aus der Picardie hieher gebracht; Sand ist bey Paris in Menge vorhanden; das Quecksilber und das Beauté oder Potté werden von den Materialisten angeschafft. Im Magazin der Gläser sieht man Platten aller Art, auch Stukke, die 100, 102 Zoll hoch sind. Desto mehr steigt auch der Preis, nicht nur vom Ganzen, sondern von jedem Zoll, so wie das sechszehnte Theilchen eines Karats an einem grossen Diamanten so viel gilt, als das ganze Karat eines Diamanten von der gewöhnlichen Grösse. Zuerst, [denn ich will

Ihnen alles, wie ich es gefunden habe, beschreiben, und mir einbilden, Sie wüsten noch gar nicht], wie man Spiegel macht — also

1. Zuerst wird die Glasplatte geglättet. Doucir nennt es der Franzos. Die Absicht ist, die gröbsten Unreinigkeiten herabzubringen. Wenn die Platten ankommen, sind sie sehr dik, rauh, grob, uneben, so daß sie auf beyden Seiten fast zur Hälfte ihrer Dikke abgerieben werden müssen. Sind Blasen im Glas, so bleiben diese. Es ist ein Fehler in der Materie, nicht an der Spiegelmanufaktur. Sie legen ein Bret auf den Tisch, auf das Bret das Glas, machen es naß, haben einen gelblichen Sand, wovon ich etwas mitgenommen habe, neben sich, der auch stark angefeuchtet seyn muß. Dieser Sand wird über die ganze Platte hingestreut, und nun fährt der Arbeiter mit einem hölzernen Bret, das fast so aussieht, wie am Krautschneiderstuhl das Kästchen, worinn die Messer eingesetzt sind, auf dem Glas herum, und reibt auf diese Art mit den spitzigen Ekken des Sandes, die Unebenheiten ab. Ist die Platte breit und groß, so beschwert man sie mit mehreren solchen Drukmaschinen, oder man nimmt auch nur eine einzige grosse, legt auf diese ein Rad, das nur an Bändern und Rinden von Espen, Tannen ꝛc gemacht wird, und an den Speichen dieses Rades treiben sie die Maschine leicht von einer Seite zu der andern, und schikken sie einander auf der Glasplatte hinüber und wieder zurük. Jeder Arbeiter hat unten einen Kasten für das ablaufende Wasser, und einen voll Sand neben sich stehn.

adoucir

2. Zwey-

2. **Zweytens** wird die Glasplatte geschliffen oder polirt. Polir heißt diese Arbeit auch beym Franzosen. Die Absicht ist, die Glasplatte soll noch ebner, glätter, schöner, mehr weiß werden. Diese Arbeit geschieht in andern Zimmern, in einem höheren Stokwerk, und ist schon wichtiger. Sie nehmen die geglätteten Platten wieder auf Tische vor sich, und haben das Collothar. Vitrioli, das Sie aus der Mineralogie besser als ich, kennen, oder das ausgesüßte Roth, wovon ich auch etwas zur Probe mitgenommen habe, neben sich. Nun tunkt der Arbeiter eine Bürste in Wasser, reibt mit der nassen Bürste die Farbe ab, und fährt damit auf der Glasplatte hin und her. Diese Bürsten sind nichts anders, als Bündel von **Liziers**, oder auf Deutsch Sahlbändern an schlechten, **dikken** wollenen **Tüchern**. Die, so ich gesehen habe, waren alle von schwarzen Tüchern, vielleicht ist aber das sehr zufällig und unbedeutend. Handbreite **Stükke** werden dazu genommen. Zehn bis eilfmal binden sie solche zusammen, parallel neben einander, das ist die Bürste. Sie wird an einem, ich kann es nicht anders nennen, an einem **Spannbengel** befestigt, der Bengel ist gebogen, und hat oben ein **Stift**, den der Arbeiter oben in die gewikkelte Dekke vom Zimmer eingestekt, und hin und her schiebt, je nachdem es nöthig ist. Daher muß das Zimmer niedrig seyn, und im Sommer ist es wegen der gehäuften Dünste gewaltig heiß. Der Qualm kam mir schon, als ich die zwote Treppe hinaufstieg, entgegen. Unter dieser Arbeit wird das Glas an beyden Seiten roth, und beynahe undurchsichtig. Ist es genug geglättet und polirt, so wird es abge-

abgewaschen. Dazu legen sie es auf ein grobes Tuch, und stellen es hernach an die Luft, oder in die Sonne. Und nun sieht man, daß es viel dünner ist, als im Magazin. Man sagte mir, daß an einem großen Stük ein Arbeiter 3 Wochen schaffen könnte, auch wohl noch länger.

3. L'Etamage. — So nennt der Franzose die dritte Arbeit, die die Platte wirklich zum Spiegel macht. In einem andern Zimmer, wo gewöhnlich bey nicht gar großen Platten nur zwo Leute arbeiten, stehn Tische mit Tuch und am Rand mit Papier überzogen, auf welche zugleich ringsum Kanäle eingeschnitten sind. Auf diese Tische legt ein Arbeiter eine dünn geschlagene Platte von Zinn. Uber diese Lage von Zinn gießt er Quecksilber. Die Leute bringen das Metall in so großen Gefäßen daher, als wenn es nur Wasser wäre. Eine gewöhnliche hölzerne Schüssel, womit Wasser geschöpft wird, die nicht größer ist, als eine Suppenschüssel für eine Portion, wiegt 30 Pfund. Wenn das Quecksilber übergegossen ist, nimmt der Mann Kehrbesen, Kehrwische, und wieder Bürsten von wollenen Sahlbändern, und fegt damit das Quecksilber auseinander. Er verwischt es so lange, bis es auf der Zinnplatte ziemlich gleich vertheilt ist. Darauf wird noch etlichemal Quecksilber aufgeschüttet, er mißt mit einem gläsernen Winkelmaß das Feld des Spiegels, und schüttet noch immer mehr Quecksilber darauf. Kein Tröpfchen lauft über die Grenze des Zinns herab, wenn es gleich sehr hoch aufgeschüttet wird. In der Mitte bildete sich ein Schaum. Um mich etwas Schönes sehen zu lassen, nahm der Arbeiter seine Bürste, und fuhr unten über einen breiten Strich des Quecksilbers hin. Er nahm dadurch

dadurch den Schaum weg, und ließ mich nun hinein sehen. — O, da war schon ein Spiegel! ohne Glas im blossen Quecksilber! und ein viel hellerer, schönerer Spiegel, als der neugemachte, der neben dem lag, den ich entstehen sah! Man durfte nur beyde nebeneinander legen, in beyde schauen, so sah man den Unterschied sehr klar. Das Glas nimmt einen Theil der Helle, der Stärke des Lebendigen in Darstellung des Gegenstandes weg. Könnte man das Geheimniß finden, das uns die Natur bisher noch nicht wollte sehen lassen, das Quecksilber festzuhalten, ohne eine Platte von Glas darauf zu drukken, so hätte man viel hellere Spiegel. Aber ich griff nur ein wenig hinein, weg war der Spiegel! Die Schönen sollten eine Belohnung für den Naturforscher aussetzen, der uns lehrte, beym Spiegel das Glas wegzulassen, weil sie den Vortheil davon hätten, sich noch vollständiger und genauer zu sehen. — Um nun den Spiegel auszumachen, ward der Tisch vermittelst einiger unten angebrachter Schrauben herabgelassen, damit man die Glasplatte desto bequemer hinaufbringen konnte. Und um die Platte, sobald sie aufgelegt seyn würde, gleich zu drukken, so, daß sie nicht mehr weichen konnte, wurden vorher 5, 6, 7, 8, (je nachdem der Spiegel groß ist) eiserne Kugeln, die in vierekkigten steinernen Gefässen eingefaßt waren, herbeygebracht, damit man sie gleich bey der Hand haben möchte. Nun wurde der untere Rand des Tisches bis an die aufgethürmte Platte von Quecksilber hin mit Papier überzogen. Man holte die Platte, aber, als sie übergelegt werden sollte, fand man, daß wirklich, vielleicht um des Fremden willen, zuviel Queck-

silber

silber aufgetragen worden war. Man nahm also wieder davon herab. Nun wurde die Platte hinaufgeschoben, und gleich mit den Kugeln beschwert. Was dabey vom Quecksilber noch vorsprizte, und vordrang, das wurde von den im Tisch eingeschnittenen Canälen wieder aufgefangen. So muste die Platte einige Zeit liegen bleiben, und nachher wird sie eingefaßt. — Daß diese Arbeit ungesund sey, das zeigt die elende Farbe der Arbeiter, ihre keichende Brust, ihre schwache Sprache, ihre welke Haut. Die Indianer sollen die Metalle am Geruch unterscheiden können, und hier spürte ich auch einen sonderbaren Geruch, der, wie es mir schien, von der Menge des Quecksilbers herkam. Die Resorbtion der Haut in diesem Zimmer kann unmöglich gesund seyn. Zu dieser Arbeit sind zehn Männer in Paris bestellt. Sie wechseln alle Tage ab, jeder arbeitet nur drey Wochen im Monat.

Ich würde Ihnen vielleicht, mein verehrungswürdiger Freund! von dieser Manufaktur noch mehr sagen, wann ich mich nach mehreren Umständen hätte erkundigen können: aber das Weib, das mich herumführte, sprach gar unverständlich und schlecht. Und wer nicht bey dem Quecksilber zu thun hat, geht nicht dazu hin. Sie werden mir aber glauben, daß ich Abends müde und schläfrig war, als ich das alles aus meiner Schreibtafel in mein Journal eingetragen hatte, und aus eben diesem Grund nehme ich auch jezt von Ihnen Abschied. Von den Manufakturen gehen wir das nächstemal ins Opernhaus, in die Comödie, ins Vauxhall, und ins Colisee. Da müssen Sie auch mitgehn — mein Liebster! Ihre Bücher sind noch lange nicht alles, was schön und gut in der Welt ist. Leben Sie wohl.

Ele-

Elegie an den May.

Du kommst schon wieder
Geliebter May,
Ach meine Lieder
Sind einerley!
Sie tönen Klagen
Von Gram und Pein
Die meinen Tagen
Den Sonnenschein
Verhülln und Freuden
Des Frühlings wandeln
In stumme Leiden,
Die dieser Busen
In mir verschließt,
Und ihr, o Musen,
Allein nur wißt.
Voll trüber Sorgen
Seh ich die Flur;
Mich sieht der Morgen
In Thränen nur.
Von meinem Lager
Entflieht der Schlummer,
Und blaß und hager
Erscheint vor Kummer
Die Trau'rgestalt.
O säh' ich bald
Und nach so vielen
So schönen Lenzen,
Die in Gewühlen
Von schwarzen Grillen
Mir trostlos flohn,
Des Kummer Gränzen
In diesem schon.
Dann stimmt ich immer
Zum Lobgesang
Die Leyr, die immer
Von Freud' erklang;
Dann säng' ich Lieder
Vom Reiz der Flur
Und fühlte wieder
Dich ganz, Natur,
Von dir, o Hoffnung,
Erfleh ich Lindrung.
Laß nicht vergebens
Mein Flehen seyn!
Mich meines Lebens
Noch einmal freun!
Du hörst – es stillet
Sich schon mein Schmerz.
Erquikkend füllet
Bey diesem Liede
Schon süßer Friede
Mein pochend Herz.

Q. M. . . e.

Nach=

Nachricht wegen der Ertoffeln.

Da man auch in unsern Gegenden seit einiger Zeit eine Verschlimmerung der Grundbirnen, oder Ertoffeln wahrgenommen hat; so macht man dagegen dem Landmann folgendes zuverläßiges Mittel bekannt. Ausser der Werre, oder dem Gartenkrebs, ist noch kein Insekt, keine Raupe mit Gewißheit bemerkt worden, die sie ausfrässe. Auch sind die sogenannten Narren, oder die Krankheit am Laub, und die Verminderung der angesetzten Knollen von der Art, daß schwerlich weder der Boden: indem man die Klage an weitentlegenen Orten eben so hört; noch ein Insekt daran Schuld ist. Vielmehr ist es leicht zu denken, daß die Pflanze, die man seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, da sie bey uns eingeführt worden ist, nur immer durch Keime, oder Knollen an der Wurzel fortgepflanzt hat, endlich ausarten, an den Blättern, und an der Wurzel schlechter werden muß. Es bleibt also nichts anders übrig, als daß man sie wieder einmal aus Saamen ziehe; und da bey uns, auch in kalten, bergigten Gegenden nach der Erfahrung die Saamen reif werden, so ist dies ein sicheres, und eben so leichtes Mittel, der weiteren Verbreitung des Uebels vorzubeugen, und diesen wichtigen Nahrungszweig zu erhalten. Man lasse also einige Stökke auf den Grundbirnenäkkern dazu stehen, daß sie blühen, und Saamen tragen. Man schone diese Stökke, und nehme sie vor Beschädigung, sonderlich zur Zeit der Blüte in Acht. Im Spätjahr, ehe noch kalte Witterung einfällt, sammle man die Saamenäpfel, oder Beeren, und hebe sie in einer warmen Stube so lange auf, bis sie weich

weich, oder fast ganz faul sind; alsdann knete man sie in einer Schüssel mit Wasser, so lange, bis der Saame zu Boden fällt; das oben schwimmende weißlichte, saftige Wesen schütte man so oft aus einer Schüssel in die andere, bis der Saame ganz davon abgesondert ist, und nachher trokne man ihn auf Fließpapier. Der Saame ist noch viel kleiner, als Linsen, hat auch die Vertiefung nicht, die die Linsen haben, und sieht blaßgelb aus. Oft fallen selbst auf dem Akker solche Saamenbeeren ab, die Saamkerne fallen in die Erde, stehen unsre Kälte aus, und gehen im Frühjahr auf; indessen ist es doch, da die Pflanze ohnehin bey uns alle Jahre abstirbt, nicht nöthig, den Saamen eher in den Boden zu bringen, als im Frühjahr. Der Boden muß dazu wohl vorbereitet, und mäßig gedüngt seyn. Meinem Erachten nach ist es gut, wenn der Dünger im Spätjahr schon in den Boden gebracht wird. Tief muß der Saame untergebracht werden, z. B. tiefer als der gar kleine Saamen von Sellerie ꝛc. weil man im ersten Sommer noch nicht, wie sonst, die Erde an die Stökke aufhäufen kann. Man säe ihn auch lieber dünn, als dik, weil sonst Wurzeln und Stengel sich leicht hindern könnten. Im Spätjahr kann man schon die ersten Grundbirnen herausnehmen, wenigstens die, so die grösten unter ihnen sind, und so können sich hernach die folgenden desto besser ausbreiten. Die ersten Knollen haben die Grösse einer Baumnuß, und können also, ohne zerstossen zu seyn, gefüttert werden. Man lasse sich aber dadurch nicht abschrekken, mit jedem Jahr werden sie grösser, und in der ganzen Natur geschieht nichts auf einmal. Die Knollen vom zweyten Jahr sind schon, wie Hühnerbirnen, und die vom dritten Jahr haben die gewöhnliche Größe, und ein recht gutes Aussehen. Man kann auch mit den ausgegrabenen Keimen im

folgen-

folgenden Jahr gleich wieder andere Felder bepflanzen. Auf einem Viertel oder Halbviertels Morgen kann man Stökke genug ziehen zum Nachsetzen. Doch muß man weder die alten, noch die neuen Grundbirnen zu eng stekken, in der Absicht, mehrere zu bekommen, man erhält gewiß weniger. Auch sollte man die Grundbirnen nie im feuchten Keller aufheben, sie werden davon süße, man wähle lieber einen trokkenen Platz dazu.

Carlsruhe. Sander.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

163ste Woche.

Das Leben der Menschen. *)

Eine Allegorie.

Man pflegt das menschliche Leben gemeiniglich mit einer Schiffahrt zu vergleichen. Die Welt ist der weite Ocean, den die Menschen unter mancherley glüklichen und unglüklichen Zufällen durchseegeln. Die Ewigkeit ist das unbekannte Land, welches das Ziel ihrer ganzen Reise ausmacht, und sie selbst sind das Fahrzeug, das auf den, bald sanften, bald tobenden Wellen des Meers dahin fahrt und über kurz oder lang an den Ort anlangt, von welchem keine Rukkehr zu hoffen ist.

Zu einer Schiffarth gehört vornehmlich die künstliche Maschine, die den Reisenden trägt, und ein kluger Steuermann oder Aufseher, der sie regiert. Ohne das erste kann niemand über die betrügliche Fläche eines Elements wegkommen, das bey jedem Fußtritt weichen und einem vermessenen Wagehalse den fürchterlichsten Abgrund öffnen würde. Ohne

*) Der Grundstoff dieser Idee ist schon alt und oft gebraucht. Indessen schien mir doch die darinn enthaltene allegorische Wahrheit so fruchtbar und passend zu seyn, daß ich glaubte, sie sey einer etwas weiteren Ausbildung würdig.

[library stamp]

Ohne einen geschikten Steuermann aber würde unser Fahrzeug schon auf der ersten Sandbank scheitern, oder an der ersten Klippe zerschellen. Wir wollen die künstliche Maschine unsers Körpers als das Schiff; den Geist aber, der denselben belebt, als den Steuermann ansehen, wodurch dasselbe regiert wird, und uns nun vorstellen, auf einer Höhe zu stehen, von welcher wir dieser wunderbaren Reise um die Welt von ferne eine Zeitlang zusehen können.

Ein Schiff muß gehörig ausgerüstet und mit allen Nothwendigkeiten versehen werden, wenn es auf einem so gefährlichen Wege sich gegen die tausendfachen Zufälle und Bedürfnisse auf seiner Fahrt in Sicherheit setzen will. Bootsleute und Steuerruder, Tau- und Seegelwerk, Kompaß und Anker, Lebensmittel, und wer weis, wie viel andre unentbehrliche Geräthschaften, sind zu einer Unternehmung nöthig, von welcher entweder ein beträchtliches Glük oder Unglük abhängt. Und hier ist's, wo der Mensch, besonders der Jüngling, bey weitem nicht die klugen Vorkehrungen trift, welche auf ihren Reisen ein Anson oder Cook zu machen pflegte. Seine Sinne sind die Bootsleute; die Eigenliebe ist der Steuermann, und die Wollust der Kompaß, nach welchem er seinen Lauf einrichtet. Der Wimpfel der Torheit wehet von seinem Mastbaume. Seine Seegel sind aus dem zarten und zerbrechlichen Gewebe menschlicher Schwachheiten verfertigt; sein Tauwerk besteht aus einer Menge untauglicher Kleinigkeiten; sein Anker ist eine eitle Hofnung, und die günstigen Winde, die er erwartet, sind die betrüglichen Schmeicheleyen, die schon so viele dieser Reisenden in die Irre geführt haben.

Was sind Menschen, die sich blos den Sinnlichkeiten und den Täuschungen einer erhitzten Einbildung zu Führern überlassen? Schiffer, die unwissenden und unerfahrnen Bootsleuten ihr Fahrzeug anvertrauen. Käme es blos auf diese an; sie würden auf jeder Insel verweilen, welche ihnen etwa die Reizungen schmakhafter Früchte oder anderer Annehmlichkeiten darböte, ohne den Ort ihrer Bestimmung je zu erreichen. Der schmeichelt sich vergebens, eine gute Wahl getroffen zu haben, der nur das begehrt, was ihm das Urtheil der Sinne als vortrefflich darstellt. Er ergreift Dunst, statt der Wahrheit, und Schatten, statt der eingebildeten Schätze. Wie manche giftige Frucht, hat von aussen ein lachendes Ansehen. Der Vogel hütet sich vor der Beere, die seiner Natur schädlich ist; aber der Mensch — o wie leicht läßt sich der bethören, wie gern trinkt er den Taumelkelch der Sinnlichkeit, und schlurft oft den Tod aus vollen Bechern: blos weil der schön schäumende Trank seine Zunge kützelt und seinen Augen gefällt.

Ein kluger Steuermann ist das unentbehrlichste auf einem Schiffe. Er muß die schwimmende Maschine lenken, daß sie vor Klippen nnd Sandbänken glüklich vorbey, die rechte Straße halte, die sonst kein Gleise bezeichnet. Kann es denn nun eine andere, als elende Schyffahrt werden, wenn der Mensch statt seines Verstandes, die Eigenliebe oder sonst einen andern Dünkel ans Ruder stellt. Verstand und Klugheit sollte allein unsre Fahrt lenken, oder Jünglinge sollten bärtigen Männern folgen, die schon Stürme und Klippen, Sandbänke und Untiefen in diesen unsichern Meeren aus Erfahrung kennen. Aber wie mancher eingebildeter Lehrling dünkt sich klüger, als sein Meister. Sagt ers

nicht laut; so handelt er doch wenigstens so, als ob er es zehnmal besser wüste, nach welchem Leitfaden er seinen Lauf einrichten müsse, bis er endlich mit Schaden seine Verblendung erkennt, und noch glüklich genung ist, wenn sein übel geführter Nachen nicht ganz und gar scheitert. Der Verstand muß befehlen, und die Begierden müssen gehorchen, wenn die Fahrt glüklich ablaufen soll, nicht aber umgekehrt, sonst ist oft alles verloren. —

Ohne Kompaß ins Meer, und ohne einen sichern Führer in die Welt gehen, ist gleich thöricht. Aber wie wild, wie blindlings stürzt sich oft, insonderheit die Jugend, in die brausenden Wellen menschlicher Unruhen hinein, und da es ihr an Stärke fehlt, sich aus dem reissenden Strome wieder heraus zu arbeiten; so erkennt sie erst alsdenn ihren Fehler, wenn Reue zu spät ist. Irreten sie wenigstens nur an den Ufern herum; so würde vielleicht noch hie und da etwan ein mitleidiger Küstenbewohner dem Gestrandeten eine hülfreiche Hand bieten: aber mitten auf der hohen See, — hier sind sie ohne Rettung verloren. Die Wollust ist der gefährlichste Wegweiser, dem sich der Mensch anvertrauen kann. Diese schmeichelnde Göttin führt ihn zwar blumenreichen Eylanden zu, deren Ausdünstungen aber so giftig sind, daß er endlich mit ausgmergeltem Körper, bey verschwendeten Kräften, mit beflekter Ehre, und mit leeren Händen, tausendmal bedauert, keinen bessern Führer gewählt zu haben. Mitleidsvoll sehen erfahrne Schiffer die Flagge der Thorheit von dem übelberathenem Fahrzeuge unbesonnener Menschen wehen. Es ist eine bizarrre Farbe, die ihren Wimpfel kleidet, leicht kenntlich dem Verständigen, so schön sie auch in den Augen dieser Thoren selbst zu

glänzen scheint. Schwach an Einsichten und arm an Erfahrungen, spannt der zwecklose Jüngling sein Seegel auf. Schmeicheleyen seiner Eigenliebe, und der Beyfall leichtsinniger Gefährten blasen frisch in dies dünne Gewebe. — Ha! wie rasch fliegt sein Schiffgen hin auf den spiegelnden Ozean! Aber, ein Nordost erhebt sich. Ein einziger Windstoß; und alle Seegel sind zerrissen. Der Mast fällt; denn das Tauwerk war Spinnengewebe. Noch könnte er durch Anker sich retten, wenigstens eine Zeitlang halten, bis der Sturm vorüber ist; aber an solchen Tauen! Und der Anker selbst. — Nur von leichtem Holze, mit Eisenfarbe bestrichen. Ist nicht eine eitle Hofnung, eine leere Einbildung, ein leichtes Schattenbild oft alles, woran sich der thörichte Reisende zu halten sucht. Selbst der zehnmal Betrogene greift doch wohl zum eilftenmale nach diesen unbrauchbaren Werkzeugen. Da scheitern denn seine liebsten Hofnungen, und die tobenden Wellen spielen mit den Trümmern. Noch greift er nach dem lezten Brette, das ihm vorkommt; aber es entwischt seinen Händen. Muthlos und ängstlich sieht man den untersinken, der reich beladen in den Hafen hätte einlaufen können. Ist es zu verwundern, daß eine so schwach bemannte und so schlecht geführte Barke, in dem weiten Ozean der Welt, an so häufigen und zugleich so verborgenen Klippen zu Grunde geht?

Doch, wir wollen sezen, der unvorsichtige Sterbliche, der sich so unbedachtsam eingeschiffet hat, um so übel ausgerüstet eine so gefährliche Ueberfahrt zu wagen, der die Richtung und das Ruder seines Schiffs so unverständigen Händen anvertrauet, komme noch so ziemlich wohlbehalten, auch bis zu einem höhern Alter, und dann endlich bis an die Ufer

der Ewigkeit: was wird er dann gewonnen haben? Seine Ladung sind Verbrechen; der Hafen, auf den er zuseegelt, ist die Reue, und die Küste, an welcher er nun aussteigt, das Land der Verzweiflung. Sein Weg war Irrthum, darum ist er an der entgegengesetzten furchtbaren Seite der Ewigkeit angekommen. Betrogner Schiffer! Denke nicht, daß hier deine Ladung werde undurchsucht bleiben. Augen, heller als die Sonne, durchschauen deine Güter, und welche sind die Reichthümer, die du mitbringst? Ein von Lastern entnervter Körper; eine unter herrschenden Leidenschaften gefangene Seele; zahlreiche Uebelthaten, die um Rache schreyen; im Müßiggange, oder in den Armen der Wollust verlohrne Stunden; Zeugnisse der Schwelgerey in gemißbrauchten Nächten; mit Betrug beflekte Hände, und — wer kann alle Thorheiten, allen Unsinn, alle Ungerechtigkeiten nennen, womit die flatterhafte und ungebändigte Jugend, oder auch das nicht schuldlosere reifere Alter leichtsinniger Erdensöhne ihren Lebenslauf bezeichnet haben. Nun bedekt vor ihren schamlosen Handlungen eine schnell entstehende Schamröthe ihr Antliz; der Muth sinkt demjenigen, der gleich einem stolzen Rosse alles übersteigen zu können glaubte; die Dekke fällt weg, und was zuvor in den lebhaften Farben zu schimmern schien, wird eine abscheuliche Karrikatur. Das eingeschläferte Gewissen pocht; das traurige Andenken an eine Zeit, die nicht wiederkommt, foltert; die Reue sezt sich auf den Thron, und hat Seufzer, Unruhe, bittere Schmerzen, und dann zulezt eine bange Verzweifelung zu ihrem Gefolge.

War denn keine Warnungsstimme zu hören, welche diesen Unglüklichen die Augen hätte öffnen können? Eben dieser

Um-

Umstand vergrössert ihre Unruhe. Ein alter Schiffer holte sie ein, da sie noch nicht weit auf der Strasse des Irrthums fortgeseegelt waren. Euer Schiff ist übel berathen, rief er; die Seegel taugen nichts, der Kompaß ist verrükt, die ganze Fahrt geht nicht den rechten Weg. — Aber sie lachten über diesen Rathgeber, und wiesen den lästigen Wegweiser mit Hohn zurük. Wie kann ein Schiff glüklich durch Untiefen und Sandbänke durchkommen, wenn es den Lootsen nicht annehmen will, der dieser Gewässer kundig ist Selbst zween, noch kaum der Gefahr entgangene Reisende schiffeten rükwärts neben ihnen vorbey, mit allen Kennzeichen eines mißlungenen Versuchs, und winkten ihnen aus der Ferne, sich ihr Beyspiel zu Nutze zu machen, und mit ihnen umzukehren: aber so taub sie gegen jenen gewesen waren; so taub waren sie gegen diese, bis endlich ihre Rükkehr fast nicht mehr möglich war. Wer einmal schon an den Ufern des Landes der Verzweiflung angelangt ist, dem scheint zur Rükkehr wenig, oder gar keine Hofnung mehr übrig zu seyn. Hier sind weder andere Anker, noch besseres Tauwerk, noch haltbarere Seegel zu bekommen, und mit einem Schiffe, das wie der Endavour, schon so dünne abgeschliffen ist, — mit einem schon ungesund geschwelgeten Körper, beym Mangel tüchtiger Bootsleute, eine so gefährliche Rükreise wieder anzutreten, ist eine Sache von unübersteiglichen Schwürigkeiten. Verlohrne Stunden! wer kann euch wiederbringen? Eine schon vollendete Laufbahn noch einmal durchlaufen wollen, ist zwar ein schon oft gethaner, aber auch eben so oft vergeblich gewesener Wunsch. Arme Verirrete! Wenn nicht eine höhere Macht euch noch rettet — ich weis ihn nicht, den Weg der Hülfe, auf welchen ihr noch könntet geborgen werden.

Aber zehnmal zu beklagen wäre es, wenn alle Sterbliche ihre Fahrt nach der Ewigkeit mit gleicher Unbesonnenheit mitnähmen. Nein; es giebt weisere Menschen, die, zwar nicht ohne Fehler, nicht ohne Mühe und Gefahr, aber doch zulezt glüklich das jenseitige Ufer einer frohen Ewigkeit erreichen.

Der Weise fängt seine ganze Reise mit der grösten Vorsicht an. Die Vorschriften der Vernunft und Religi:n sind sein Kompaß und sein Steuerruder. Seine Reise ist nicht frey von Stürmen des Unglüks; aber er weis selbst diese unangenehmen Zufälle als günstige Winde zu gebrauchen. Er stellt dabey seine Seegel mit Geduld und Klugheit dergestalt, daß ihn auch diese widrigen Winde nicht von der rechten Straße abführen. Ein Gefolge von mancherley Tugenden sind seine Gefährten, und eine gegründete Hofnung, nebst einer unerschütterlichen Standhaftigkeit seine Anker. Wenn auch seine mit dem Kreutz bezeichnete Flagge ihn seinen Feinden verräth, die nicht zu dieser Fahne geschworen haben; so verläßt er sich doch auf seine Wachsamkeit, und auf das Panier desjenigen, den in diesen unsichern Gewässern alle Seefahrer verehren müssen. So kommt er unbeschädigt vor Klippen und Sandbänken vorbey, bis er endlich an dem angenehmen Gestade einer glüklichen Ewigkeit anlanden kann. —

Freylich kommt viel darauf an, nach welcher Route wir unsern Lauf einrichten. Der Thor hat gemeiniglich falsche Karten. Da sieht er Untiefen, verborgene Felsen, wilde Ströme, wo in der That keine sind; und wo im Gegentheil die gefährlichsten Strudel herrschen, da ist ihm ein stilles Meer vorgemahlt. Wer kann denn sicher seegeln, wenn

er eine solche Karte vor sich hat. Aber eine nach Gründen der wahren Weisheit, nach Vernunft und Offenbarung gezeichnete Vorschrift, die kann in der That nicht zu Irrthum verleiten. Es ist nicht zu leugnen, der Weg, den ein kluger Schiffer nehmen muß, besteht aus tausend Krümmungen; aber eben diese Krümmungen führen ihn vor den grösten Gefahren, vor den Eylanden der Wollust, vor den Klippen der Habsucht, vor den seichten Oertern der Sicherheit, vor den Strudeln der Schwelgerey, vor der Bucht der Thorheit, vor dem Vorgebirge des Stolzes — glüklich vorüber. Zuweilen verdüstert sich der Himmel; stürmische Winde schwellen die See auf, daß sein Nachen von verschlingenden Wellen hin und her geschleudert wird; aber er verläßt sich auf die Vestigkeit seiner Seegel und seines Tauwerks. Auch täuscht ihn wohl der einnehmende Gesang falscher Sirenen; aber er hat zu gute Ferngläser, als daß er nicht ihre wahre Gestalt erkennen, und ihren Betrug sollte entdekken können. Ueberfällt ihn die Nacht: erfüllt ihn eine chaotische Finsterniß durch ungewisse Aussichten in unbekannte Gegenden mit Furcht und Schrekken; so wirft er den Anker der Hofnung aus, und harret mit Geduld des anbrechenden Tages. Die Vorsehung hat überdem in diesen Meeren hin und wieder auf hohen Felsen vortreffliche Leuchtthürme angelegt, welche den Schiffern auch in der dunkeln Nacht ein sicherer Leitstern sind. Geräth er in andre bedenkliche Umstände; so ruft er seine weisesten Gefährten zusammen, die Vorsichtigkeit, die Wachsamkeit, die Geduld, die Zufriedenheit, die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit. — Alle müssen ihre Stimmen geben, und es kann nicht fehlen, daß nicht aus ihren Rathgebungen ein Resultat erwachsen sollte, welches die heilsamsten Folgen hat. Strandet er ja

zuweilen an niedrigen Ufern; so wirft er den unnützen Ballast, der sich noch in seinem Schiffe befindet, und dasselbe zu sehr beschwert, über Boord, bis es wieder flott wird. Bey Mangel und andern Bedürfnissen, stößt er oft auf kleine Eylande, wo ihn freundschaftliche Einwohner mit frischem Wasser und gesunden Kräutern versorgen. Nichts fürchtet er mehr, als eine gänzliche Windstille. Lieber etwas heftige, als gar keine Winde. Eine unthätige Ruhe würde ihn nur aufhalten, und eine Sorglosigkeit verursachen, die ihm leicht schädlich werden könnte. Er ruhet nur wo es Zeit ist, und macht sich eilend auf, die günstigen Passatwinde nicht zu versäumen, die ihn schnell weiter bringen, und so muß er ohnfehlbar dem gewünschten Ziele seiner Reise immer näher kommen.

Aber am Ende seiner Schiffarth — da ist es, wo er noch eine beschwerliche Meerenge zu paßiren hat, um in das gesuchte Land der Glükseligkeit hinüber zu kommen. Seine Fahrt ist deswegen nicht unglüklicher, als jener unbesonnenen Schiffer: denn diese haben nicht weniger eben eine solche Straße zu paßiren, ehe sie ihre Reise beschließen. Hier bietet nun der Weise alle seine Kräfte auf, sein Schiff klüglich zu leiten, damit er nicht noch dicht vor dem Hafen scheitere. Gern zwar möchte er sich noch zuweilen, zur Rechten oder Linken, in den Gefilden des Lebens eine Zeitlang aufhalten. Aber zum Glük für ihn, haben diese Gefilde hier eben nicht mehr so viel Reiz, daß sie ihn zur Unzeit verweilen könnten. Ueberdem hängen seine Entschließungen jetzt nicht mehr von seinem Willen ab. Der unaufhaltbare Strom der Zeit würde ihn auch wider seinen Willen fortreissen. Muthig wagt er sich also in diese enge Straße. Im Hintergrunde

tergrunde strahlt ihm schon ein schwacher Glanz des lichten Aufenthaltes entgegen, den er sucht, und dieser Strahl der Hofnung erleichtert ihm alle seine gegenwärtigen Beschwerden. Als ein Weiser hat er sich schon lange mit dieser Durchfahrt in Gedanken beschäftigt. Er kennet die gefährlichen Stellen, die er vermeiden, und hält sich genau an die vorgezeichnete Bahn, der er folgen muß, und so gelangt er endlich glüklich, an das Ufer, das er gesucht, das er gewünscht und gehofft hat. Nun verläßt er mit Freuden seine Barke. Reich an Werken der Tugend, der Menschenliebe, der Großmuth, des Mitleidens — sezt er fröhlich seinen Fuß ans Land. Die Gefahr ist überstanden, der Abgrund vermieden, und das Ziel erreicht. Als ein neuer Ankömmling in einem bis jezt noch unbekannten Reiche, bezaubert ihn jedweder Gegenstand, den er erblikt. Denn hier ists, wo seine ausgestandne Arbeit und Gefahr mit einer Ruhe soll belohnt werden, die seiner ertragnen Mühe würdig ist. Hier ists, wo die Seele ihr schwaches Fahrzeug zurükläßt, zum Genuß paradiesischer Freuden überzugehen. Hier ists, wo er sich in ungestöhrter Wonne, für alle die Stürme des Unglüks tausendfach getröstet sieht, die seine Fahrt oft so ängstlich machten. O dreymal glükliche Sterbliche, die den unruhigen Ozean der Welt hinter sich, und den Anfang der Freuden nahe vor sich sehen, gegen welche alle eingebildete Herrlichkeit dieses Lebens, wie ein Nebel verschwindet.

J. C. M . . . . e.

Gedan-

Gedanken von der Seife.

Daß zu der deutschen Seife eine caustische Lauge und Talg, und zu der venetianischen ebenfalls eine caustische Lauge eines mineralischen Alkali, und Baumöl erfordert werde, ist bekannt.

Vermittelst des caustischen der Lauge, wird der Talg oder das Oel, fest gemacht, und in Seife verwandelt: diese kann also im menschlichen Körper keine Fettigkeiten, oder Schleim mehr zu sich nehmen, sondern die Seife führet blos die Excrementa aus.

Die Seife läßt sich zwar durch Weingeist oder eine starke mineralische Säure auflösen: aber ob sie im Magen und Gedärmen des Menschen aufgelöst und von der Fettigkeit separiret werde, das möchte wohl schwer zu erweisen seyn; und gesetzt, aber nicht zugegeben, es befände sich so viel und so starke Säure im Magen, die Seife aufzulösen, und ihrer Fettigkeit zu entbinden, was für ein Nutzen würde wohl von ihrer Solution zu erwarten seyn, da uns die (nach gekochter Seife) zurükgebliebene Lauge nach deren Einkochung ein Mittelsalz liefert, mithin uns überzeuget, daß in der Seife dasjenige nicht stekke, was man in ihr vermuthet hat. Auch mögte es schwer zu erweisen seyn, daß nach der wirklichen Solution der Seife im Magen oder Gedärmen das Causticum separirt werde; und was sollte wohl ein ranziges Oel und Talg im menschlichen Körper vor Dienste thun?

Da nun bekanntermaßen die alcalischen und caustischen Salze ins Blut gehen, und die darinnen enthaltenen und den

Stein erzeugende Materie absondern, und zur Urinblase füh, ren, ausserdem im Magen und Gedärmen die darinnen vorfindende Galle und Schleim annehmen, und eine Seife constituiren, sodann mit den Excrementen ausführen; so wäre es meines Erachtens sicherer, dem Patienten, welcher am Steine laboriret, das angeführte caustische Laugensalz, statt Seife, in Form eines flüßigen Medicaments zu geben, jedoch müste dieses wohl eine Zeitlang fortgesetzt werden, damit die aus dem Blute auszuführende Steinmaterie sogleich durch den Urin abgeführet werden, und sich nicht zum Stein ansetzen könne. So ohngefähr sind meine Gedanken von diesem Product, und ihrem Effect, bin aber bereit, falls man mich überzeugt geirret zu haben, meine Meynung zurük zu nehmen. M... den 30sten März. 1780.

B....

Gedanken über das caustische Laugensalz.

Laugensalze werden bekanntermaßen theils zur Seife, theils in der Apotheke gebraucht. Das Laugensalz zur deutschen Seife wird bekanntermaßen aus unserer Asche mit Zusatz des Kalches gezogen, das zur venetianischen Seife aber aus einem mineralischen Alcali gemacht. Wird dieses leztere Laugensalz nun durch den martialischen Spießglaskönig verstärkt, so wird das Causticum stärker, und zu der in den Apotheken bekannten Tinctur des Spiesglaskönigs gebraucht.

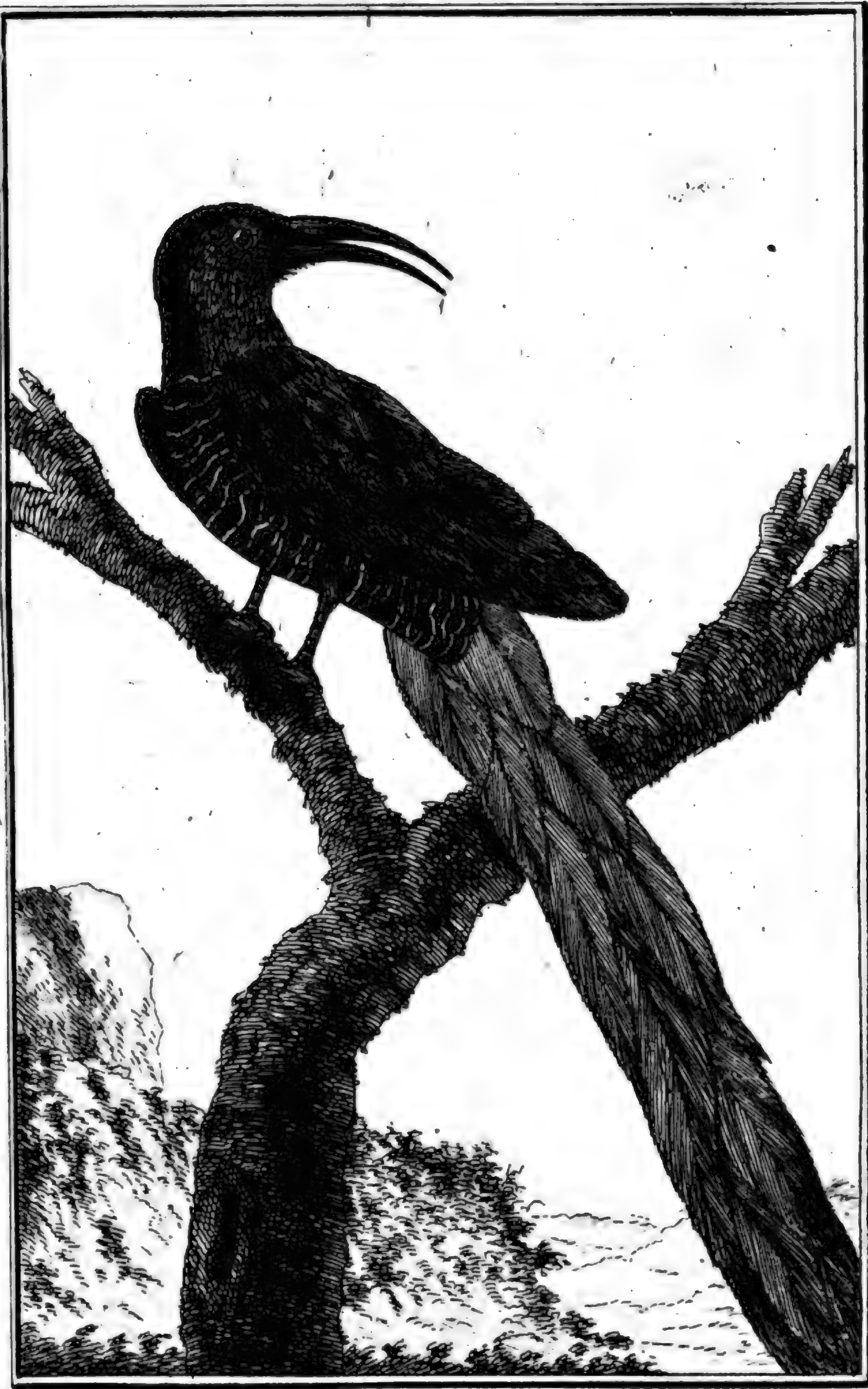
Was diese Tinctur in der Cachexia für Dienste thue, davon kann der 1778 in den Berlinischen Sammlungen inserirte Versuch bey einer mißlichen Cachexie nachgelesen werden. Gegenwärtig will ich nur mit wenigem noch anzei-

lich anzeigen, daß diese Tinctur auch beym Nierensteine bessere Dienste, als die Seife, thue; jedoch müste sie in geringerer Dosis, und allenfalls mit der statt Weingeist extrahirter Rhabarberessenz, mit Spiritus nitri dulcis ausgezogen, vermischt gegeben werden. Ich sage, in geringerer Dosis, als im angezeigten Versuch angezeiget worden ist, nemlich von der concentrirten Spießglastinctur, und der cum Spiritu nitri extrahirten Rhabarberessenz, jedes zwey Löth, und davon Tages dreymal, jedesmal 50 bis 60 Tropfen mit kaltem Wasser. Man nimmt gegenwärtig bey der Steinplage seine Zuflucht zur venetianischen Seife, und deren Pillen: allein mir deucht, man irret, und verwechselt die Sache. Ich meines Theils kann in der Seife nichts finden, als daß sie die Därme schlüpfrig mache, und abführe. Sollte sie ein mehreres vermögen; so bin ich bereit, mich eines besseren belehren zu lassen. Die Gründe, die ich vor mir habe, überzeugen mich, daß das caustische Salz, (und nicht der Talg, oder das Baumöl) das einzige sey, worauf gesehen worden, und worauf es eigentlich ankömmt, ein nützliches Medicament daraus zu ziehen.

So eben, als ich dieses abschiffen will, kommt mir des Herrn Physici & Doct. Dehne Traktätchen über die Spießglastinktur in die Hände: ich finde dieselbe recht gut ausgearbeitet, und wünschte, daß er auch die Untersuchung der Seife unternehmen möchte. M. den 6ten Dec. 1779.

B...

Der braune Wiedehopf in Neu-Guinea.



Neueste Mannigfaltigkeiten.

164ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Seiebenzehnter Brief.

Eine der prächtigsten Vergnügungen, mein Bester, die man in Paris haben kann, ist die Oper. An allen Wänden der Kirchen, an den Ekken der Straßen, an den Büreaux, am Louvre, im Königl. Palais sieht man beständig die Opern- und Komödienzettel angeklebt. L'Academie Royale de Musique donnera aujourd'hui &c. so kündigt man die Oper an. Das Opernhaus selber ist ein Theil vom Palais Royal in der Ruë St. Honoré, und das Büreau, wo die Billets dazu nach drey Uhr ausgegeben werden, hat eine Wache: denn der Zulauf der Pariser und der Fremden ist unbeschreiblich, und doch ist das Opernhaus nicht besonders groß. Der Schauplatz ist prächtig, das Parterre aber im Straßburger Komödienhause dreymal grösser. In der Mitte sind fünf Gallerien, an der Seite nur vier übereinander ꝛc. Man zahlt 12, 6, 3 Livres, und 40 Sols auf dem Parterre. Auch können auf dem

Parterre an den Seiten ringsherum viele sitzen. Alle Sonntag, Dienstag und Freytag ist Oper in Paris; sie dauret aber nicht länger, als zwo Stunden. Die nöthige Anstalt mit den Feuersprützen und Wache bey jeder, fällt dem Fremden in die Augen. Einmal sah ich ein heroisches Ballet, Cephale & Procris, aufführen, und es ist unbeschreiblich, wie Augen und Ohren belustigt werden, durch die Musik, da das ganze Orchester mit einem Strich anfängt, und dann bald die grösseste französische Delikatesse, bald die heftigste Gewalt der Musik die Seele durchschüttert; — durch die Decorationen, da bald Wolken und Göttinnen darauf von oben langsam herabsinken, bald von unten hinauf Siegeswagen emporsteigen, und wieder versinken, — bald alles in einen lieblichen Wald, in einen königlichen Saal verwandelt wird; — durch die Akteurs und Aktricen, die den herrlichsten Gesang, die höchste Stimme des Affekts, die einnehmendste, rührendste Miene, die beweglichste Stellung, den majestätischen und den bebenden Gang, die beste Wendung, die affektvolleste Pause, die unnachahmlichste Erhebung des Tons, kurz alles, was die Seele in Glut setzen, und schmelzen kann, in ihrer Gewalt haben. Einen unter den Schauspielern, Mr. Groos, konnte man nicht genung sehen und hören. Besonders bewunderte ich die kühnsten, niedlichsten Tänze, die harmonischen Confusionen, wenn 60 — 70 Personen auf dem Schauplatz erschienen, bald alle, bald zwey, bald einer allein tanzte, und jeder alle verstund, keiner den andern verwirrte, und alles im abgemessensten Takt. — Einmal schwärmte eine Sängerin mit speyendem Feuer unter ihnen allen herum, und doch wurde kein fliegendes, kein schleppendes Kleid, kein Stük der Dekoration versehrt.

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, bey Tage in das ledige Opernhaus zu gehen; aber man hat mich versichert, daß der Schauplatz mit unendlichen Kosten in eine ungeheure Tiefe ausgegraben worden sey. Der Qualm der Lichter, die Ausdünstungen so vieler zusammengedrängter Menschen, der Staub, der von dem Tanzen unaufhörlich aufsteigt, und das unaufhörliche Klatschen der Zuschauer, und die Musik drittehalb Stunden lang, — das alles nimmt den Kopf gewaltig ein. Ein andermal ward Alceste aufgeführt. M. Milon hat in Frankreich dis Sujet bearbeitet. Vielleicht hat er Wielanden genutzt, aber er hat ihn auch übertroffen. Die Piece welche viel Aufsehen gemacht, hat drey Aufzüge, ist ganz voller Affekt, und hat die frappantesten Abwechselungen, und die rührendsten Scenen. Sie ward jetzt wieder, vermuthlich auf Befehl der Königin, die mit dem Kayser, in Begleitung des Duc de Chartres und des Grafen von Artois von Versailles nach Paris kam, aufgeführt. Ritter Gluk hat sie in Musik gesetzt, und mit allen ihren mächtigen und sanft einnehmenden Schönheiten strömte diese Musik in meine Seele. Die Illusion, die Zärtlichkeit der Stimme, der Ausdruk der Leidenschaften, die Feinheit der Musik, das genaueste Halten des Takts, die Pracht der Kleider, und der Schimmer der Decorationen, alles stieg aufs höchste. Mad. Vestries spielte die Alceste, und M. Groos machte den Aduent. Die Bildsäule des Apollo war an sich nicht besonders, aber an dem Räuchern, Knien, Anbeten, an dem aufsteigenden Feuer, am heiligen Tanz an den Priestern und Oberpriestern, konnte man so recht das Pfaffenspiel der alten Welt, und ihre tausendfältige Gaukeleyen und Mummereyen kennen lernen. Man kann mit Worten nicht sagen, wie die beyden Schauspieler sich Mühe gaben, den Kampf

der Liebe, der Natur, und der Pflicht vorzustellen. Sie fallen vor, fahren zurük, zittern in allen Muskeln, ahmen die Ohnmachten so natürlich nach, werden heftig gegeneinander, kehren sich plötzlich um, schreiten majestätisch gedankenvoll über den Schauplaz hin, und spannen die Stimme aufs höchste. — Es kamen zwey kleine Kinder, Alceste nahm von ihnen Abschied, dann machten die kleinen Liebenswürdigen dem Herkules alle mögliche Schmeichelenen, und Er mit seiner Keule, mit seinem entscheidenden Ton war vortreflich. Die Porte aux Enfers, eine Wildniß, verfallene Bäume, Löcher, Felsen, Rizen, wenig Licht darin; hier schweifte Alceste herum, ganze Schaaren von Dieux infernaux hinten, beständig flammten Feuer auf. — Admet kommt auch hinab, sie bittet ihn zurükzugehn, endlich ruft ihr Charon, und ehe man es glaubt, führt sie Herkules unten herauf zwischen Felsen und Feuer. — — Ich habe nicht leicht etwas gesehen, wo die Illusion so hoch stieg, als bey dieser lezten Parthie. Aber Rousseaus Stelle fällt mir ein: Les passions violentes ont toujours dans leur excès quelque chose de puerile, qui nous amuse, seduit, & nous fait aimer ce qui seroit à craindre. Voilà pourquoi nous aimons tous le Theatre, & plusieurs entre nous les Romans.

Das französische Comödienhaus ist ein Theil von den königlichen Gebäuden, die gleich unter dem Pontneuf anfangen, und bis in die Thuilleries fortlaufen. Der Schauplaz ist, so wie das Auditorium, bey weitem nicht so groß, als in Strasburg. Ich hörte einmal Phedre, ein Stük von Racine aufführen. Die Musik ist oft sehr schlecht, es herrscht auch da nicht die Stille, und die Ordnung, die in der Oper ist. Man sieht es den Schauspielern an, daß

ihnen das Deklamiren, das Weinen, das Lamentiren, das Expiriren zur Gewohnheit worden ist. Ungemein schiklich ist die französische Sprache zu theatralischen Stükken. Man kann darinn im Affekt zum Erstaunen schnell, und auch wieder sehr energisch und pathetisch reden. In dem ganzen Stük war die beständige Decoration ein Saal, der nie verändert wurde. Wiewohl man alle Tage hinein kam, so ist doch ein ewiges Drukken und Drängen um den Platz, und es geht dem Comödianten, wie dem Prediger und Professor, man schwäzt, gähnt, lacht, lärmt ꝛc. Das Parterre ist hier nicht so anständig, wie in der Oper.

Die italiänische Comödie verdient mehr gesehen zu werden, als jene. Man nennt sie so, weil hier dreymal in der Woche italiänische Stükke aufgeführt werden, und weil auch mehr gesungen wird. Ueberhaupt ist hier die Musik nach der Oper am schönsten. Ich hörte einmal Lucilen an, es war einer da, im Schlafrok, der ganz unvergleichlich spielte: aber unglaublich ist es, wie dikroth sich Manns- und Frauenspersonen anstreichen.

Die englische Erfindung der Vauxhall ist auch in Paris nachgemacht worden. Auf dem Boulevard steht ein grosses neues Haus, das nur am Donnerstag Abend von 8—10 Uhr besucht wird. Die Entrée kostet anderthalb Livres. Leute vom Stand, und solche, die das Privilegium des Müßiggangs haben, versammlen sich da. Es ist ein grosser Saal, wo so viel geplaudert wird, daß einem die Ohren schmerzen. Hinten ist ein Hof, der oben Gallerien hat, darin sind immer Kunstfeuer zu sehen. Man baut kleine Tempel des Apollo, der Venus, des Mars, mit schönen Bögen, Einfassungen und Inschriften, und das alles wird

meist mit gefärbtem Feuer illuminirt. Den Zulauf zu diesem Haus kann ich Ihnen nicht beschreiben. Wenigstens eine Viertelstunde Wegs davon standen schon die wartenden Carossen in langen Reihen Chaisen an Chaisen. Um eben diese Zeit sind für die gemeinere Leute alle Caffeehäuser illuminirt, und mit Musik und Sängerinnen besetzt. Auch spielen da die Joueurs des forces bis in die späteste Nacht ihre Possen, und klopfen sich oben auf den kleinen Gerüsten weidlich herum, und machen dabey abscheuliche Grimassen. Im Vorbeygehn muß man oft stille stehn, und über die poßierlichen Kerle lachen. Indem nun alles singt, schreyt, lacht, ißt, säuft, lärmt, so wird das Venerabile vorbeygetragen. Kaum hört einer die Glokke des Chorbuben, so schreyt er stärker, als alle: Le bon Dieu, le bon Dieu — und alles stürzt zwischen und unter die Tische, kniet nieder, schweigt, aber kaum eine halbe Minute, so geht der tausendfältige Lärm wieder an. Sie können leicht denken, wie mir das gefallen muste.

Eine gewisse Madame de Boure, eine gelehrte und artige Buchhändlersfrau, die ich hatte kennen gelernt, rühmte mir das Colisee so sehr, daß ich glaube, sie hätte mich nicht mehr angesehen, wenn ich noch einmal zu ihr gekommen wäre, ohne das Colisee gesehen zu haben: ich gieng also hin. Am Ende des Platzes von Ludwig XV. zwischen den Champs élisées steht ein grosses hohes leeres Gebäude, zirkelrund angelegt mit Nebenzirkeln, und Angebäuden, meist mit einer grünen hölzernen Grille eingeschlossen, oben percée, und auch mit hölzernem Gitterwerk umgeben. Oben sind an den Seiten breite Plätze zu Spatziergängen, und zur Uebersicht der ganzen Gegend. Unten sind ebenfalls Prome-

menaden und ein simpler Garten, und auf der andern Seite ein See mit einer Mauer umgeben, und mit allerley Einrichtungen zu Feuerwerken. Dies Gebäude, das gewiß niedlich angebracht ist, heißt le Colisée. Inwendig trift man erst grosse Gänge an, die von Galanteriekrämern wimmeln. Alle Treppen sind an den Seiten angelegt. In der Mitte ist ein grosser Zirkel, getragen von den prächtigsten Säulen. Die grösten silbernen Leuchter hangen überall hinab, am Platfond sind die kostbarsten Gemählde (im Lieblingsgeschmak der Nation!) angebracht. Aus diesem Zirkel geht man durch kleine Stuffen hinab, da sitzen Musikanten, Sängerinnen, und alles wird gestopft voll von Leuten. Man plaudert, man tanzt, man singt. — Hoch oben sind 2 Gallerien angebracht, aus welchen man auf das Gewühl unten herabsehen kann. Alles, was beau monde in Paris ist, versammlet sich hier Mittwoch und Sonntag Abends im Sommer von halb acht bis eilf Uhr. Ich war einmal dabey, als nach den ausgetheilten Billets etliche tausend Menschen da waren. Eine unübersehbare Menge von Chaisen, Carossen, Cabriolets, Portechaisen ꝛc. Die Entree kostet 30 Sols. Unten im Garten steht ein Dragon, oder ein hölzerner Vogel auf einer Stange mit Pulver gefüllt. Nach diesem schiessen sie oft 6 — 8 Wochen mit Raketen, bis ihn endlich einer anzündet, und den Preis davon trägt. Um halb 9 Uhr setzten sich alle an den See, und erwarteten das Feuerwerk. Etliche schwache Schüsse hinter der Mauer kündigten dasselbe an. Das Spiel dauerte wohl eine halbe Stunde, die meisten Stükke waren schön, einige verdarb der Wind; weil man alles in und über dem Wasser sah, war es doppelt schön; ein brennender beständig knallender Tempel, wie man sie überall bey solchen Gelegenheiten sieht, beschloß das Feuer-

werk. Nun sah man kleine Kinder tanzen, und klatschte ihnen zu. Bey einer schönen Engelländerin, die frisch angekommen war, und sich hier zur Schau öffentlich darstellte, sammlete sich der ganze Schwarm, denn die geringste Neuigkeit zieht ein ganzes Heer von Franzosen rasch nach einer Seite hin. — — Nach und nach giengen ganze Parthien weg, an der Thüre entstand von den vielen Fuhrleuten, Bedienten und Wachen ein wildes betäubendes Geschrey, hie und da accordirten die Chapeaus mit den barmherzigen Schönen von Paris, die sich da, zum Theil halbnakkend anboten, und in den prächtigen Kleidern erschienen, wenn man ihnen gleich die Dummheit, und die grosse weite Leere im Gehirn bey jedem Wort anhörte. Auf dem Weg war man immer in Gefahr, überfahren zu werden, das Gedränge, der Staub, die vielerley Dämpfe, die vermischten Gerüche von Eaux und Flacons d'esprit nahmen den Kopf ein. In der Rue St. Honoré und überall lauerten jetzt noch die filles de Paris, die Accrocheuses auf die Meßieurs, die da unten heraufkamen. Voilà le Colisée.

Dann, was ich oft von großen Städten gehört, und immer für übertrieben und vergrössert gehalten habe, das sah ich selbst alle Abende. Die Sittenlosigkeit, das schamlose Anbieten, Rufen, Zupfen, Lokken, Pfeifen, und Nachlaufen der Weibsleute ist dem Fremden ein trauriges Zeugniß vom sittlichen Zustand der Nation, und eine gefährliche Lokspeise für den Jüngling, der sich sonst Gelelegenheit von der Art macht, wann er sie nicht darbietet. Wie weit das Verderben gekommen ist, wie es sich auf die allerumständlichste Art überall äussert, mag ich Ihnen, lieber Freund! nicht sagen. Gottlob, daß gute Sitten, Zucht

und

und Bescheidenheit unter uns Deutschen noch nicht so ganz dahin ist! Wahr ists, Paris und unser Zeitalter hat das nicht aufgebracht. Es ist kein Beweis vom steigenden Verfall der Menschheit. Schon in Jerusalem zu Salomons Zeiten war es eben so. Nichts paßt genauer, als seine Beschreibung der liederlichen Weibspersonen in den Sprüchwörtern C. VII. Wer sie nur einmal gelesen hat, und sieht in Paris diese allgemeine Frechheit, dem muß sie nothwendig beyfallen Semper eadem fabula luditur. — Weil ich in Paris alles sehen wollte, was sublim und groß ist, so gieng ich auch einmal in die ärgste Cochonade, die Sie sich denken können, in die Rue des Porcherons im Fauxbourg Montmartre, wo die gröste Wildheit und alle nur mögliche Ausgelassenheit herrscht. Ein Fremder erstaunt über die Wollüstigkeit und Unzüchtigkeit der Französinnen. Ich würde mich schämen müssen, wenn ich Ihnen und dem Publikum sagen wollte, was ich da sah. Man muß gar kein Gefühl und keinen Funken von Liebe für seine Mitmenschen haben, wenn man selber leichtsinnig werden kann. Oft wuste ich nicht, was ich denken sollte. Durch zwölf Wirhshäuser gieng ich auf der einen Seite hinauf, und durch zwölfe auf der andern herab, und in einem begegnete mir eben die zügellose Frechheit, die ich im andern gesehen hatte. Ein Sammelplaz von erschreklichen Lastern, und von bejammernswürdigen Menschen aus allen Ständen und Klassen, und von allen Nationen. Es war ein junges Weibsbild da, das, wie es mir selber sagte, schon in frühen Jahren zwey Kinder gehabt hatte, und durch den allzufrühen Misbrauch an Geist und Körper, an Verstand und Sinnen so geschwächt war, daß sie für mich eine niederschlagende Bestätigung der Tissotischen und Zimmermannischen Wahrnehmungen

war. Im Gesicht und an den Händen sah sie so mager, so bleich und abgezehrt aus, als wann sie 90 Jahr alt wäre, und ich bedauerte in ihr meine menschliche Natur. In ihren Augen, womit sie doch noch spielen wollte, war ein mattes verloschenes Feuer. — Ganz das klägliche Bild der Strafen, womit die Natur züchtigt, und doch noch immer ein Herz voll unersättlicher Lüsternheit, vielleicht für alle moralische Besserung verloren. Jünglinge und Töchter! die ihr mich etwa leset, denket an dieses schrekliche Bild, wenn ihr gut und tugendhaft bleiben wollt! Aber so groß, so zaumlos ist die Ueppigkeit, daß ich wenigstens sechs kleine zehn- bis zwölfjährige Mägdchen erblikte, die in diesem verfluchenswürdigen Ort zu ähnlichen traurigen Bestimmungen von ihrer zarten Jugend angewöhnt wurden. So vielen lastbaren Thieren, die den ganzen Tag in der Stadt unter Hunger und Durst beständig den Willen andrer thun, und die elendesten Dienste verrichten müssen, möchte man wohl am Abend Tanz und Freyheit gönnen: aber sollte nicht die Policey über diese Belustigungsplätze Aufsicht tragen, daß nicht Menschen in ihrer Jugend aufgeopfert, der Schwache verführt, die Ausgelassenheit gepflanzt, und die Menschenrace endlich verschlimmert werde? Unter diesen Häusern ist eins, das den Deutschen gewidmet ist. Da könnten unsre Patrioten sehen, ob es rathsam sey, jeden jungen Menschen auf Reisen zu schikken. Doch genung. — Leben Sie wohl.

Kurze

Kurze Historie der Adressen an den König von Großbrittannien.

(Lond. Mag. 1761. p. 40.)

Adressen von Städten, hohen Schulen, welt- und geistlichen Collegiis und Gesellschaften, sind zuerst unter Richard Cromwell vorgekommen, als derselbe im Jahre 1658. seinem Vater Oliver als Protector folgte. Er empfieng dergleichen von allen Seiten des Königreichs, worin ihm Gut und Blut versprochen wurde, obgleich die mehresten, von denen sie herkamen, zu eben der Zeit an seinem Untergange arbeteten. Richard war nicht so thöricht, als man glaubt. Denn als er nach seiner siebenmonatlichen Regierung seine Sachen von Whitehall wegbringen ließ, und wahrnahm, daß man mit einem alten Kasten nicht gar zu säuberlich umgieng, begehrte er etwas vorsichtiger damit umzugehen, weil Gut und Blut aller rechtschaffenen Leute darin wäre. Richard bezeigte damit edelmüthig, wie wenig er auf Adressen hielte.

Keinem Fürsten sind mehr Adressen überreichet, als Carl II. dabey aber ließ ihn sein Volk beynahe Hungers sterben, und bewilligte ihm kaum so viel, als er zu Verwaltung der Regierung unumgänglich nöthig hatte; wodurch er wider seine Neigung dahin gebracht wurde, daß er französische Pension annahm.

Killigrew, stellete dies sehr lebhaft vor. Er bestellete insgeheim bey des Königs Leibschneider, er sollte eine Roktasche

tasche für den König ungeheuer groß, die andre hergegen nicht viel grösser machen, als einen Fingerhut. Als der Monarch innen wurde, es sey auf Killigrews Veranlassen geschehen, fragte er ihn um die Ursache; der Erzspaßvogel antwortete: Ihro Majestät, die grosse Tasche ist zu den Adressen, die von den Unterthanen einlaufen, und die kleine zu dem baaren Gelde, das sie hergeben werden.

Jakob II. wurde mit gleicher Aufrichtigkeit begegnet. Denn, als er sich für die Gewissensfreyheit erklärte, überliesen ihn alle Nonconformisten mit Adressen, worin sie ihm Gut und Blut gelobeten; ja einige bedienten sich dabey der ausschweifenden Ausdrükke, daß sie wünschten, ihre Brüder mögten von Glas seyn, damit Ihro Majestät die Aufrichtigkeit ihrer Herzen sehen könnten. Es ist inzwischen bekannt genung, daß sich niemand mehr angelegen seyn lassen, ihn nachher abzusetzen. Als jedoch die Absicht dieses übel berathenen und abergläubigen Königs lediglich dahin gieng, das Pabstthum einzuführen, so sind er und seine Nachkommen, (wenn er deren jemals gehabt hat,) durch feyerliche Landesgesetze auf ewig von der Thronfolge ausgeschlossen.

Wilhelm III. wurde nicht mit Dankbarkeit begegnet, die er billig erwarten konnte, und fand nicht das Vergnügen an der Königswürde, die ehrsüchtige Personen in dem Besitz zu finden hoffen. Denn seine Krone wurde ihm zur Dornenkrone. Seine Unterthanen überreichten ihm Adressen, wie unter seinen Vorfahren geschehen war: allein sie waren immer besorgt, sie mögten zu sehr in die Händel auf dem festen Lande eingeflochten werden, und meynten, das

geschehe mehr zu Hollands als zu Engellands Vortheil; weshalls sie ihm selten Geld zu Führung des Krieges wider Frankreich bewilligten, bevor der Feind ihm zuvor gekommen, und ins Feld gerükket war. Darin stekket die Hauptursache, warum dieser heldenmüthige König wider Frankreich gemeiniglich den kürzern zog.

Gegen das Ende der Regierung der Königin Anna wurden Ihro Majestät von einer Art Leute Adressen überreichet, worin die stärksten Versicherungen, die protestantische Thronfolge sicher zu stellen, enthalten waren, die doch nach ihrem Ableben alles mögliche anwendeten, dem Prätendenten auf den Thron zu helfen.

Die merkwürdigste Adresse unter der Regierung weyland Königs Georg I. war wohl eine von dem Flekken Totneß in Devonshire, welches sich durch eine Adresse merkwürdig, oder vielmehr lächerlich machte, die es dem Monarchen überreichte; nachdem Kayser Carl VI. und der König von Spanien die Wienerische Alliance geschlossen hatten, die der englischen Nation nicht viel gutes zu prophezeyen schien. Die guten Leute versicherten dem Könige darin, sie wären bereit, ihm nicht allein eine Landtaxe von vier Schilling aufs Pfund zu bewilligen, sondern ihm auch die übrigen sechszen Schillinge dazu zu geben, wenn ihm damit gedienet wäre: das ist drolligt genung, und wird jedoch noch merklich lächerlicher, wenn man weiß, daß dieser über und über treugehorsamste Flekken zu der Zeit keinen Fuß breit Landes inne hatte.

Bey einem der bedenklichsten Vorfälle unter weyland Georg II. glorwürdigsten Andenkens, nemlich zur Zeit der

letzten

letzten unnatürlichsten Rebellion, gab eine gewisse Art Leute eben dergleichen Versicherungen, als seine wirklich getreuen Unterthanen. Als aber Seine Majestät einen sehr fähigen und einsichtsvollen Mann ins Ministerium gezogen hatten, erklärten sie sich, sie wären fest entschlossen, ihren Abschied zu nehmen, wenn er länger darin bliebe, ungeachtet Se. Majestät damals in grosser Bedrängniß, und die Rebellen im Herzen des Königreichs waren.

Nunmehro sind Gottlob Treue, Aufrichtigkeit und Adressen mit einander übereinstimmend. Die Umstände haben sich geändert, wenige Personen in einer Stadt oder in einem Flekken können mehr Adressen nach ihrem Gutbefinden entwerfen.

An Dominikus Taufstein *)

(den achten April 1780.)

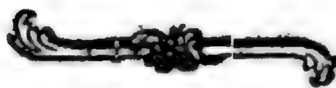
Künftig sollst du nicht mehr der Stein Dominikus heißen!
Oder heißt du so:
Werde kein König zum Christen aus deiner Quelle geweihet,
Wo Dominikus einst
Auch von seinem Vater als Knabe zum Christen geweiht ward;
Aber dennoch, als Mann,
Christum verließ, und, fern von seinen Lehren und Thaten,
Glaubensverbreitung durchs Schwerdt,
Unbarmherzig Gericht, und schwarze Verfolgungen lehrte! —
Nicht der heilige Blik,
Und des Leibes Kasteyung, und selbsterfundene Plage
Macht den Heiligen aus! —
Auch der Redner mit englischen Zungen, der Seher der Zukunft,
Der Versetzer des Bergs,
Und wer Armen zum Dienst die ganze Habe dahin giebt,
Und am Feuer sich dörrt,
Ist — ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle,
Ist ein Heuchler, ist — Nichts,
Ohne Liebe! — Die milde, die freundliche duldende Liebe,
Unzuerbitternd und fest,
Ueber alle verbreitet, wie Gottes Regen und Sonne,
Macht den Heiligen aus. — —
Also lehrt' uns Jesus Christus, der einzige Meister!
Hatte des Donners Gewalt,

Aber

*) Es war vor Kurzem darin ein königlicher Prinz getauft.

Aber schonte des Sünders, und lehrte, — nicht im Gefängniß;
Frey! auf offenem Feld! —
Irrende Wahrheit, und löste die Zweifel, und selber im Bösen
Sah er den Elenden nur! — — —
Menschen sind schwach. Der fromme Jakobus, der sanfte Jo-
Sie selbst, glichen nicht Ihm! (hannes,
Zärtlichkeitvoll für Ihn, den ihre Seele so liebte,
Hätt' im Eifer ihr Herz,
Wo sie beleidigt ihn sahn, gern Feuer vom Himmel gerufen,
Und den Frevler verbrannt! —
Aber bedräuend wandte sich Jesus: Wißt ihr nicht, welches
Geistes Kinder ihr seyd?
Nicht Verderber des Lebens: des Lebens Erhalter zu werden,
Ist mein großer Beruf!

Fischer.



Neueste Mannigfaltigkeiten.

165ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Bachstelze. Gelbschwanz. Persischer. a)

Dieser Vogel ist fünf Zoll und neun Linien lang, und nur zween Zoll, zwo Linien dik. Er hat einen schwarzen, geraden, pfriemenförmigen Schnabel von fünf Linien in der Länge. Seine Nasenlöcher sind bloß und eyförmig, der Kopf aschgrau, Stirn und Schläfe schwarz. Der obere Hals und vordere Rükken schwärzlich, der hintere Theil des Rükkens aschfarbig, der Bürzel kastanienbräunlich. Die Kehle, der untere Hals, und Brust, glänzend schwarz, der Bauch gelb, wie die Gegend um den After. Die Augen haben eine blaß blaulichte Farbe.

Die achtzehn Schwingfedern erstrekken sich an diesem Vogel über die Hälfte des Schwanzes, haben eine dunkel schwärzliche Farbe, und sind inwendig alle, auch einige derselben an der Spitze weiß. Die äussersten der schwarzen Dekfedern haben eine aschgraue Spitze.

Der Schwanz ist rund, aus zwölf gleichen, gelben Regierfedern zusammengesetzet, wovon die zwo mittlern eine dunkel-

a) *Motacilla ochruros.* Gmelins Reisen III. Th. p. 101. Tab. 19. f. 3.

dunkelgraue Farbe haben. Füße und Zeen sind mit einer schwarzen Haut überzogen.

Das weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadadurch, daß bey selbigem der Ober- sowohl, als der Unterleib mehr ins Graue fallen. Dieser Vogel ist ein Bewohner der persischen Gebirge, der in der Landessprache Asseülis heißet, und mit Herrn von Linné Schwarzkehlchen, (Motacilla Phœnicurus) am nächsten übereinkömmt.

Bachstelze, gemeine, weiße. Akkermännchen, Akkermere. Bachamsel in Oberdeutschland, Klosterfräulein. Klosternonne. (Merkl.) Quek- oder Quikfterz, Stiftsfräulein (Halle.) Weiße oder graue Wasserstelze, Wedelschwanz, (Onom.) Wegesterz. (Müll.) b)

Dieser bekannte europäische Vogel ist sieben Zolle lang, und sehr geschmeidig; sein Schnabel sieben Linien lang, pfriemenför-

b) *Motacilla alba*, pectore nigro, rectricibus duabus lateralibus dimidiato oblique albis. *Linn.* S. N. XII. n. 11. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 214. Ed. 2. p. 92. n. 252. *Brisson.* Av. 8vo. I. 437. n. 38. *Motacilla* Culicilega, fusurada. *Bellon.* Ic. 88. b. *Motacilla* quam nostri *albam* cognominant. *Budyta. Gesn.* Av. 618. *Motacilla* alba. *Aldrov.* Ornith. II. 726. *Jonst.* Av. 120. T. 43. *Will.* Ornith. 171. T. 42. *Motacilla alba, Raji* Av. 75. n. 1. *Albin.* Ornith. I. p. 49. T. 49. *Motacilla alba. Ballarina. Cutrettola. Olina* Av. 43. *Codatremola delta. Monachina Zinnani* Uoua pag. 51. *Moehr.* Gen. Av. p. 44. Gen. 33. *Motacilla Albicula. Cnipulogus. Ariſtot. Charl. Onom.* p. 90. n. IV. 1. *Motacilla alba*, cauda tremula, Passer aquaticus. *Schwenckf.* Auiar. Siles. 306. *Motacilla alba*, Caudatremula. Cinclus. *Rzacz. Syluia* pectore nigro. Klein. Motacilla alba. *Kramer.* Auſtr. p. 374. *Brünnich.* Orn. boreal. 271. Pontopp. Dän. 174. Pennants Britt. Thierg. p. 117. *Brit. Zool.* gr. 8vo. Vol. I. 361. *Merreti* Pin. p. 178. D. Fermins

menförmig, schwarz von innen und aussen. Die **Kinnbakken sind von** gleicher Größe, der obere vorn an beyden Seiten **eingeferbet.** An der Grundfläche desselben finden sich **zwey** länglichte unbedekte Nasenlöcher, und innerhalb **dem Kinnbakken eine** häubige, pfeilförmige, an der Spize **der zerfaserte Zunge.** Oben auf dem Kopf sind unsre gemeine **Bachstelzen** schwarz, das Männchen mehr, als das Weibchen, **vorn aber,** gleich über dem Schnabel so weiß, als an **den Bakken.** An der Kehle zieret sie ein großer schwarzer

mins Surinam. II. 163. Adans. Reise. p. 97. **N. Hamburg. Mag.** 37. St. Bekmanns Naturg. p. 55. Eberhards Thierg. **p.** 85. *D.* **Merl.** Thierr. p 251. Passer aquaticus und Monia**lis.** Sisopygis. Gründliche Anweisung Vögel zu fangen p. 105. **Meyers** illum. Thiere. II. p. 21. Tab 77. Frischs Vög. T. I 23. **f. 4. Wirsungs** Vögel. Tab. XXI. *Ejusd.* Vogelnester. Tab I a. **Hallens** Vögel. p. 336. n. 310. Kleins Vögelh. p. 146 n. VI. **D. Günthers** Vögel des Skopolischen Kabinets. p. 186. n 224. **Müllers** Linnéisches Natursf. II. p. 602. Elsholz Tischbuch p. 165. *D.* **Zükkerts** mat. aliment. 113. Geoffroy mat. med. **VII.** 551. 555. *Schroeder.* 321. *Dalech.* Pharm. 422. *Onomat. **Hist. nat.*** V. 249. *Onom oec. pract.* I. 391. *Onomat. Forestalis* I. 182. *D.* Krünitz ökon. Encykl. III 328. **N.** Sch. d Nat. I. 473. **Lemery** mat. Lex. p. 746. *Diction. des Anim.* Vol. I. p. 274. *Vallm. de Bomare Dict.* II. 53. *Cours d'hist. nat.* IV. 75. ***Zinanni.*** p. 51. Franz La *Lavandiere, Hochequeue, Hache-cul, **Hausse-queue.** Battemure. Battequeue. Batteleſſive* (Bel.) *Bergeronette. Brunlequeue.* (Alb.) *Vatemare. Coureur de rivage.* **(Dict.)** *Guigne-queue.* Geoffr. *Vachre, Vachette. Semeur.* Ital. ***Ballarina.*** *Coda tremola. Codinzinzola-Cutrettola. Monachina. **Quassacoda.*** Span. *Cugnmetta.* Griech. Κιλλυρὸς. Σεισόπυγις. Holl. ***Kwik-Stertz.*** *Wipstaart.* Engl. *The white bellied Wagtail.* **Common** *Dish Washer.* Isländ. *Mari-Erla.* Schwed. *Erla. Sädesärla.* Sudermannis. *Ispiärna.* Ostrobothon. *Wästäkia.* Dänisch *Vipstiert. Havre-Sneer. Havre-Fugl. Steenpikker. Rendesteens-Knager.* Norw. *Erle, Lin-Erle.* Auf Ferroe. *Elle-Konges-Datter.*

Flek, mit weißen Federchen untermischet, welcher sich bis nach der Brust hin erstrekket. Der Bauch hat bis unter den Schwanz hinaus eine dunkelweiße, auf dem Rükken eine aschblaue oder dunkelgraue Farbe. Die Schwungfedern sind schwärzlich, die kleinern Flugfedern gegen den Leib hin, wie auch die Dekfedern auf den Flügeln, etwas gräulich und weiß eingefasset. Von den Schwungfedern findet man überdies die erste bis zur fünften länger, als die übrigen, und ganz; die sechste hingegen bis zur vierzehnten, einander an Länge gleich, stumpf und eingekerbt, die funfzehnte wieder etwas länger, und nebst der sechszehnten, weiß am Rande. Die ausgebreitete Flügel haben einen Durchmesser von neun Zoll, und reichen, geschlossen, über einen Drittheil des Schwanzes, der sich bey ihnen beständig auf und nieder beweget. Die zwölf Ruderfedern sind schwarz, mit grauer Einfassung. Die beyden äußersten an jeder Seite haben von außen über die Hälfte ihrer Länge hin eine weiße Farbe. Die Füße sind hoch bis über die Linie besiedert, übrigens schwarz, häutig und mit langen, geraden, schwarzen Klauen bewafnet.

Männchen und Weibchen sind bey diesen Vögeln sehr deutlich zu unterscheiden. Jenes hat mehr Schwarz am Kopf und an der Kehle, auch mehr Ansehn und Größe als das Weibchen, das auf dem Rükken aschfarbiger aussiehet. — Die Bachstelzen haben einen beständig hüpfenden Gang, ziehen im Oktober aus unsern Gegenden weg, und kommen im Anfange des Märzes wieder. Sie nähren sich von allerley fliegenden Insekten, und weil sich diese bey den Wassern in grosser Menge finden lassen, so halten sie sich auch gern an Bächen auf, wovon sie besonders die Benennung der Bachstelzen, zugleich in Beziehung auf ihre lange Beine, bekommen.

Herr

Digitized by Google

Herr Zorn hat öfters bemerkt, wie sie an den Ufern des Wassers kleine, bey warmem Sonnenschein dahin gelangete Fischgen gefangen, und so lange zerbissen haben, bis diese weich und geschikt genug waren, verschlukket werden zu können.

Sie brüten, weil sie frühzeitig anfangen, bisweilen dreymal des Jahres, und bringen vier, sechs, auch sieben Jungen, welche sie mit Würmern und allerley fliegenden Insekten hurtig erziehen. Ihr Nest bauen sie sowohl auf die Dächer und in weite Baumhöhlen, als in Felsen, und an die Ranken beym Wasser und den Fuhrwegen. Es bestehet aus einer vollkommenen Halbkugel, welche mit ihren Wänden einen Durchmesser von vier Zoll, ohne dieselbe aber, von drittehalb Zoll hat, und etwa zween Zoll in der Höhe beträget. Der Grund eines Bachstelzennestes bestehet aus Graswurzeln und Heu; die Wände, zwar aus eben solchen Materien, doch ist von außen auch etwas dürres Moos mit eingewebet. Die zirkelrunde Höhlung ist mit einer Menge von Haren, besonders der Pferde, so artig ausgefüttert, daß man genöthigt ist, die Geschiklichkeit einer solchen Baumeisterin zu bewundern. Endlich sind noch einige weiche Vogelfedern zwischen und über diese Hare mit eingewebet, und auf solche Art eine recht weiche Lagerstädte für die Eyer zubereitet. Letztere haben, wenn sie frisch sind, einen grauweißen oder perlfarbenen Grund, allenthalben mit braunlicht aschgrauen Punkten und Strichen dichte bestreuet. Hr. Kleins Gemälde gehört eigentlich zu den Eyern der gelben Bachstelzen. Herr D. Günther merkt S. 26. der Wirsingischen Vogelnester auch an, daß öfters das Nest einer Bachstelze Kukukseyer beherberge, und ein solches Afterkind zu seiner Entstehung befördern müße.

Noch ist bey den Bachstelzen merkwürdig, daß diese gemeine Gattung die Raubvögel mit großem Geschrey entdekket, ihnen muthig nachflieget und beschwerlich fällt, aber zugleich den zahmen Tauben und andern Vögeln durch ihre warnende Stimme Gelegenheit giebt, sich vorzusehen. c) Auch in Stuben ist sie leicht fortzubringen, und wird in selbigen, die beschwerlichen Fliegen wegzufangen, wie das Rothkehlchen, gebrauchet.

Bey ihrer Ankunft, im Anfange des Märzes, können sie zwar nicht häufig, aber leicht an den Orten mit Leimruthen gefangen werden, wo man siehet, daß sie bey Steinhaufen, Holzflößen, oder an andern bequemen Orten sich aufhalten. Im April und May sind sie, mit ihren Jungen zugleich, am bequemsten im Neste zu haben. Im September pflegt man auf dem freyen Feld einen ordentlichen Heerd, nicht allzuweit von den Häusern, aufzuschlagen, und etliche Bachstelzen anzuseilen, damit man, wenn man einige vorbeystreichen höret, selbige ziehen und rege machen könne; worauf dann die in der Luft vorbeyziehenden sich schnell herunter zu begeben und hinein zu fallen pflegen.

Das Fleisch der Bachstelzen wird nicht fett, und ist von geringem Werthe. Zwar kann es genossen werden; man

c) In der *Onom. Forest.* I 183. findet sich eine Nachricht, welche ihren Abzug im Herbste merkwürdig macht. Wenn sie zu solcher Zeit ihre bevorstehende Wanderung auf den Dächern mit großem Geschrey ausrufen, beweisen sie sich dabey so frech und muthwillig, daß sie fast keinen Vogel, so lange sie auf einem Dache sitzen, vorbey fliegen lassen, ohne ihm nachzujagen, und ihn scherzend gleichsam zu verfolgen. Sie thun dieses aber mit solcher Hitze, daß mancher kleine Vogel auf der Flucht ein ängstliches Geschrey erhebt, und in ihnen wirklich die gefährlichsten Feinde zu sehen glaubet.

man bringt es aber nicht leicht auf Tafeln, worauf schmak-hafte Gerichte herrschen. In medizinischen Absichten hat man sie vor Zeiten zu Asche gebrannt, und ihr Pulver in Bier, Wein, oder andere Flüßigkeiten zu einem halben Quentchen auf einmal wider die Steinschmerzen eingenommen.

Bachstelze. Gesanggrasemükke S. Baumnachtigall.
— Gestettenschläger. (Kram.) S. Braunkehlchen.
— Goldhähnchen. S. gekrönter Zaunkönig.
— Goldköpfige } S. gelbköpfige Bachstelze aus
— Goldwirbel } Pensylvanien.
— Grasmükchen. (Briss) S. Klosterwenzel.
— Grasmükke, amerikanische. S. amerikanische Nachtigall.
— — blaue (Kramer) S. Bachstelze der Dornhekken.
— — blaurothe (Klein) S. Surinamische.
— — braune. (Briss.) S. Feigenesser.
— — braungeflekte. S. Baumnachtigall.
— — braungelbe kleine. S. Rohrsänger.
— — bunte Bengalische. (Klein) S. Wasserstelze.
— — kleine. S. braungelbe.
— — mit bunten Flügeln. S. Meerschwanzplättchen.
— — gemeine }
— — graue } S. Nachtsänger.
— — hochgelbe. }
— — aus Jamaika. S. Jamaizensische.

Bachstelze. Grasmükke, knarrende, schwarzröthliche. (Hall.) S. Nachtsänger.

— — — purpurfarbige, (Onom.) S. surinamische Grasmükke.

— Nachtigall mit dem Nachtigallengesang. S. Nachtsänger.

— — röthlichbraune. (Seligm.) S. rothe Bachstelze.

— — schwarzrükkigte. (Frisch) S. Steinschmatzer.

— — schwarz- und weißbunte. S. bunte Bachstelze.

— Grasspatz. (Klein) S. Klosterwenzel.

— graue oder greise. d)

Unterschiedene Naturforscher halten diese für das Weibchen, oder wenigstens für eine Abänderung der gelben. Wenn sie das auch wirklich ist; so verdient sie doch nach Herrn Edward, ihrer Abweichung halber, besonders beschrieben zu werden. Ihr Schnabel ist gerade, schwärzlich, dünne, spitzig zulaufend. Der obere Theil und die Seiten des Kopfes, der obere Theil des Halses und der Rükken sind mit aschgrauen, mit einer leichten gelbgrünlichen Schattirung eingefaßten Blumen bedekket. Ueber den Augen ziehet sich ein aschfarbiger Streifen hin. Die Kehle ist vom Schnabel

d) *Motacillae flauae varietas cinerea. Linn.* S. N. XII. 331. ad n. 12. *Edw.* Aues T. 259 mas. Motacilla cinerea. La *Bergeronette grise.* The grey Water-Wagtail Seligm Vögel. VII. Tab. 49 *D.* Günthers Wirsing. Vogeleyer. Tab. 1. a. Pennants Britt. Thierg. p. 118. *British. Zool.* gr., 8vo. Vol. I. p. 363. Müllers Linn. Supplem. p 175. *Belon* Oif. 351 La *Bergerette. Aldrov.* Av II. 323. Motacilla flaua alia. *Will.* Ornith. 238. (172.) *Raji* Av. 75. *Cathol.* B. p. 170.

bel an gegen den Bauch zu einen Zoll weit schwarz. Zwischen diesem schwarzen Flek und den Augen findet sich ein weißer Streif, der auf jeder Seite über den Wangen wegläuft. Der ganze untere Theil des Vogels ist von glänzend gelber Farbe, außer einigen weißen Flekken an den Seiten der Brust, welche sich über die geschloßnen Flügel mit überlegen. Die Flügel selbst haben eine schwärzliche Farbe. Die drey kürzeste Schwungfedern gegen den Rükken zu haben eine gelbe, die größten unten eine weiße Farbe, und weil dieser Theil nicht völlig von den kleinen Federn gedekket wird, so bildet er einen durchschimmernden kleinen weißen Streif, quer durch die Flügel. Die beyden äußersten Federn an jeder Seite des Schwanzes haben ein weißes, die andern sämmtlich ein schwarzes Ansehen. Alle Bachstelzen sind mit einem sehr langen Schwanz versehen. Bey dieser Art übertrift er auch die andern an Länge. Er bestehet, wie gewöhnlich, aus zwölf Federn. Die dritte, vom Rükken an, erstrekket sich allemal bis zum Ende des geschlossenen Flügels. Gelb sind alle Dekfedern über und unter dem Schwanze. Beine, Pfoten und Klauen sind schwärzlich.

Willughby, sagt Edward, hat nur die Sie beschrieben. Hier ist aber auf der angezeigten Platte das Männchen vorgestellt, von welchem sich das Weibchen durch den Mangel des schwarzen Flekkens an der Kehle, imgleichen durch die minder glänzenden Farben unterscheiden soll. e)

e) Albin hat im IIten Theil S. 54. zwo Zeichnungen von diesem Vogel gegeben, die er, wie Edward sagt, aus Versehen das Männchen und Weibchen der gelben Bachstelze nennet. Edward hält sie aber für zwey Weibchen seiner grauen Bachstelze, weil sie beyde keine schwarze Flekken an der Kehle haben. Ohnerachtet er diesen Vogel die gelbe Bachstelze nennet: so enthält seine Beschreibung doch weiter nichts, als was er dem Willughby von der grauen Bachstelze nachgeschrieben hat.

Schottland verläßt im Winter dieser Vogel, wie Pennant versichert, in Engelland aber pflegt er zu bleiben.

Bachstelze, Graukehlchen mit rothem Schwanz und langem Brustlatz. (Klein) S. Rothschwänzchen.

— greise. S. graue.

— große kanadensische. f)

Oberwärts olivenfarbig, unten gelb. Der Bürzel aschgrau, der Unterhals und die Brust pommeranzenfarfarbig, der untere Bauch schmutzig weiß. Die Schwungfedern dunkel an ihren äußern Fahnen, aschgrau und weiß an den innern. Die zwo mittleren von den zwölf Regierfedern grau, die an den Seiten äußerlich und an ihrer Spitze schwärzlich, an der innern Seite weiß. Die obere Kinnlade braun, die untere bey ihrem Ursprung weißlich, und nur an der Spitze braun. Die Füße und Klauen aschgrau. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch ein minder lebhaftes Gelb, das nicht so sehr ins Pomeranzenfarbige zu fallen scheinet. Die Länge des ganzen Vogels beträgt $5\frac{1}{12}''$, des Schnabels $7\frac{1}{2}$ Linie, des Schwanzes $1\frac{2}{3}''$, der mittlern Zee 6 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel 8 Zolle; die zusammengelegten reichen etwas über die Mitte der Länge des getheilten Schwanzes.

Bachstelze. Hänfling, grauer. (Frisch.) S. Baumnachtigall.

— Harlekinsgraomükke. S. domingoische graue Bachstelze.

Bach-

f) *Motacilla*, quae Ficedula Canadensis major. *Brisson.* Av. 8vo. I. p. 449. n. 59. Le *grand Figuier de Canada. Onom. H. Nat.* III. 896.

Bachstelze. Haubenkönig. S. gekrönter Zaunkönig.

— Hausrothschwänzchen. Hausrothschweifl. (Kram.) g)

An diesem Vogel, welchen ich in der zwölften Ausgabe des Linneischen Systemes unter der 34sten Nummer, als das Weibchen des Schwarzkehlchen (Mot. Phaenicurus) angezeigt gefunden, und welchen Skopoli als eine besondere Gattung zu betrachten scheinet, haben sowohl der Schwanz, als die Steißgegend eine rothe, die Schwungfedern eine schwärzliche, die zwo mittelste Regierfedern eine schwarze, auswendig röthliche Farbe.

Das Männchen ist von oben aschgraulicht, mit schwarzer Brust und Kehle, der Bauch zwischen den Schenkeln ganz weiß, übrigens weiß und schwarzbunt gezeichnet. Das Weibchen hat überall eine bräunlicht aschgraue Farbe.

Der Vogel ist eben so groß, als das Waldrothschwänzchen, ob ihn gleich Kramer noch einmal so groß beschreibet. Sowohl am Weibchen, als Männchen sind, nach des Herrn Skopoli Bemerkung, die zwo mittelsten Schwanzfedern braun, die andern an der Spitze bräunlicht.

Bachstelze. Haiduk oder Heiduk. S. gehäubte Bachstelze.

Bachstelze

g) *Motacilla Tytis*, remigibus nigricantibus, rectricibus rufis, intermedio pari nigro, extrorsum rufescente. *Linn.* S. N. XI. p 187. n. 23. *Faun. Suec.* Ed. I n. 227. *Kram.* Austriae Aues, p. 376. n. 12 Motacilla corpore nigro, caudâ rufâ. An passer solitarius Italorum? *D.* Günthers Skopol. Vögel. pag. 192. n. 233. Ital. *Moretto.*

Bachstelze. Hekkenschmätzer. } S. Bachstelze der Dorn-
— Hekkenspringer. } hekker.
— Hottentottenbachstelze. h)

Am Vorgebirge der guten Hofnung, und überhaupt an der afrikanischen Spitze, findet sich noch eine Bachstelzenart, so groß als die weiße, olivengrün auf dem Kopfe, am Nakken und Rükken mit rostfarbiger Gurgel und Bürzel, weißlicht an der Brust und am Bauche. Die Schwungfedern rostfarbig mit bräunlichen Spitzen, von gleicher Länge, die mittlere von ganz brauner Farbe. Am Schnabel befinden sich schwarze Ziegelriemen, und über den Augen sind weiße Striche vorhanden.

Bachstelze. Irlin, gelber, (Cathol.) S. gelbe Bachstelze.
— Kalandel, pensylvanische. S. Ringelkönig.
— Kanadensische, kleine graue, der blaue Fliegenfänger. (Seligm.) i)

Der Schnabel dieses Vogels ist schwarz, der obere Theil des Kopfes, der hintere Theil des Halses, der Rükken, der Bürzel und die Dekfedern der Flügel sind blau ins schieferfarbige fallend,

h) *Motacilla caffra.* oliuacea, gulâ caudâque ferrugineis, superciliis albis. *Linn.* Mantiss. 2. p. 527. Müllers Linné Suppl. p. 173. n. 51.

i) *Motacilla Canadensis,* suprà caerulea, subtùs alba, jugulo, remigibus rectricibusque nigris. *Linn.* S. N. XII. p. 336. n. 43. *Brisson.* Av. 4to Vol. III. 527. T. 27. f. 6. in 8vo. I. p. 453. n. 68. Ficedula canadensis cinerea minor. Le *petit Figuier cendré de Canada.* *Edwardi* Aues V. T. 252. f. 1. Seligm. Vögel. VII. Tab 42. Muscicapa caerulea. La *Moucherolle bleuë.* *The blue Fly-Catcher.* *Onomat.* *H.* N. III. p. 895. *Cathol.* F. p. 161.

fallend, Schwanz und Schwungfedern schwärzlich, die äusserſten unten, gegen die Wurzel zu weißlicht; die Kehle und beyde Seiten des Kopfes schwarz. Diese Schwärze ziehet sich an beyden Seiten des Halses bis unter die Flügel herunter. Brust, Bauch, Schenkel und alle Federn, welche den untern Theil des Schwanzes dekken, haben eine ganz weiße, Beine und Pfoten eine dunkelbraune Farbe. Sie scheint eine bloße Abänderung der aschgrauen kanadensischen Bachstelze zu seyn.

Bachstelze, kanadensische. S. aschgraue.
— — S. braune.
— — S. Gelbkopf.
— — S. große.
— — S. kleine.
— kapische, oder vom Vorgebirge der guten Hofnung. k)

Oben braun, unten schmutzig weiß, an der Brust mit einer schwärzlichen Queerbinde, und über den Augen mit einem schmutzig weissen Strich bezeichnet. Die acht mittelſten der zwölf Ruderfedern schwarz, die zwo äußerſten an beyden Seiten zur Hälfte schräg weiß bemahlet. Ohngefähr so groß, als die gewöhnliche Bachstelze. Die Länge des Schnabels 9 Linien,

k) *Motacilla Capensis*, fusca, subtùs albida, fasciâ pectorali fuscâ, superciliis albis, rectricibus lateralibus obliquè albis *Linn.* S. N. XII. p. 333, n. 24. *Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. p. 476. T. 25. f. 3. in 8vo. Vol. I. p. 440. n. 43. Motacilla capitis bonae spei. La *Bergeronette du Cap de bonne Esperance.* Müllers Linné II. p. 612. n. 24. *Onomat. Hist. Nat.* V. 263. *Cathol.* B. p. 170.

9 Linien, des Schwanzes, 3½", der mittlern Zee, 8 Linien. Die hintere Zee noch etwas länger, als die an den Seiten. Die ausgestrekte Flügel machen einen Durchmesser von 9⅜", zusammengelegt reichen sie bis über ein Drittheil des Schwanzes. Schnabel, Füße und Klauen haben eine schwarze Farbe.

Bachstelze, kapische. Cf. Hottentottenbachstelze.

— Kardinälchen. (Klein.) Eine Abänderung des Klosterwenzels.

— Karlsvogel. S. Blaukehlchen.

— kayennische. S. dreyfarbige, und gehäubte.

— kleine grau-kanadensische. S. oben kanadensische kleine.

— — S. Domingoische.

— Klosterfräulein. } (Merkl.) S. gemeine weiße.
— Klosternonne }

— Klosterwenzel. Afternachtigall zu Norfalk, wegen ihres artigen Gesanges. Grasmükchen. (Briss.) Grasspatz (Klein). Kardinälchen. (Klein) Eine Abänderung. Mönchlein. Mönch mit röthlicher Platte. Mönch mit schwarzer Platte. Der Mohrenkopf. Schwarzkäppchen. (Müller.) Schwarzkopf. Schwarzplatte. l)

Dieser

l) *Motacilla atricapilla*, testacea, subtùs cinerea, pileo obscuro. *Linn.* S. Nat. XII p. 332. n. 18. *Fauv. Suec.* Ed. I. n. 229. Ed. II. n. 256. p. 93. *Gesneri* Av 348. *Aldrov* Ornith. II. p. 45. *Atricapilla* s. Ficedula. *Will* Ornith. 162. T. 41. *Raji* Av. 79. n. 8. *Rzacz. Arist. Bellon. Olin.* Av. 9. *Capinera.* (Maris Icon. accur.) *Zinanni* Uova p. 56. Tab VIII. f. 45. *Brisson.* Aues. 4to Vol. III. p. 380. in 8vo. I. 416. n. 6. Curruca Atricapilla. La *Fauvette à tête*

Dieser Vogel ist, nach Zorns Beschreibung, an der Brust und am Bauche, bis über den Schwanz hinaus, schmuzig weiß gezeichnet. Unter der Kehle bis an die Brust hin, und unter dem Schwanze, scheint es, als wenn die Federn mit Rus gefärbet wären. Der Kopf hat auf dem Obertheil, vom Schnabel an, durchaus eine schwarze Farbe. Nahe bey den Bakken, vom Schnabel bis zu den Augen, stehen aschgraue Streifen, die gleichsam einen Bart auszumachen scheinen. An den Bakken selbst und am Genik, unter der schwarzen Platte, ist er aschfarbig. Dann fängt die dunkle Farbe an, die ein wenig ins Braune fällt, und sich über den ganzen Rükken, Flügel und Schwanz erstrekket.

Der spizige, ziemlich lange Schnabel hat, wie die Füße, die aber nicht sonderlich hoch sind, ein mehr blaues, als braunes Ansehen. Im April ist eigentlich die Zeit seiner Ankunft, im Oktober seines Abzuges. Im Herbste, wenn es anfängt, an Würmern und Insekten zu fehlen, ernährt er sich von Hollun-

tête noire. Frischs Vögel. I. Tab. 23. f. 1. Curruca Atricapilla, s. vertice subrubro. *Fauvette à sommet noir*. Kleins Vögelhistorie. Syluia atricapilla s. vertice subrubro. Μελανοκέφαλος. Kleins illum. Vögeleyer. p. 26. Tab. X. f. 17. Hallens Vögel. p. 340. 341. n. 315. u. 317. Aricapilla et Rubricapilla. *D.* Günthers Skopol. Vögel. p. 190. n. 220. Pennants Britt. Thierg. p. 112. T. 53. f. 5. *Pennant. Britsh. Zool.* gr. 8vo I. pag. 374. Müllers Linné II. 610. n. 18. Zorns Petinoth. II. pag. 372. Pontopp. Dänn. p. 147. *Schwenckf.* Av. Siles. p. 227. Atricapilla. Passer fuscus gramineus. *Kramer.* Austr. p. 377. n. 15. *Brünnich.* Orn. Bor. p. 71. n. 278. *Müller* Prodr. Zool Dan. 33. n. 277. *D. Zückert.* Mat. aliment. p. 108. N. Sch. d. N. IV. p. 577. unter Klosterfräulein bloß angezeigt. *Onomat. H. Nat.* II. 43. *Cathol.* F. p. 82. Franz. *Fauvette à tête noire. Briss.* ou à *sommet noir*. Frisch Ital. *Capo negro. Capinera.* Engl. *Black-cap.* Dän. *Hauskade. Spikke.*

Hollunderbeeren, wo man ihn, wenn dieſe Beeren reif ſind, in allen Gärten auf ſolchen Bäumen ſieht, und hört auch da die Jungen ſingen.

Dieſe Mohrenköpfe brüten, in jungen dikken Schlägen, am liebſten in weißbüchen Büſchen, bereiten ihr Neſt m) aus etwas dürrem Gras und Mooſe, bringen vier bis fünf Jungen, welche ſie mit Gewürme, beſonders mit grünen Raupen, auch fliegenden Inſekten, füttern, ihr Neſt aber immer durch ihr Geſchrey verrathen. Sein pfeifender Geſang iſt hell, aber nach Zorns Urtheil nicht ſehr angenehm. In Engelland müſſen alſo die Kloſterwenzel entweder angenehmer ſingen, oder es muß in Anſehung des Vogelgeſanges ein ſehr unterſchiedener Geſchmak ſtatt finden, weil man dieſen Vogel zu Norfolk, ſeines feinen Geſanges wegen, die Afternachtigall genennet hat.

Eingefangen kann er leicht bey Hirſenkleyen und Milch oder bey Semmel in Milch eingeweicht, auch bey zerdrüktem Hanfe fortgebracht werden. Er pflegt im Käfig ſo gut, als in der Wildniß, zu ſingen. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch die minder ſchwarze Platte, unterſetztere Figur und merklich dunklere Farben.

m) Hr. Pennant hatte das Neſt eines Kloſterwenzels in einem Tannenbaum, ohngefähr zween Fuß vom Boden entdekket. Die äußere Seite war aus dürren Halmen des Gänſekrautes (Argentinae) verfertiget, mit etwas Wolle und grünem Moos um den Rand her durchwebet. Inwendig war es mit Wurzelfaſern gefuttert, die man mit ſchwarzen Pferdeharen dünn überzogen fand. In dieſem Neſte lagen fünf blaßröthlich braune dunkelſchattirte Eyer, mit einigen wenigen dunkeln Flekken. H. Klein beſchreibt ſie loco cit. auf dem Grunde bleyfarbig, und an der einen Hälfte der Länge nach mit dunkeln Flekken beſetzet. Il ſuo Uovo, ſagt *Zinanni* loc. cit. è di guſcio fine, e di colore verdiccio chiaro punteggiato minutamente, e pezzato di colore ſcuro, onde rieſce aſſai dilettevole a vederſi.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

166ste Woche.

Tausend Hände geschäftig zu den Bedürfnissen eines einzigen Menschen.

Vielleicht wird manchem Leser die Ueberschrift dieses Aufsatzes übertrieben vorkommen. Nein, wird er sagen so sehr scheinen die Glieder der menschlichen Gesellschaft nicht an einander verkettet zu seyn. Menschen brauchen Menschen, ihren Nutzen und Bequemlichkeit zu befördern: aber daß das Verhältniß ihrer wechselseitigen Hülfe sich so weit erstrekke, dieser Gedanke ist ganz gewiß die Geburt einer ausschweifenden Einbildungskraft. — Demohngeachtet möchte ich meine Behauptung nicht gern zurüknehmen. Nur dann kann uns der Satz unwahrscheinlich vorkommen, wenn wir ihn nicht Stükweise zergliedern. Ganz verkannt ist die Wahrheit freylich nicht. Wer wird es läugnen, vornehmlich in unsern Tagen, da Künste, Wissenschaften und Lebensart so hoch gestiegen, und so sehr verfeinert worden, daß niemand ohne Beyhülfe vieler andern Menschen, sein Leben so einrichten und fortführen könne, als er es nach seinen Umständen wünscht: aber, daß dieser gegenseitige Einfluß so ausgebreitet sey, daß nicht hundert, sondern tausend und noch mehr Hände zu meiner, und fast zu jedes andern Menschen Bedürfniß geschäftig seyn mussen,

das fällt uns nur erst alsdann recht sichtbar in die Augen, wenn wir ins Detail gehen, und Berechnungen anstellen, die nicht blos Hirngespinste, sondern Thatsachen sind. Ich rede nicht von den Zeiten des ersten Menschengeschlechts auf Erden. Adams Hütte war die Natur. Seine Bedürfnisse befriedigten die Früchte des nächsten Baums. Die Quelle, aus welcher er mit seiner Hand Wasser schöpfte, stillte seinen Durst, und ein Feigenblatt — hernach das Fell eines Thiers, machte anfänglich seine ganze Garderobbe aus. Ich rede vielmehr von unsern Zeiten; von der jetzigen Lebensart der Menschen in polizirten Staaten, die in unserm Jahrhundert zur allgemeinen Gewohnheit worden, und die, wo nicht in allen und jeden Stükken, doch wenigstens im Ganzen von dem Schöpfer selbst gebilligt zu seyn scheint, da er die tausendmal tausend Kleinigkeiten werden ließ, die wir als Hülfsmittel zu unsrer Glükseligkeit betrachten, und deren Daseyn ohne diesen Gebrauch beynahe keinen Nutzen haben würde.

Zwar wird es niemand läugnen, daß Menschen viele Dinge zu Bedürfnissen, ja selbst zu Nothwendigkeiten gemacht haben, die es im eigentlichen Verstande nicht sind. Was brauchts so vieler mit Gewürzen beladenen Schiffe, und so vieler tausend Negers, die in Ost- und Westindien für uns arbeiten. Wir könnten ohne die Produkte dieser Länder doch leben, und uns an unsern einheimschen Früchten mit Wohlgeschmak sättigen. Aber besser ist doch besser. Grönländer und Samojeden mögen sich immerhin mit ihren Seehunden und Thranschmäusen begnügen. Wer sich, ohne dadurch seinen übrigen Pflichten Abbruch zu thun, grössere Bequemlichkeiten verschaffen kann, der handelt thöricht,

richt, wenn er es unterläßt. Umsonst kocht nicht die Sonne den geistigen Saft in den Trauben des Weinstoks; sondern für Menschen wächst derselbe, die sogar, meines Wissens, das einzige Geschöpf sind, welches davon Gebrauch macht. Aus dem wirklichen Daseyn einer so grossen Menge natürlicher Dinge, die zu dieser und jener Absicht füglich können angewendet werden, läßt sich, deucht mich, auch der gegründete Schluß auf die Zuläßigkeit eines solchen Gebrauchs machen. Wenn es aber erlaubt ist, mit mehr als einer Art Speise seinen Hunger zu stillen, und lieber auf weichen Federn, als auf harter Erde zu schlafen: wenn es erlaubt ist, durch abwechselnde Kleider seinen Leib zu bedekken, und nicht allen bunten Schmuk zu verachten, da Gott selbst den glänzenden Schmetterling und die Blume so herrlich kleidet: wenn es erlaubt ist, uns unsern Aufenthalt auf Erden so angenehm, so bequem und nüzlich zu machen, als es unsre moralische Bestimmung nicht allein verstattet, sondern auch erfordert; so brauchts nur einen Blik, um die Menge hulfreicher Hände zu berechnen, die zu unsern Bedürfnissen das ihrige beytragen müssen, wenn wir gegen Mangel und Ungemach gesichert seyn wollen.

Doch, um den Gehalt meines Vorgebens genauer zu prüfen, müssen wir diese Berechnung selbst anstellen. Wer sollte es denken? — In einem ländlichen Zimmer, das dreyen Personen zum Aufenthalt dient, das sich nach der Einrichtung der jetzigen Lebensart, gar nicht durch Ueberfluß und Aufwand auszeichnet, dennoch so viel Sachen zu erblikken, daß wirklich siebenzig Handwerker daran gearbeitet haben. Ich will sie nach alphabetischer Ordnung hersetzen, und zweifle kaum, daß ein Leser seyn wird, der nicht, wenn er um sich

herumschauet, eine ganz ähnliche Berechnung werde anstellen können, oder vielleicht eine andre, die meine Angabe noch übersteigt. Der Bau des Zimmers selbst, die Kleider der darinn befindlichen Personen, einige gar nicht ungewöhnliche Geräthe, womit es versehen ist, und dasjenige, was etwa zu einer mäßigen Abendmahlzeit gehört, fordern folgende Künstler und Arbeiter: einen Bandwirker, Baumwollenspinner, Bäkker, Böttcher, Brauer, Buchbinder, Buchdrukker, Bürstenbinder, Dratzieher, Drechsler, Eisengiesser *) Färber, Fleischhauer, Formschneider, Gärtner, Glaser, Glasmacher, Glasschleifer, Goldschmidt, Gürtler, Hutmacher, Kalkbrenner, Kammmacher, Kattunfabrikant, Klempner, Knopfmacher, Korbflechter, Kürschner, Kupferstecher, Lakmacher, Leinweber, Lohgerber, Mahler, Maurer, Messerschmid, Müller, Münzmeister oder Münzpräger, Nadler, Nagelschmidt, Orgelbauer oder Instrumentmacher, Papiermüller, Perükkier, Pfeifenmacher, Petschirstecher, Porzellanfabrikant, Rothgiesser, Salzsieder, Sammtbereiter, Sattler, Scheerenschleifer, Schlösser, Schmidt, Schneider, Schuster, Seidenweber, Seifensieder, Seiler, Spiegelfabrikant, Spitzenwirker, Steinschneider, Strumpfweber, Tischler, Tobaksfabrikant, Töpfer, Tuchmacher, Uhrmacher, Ziegelstreicher, Zimmermann, Zinngiesser, Zukkersieder, — — So zählte ich in der Geschwindigkeit siebenzig besondre Zunftgenossen und Künstler, die alle zu den wenigen Utensilien um mich

*) Wenn ich in einigen technischen Nahmen fehle, so wird mir diese Unwissenheit hoffentlich zu vergeben seyn. Um in allen Kunstwörtern dieser Handwerker hinlänglich unterrichtet zu seyn, würde ich vielleicht noch ein Paar Dutzend Bedürfnisse mehr nöthig gehabt haben.

mich herum nöthig gewesen, und wirklich Hand angelegt hatten. Hätten zehen davon gefehlt; so würden mir schon zehen, oder noch mehr Bequemlichkeiten gemangelt haben, und die Wahl, welche? würde mir nicht so leicht geworden seyn. Hätten sie alle sich geweigert, mir zu Hülfe zu kommen, wie äusserst verlegen würde ich gewesen seyn? Freylich kann es Bauerhütten geben, die nicht mit alle dem versehen sind, was der Bürger schon zu den Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens rechnet. Aber, wenn auch schon der Landmann selbst Tischler, Maurer und Zimmermann wäre; so gebraucht er doch Werkzeuge zu diesen Arbeiten. Es wird wenig daran fehlen, daß nicht auch ein Dürftiger unter ihnen, zu seiner Speise, Kleidung und Wohnung wenigstens zwey Drittheile der genannten Handwerker nöthig haben sollte. Wie sauer ward's dem Robinson auf seiner einsamen Insel, und doch wollte ich wetten, daß vielleicht dreyßig Handarbeiter an den Geräthen gearbeitet, welche dieser gezwungene Einsiedler, noch durch einen grossen Glücksfall, von seinem gescheiterten Schiffe gerettet hatte. Hungers würden wir freylich nicht sterben, wenn gleich ein grosser Theil jener genannten Fabrikanten fehlte: aber bloß vom Hunger ist auch die Rede nicht. Und obgleich diese Berechnung den Anschein einer unnützen Spekulation hat; so finden wir doch einen Wink darinnen, keinen auch unserer geringen Nebenmenschen zu verachten, da so viele unter denselben einen sichtbaren Einfluß auf unsern Nutzen haben, und also auch einen gegründeten Anspruch auf unsre dankbare Liebe machen können; so wie wir wieder auf die ihrige. Es ist wahr, Handwerker werden bezahlt, wenn sie für uns arbeiten. Mehr der Eigennutz, als die Menschenliebe, ist wohl die Triebfeder ihrer Geschäftigkeit. Aber das kann unsre

Pflichten nicht aufheben. Es kommt hier nicht darauf an, aus welchen Absichten jene handeln, sondern wie sehr wir zur bequemen Führung unsers Lebens andrer Menschen bedürftig sind.

Doch diese siebenzig Werkmeister, die vielleicht im Schweiß ihres Angesichts zu meinen Nothwendigkeiten und Bedürfnissen gearbeitet haben, machen noch lange nicht die ganze Zahl aus, welche hier muß in Anschlag gebracht werden. Es giebt Menschen, die mehr gebrauchen, als ich, und zu einem einzigen Geräthe waren oft zehn Künstler nöthig, ehe es zu Stande kam. Ich habe nur den Buchdrukker, Buchbinder und Papiermacher genannt, bey der gedrukten Schrift, die ich vor mir habe; aber an den Verfasser derselben, an den Schriftgiesser, an den Setzer, an den, der die Drukfarbe bereitet, an den Verleger und Buchhändler, an den Lumpensammler und die übrigen Handlanger in der Papiermühle habe ich nicht gedacht. Wie viel Mitarbeiter hatte der Tuchmacher, Glasschleifer, Messerschmidt, Uhrmacher, Schneider, Schuster, Leinweber — wieder nöthig, ehe ich jenes Kleid tragen, durch dies Fernglas sehen, mit diesem Messer meine Speise zerlegen, an dieser Uhr die Stunden bemerken, diese Schuhe anziehen, und mich mit dieser Wäsche bekleiden konnte? Wie viel Handlanger und Boten wurden erfordert, ehe das alles an Ort und Stelle kam? Die einzige Münze, die ich hier in der Hand habe, konte ohne Bergleute, Schmelzer, Hüttenarbeiter, Probierer, Stempelschneider, Präger, Wechsler — nicht in meine Verwahrung kommen. Nur der Flachs — wie vielmal muß er durch Menschenhände, ehe er das wird, was draus werden soll? Wie viel Menschen musten geschäftig seyn, ehe die ausgestreueten Körner ihre Frucht brachten, ehe aus dieser Frucht

Frucht Mehl, und aus dem Mehle dies Brod wurde? Ich sage vielleicht nicht zu wenig, wenn ich auf jedweden genannten Handwerker noch sechs Personen rechne, und sechs mal siebenzig macht schon vier hundert und zwanzig Menschen, die wirklich das ihrige dazu beygetragen haben, daß dies kleine Zimmer mit dem wenigen versehen wurde, in welchem ich mich gegenwärtig befinde.

Wenn wir nun einen Ueberschlag von der ganzen Lebensart eines Menschen machen, und nur bey dem Mittelstande stehen bleiben; so steigt diese Zahl um ein grosses. Wie viele Wartung brauchte derselbe, da er noch in der Wiege lag; wie viel Aufseher in seiner Kindheit; wie viel Lehrer, die ihn in der Jugend unterrichteten? Ist er ein Gelehrter — wie manchen Gönner und Beförderer, ehe er den Standpunkt erreichte, dahin er versetzt wurde? Nun seine eigne Oekonomie; seine Kleidung, seine Wäsche, seine Speise, sein Trank — seine Wohnung, sein Garten, und die verschiednen Zimmer, die ihm zum Aufenthalt dienen — seine Schränke, Stühle, Tische, Spiegel, Betten, Bücher, Gemälde — sein Keller, seine Scheune, sein Kornboden, seine Küche, mit ihrem Zubehör — sein Arzt, sein Barbierer, sein Advokat, seine Equipage. — Wir wollen also nur jene Zahl verdoppeln; so sind es schon 840 Menschen, die ein einziger zu seinem Unterhalt und zu seiner Bequemlichkeit nöthig hat. Aber das erschöpft die Sache noch lange nicht. Es ist bekannt, um nur einen Artikel näher zu betrachten, daß das ausländische Getränk, der Kaffee, der noch vor sechzig oder siebenzig Jahren, an vielen Oertern in Deutschland, aus der Apotheke muste verschrieben werden, jetzt von aller Welt getrunken wird. Aber welch Getümmel von Negern und Sklaven und Kaufleuten und Bedienten,

ehe die europäische Dame die rauchende Tasse zum Munde bringt? Der Pflanzer des Baums, der Wärter der Frucht, der, der sie sammlet, ein andrer, der sie einpakt, der fünfte, der sie zu Schiffe bringt, der sechste, der sie in dem Waarenlager des Großhändlers absezt, vier andre Kaufleute und Krämer, ehe die Bohnen zu uns kommen. Nun der, der sie brennt, sie mahlt, das Wasser kocht, es filtrirt, — freylich zuweilen ein und eben dieselbe Person. — Nun der Zukker — eben wieder so. — Dann die Sahne und die Gefässe, in welchen dieser schwarze Nektar aufgetragen wird. In der That, die Rechnung wird zu einer Höhe steigen, darüber man erstaunen müste, wenn wir alle Artikel so analysiren wollten. Man nehme dazu, daß wir in unserm Leben nicht etwa bloß einen Schneider, einen Schuster — sondern viele von jedmeder Art vielleicht zehn verschiedne Meister gebraucht haben; man überrechne die mannigfaltige Handreichung der Bedienten, die den Reichen so unentbehrlich scheinen; man überdenke die Menge der Waaren, die ein Mensch in funfzig oder sechzig Jahren gebraucht hat, und sage dann, ob ich nicht anstatt 800 wenigstens fünfmal so viel rechnen könnte, und also anstatt tausend vielleicht zehntausend Hände hätte sagen sollen, die zu den Bedürfnissen eines einzigen Menschen in seinem Leben erfordert werden.

Und nun noch einen Blik auf die Grossen dieser Erde. Sie sind es, die am allermeisten, die die behülflichen Dienste andrer nöthig haben. Auf den Wink eines einzigen Monarchen muß sich oft ein Heer von 200,000 Menschen in Bewegung setzen. Je höher der Thron; desto mehr Aufwand. Weise Regenten suchen zwar ihre Grösse in weit wichtigeren Beschäftigungen, als in der Pracht, und in der unzählbaren Menge von Leib- und Hofbedienten. Aber der erhabne

Posten,

Posten, auf dem sie stehen, macht dennoch eine unbeschreibliche Zahl derselben nothwendig. — Als Kaiser Julian zur Regierung kam, gab er mehr als tausend Köchen, Mundschenken, Barbierern — den Abschied, die unter der vorigen Regierung den Hof glänzend gemacht hatten. Wer sieht nicht den erstaunenden Zusammenhang, in welchem ein Mensch mit tausend andern steht. Einer wirkt auf hundert, oder zehnmal so viele wieder auf einen. So geht's in Ansehung der Schädlichkeit. Ein brauchbarer Mann in der Welt kann unsäglichen Vortheil; so wie ein Bösewicht unsägliches Unheil stiften. Doch Moralisten mögen es weiter ausführen, wie glänzend der Ruhm derer sey, die zum Besten der Welt viel gearbeitet haben; wie verabscheuungswürdig im Gegentheil der Wandel derer sey, die nicht blos als unnütze Lasten der Erde können angesehen, sondern auch ihrer Laster und schädlichen Ausschweifungen wegen, als eine Pest der menschlichen Gesellschaft müssen betrachtet werden.

J. C. M . . . e.

Freudengesang der Judenschaft zu Sclow, beym Durchzuge Ihrer Kaiserlichen Majestät, KATHARINA der Zwoten. Selbstbeherrscherin aller Reussen.

Im Jahre 1780.

Anrede bey Ueberreichung des Carmens.

Ew. Kaiserl. Majestät jüdische Unterthanen zu Sclow.

Dank und Preis dem Allerhöchsten! der uns das Glük beschieden, das Antliz unsrer Beherrscherin, unsrer grossen Wohlthäterin zu schauen; das Antliz, welches, wie die Morgensonne im Lenz, die ganze Schöpfung zu Jubelgesängen ermuntert.

Allerdurchlauchtigste Beherrscherin! wie will die Majestät von uns verehrt seyn? Wie sollen wir die Regungen an den Tag legen, die bey diesem Anblik in unserm Herzen aufwallen? Unser Vermögen ist zu geringe, die Sprache der Menschen zu dürftig, und der Geist selbst zu arm, die Empfindung des Danks und der Freude gehörig auszudrükken. — So mögen denn Thränen das ersetzen, wozu Worte zu schwach sind. Nachahmerin der Gottheit, heischet Sie weder Gaben noch Geschenke; aber Sie verachtet kein Ebenbild Ihres Schöpfers; verschmähet kein Herz, das die Freude, Ihr geweiht zu seyn, empfindet, und in Zähren überfließt.

1. Dir

1.

Dir, Thron der Majestät! Dir, Krone der Heldinnen!
Der Fürsten selbst zu huldigen sich freuen;
Nahet ehrfurchtsvoll sich auch ein armes Volk,
Mit Dank und Lobgesang dem Schöpfer,
Der seinen Frieden Dir gab, sein Antlitz Dir ließ leuchten:
Ein unauslöschbares Licht, von keiner Nacht verdunkelt.

2.

Auch schuf er Dich, dem Erdball zur Beleuchtung;
Wohlwollen auszuüben, dem Bösen zu steuern.
Dein Licht erquikt, erheitert die Vernunft.
Lieblich ist der Sonne Strahl dem Auge des Fleisches;
Des Mondes lichter Glanz erhellet düstre Nacht;
Doch Finsterniß des Geistes hellen sie nicht auf.

3.

Ein Herrscher, der Weisheit strömen läßt,
Dem Lande Frieden, dem Volke Wohlstand schaft,
Der ist Sonne der Vernunft, Licht dem Geiste.
KATHARINA! dieses Ruhmes Krone ziemet Dir!
Die Weisheit strahlt auf Deinem Throne:
Recht und Gerechtigkeit ergiessen sich, wie Ströme.

4.

Was dürrem Boden Thau, der Knospe sanfter Regen,
Ist Sie dem Lande, ist Sie den Hauch-belebten Wesen
Frohlokke Sclow! Freu dich, Reussen! deines Glükkes:
Verwüstet Land verwandelt Sie in Eden;
Richtet auf, was lang verödet lag.
Preis und Ruhm der Würdigen, die alles frölich macht.

5. Doch

5.

Doch wessen Mund ermüdet nicht Ihr Ruhm?
Wo ist das Jahrbuch, das Sie nicht beschämt?
Das Heldenvolk, das nicht bey Ihrem Nahmen zittert?
Wie fiel der kühne Muth der Turcomanen,
Als Sie das Schwerdt mit ihrem Blute tränkte!
Angst vom Herrn fiel auf Roß und Reuter.

6.

Auf fernen Meereswogen sah erstaunt,
Gibraltar Reussens Seegel wallen,
Die Enge durch, kamen bis ins Meer gen Japho.
Des Feindes Seegewalt fraß ihr verzehrend Feuer,
Gelenkt von Ihrem Rath, und Ihrer Führer Heldenmuth.
Schrekken Gottes liessen sie auf jenem Meere donnern.

7.

Der Rache Blitzstrahl löschten Ströme Ihrer Huld.
Sie erhörte die Gedemüthigten, die um Frieden baten;
Dis sahe Gott, und rechnete es zur Gerechtigkeit,
Und gab Ihr Lohn und Erndte der Gerechtigkeit,
Daß Sie Lükken verzäunet, Risse aufhält,
Und steuert der schadenfrohen Hadersucht.

8.

Verbannet Zwietracht ferner noch, aus dem Rath der Fürsten;
Denn Ihrer Weisheit Honigseim versüsset jeden Groll.
So hat Gott Sie eingesetzt zum Ruhme der Nationen!
Ihr Lobgesang erschallt in allen Zonen;
Die Völker nennen Sie der Reiche Mutter,
Geschenk des Himmels, Tochter der Glükseligkeit!

9. Unter

9

Unter Ihrem Zepter bringt Handthierung Frucht;
Künste schiessen, wie Reben am Weinstok empor,
Und Wissenschaft, von Ihr gepflegt, verbreitet Gerüche.
Von Weltmeer zu Weltmeer handeln Ihre Kaufmänner;
Auf nie befahrnen Seen spielen Ihre Wimpel,
Und wallen furchtlos zwischen drohenden Vesten.

10.

In allen Gegenden des Erdballs sind Seen Ihr ergeben;
Und auf Ihren Ufern Menschen ohne Zahl.
(Welcher Beherrscher kann dieses sich rühmen?)
Sie streuet unter ihnen der Tugend Saamen aus;
Pflanzet Religion in öder Wüsteney.
(Welche Biederkraft vollführt es, so wie Sie?)

11.

Groß ist der Lohn, den Ihr der Schöpfer vorbehält,
Und auch hienieden siehet Sie der Tugend Frucht.
PAUL PETROWITZ, des Reiches Knospe, bricht an und blühet.
(Eine Mutter, die Löwinne, gebähret junge Löwen.)
Seiner Gebährerin Tugend keimt in Seiner Brust;
Er ist der Reiche Hofnung, beglükt die Völker wie Sie.

12.

Die Du zerschlagne Gemüther verbindest, KATHARINA,
Verschmähe nicht ein geringes Volk, wie wir.
Erbarm Dich unser, wie eine Mutter ihres Kindes!
Ein Herz, wie Deines, ahmt der Gottheit Wege nach.
Seraphim stehen ehrfurchtsvoll um seinen Thron;
Und seine Vorsehung nimmt sich des Menschen, des Schafes, an.

13. Du

13.

Du hast uns Deine Mutterhuld bisher noch nie entzogen.
Nicht Hekatomben reichen hin zum Danke,
Für alles Wohlthun, das Du uns beschieden.
Nur Gottes Wohlgefallen lenkt Dein weises Herz.
Es wandelt nie, bleibt immerdar der Tugend treu;
Umhüllt Gerechtigkeit, wie ein Gewand.

14.

Einträchtig wirst Du uns mit des Landes Eingebohrnen,
Im Schatten Deiner Huld, friedseelig, furchtlos,
Geschützt von Deinem Zepter, das Land bewohnen lassen.
So wie sie, bewundern wir Deine erhabene Grösse;
Sind so wie sie, von Deines Ruhms Unsterblichkeit durchdrungen,
Und freuen uns wie sie, Dir unterthan zu seyn.

Naturhistorische Bemerkungen.

1.

In der Landgrafschaft Sausenberg ist die Pfarrey Feldberg. Dazu gehört das Dorf Gennebach. Im Gebiet dieses Dorfs ist ein Brunnen, dessen Wasser wie purer Vitriol, oder Tinte schmekt. Die Leute kochen es aber, und gebrauchen es alsdann ohne Schaden. Auch dem Vieh, das dabey aufgezogen wird, schadet es nicht. Aber fremde dahin gebrachte Ochsen wollen es nicht. Und saufen sie es doch, so werden sie krank. Man hat etliche Stükke schlagen müssen, und fand in der Urinblase einige Steine, kleine und große, die einen metallischen Glanz hatten.

2.

Es ist eine ewige Wahrheit, daß alles in der Welt zwo Seiten hat. — In meinem Vaterlande trokneten man hie und da Moräste aus, und seit der Zeit bemerkt man an allen den Oertern, wo ein wilder Entenfang (Entenkoy) angelegt war, eine beträchtliche Verminderung dieser wohlschmekkenden Vögel. Darinnen stimmen die Entenfänger in der Gegend bey Rastadt, und die zwischen Carlsruhe und Durlach überein. Der Grund dieser Erscheinung, der Zusammenhang zwischen Morästen und wilden Enten, ist nicht schwer einzusehen.

3.

Erbsen und Bohnen mit Mays vermengt, werden in Italien gar häufig zu Brod gebakken, aber auch Linsen thun

thun die Bauren hie und da unter das gewöhnliche Brodmehl, und es giebt Leute, die es sehr gern essen.

4.

Unsre Landleute stehn in der Meinung, daß nach dem Kleebau und Düngen mit Gyps die Hasen sterben. Herr Prof. Bekmann in Göttingen, dem ich dies schrieb, meldete mir, daß man sich vielleicht in der Ursache des Sterbens unter den Hasen irre, weil oft eine einreissende Seuche viele tödte. Ich zog nähere Erkundigung darüber ein, und erfuhr, daß die Bauren die Gewohnheit haben, aquam calcis vivae kalt werden zu lassen, es mit vielem Wasser zu diluiren, und damit das Kraut zu besprengen, in der Meinung, daß dies Kalkwasser die Hasen tödten soll. Wenigstens wird dadurch das Kraut erhalten, und gegen diese Räuber geschützt.

5.

Das erste Quartal des Winters 1778. war in unsern Gegenden so lau, so regnerisch, daß zwischen dem 12ten und 18ten December lebendige Mayenkäfer gefangen wurden, viele Rosenstökke wieder ausschlugen, Veilchen wieder blühten, und man selbst an Bäumen, — freylich ungern, einen starken Trieb bemerkte.

Sander.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

167ste Woche.

Ueber die Moral der Jesuiten.

Noch scheint der ehemals so mächtige Orden der Jesuiten nicht ganz verloschen zu seyn: ja es zeigt sich itzt vielmehr von ferne eine Hofnung seines Wiederauflebens; und daß vielleicht eben von der Seite her, von welcher sein Sturz anfieng, seine Wiederherstellung kommen möchte. Man will aus Papieren, die man von neuem durchgesehen hat, dieser Väter Unschuld an dem gefüchteten Morde des vorigen Königs in Portugall entdeckt haben. Aber gesetzt auch, daß sich der Ungrund ihrer Beschuldigungen in diesem Fall erweisen lasse; so ist doch aus vielen andern Gründen klar, wie wenig irgend einem monarchischen oder republikanischem Staate dieser Orden zuträglich sey, wie sehr dessen eigne Grundsätze, und die Moral, wie sie dieselbe predigen, da sie schon von der gesunden und gereinigten Vernunft verdammt wird, mit dem wahren Wohl der bürgerlichen Gesellschaft streite.

Man darf nicht befürchten, ihnen Unrecht zu thun, wenn man sie nach den Schriften ihrer grösten Lehrer, und der berüchtigten Bulle des Pabstes Clemens des Eilften, die sich mit dem Wort Unigenitus anfängt, und ihre Lehren bestätiget, beurtheilet. Es gilt hier auch nicht die Ent-

schuldigung, welche einige Vertheidiger des Ordens vorgebracht haben, daß die neueren Jesuiten die schreklichen Irthümer, die man in einigen Schriften der älteren deutlich antrift, verworfen hätten. Viele gelehrte französische Schriftsteller haben das Gegentheil hievon dargethan, und gezeigt, daß dieser Orden, anstatt seine Grundsäze zu ändern, vielmehr noch schlimmere angenommen hat, und daß die schwankendste Moral ihrer Casuisten von dem Pabst feyerlich gebilliget worden.

Wir wollen also die Sittenlehre ihrer vornehmsten Lehrer, und nicht nur eines unter ihnen, sondern mehrerer der angesehensten und geschäztesten hören.

Die Vernunft lehrt einem jeden nachdenkenden Menschen, daß es seine Schuldigkeit sey, sich um richtige Kenntnisse seiner Pflichten zu bemühen, und denselben gemäß zu handeln. Diese Moralisten hingegen scheuen sich nicht zu lehren, daß der Mensch selten oder niemals verpflichtet sey, nach Befreyung von seiner Unwissenheit zu streben; denn, wenn man Gott nicht erkenne, finde auch keine Sünde wider ihm statt. Es sey vielmehr eine grosse Wohlthat und Gnade Gottes, wenn man ihn nicht erkenne; das Wesen der Sünde sey Beleidigung Gottes, ihm zugefügtes Unrecht; so lange man also keine Erkenntniß von Gott habe, finde keine Sünde, kein Unrecht; keine ewige Strafe statt. Eine Sünde, so hart sie die Vernunft verdammet, sey nur als eine geringe Schwachheit und nicht als eine Todsünde anzusehen, wenn sie jemand begehe, der in einer unüberwindlichen Unwissenheit von göttlichen Dingen lebt, oder nicht daran denket, daß Gott durch die Sünde beleidiget werde. Denn da sie keine Verachtung Gottes mit sich führe, könne sie mit der voll-

komme

Digitized by Google

kommenen Liebe und Gnade Gottes bestehn. Beginge jemand auch einen Ehebruch oder Todschlag, ohne das Schändliche der That recht ausführlich zu bedenken, gesezt auch, daß er einigermaßen sich daran erinnert hätte, so sey es doch nur ein leichtes Verbrechen. Und diese schreklichen Säze beförderte ein nachmaliger Pabst zum Druk, und vertheidigte sie hartnäkkig gegen die Widersprüche, welche man dagegen erhob.

Schon dem versprechen sie Gnade und Vergebung bey Gott, der sich nur einigermaßen vor der Hölle fürchte; dadurch könne seine ganze Besserung zu Stande kommen, und alle Liebe zur Sünde getilget werden. Gott hat uns, lehren sie, nicht sowohl befohlen, ihn zu lieben, als ihn nicht zu hassen, sonst wäre ja das Gesetz des neuen Bundes schwerer, als das Gesetz des alten: es würde mehr von uns, als von jenen Israeliten gefordert; nicht wir würden als Kinder, sondern jene, und wir dagegen als Knechte behandelt. Ueberhaupt die Frömmigkeit würde zu beschwerlich, und das Gebet eine zu traurige Sache seyn, wenn sich der Mensch ganz damit beschäftigen müste; das hiesse uns zum Judenthum wieder zurük schikken, bey welchem Herz und Mund in der Verehrung Gottes vereinigt seyn musten. So kehrt man, um eine gelinde Moral heraus zu bringen, die Sache gerade um, und will das dem Christenthum als einen Vorzug anheften, was nach dem Urtheil Jesu ein Mangel des Judenthums war. Ja, lehret ein andrer, wie ein Mensch, der vor einem Götzenbilde niederfiele, ohne die Absicht es anzubeten, nichtsdestoweniger als ein Götzendiener anzusehen sey, so sey auch schon derjenige für einen guten Verehrer Gottes zu halten, welcher ihm Loblieder singet, ob er gleich nicht dabey die Absicht hat, ihm die schuldige Ehre und Huldigung zu leisten. Doch man kann nach der Lehre dieser Moralisten den Got-

tesdienst nicht nur mit einer gänzlichen Entfernung der Seele und der Gedanken von Gott hinreichend verrichten, wenn man nur eine äusser Stille und Anstand beobachtet: sondern man kann auch diese Pflichten erfüllen, wenn gleich das Herz dabey lasterhaft ist, und die Augen unzüchtig umher schweifen. Ja, sagt ihr berühter Busenbaum, in seinem Mark der Moral, welches seine Amtsbrüder das goldene Mark nennen: „wenn jemand aus Ruhmsucht, oder um zu stehlen, „oder sich wollüstig nach Frauenzimmern umzusehen, bey der „Messe gegenwärtig ist, kann er dennoch das Gebot, selbst „durch diese in ihren Umständen lasterhafte Handlung, erfül„len." Sie rühmen ihre Vorschriften, Vergebung der Sünden zu suchen, auf folgende Weise: „Die Kirchenväter for„derten von den Sündern eine lange, schwere, sich in ihren „Früchten und in wahrer Liebe offenbarende Busse: wir „predigen eine andere angenehmere Art, die nicht durch Ver„sehen der Menschen, sondern auf Antrieb Gottes erfunden „worden. Jtzt werden die Sünden leichter gut gemacht, als „sie ehedem begangen wurden: viele beflekken kaum ihr Ge„wissen schneller, als es gereinigt wird. Nicht nur, wenn „der Bußfertige entschlossen ist, seine sündliche Gewohnheiten „abzulegen, sondern auch, wenn keine Hofnung künftiger Besserung da ist, sprechen wir ihn los von seinen Sünden.

So leicht sie mit den Pflichten gegen Gott fertig werden, eben so leicht machen sie die Pflichten gegen unsere Brüder. Jesus lehrete: Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe. Diesen Ordensleuten, welche vorzüglich nach ihm benennet seyn wollen, ist diese Sprache zu hart. Sie lehren ausdrüklich, wir sind nicht verpflichtet den Nächsten durch einen innere Handlung

der

der Seele zu lieben, sonst müsten sehr viele verdammt werden, die nichts von dieser innern Regung der Liebe empfunden haben: wir sollen ihn nur nicht hassen. Man könne ohne Sünde seinem Nächsten Böses wünschen, wenn man dazu durch einen guten Bewegungsgrund gebracht werde. Und nun siehet man den Sinn dieser Foderung an den Beyspielen, die sie anführen: Eine Mutter könne ohne alle Sünde ihren Töchtern den Tod wünschen, weil sie nicht schön oder nicht reich genug sind, daß sie sie vortheilhaft zu verheirathen hoffen dürfe: ein Sohn könne seinem Vater den Tod wünschen, um desto früher zu dem Besitz seines Vermögens zu gelangen, er sehnet sich ja nicht eigentlich nach dem Tode des Vaters, sondern nach der Erbschaft: er betrachtet ihn nicht als dessen Unglük, sondern als sein Bestes. So lösen sie die allerzärtlichsten Bande unter den Menschen auf, verstopfen die Quelle wahrer Tugend, welche die auf die Liebe Gottes gegründete Menschenliebe ist. Wie weit ist wohl der Wunsch, daß der Vater todt seyn möchte, zumal, wenn er lange geheget, entschuldigt, mit Wohlgefallen angesehen wird, von dem wirklichen Vorsatz, ihn aus dem Wege zu räumen, wenn sich dazu Gelegenheit findet, entfernt? Heißt nicht jenen rechtfertigen, auch den Abscheu an dieser verringern, und dazu Veranlassung geben? Sie gehen aber noch einen Schritt weiter. Sie erlauben einem Sohn, Knecht, Untergebenen, Vasallen, einen Vater, Herrn, Vorgesetzten, Fürsten, der sie unrechtmäßiger Weise anfällt, zu tödten, es geschehe nun mit dem Degen, oder Feuer, oder gar mit Gift. Auch wenn man im Besitz seiner Güter angegriffen wird, ist man hiezu berechtiget: und selbst denjenigen, welcher unsere Schuldner abhält, uns zu bezahlen, können wir aus dem Wege räumen. Molina lehret: Er wage sich nicht, einen Menschen

zu verdammen, der denjenigen tödtet, welcher ihm eine Sache, die einen Thaler werth ist, (ja, setzt ein anderer hinzu, nur einen Apfel, wenn es eine Beschimpfung wäre, ihn zu verlieren,) habe rauben wollen: und Eskobar behauptet, eben dieses müsse gegen einen, der unsere Ehre raubet, einem Ordensmann, gegen den, der ihn oder seine Religion verläumde, frey stehen. Um endlich die allgemeine Ruhe und Sicherheit zu stöhren, sind sie verwegen genung, (und zwar nicht in Republiken, wo sich einer zum Monarchen wider die Staatsverfassung aufwirft, sondern in gegründeten monarchischen Staaten, die sie erhalten und schützen) zu behaupten: es gebe Fälle, in welchen es einem Privatmann erlaubt ist, einen König zu tödten, wenn er nemlich ein Tyrann ist, und man sich seiner nicht auf eine andere Art entledigen kann. Obgleich diese Worte eigentlich auf einen König, der sich einem Lande zum Beherrscher aufgedrungen, sich allein dazu aufgeworfen habe, zu zielen scheinen, so erlauben doch in der That diese Moralisten eben dasselbe auch gegen einen rechtmäßigen zum Thron gebohrnen König, wenn er seine Macht mißbrauche. Die Einschränkung, welche sie hinzufügen, ist diese: es müsse aber dieses nicht ohne den Rath ernsthafter wichtiger Männer, dergleichen die Jesuiten seyn, geschehen. So setzen sie sich denn zu Schiedsrichtern über Leben und Tod der Fürsten: und wie sie über die Gewissen derselben zu herrschen wissen, können sie auch über ihr Leben, wenn es ihnen gefällt, gebieten, und unter dem Vorwand, daß sich die Regenten nicht wohl verhalten, Anschläge wider dasselbe befördern. Als sie in Frankreich und England versuchten, diese Lehre in Ausübung zu bringen, und einige von ihnen, welchen ihr Antheil an dem versuchten oder vollführten Königsmorde erwiesen war, öffentlich hingerichtet worden, hat ein

ein bey dem Pabst sehr beliebter Geschichtschreiber ihres Ordens diese als berühmte Märtyrer aufgestellt. Vasquez und Suarey behaupten: so bald die ganze Familie eines Königs ketzerisch wird, hat der Pabst zum Besten des Glaubens Macht, einen andern König zu erwehlen, oden wenn ein ganzes Reich von Ketzerey angesteckt wäre, einem katholischen Könige dasselbe zu übergeben, wenn es nöthig ist, solches mit Waffen zu bezwingen.

So lehren diese Väter, und verdammen einen frommen Quesnel, und seine Freunde die Jansenisten, der in seinem neuen Testamente bey denen Worten: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, schrieb: „Keine Ursach, keine Verbindung, keine menschliche Macht, können die Unterthanen von dem Gehorsam gegen ihre Fürsten lossprechen, „weil Jesus Christus ihn befohlen hat."

Von der Pflicht der Aufrichtigkeit und Treue in Erfüllung seiner Zusagen, urtheilen sie, daß wenn man gleich etwas versprochen habe, aber ohne die Absicht zu versprechen, man solches leugnen, ja mit einem Eide betheuren könne, es sey nicht geschehen, weil man sonst gezwungen wäre, zu bezahlen, was man nicht schuldig ist. Sie geben eben diese Erlaubniß denen, die ungewiß sind, ob sie bey ihrem Versprechen die Absicht, solches zu erfüllen gehabt haben, ja einige ihrer fast vergötterten Schriftsteller sprechen auch diejenigen los, die zwar beym Versprechen die Absicht, es zu halten, gehabt haben, aber doch nicht ernstlich dazu entschlossen gewesen.

Sie ertheilen denen, welche eidliche Zusagen thun, noch andern Rath: man dürfe nur einen Buchstaben, der Eydes-

formel auslassen, (anstatt juro, ich schwöre, uro sagen) oder beym Schwören, daß man etwas nicht gethan habe, gedenken „an dem und dem Tage, oder öffentlich, oder ehe man „gebohren gewesen, habe man es nicht gethan.“ Es ist allemal nach ihrer Meynung gerecht, wenn es unserer Gesundheit oder Ehre, oder unserm Vermögen zuträglich ist. Man könne alles beschwören, wodurch man sein Leben, seine Freyheit, und seine Güter sicher stellet: ja, man dürfe ohne Bedenken alle die Formeln, welche keine eigentliche Eydschwüre wären, bey Versicherung der Unwahrheit gebrauchen: So wahr ich ein Christ bin, so gewiß ein Gott ist, Gott weiß es, ich nehme Gott zum Zeugen. Man brauche sich kein Gewissen daraus zu machen, andere zu falschen Eyden Gelegenheit zu geben, wenn man einigen Vortheil davon hat, weil die Verpflichtung, den Nächsten von Sünden abzuhalten, nicht so weit gehe, daß man seinen eigenen Vortheil darüber einbüssen müsse.

Nichts ist aber christlichen Moralisten unwürdiger, als ihre Regeln über Enthaltsamkeit und strafbarer Wollust. Hier predigen diese Sittenlehrer eine so schändliche Moral, daß man beynahe erröthen muß, ihre Urtheile zu erzählen. Und jene berüchtigte Konstitution Unigenitus billiget alles, was die Jesuiten über sinnliche Lust und deren Ausübung gesagt haben, und verdammt den Quesnel, der aus frommen Eifer das Gegentheil in seinem erklärten N. Testament lehrete, so daß man hier nicht die Ausflucht brauchen kann: es wären dies Aussprüche einzelner Lehrer, die man nicht als allgemein angenommene Grundsätze des Ordens betrachten müsse. Weder böse Begierden, noch die schändlichsten Entblössungen und Umarmungen, die etwa aus Bequemlichkeit

und

und zum Vergnügen geschehen, halten sie für strafbar. Die Begierde, welche der allerheiligste Stifter unserer Religion ehebrerisch nennet, ist bey ihnen unschuldig, wenn man bey den wollüstigsten Wünschen nur gedenkt, wenn es deine Frau wäre.

Natürlicher Weise urtheilen sie daher auch von Unmäßigkeit im Essen und Trinken über die Nothdurft zur Wollust, daß sie nichts strafbares sey. Wenn auch jemand mit Essen und Trinken sich so überladet, daß er bald darauf durch Erbrechen es wieder von sich geben muß; so bleibt es doch nur eine geringe Sünde, wenn nur seine Gesundheit keinen grossen Schaden davon trägt. Ja, die Trunkenheit ist bey ihnen ein Freybrief zu allen Verbrechen, und gleichsam der vollkommenste Ablaß. Sie entschuldiget überhaupt alle Sünden, die man ohne Besinnung begehet, wenn sie gleich andern schaden, und folglich bey Bewußtseyn wirkliche Laster wären: sie entschuldiget Gotteslästerung, Untreue, Meineyd. Kann man hiebey den Schluß zurük halten, man dürfe sich nur mit starkem Getränk berauschen, wenn man kurz zuvor seine Sünden einem Jesuiten gebeichtet habe, so sey man in dem glüklichen Zustande, worinn man alle Frevelthaten begehen, und doch gerade zur Seligkeit zu gelangen hoffen könne, wenn man so glüklich ist, in der Trunkenheit zu sterben.

Was hiebey sogleich zum größten Erstaunen in die Augen fällt, ist, daß man die Erziehung der Jugend solchen Leuten anvertrauet, die schändliche Reden, das Lesen schlüpfriger Bücher, unzüchtige Blikke, unanständige Schauspiele, strafbare Freyheiten, schändliche Entblössungen, unreine Gedanken, Begierde nach Vollziehung der häßlichsten Laster, und die gröbste Unmäßigkeit, für lauter gleichgültige

L 5 Sachen,

Sachen, für Dinge, die man, ohne zu sündigen, thun könne, für unschuldig und erlaubt halten. Sie können nicht vorgeben, daß sie diese Sätze jungen Leuten nicht vortrügen, denn sie stehen in Lehrbüchern, nach welchen sie solche unterrichten, und sie leiten ihre anderen Schüler und Beichtkinder auf diese Weise. Und wer sollte wohl glauben, daß sie als geheime Gewissensräthe strenger, als vor den Augen der Welt, in ihren Schriften, Predigten und öffentlichen Behauptungen, seyn würden?

Dennoch geschiehet es zum Theil aus eben dem Grunde, daß sie die Erziehung der Jugend so wohl betrieben, daß man ihnen in einigen Ländern, wo sie mit der grösten Gewalt vertrieben werden, wieder den Eingang verstatten will, in andern sie noch erhalten hat. Man vergesse, wenn man will, alles, was Mitglieder dieses Ordens zur Störung des Wohls und der Ruhe der ansehnlichsten Monarchien und Republiken unternommen haben; man vergleiche ihre Bemühungen zum Besten der Jugend nicht allzunahe mit den neuern Verbesserungen des Schulwesens in einigen katholischen Ländern nach Abschaffung des Jesuiterordens, wobey sie erstaunlich weit zurük stehen, und man wird das mangelhafte, unvollständige, jesuitisch: absichtlichste ihres Unterrichts bald gewahr werden.

Aber, so bald man nur gesteht, daß sittliche Grundsätze, die man der Jugend beybringt, Bildung des Herzens zur Tugend, das wahre Wesen der Erziehung, der Bildung des zukünftigen Bürgers ausmache; so muß man erzittern, wenn Leuten dieses grosse Geschäfte anvertrauet wird, die nicht etwa in diesem oder jenem mit der Sittenlehre in keinem nähern Zusammenhange stehenden Lehrsatze besondere Meynungen haben, oder unter denen es einen und den andern

dern

dern zügellosen Schriftsteller gegeben: sondern die unter dem Ansehen ihrer Vorsteher, ja des höchsten Oberhaupts der römischen Kirche, den Grund nicht nur der christlichen, sondern aller Tugend untergraben, bald der Unwissenheit in göttlichen Dingen, als einem sichern Mittel der Verantwortung zuvor zu kommen, das Wort reden, bald die strafbaren Begierden des Herzens, die doch die Quelle aller Lasterthaten sind, und mit deren Unterdrükkung die Religion Jesu den Anfang der Besserung macht, rechtfertigen, bald um die Gewissen der Sünder zu trösten, so viele Entschuldigungen schon von den Heyden für abscheulich erkannter Laster vorbringen, daß in der That am Ende nichts mehr schändlich, nichts mehr unerlaubt bleiben dürfte, als sich dem Orden der Jesuiten zu wiedersetzen. Ob man diesen Sinn nicht bey vielen unter ihnen gebildeten und erzogenen Leuten, von welchen sie denn die besten Köpfe in ihrem Orden selbst zu ziehen suchen, antreffe, wäre eine Untersuchung, die da angestellet werden müste, wo sie lange Zeit öffentlichen Unterricht ertheilet haben. An Mühsamkeit und Fleiß im Unterricht der Jugend haben sie es freylich nicht fehlen lassen, wodurch sie besonders ihre Lehrlinge mehrentheils zu einer grossen Fertigkeit in der Lateinischen Sprache gebracht haben. Vielleicht konnte dieses nach ehemaligen Begriffen von dem Schulunterricht ein sehr grosses Verdienst heissen: da man aber itzt mit grossem Recht, den für den grösten Theil der jungen Leute, die nicht zu Gelehrten bestimmt sind, fast unnützen Unterricht im lateinischen nicht mehr für die Hauptsache der Schulen hält, sondern Aufklärung ihres Verstandes und Bildung des Herzens dazu als das Wichtigste erfordert; so fällt auch dieser Beweis ihrer Geschiklichkeit zur Erziehung der Jugend und der daraus folgenden Aufklärung des Volks hinweg. Denkt man mit Ernst daran, eine in der Kultur unaufgeklärte

klärte Nation aufzuhellen, so wählet man gewiß die Väter dieses Ordens am unglüklichsten dazu. Sie haben mehr als ein Interesse dabey, die Menschen in Unwissenheit zu erhalten, und werden also niemals aufrichtig dagegen arbeiten, als an solchen einzelnen Personen, durch welche sie die Vergrösserung und Befestigung der Macht und des Ansehens des Ordens suchen.

Ich ziehe noch in folgende kurze Sätze ihre Sittenlehre zusammen:

Gott und sein Gesetz nicht wissen, ist die gröste himmlische Wohlthat.

Wenn man alles natürliche Licht, alle Gewissensbisse und Empfindung der Religion in sich erstikt hat, kann man nicht mehr sündigen.

Lasterthaten ohne Nachdenken begehen, macht sie zu Schwachheitssünden.

Gott fürchten, ohne ihn zu lieben, ist hinreichend, Vergebung seiner Sünden zu erhalten.

Gott nicht hassen, heißt schon, ihn lieben.

Beten, ohne daran zu gedenken, was man sagt, dem Gottesdienst ohne Aufmerksamkeit beywohnen, ist schon Gott gefällig.

Schwören und Gottes Namen mißbrauchen, weil man es gewohnt, oder es izt Mode ist, ist nichts strafbares.

Seinem Vater und Mutter den Tod wünschen, um zum Besitz ihrer Güter zu gelangen, ist etwas unschuldiges.

Man

Man kann ohne Bedenken denjenigen tödten, der uns Schaden am Leibe oder der Ehre zufügen will.

Man kann versprechen, ja mit einem **Eyde** zusagen, **ohne** daß man sein **Wort** zu halten gezwungen sey.

Schaamlosigkeit, **Unzucht, Unmäßigkeit, Trunkenheit,** sind leichte **Versehen.**

Trunkenheit entschuldigt alles.

Unbillige Regenten **kann man** mit **Recht** umbringen.

Das sind die entsetzlichen Lehrsätze, deren jeglicher allein genommen bey jedem Moralisten, der den Einfluß tugendhafter Gesinnungen auf das Wohl des Staats kennet, noch mehr bey einem christlichen Sittenlehrer den tiefsten Abscheu, vor demjenigen, der ihn vorträgt, erregen muß. Und wenn also dieser itzt halb erloschene Orden, auch einige am fürchterlichsten klingende Sätze völlig aufgäbe, so bliebe dem Freunde der Tugend und der Menschen, besonders dem Christen, kein eifrigerer Wunsch übrig, als daß sein Andenken auf immer und ewig vertilget würde.

Natur-

Naturhistorische Bemerkungen.

I.

Friederich Wilhelm von Bessel in seinem Entwurf eines Militair-Feld-Reglements. Hannover. 1778. gr. 8. rechnet S. 299, daß anderthalb Pfund Mehl zwey Pfund Brod geben. In der Herrschaft Badenweiler, wo ein vortreflicher Weitzen wächst, rechnet man das Malter, oder acht Sester von schlechtem Weitzen auf 196 Pfund Mehl. Wo er gut ist 206—208 Pfund. Das wären, wenn man 208 annimmt, 26 Pfund Mehl auf den Sester.

Hier in Carlsruhe soll der Sester Mehl fünf Laib Brod geben, und der Laib soll vier Pfund wägen. Salz und Wasser mitgerechnet.

2.

Im Jänner 1779. fand man eine Kaufmannstochter aus dieser Stadt des Morgens im Bett todt. Die Magd, die bey ihr im Bett gelegen war, war halb todt, und kam mit Mühe wieder zu sich. Es fand sich bald, daß der Kohlendampf, den sie schon mehrere Nächte hintereinander gebraucht hatten, die kalte enge niedere Cammer zu erwärmen, Schuld an diesem Unglük gewesen war. Das Mägdchen ward mit Bürsten und warmen Tüchern auf dem Leib, zwischen den Brüsten, unter den Fußsohlen ꝛc. gerieben, man brachte ihr eine ziemliche Portion Spir. Sal. Ammon. bey: aber weder diese noch andre Mittel konnten sie wieder zum Leben finden. Als man sie erst am dritten Morgen nach dem Tod öffnete, wozu die Röthe der Haut, und die vielerley

ley darüber in der Stadt und am Hof herumgehende Urtheile Gelegenheit gaben, fand man im Unterleib alles gesund und natürlich. Im Magen war ein unverdauter Chymus, der auf Kohlen geworfen, kein Gift entdekte, nur wie verbranntes Brod roch. Es war ein Regenwurm darin, an dem ich nichts besonders fand, und der auch schon todt war. In der Brust war die Lunge gesund, nicht aufgetrieben, ausser an der Brusthaut, und am Herzbeutel verwachsen, und die Person war auch immer asthmatisch. Die grossen Blutgefässe waren leer, ausser etlichen grossen Blutgrumen und Polypen. Man öffnete die Hirnschale, und fand die Gefäße des Gehirns nicht sonderlich strotzend oder angeschwellt. Das ganze Encephalon war gesund, einige Sinus waren ganz leer, der arbor vitae war herrlich, nur auf dem Tentorio cerebelli war etwas Serum ausgetreten. — Weil aber das Blut nach drey Tagen bey der heftigen Kälte, in welcher der Rheinstrom zugefroren, noch ganz flüßig war, so sah man dies mit Recht als die höchste Auflösung des Bluts, als die Folge des Kohlendampfs an. Das Blut war so fein, daß es in die feinsten Hautgefässe eindringen, durchschimmern, und Leiche roth färben muste. Die asthmatischen Umstände halfen ohne Zweifel zum Erstikken. — Das Mägdchen war fast 18 Jahre alt, und hatte nie die gewöhnlichen periodischen Ausleerungen erfahren.

3.

Beym Elfingerhof im Würtembergischen sind grosse Fischteiche. — Man leitet die Jauche oder Mistlache hinein: davon werden die Karpen fett, und der moderige Geschmak ist so stark nicht, daß man sie nicht essen könnte.

4. Im.

4.

Im Rhein fängt man Karpen mit Köder von den Oelkuchen der Magsaamens, oder Mohn, (Papaver L.)

5.

Ein Landprediger sah sich genöthigt seine Bienen zu futtern. Honig hatte er nicht; daß man sie mit gekochten Birnen ꝛc. futtern kann, wuste er nicht. — Er setzte ihnen guten Wein vor, und sah zu, wie sie ihn mit vieler Begierde wegholeten.

6.

An den Weinstökken bricht man im August das Laub ab, damit sie in der Sonne desto besser reifen sollen. Allein die große Hitze des Sommers 1778. lehrte die Landleute, daß durch die Blätter viel Saft in den Stengel und in die Trauben gebracht wird. Dann, als die Hitze nicht bald mit Regenwetter abwechselte, fielen da, wo die Blätter zum Theil abgebrochen waren, die schönsten Beeren haufenweise ab.

7.

Bey Schroekh wachsen auf dem Rheingrunde so schöne Tamariskenstauden, daß, wann sie nicht von den Schafen gefressen werden, man Tobakspfeifenröhre daraus schneiden kann.

8.

Unser selige Martini sagt in seinem Naturlexikon III. p. 569. daß die Rebhüner selten in den Weinbergen wären: aber unter uns ist es allgemein bekannt, daß sie sehr gerne, und sehr oft an Weintrauben pikken.

Sander.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

168ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Achtzehnter Brief.

Diesmal, mein Bester! bekommen Sie eine ziemliche Rhapsodie. Ich will Sie auf die öffentlichen Plätze, zu den vornehmsten Gebäuden, in einige Kirchen führen, und Ihnen sagen, wie ich die Sachen gefunden habe.

Auf dem Pont royal fangen wir an. Es ist ein angenehmer Anblik, wenn man das, was eigentlich Stadt Paris, oder das alte Paris ist, sieht, und mit allen den Vorstädten vergleicht, die jetzt angebaut sind. Die kleine Insul verliert sich ganz in der Grösse und Menge der hinzugekommenen Städte. Eine Insul ist es wirklich, dann die Seine spaltet sich dort in zwey Theile. Man könnte davon eben das sagen, was Virgil und Ovid von ihrem groß gewordenen Rom so oft gesagt haben.

Le Pont neuf ist freylich viel schöner, grösser und breiter. Die dortigen Kaufmannsläden sind mit allen möglichen Dingen angefüllt, und jeder hat seinen Namen, und

eine schimmernde Aufschrift. Es sind eigene Läden da für die englischen Waaren, Stahlarbeiten :c. Ueberall sind Wachen gestellt, und doch wird im Gedränge oft genug gestohlen, oft werden in einer Nacht ganze Boutiquen ausgeleert.

Eine der grösten Zierden dieser Brükke ist die bekannte Säule K. Heinrichs IV. Sie ist kolossalisch, hat ein anderthalb Manns hohes Piedestal mit Innschriften, und kleinen Statüen. Der König sizt oben zu Pferd in alter Kriegstracht, mit einem schreklichen Degen, und einem kriegerischen Gesicht. Das Pferd ist im Fortschreiten, und, so wie das Ganze, majestätisch. Alles ist mit einem eisernen Gitter eingefaßt, aber das Piedestal wird nicht sauber gehalten, die untersten Stükke sind ganz mit Moos überwachsen.

Le Palais de Luxembourg. — Man unterscheidet das Grosse und das Kleine. Hinter demselben sind die angenehmsten Promenaden, deren sich jeder bedienen darf. Es sind grosse, freye, runde, Pläze da, die nach allen Seiten die schönsten und breitesten perspektivisch gehauenen Alleen von wilden und zahmen Kastanienbäumen haben. Man ist da wie auf dem Land, ziemlich entfernt vom Geräusch der Stadt. Daher jeder, der lesen oder studiren will, besonders am Morgen hieher geht. Man öfnet aber die Gärten nicht eher, als um 7 Uhr. Man findet überall eine Menge Sessel übereinander gebeugt, die an gewisse Leute verpachtet sind, und die man um eine Kleinigkeit haben kann.

Die Klosterkirche der Abbayé St. Germain gehört zwar nicht zu den grossen und prächtigen Kirchen in Paris, wie z. E. l'Eglise de St. Sulpice: sie ist klein, ist aber doch, wie alle in Paris, mit Verzierungen überladen. Das Auge sieht sich müde an den Gemählden, hohen Altären, Kreuzen mit den kostbarsten Steinen, Verguldungen, Einfassungen, Heiligenbildern, Platfonds percées, kostbaren Meßkleidern :c.

Um

Um den Altar allein standen 20 Wachskerzen, die alle, wie die grösten Hopfenstangen waren, und auch mit so einer Stange angezündet werden musten. Ueberhaupt muß die Summe der Wachslichter, die man in Paris in allen Kirchen, Schauspielen, Opern, grossen Hotels, Privathäusern, Feten, Leichensälen rc. braucht, ganz unglaublich seyn. In allen Kirchen ist nur der mittlere Theil mit Stühlen besetzt. Zu beyden Seiten sind breite Gänge mit Nebenaltären, Beichtstühlen, Bildern rc. Auch sind an beyden Enden der Kirche grosse Vorhöfe, und daher kommt es eben, daß eine beständige Passage, und ein unaufhörliches Lärmen in den Kirchen ist. Lauter Strohsessel, gar keine Bänke, in dieser Kirche, die man mit 2 Sols, oft noch höher, bezahlen muß. Auch dies ist verpachtet, und beträgt jährlich nur in so einer Kirche, aber noch mehr in Pfarrkirchen, erstaunend viel. Am Pfingstfest zog man mich dahin, weil Mr. Miroir, der einer der besten Organisten seyn soll, sich hören ließ, und es war der Mühe werth. Er spielte nur in kleinen Absätzen, weil der Geistliche immer die Vesperpsalmen darzwischen sang. Aber allemal hörte man den Meister auf eine andre Art. Die Orgel hat aber auch ein vortrefliches Pedal, und einen gewaltigen Trompetenbaß.

La Greve ist der bekannte zu Hinrichtungen bestimmte Platz, der aber klein ist, und keine regelmäßige Figur hat. Galgen und Rad ist nicht beständig da aufgerichtet. Man nimmt die Delinquenten in Frankreich gleich wieder weg, und bricht den Galgen selber ab. Auf der einen Seite ist das Rathhaus von Paris, ein schmutziggraues Gebäude, wie die meisten sind, und auf der andren Seite ist der Markt zum Holz, Steinen, und sonderlich zum Getreide, das in Säkken herbeygebracht wird.

L'Arsenal — ist ein schönes Gebäude mit langen Gängen an den Seiten, die hohl hinabtönen, wenn man darüber hinläuft, weil unten alles gewölbt, und mit Ammunition angefüllet ist. Das Innere kann ein Fremder nicht leicht sehen. Die Kanonen, die da liegen, sind nicht so schön, als die, die man in Strasburg sieht. Der Pallast des Kriegsministers steht nicht weit davon, er hat aber nichts besonders. Im Garten beym Arsenal stehen die Spatziergänge jedem offen, und man hat da eine schöne Aussicht auf die Seine, und auf die eine Hälfte der Stadt.

La Bastille. — Dies Staats-Gefängniß macht gleich beym ersten Anblik einen schreklichen Eindruk. Vier hohe runde Thürme, oben mit platten Dächern, und durch Zwischengebäude verbunden, und was das Traurigste ist — sind statt der Fenster nur schmale Ritzen und Spalten daran, und jede von diesen soll, wie man mir sagt, zwey, auch wohl drey Kerker mit etwas Licht versehen. Darinn schmachten oft Lebenslang alle, die etwas wider den König, oder die Regierung des Landes gesagt oder geschrieben haben. Wasser und Brod ist ihre Nahrung. Viele verfaulen bey lebendigem Leib. Spionen sind überall in der Stadt. Oft nimmt man Leute erst lange nach dem Verbrechen, wo man sie bekommen kann, weg, und sagt ihnen gar nicht, warum? Man darf nicht einmal nahe hingehen. Die Schildwachten leiden nicht, daß die Fremden stehen bleiben, miteinander sprechen, einander die schmalen traurigen Ritzen zeigen. — Allez votre chemin, schrie der Kerl gleich, als ich nur Mine machte, um das fürchterliche Kerkerhaus herumzugehen. Ich bin sehr begierig zu wissen, ob der Engelländer, der, um die Gefängnisse zu besichtigen, in Europa herumreiste in die Bastille selber hineingekommen ist. Nicht wahr, mein Lieber! das war doch ein edlerer Zwek bey der Reise, als der

den

den sich viele hundert Reisende aus Deutschland und Engelland erwählen? Der Menschheit, auch da, wo sie mit Recht leidet, aufzuhelfen, Wahrheit, Billigkeit, Gerechtigkeit, Schonung und mitleidige Güte auch in die Gefängnisse zu bringen, die ehemals Aberglaube, Religionsverfolgung, und barbarische Strenge gebaut hat. — Dem Unglüklichen, der von Gottes Sonne Abschied nehmen muß, doch reine Luft zu verschaffen, und aus dem engsten Raum, wo ihn das Gewissen geisselt, oder das schmerzhafte Gefühl der überwältigten Unschuld peinigt, doch den Saamen zu abscheulichen, langsam hinrichtenden Krankheiten, die ärger sind, als eine ewige Folter, zu verbannen. —

La Place Royale, ou la Place de Louis XIII. — Der Plaz ist vierekicht, hat eine Einfassung von grossen Häusern, die unten Hallen haben, wo man bedekt gehen, und allerley Waaren sehen kann. Der Plaz selber ist in vier Quartiere mit einem Grasboden abgetheilt. Da, wo diese zusammenstossen, ist ein breites Stük gepflastert, und auf diesem steht das Piedestal, das vier Seiten, und auf denselben französische und lateinische, poetische und prosaische Inschriften hat. Praleryen von Frankreich, von Ludewig XIII. und dem Kardinal Richelieu. Auf dem Fußgestell steht die Statüe von Ludewig XIII. zu Pferd von Bronze. Die Arbeit hat noch etwas rauhes, und man sieht den damaligen Geschmak. Nach meinem Urtheil ist das die schlechteste Statüe unter allen in Paris. Das Pferd hebt den linken Vorderfuß zu hoch auf, und hinten steht der Schwanz des Pferdes etwas zu lang, zu steif in die Höhe. Eben so sind die Finger an der ausgestrekten Hand des Königs steif und widerlich. Hier hat der König eine Kasque mit einem Federbusch auf dem Kopf. Heinrich IV. hat gar nichts auf dem Haupt.

Le Boulevard. — So heißt ein Spaziergang, der einem Wald gleich sieht, fast um die ganze Stadt geht, alle Gassen durchschneidet, aber doch nicht der äusserste Zirkel ist, den man um die Stadt herumziehen könnte. Denn es stehen noch viele Häuser ausserhalb demselben. Schön ist der Spatziergang wegen seiner Breite. Für die Carossen ist der Weg in der Mitte, für die Fußgänger ist er zu beyden Seiten eingerichtet. Der Geist der Nation begegnet Ihnen auch hier überall. Man findet eine Menge Caffee-Bier-Gartenhäuser, aber auch Farcenspieler, die die gröbsten Possen mit abscheulichem Geschrey spielen, Marionetten, Marktschreyer, Filoux, Gaukler, Tausendkünstler, Zauberlaternen, Savoyarden, Gemählde, Kupfer rc. Ein unendliches Gemengsel von müßigen Leuten, von Narren, von Pikkelheringen, von geldsüchtigen Betrügern, Unzüchtigen rc. An jedem Stand hängen schmutzige, wollüstige Gemählde, Leichtsinnigkeiten ohne Namen, freche, schamlose Darstellungen der entsetzlichsten Laster mit allen Reizen der Mahlerey und der Zeichnung, recht zum Aergerniß öffentlich ausgeschmükt. Saulieder — erlauben Sie mir diesen Namen, der Moralist muß nicht Falschmünzer seyn, — ganze Sammlungen von Zoten, von unnatürlichen Sünden, die ewig stumm bleiben, und zur Ehre der Menschheit nicht durch Menschen selber verewigt werden sollten, kleine niedliche Schriften mit den allerverführerischten Vignetten, werden unter dem lokkensten Titul verkauft. Da fiel mir wieder Rom ein, als das Bild, das Seneka, Paulus (Röm. 1.) und andre gezeichnet haben, von jener Stadt wahr war! An einem andern Ort sieht man wieder Bilder von den höchsten Standespersonen, von den amerikanischen Generals — Es war einer da, der Struensees und Brands tragisches Ende dem Pöbel zum Gelächter vorstellte: aber ich zürnte

über

über jeden, der dabey stehen blieb. Unter den mannigfaltigen Gekkereyen, die hier vorkommen, sah ich auch Kinder, die wie Narren angezogen waren, und ich schreibe Ihnen dies als einen kleinen Beytrag zur Pädagogik von Frankreich.

La Place Vendome — Wiederum ein grosser runder mit guten Häusern umschlossener Platz. In der Mitte steht eine prächtige Statüe von Ludwig XIV. zu Pferde. Sie ist viel schöner, als Ludwig XIII. auch schöner, als Heinrich IV. Der König hat auch nichts auf dem Kopf, und weiset mit der rechten Hand auf das gegenüberstehende Haus des Kanzlers. Er hat auch nichts um den Hals, auch der Arm ist unbekleidet. Am Pferd ist der Kopf, die Ohren, die Brust, und die Hinterfüsse ein wahres Meisterstük. Die Inschriften am Piedestal strotzen von Viro immortali — victorioso — æternitati. Der Platz um die Statüe herum ist von schwarzen und weissen Steinen gewürfelt, und auch mit einem eisernen Gitter eingefaßt.

Le Palais Royal — ein langes prächtiges Gebäude in der Rue St. honoré, hat eine Menge Säulen, grosse Hofplätze, und einen herrlichen Garten voll von den schönsten Alleen, in welchen es Nachmittags von Parisern wimmelt. In der Mitte ist ein grosses Baßin, in welchem ich viele rothe Fische schwimmen sah. Für Cyprinus auratus L. waren sie mir, so viel ich sehen konnte, zu groß: nachher sagte mir jemand, daß man sie in einer gewissen Gegend der Stadt verkaufe, ich habe sie aber nicht gefunden, und konnte auch weiter nichts davon erfahren.

La Place Victoire. — Dieser Platz ist klein, aber die Säule Ludwig XIV. giebt ihm ein prächtiges Ansehen. Sie ist auf einem hohen Piedestal errichtet. An diesem stehen an den vier Ekken vier Nationen, theils als Weibs- theils als Mannsleute vorgestellt, zum Zeichen der vier überwun-

denen Welttheile. Die Figuren tragen deswegen Ketten, haben die Hände auf den Rükken gebunden, und machen grimmige, schnaubende Gesichter. Oben steht der König kolossalisch, hinter ihm ein Engel in Menschengestalt mit grossen Flügeln, der auf einer Weltkugel steht, und ihm einen sehr schönen Lorbeerkranz über den Kopf hält.

Doch la Place de Louis XV. ist schöner, als diese alle. Auf einem sehr hohen Piedestal steht Ludwig XV. zu Pferd in kriegerischer Kleidung. Mann und Pferd ist prächtig gemacht. Ich erinnere mich, daß ich bey Ihnen, mein Bester! die Kupfer von den Maschinen gesehen habe, womit man 1763. die Säule errichtete. Freylich sind die Inschriften wieder sehr pralerisch. Auch sind hier vier Nebenstatüen, die die Hauptstatüe tragen, oder heben müssen. Vor dem König steht zur Linken Merkurius, ebenfalls zu Pferde. Ihm gegenüber steht la Renommée oder die Fama mit der Posaune gegen die Stadt gekehrt. Die Schönheit dieses Platzes gewinnt durch die Nachbarschaft sehr viel. Linker Hand sind die prächtigen Gardes des Meubles du Roi, das heißt, lange Häuser, an welchen alles mit Corinthischen Säulen, Bildhauerarbeit, Rasen, Laubwerk 2c. unbeschreiblich überladen ist. Rechter Hand, aber eben so weit aussen, steht das Hotel de Bourbon, das zu den schönsten Häusern in Paris gehört. Darzwischen sind niedliche Gärten. Der Platz selbst hat Mauren, Wall und Graben, und im Graben sind kleine Blumenbeete angelegt. Hinter dem Platz ist auf der Seite Schloß und Garten der Madame de Pompadour, und sodann

Les Champs Elisées — grosse, lange, breite, mit Baumgängen nach allen Richtungen durchschnittene Spaziergänge, die bis zum Colisée, und bis zum Dorf Chaillot fortlaufen, mit Caffées, Jeux des Pommes &c. und an Sonn- und Feyertagen

tagen mit einer unzähligen Menge Menschen wo man vertreten werden kann angefüllt sind. Den prächtigen Namen verdient übrigens die Gegend noch lange nicht. Wie viele Elisäische Felder hätten wir in Deutschland, wenn wir von unsern Sachen auch so viel in die Welt hinein schreyen wollten, wie die Franzosen!

L'Hotel de Suede, Rue Grenelle. Da besuchte ich den Aumonier & Secretaire de l'Ambassade Mr *Baer*. Da sah ich im Visitenzimmer ein Gemählde des schwedischen Königs, mit dem weissen Schnupftuch am linken Arm, das seit der letzten glüklichen Revolution ein Ordenszeichen geworden ist. Er arbeitete an einem neuen Gesangbuch für seine Gemeinde, das seither in Strasburg gedrukt worden ist. Er brauchte dabey einige, aber nicht alle, von den neusten. Auch fand ich bey ihm das Baadische, das mein Vater, der Kirchenrath und Superintendent, der Markgrafschaft Hochberg, 1774. herausgab. Paul Gerhards Lieder gefielen ihm besonders wohl, daher ist das: *Wie soll ich dich empfangen?* mit allen seinen Fehlern beybehalten worden. Ein in der Sammlung befindliches Lied von der Freundschaft der Christen ist von *M.* Baer selber. In seiner Bibliothek fand ich ausser den Abhandlungen der schwedischen Akademie kein wichtiges Buch. Er sprach aber sehr verächtlich von Herrn Kästners deutscher Uebersetzung. Mit Recht oder Unrecht, weis ich nicht, weil ich nicht Schwedisch verstehe. Von Herrn Michaelis gestand er gerne, daß er viel gelernt habe. Rühmlich ist die Krankenstubenanstalt, für die deutsche evangelische Handwerkspursche. Jeder muß monathlich 12 Sols geben, und dafür wird er, im Fall, daß er krank wird, ganz frey versorgt und verpflegt. Die Gesandschaftskirche ist eigentlich nur eine lange, schmale Stube, hinten im Garten des

Hotels. Recht ländlich sieht es aus. An einem Ende steht die Kanzel, am andern die Orgel, in der Mitte statt des Altars ein Tisch mit vergüldeten Füssen und silbernen Leuchtern darauf, und überall Sessel, die von Jedermann, ohne Unterschied, besetzt werden können. Allemal am letzten Sonntag im Monat wird französisch gepredigt, sonst immer deutsch. Erlauben Sie mir, daß ich mich hier ein wenig aufhalte. Die Pariser Predigten gehören nicht zur naturhistorischen Reise, aber es gibt doch immer einige Leser, die diese Nachrichten gern lesen. Man kam um eilf Uhr zusammen, (den 25sten May.) Baer sprach zuerst ein französisches Gebet, und — denn das hat man auch hier eingeführt, eine französische Absolution. Dann ward ein schöner Gesang über den Psalm XIX. gesungen. Weil es nach der Melodie: Sollt ich meinen Gott nicht lieben? gesungen wurde, so sangen die Deutschen, die nicht französisch verstanden, dies Lied mit, und Baer, der den französische Gesang ankündigte, sagte auch den Deutschen jenes Lied. Man theilte auch beyde Gesangbücher aus. Das bisher übliche deutsche ist das darmstätische, für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Nach den vier ersten Versen ward das französische Evangelium von der Kanzel verlesen. Dann nach der Absolution sezte sich Baer gleich auf die Kanzel, wie in Strasburg. Mir scheint es indessen, als wenn dadurch ein Theil der Erwartung, die die Gemeine, die den Prediger nicht sieht, haben muß, vernichtet würde, und der Eindruk, der bey einem unvermutheten Auftreten kurz, ehe man anfängt zu reden, entstehen muß, geht natürlich verloren. Der Prediger hatte eine Bibel in groß Folio bey sich: nach dem Verlesen sang man wieder vier Verse aus dem vorigen Lied, dann ward die Epistel (Röm. XI. 30 ꝛc.) verlesen, und Baer sing mit Notre pere

&c.

&c. die Predigt an, wobey alles aufstund. Im Eingang gab er folgenden Zusammenhang an: „Die Juden wären „von Gott blos deswegen von andern Völkern unterschieden „worden, damit die Genealogie des Meßias erhalten wer„den konnte." Den Uebergang nahm er von den Dunkelheiten der Vorsehung, und von den daher entstandenen Irrthümern. Er predigte: Von der Vorsehung; 1) daß eine Vorsehung sey, 2) unsre Pflichten dabey. Den ersten Theil handelte er auf die gewöhnliche Art ab, und rechnete dahin a) Schöpfung: dazu muste sich das Wort des Texts de Lui brauchen lassen; da wurde der Jude Spinoza herbeygeholt, genannt, und abgefertigt. b) Erhaltung: das lag ganz klar in dem Wörtchen par Lui; da traf die Geissel der Polemik die, welche die Welt mit einer Uhr vergleichen, und die, welche glauben, Gott bekümmre sich nur um das Ganze, und nicht um Individua. In Paris mögen wohl solche polemische Predigten nicht überflüßig seyn, wenn die Beantwortung der Zweifel und Einwendungen allemal gründlich und überzeugend wäre. Aber den ersten Gegnern gab er kurz zur Antwort: das Gleichniß passe nicht, die Welt sey keine Uhr, und damit Gott befohlen. Den anderen antwortete er mit Beweisen aus der Bibel, mit vernünftigen Vorstellungen von Gott &c. c) Regierung: nach Anleitung des Ausdruks pour Lui — Es sey nicht Ehrgeiz, sondern Leitung zum Zwek, so wache Gott über das Schiksal eines jeden Menschen &c. Im zweeten Theil leitete er daraus die Pflicht des Gehorsams gegen Gott her, auch im Leiden, aber sehr kurz. Die Rede dauerte $\frac{3}{4}$ Stunden. Beym Anfang des zweeten Theils ruhte er eine Zeitlang, vermuthlich ut lateribus consuleret, wie Plinius sagt. Der Accent ist gut, die Sprache langsam, oft zu stark gedehnt, die Gestus sind mittelmäßig, oft widrig

widrig und fehlerhaft, das Schnupftuch lag auf der Bibel an der Seite, und ward oft gebraucht: in meinen Augen ein wahrer Uebelstand an einem öffentlichen Redner. Muß doch in jeder guten Gesellschaft jeder sein Schnupftuch in der Tasche haben, und darf es nicht dem andern ins Gesicht legen. — Im Gebet, wozu jedermann aufstund, ward zuerst der schwedische, dann der französische König genannt, und dann für beyde königliche Häuser, und königliche Bedienten gebetet. Aber da fehlt die edle Simplicität, die wahre Schönheit, zuviel Titel, zuviel Worte. — Nach jenen ward der schwedische Gesandte, und dann in einem herrlichen Schluß alle Menschen eingeschlossen. Sodann gieng der Küster mit einem Teller herum, das Allmosen zu sammlen. Man sang den 23sten Psalm, sprach noch eine Danksagung, und empfieng den Seegen. Es war wohl eine Versammlung von 200 Menschen. Die französische Predigt las Hr. Baer ab, die deutsche, die ich einmal hörte, ward meist aus dem Gedächtniß hergesagt. Die deutschen Lieder waren schlecht, und wurden noch überdies matt und langsam gesungen. Das Evangelium ward verlesen, aber doch über die Epistel geprediget, wiewohl der Text mit keinem Wort erklärt wurde. Ich könnte Ihnen viel von dieser Predigt sagen, aber manum de tabula. — Der Kirchenrok, der hier Mode ist, ist eigentlich nur ein halber, vorne auf der Brust ist nichts, und doch ist das Kleid mehr, als ein blosser Mantel. Es ward eine neue Ehe angezeigt zwischen einem Kattundrukker Roth von Sulz am Nekkar, und einer Weibsperson aus der Normandie. Auch wurde Beicht und Communion auf den nächsten Sonntag eine Stunde vor der Versammlung verkündigt.

Doch genug für diesmal. Im nächsten Brief sollen Sie wieder von andern Gebäuden hören. Leben Sie wohl.

Lob=

Lob- und Danklied der Judenschaft zu Mohilow, beym Einzuge Ihrer Kaiserlichen Majestät,

KATHARINA der Zwoten, Selbstbeherrscherin aller Reussen.

Im Jahre 1780.

Anrede bey Ueberreichung des Carmens.

Die Söhne Abrahams, Isaaks und Jacobs, welche die Vorsehung Ew. Kaiserlichen Majestät glorreichstem Scepter zur Führung übergeben.

Allerdurchlauchtigste Kayserin! Vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange wird Ew. K. M. in unzähligen Sprachen gehuldiget, steigen in unzähligen Sprachen Seegenswünsche für Wohlthaten, und die inbrünstigsten Gebete für die Glorie Dero Hauses gen Himmel. Wir verrichten eben dieses, das göttliche Gesetzbuch in der Hand, in jener geheiligten Sprache, in welcher sich Gott unsern Vätern geoffenbart hat: denn unter Ew. K. M. allbeglükkendem Schutze wird uns vergönnt, den HERRN der Schöpfung nach unsrer Väter Weise anzurufen.

Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, Ew. Majest. Gott, und unser Gott, wird die Glorie des Kayserlichen Hauses immer höher steigen lassen, wird Regenten zur Nachahmung, Weisen zur Bewunderung und Frommen zum Troste, Ew. K. M. noch unzählige Jahre erhalten, noch unzählige Jahre Nationen beglükken lassen. Amen.

1.

Dankt dem Herrn diesen Tag! singet ihm ein neues Lied!
Verehret ihn mit Saitenspiel; denn er ist freundlich.
Sie ziehet ein, des Erdballs Wonne, aller Augen Lust!
KATHARINA! die erhabne Krone der Töchter!
Sie hat Gott von Ewigkeit erkohren, zur Herrscherinn geweiht;
Sprach: dich hab' ich auserseh'n: wie du, find' ich auf Erden keinen.

2.

Völker geb' ich deiner Macht, deiner Herrschaft Königreiche.
Nimm dich an des Menschengeschlechts, der Kinder meiner Liebe!
Tochter meines Wohlgefallens! ich kenne deines Herzens Tiefen.
Auf! regiere mit dem Zepter, den ich dir verleihe!
Weide meine Heerden, mit dem Stabe Gelinde!
Und fürchte nichts! Dir ist Sieg und Nachruhm vorbehalten.

3.

Unter dem Throne der Gottheit ergiessen sich Ströme des Lichts.
Funken sprühen herab, von diesen göttlichen Strömen,
Auf der Menschenführer Haupt, lodern auf zu Weisheit.
Du liessest Gott! von diesen Tropfen träufeln auf die Auserwählte.
Majestät und Menschenliebe zieren Ihre Sternenkrone;
Den Fürsten Wonne, Trost den Waisen und Bedrängten.

4.

Trost auch uns, Ihres Allwohlwollens Zeugen.
Mütterlich erbarmt Sie Sich Jacobs schwachen Restes;
Setzt Fürsten über uns, die voller Güte sind, und Redlichkeit.
Ihr Zepter schützt Gerechtigkeit, schreckt Uebelthäter:
Sie löst des Unrechts Bande; befreyt, wen Frevel drängt.
Mild ist Ihre Rechte, drohend Ihre Linke.

5.

Von deiner Hand empfieng Sie dies, des Weltalls Schöpfer!
Als du Ihres Herzens Wege zeichnetest, schriebst du Ihr vor:
Leg' an des Rechts Gewand! Umwind' das Diadem der Gnade!
Sey eine Mutter dem Guten; dem Schwachen eine Helferinn;
Furcht und Schrekken dem widerstrebenden Feinde.
Macht und Herrschaft geb' ich dir; erschlaffen wirst du nicht!

6. Nun

Digitized by Google

6.

Nun schlägt ein Löwenherz in Ihrer mütterlichen Brust.
(Wen überfällt nicht Angst, wenn sich der Löw aufmacht?)
Das Heer Tugarmens zagte, hielt nicht aus im Schlachtgefilde.
Wie grimmige Leoparden stritten Ihre Heldenscharen:
Von ihrem Drohn sank Roß und Mann in Todesschlaf.
Der Ruhm verkündet es der Welt; die Starken zittern!

7.

Entlegene Ufer sahen Ihre Macht auf grossem Wasser.
Dort an der Küste Elisah zerfiel des Feindes Flotte,
Von ihrer Glut verzehrt, in Staub und Asche.
Doch um den Helm der Tapferkeit fließt das Stirnband, Huld.
Sie ließ den Friedebittenden sich noch erflehen.
Völker, die es hören, preisen Sie, der Menschheit Schmuck.

8.

Wenn dem Gerechten Gott Gewalt und Herrschaft giebt;
So drohet Majestät, dem Widerspänstigen furchtbar;
Doch winkt dem Reuenden vom Throne Gnade zu.
So wie durch jene Sphären, die uns mit Nacht umhüllen,
Das sanfte Licht der Morgensterne dringt;
So heitert milde Huld das Angesicht des Ernstes auf.

9.

O Vater! wie dein Segen, Thau auch wüsten Grund erquickt;
So strömet KATHARINENS Liebe allen deinen Kindern zu.
Ihre Thaten stimmen ein in deine grosse Harmonie!
Sie nimmt in Ihren Schatten auf, wer nur gerechten Wandels ist;
Und dekt, mit gleicher Sicherheit, ein jedes Volk; wie du,
Der du aller Völker Schöpfer bist, und Vater!

10.

Wie alle Ströme sich in deinen Ocean ergiessen;
So ergiessen alle Völker eintrachtsvohll ihr Herz vor dir.
Der du ihr Herz gebildet, verachte ihre Inbrunst nicht!
Alles flehet um das Wohl der grossen Selbstbeherrscherin;
Erhöre unser Schreyn; laß uns vor dir auch Gnade finden!
Nimm unsre Andacht auf, im Tempel deiner Heiligkeit!

11. Der

11.

Der du auf gerechter Wage der Menschen Thaten wiegst!
So wie von KATHARINENS Antlitz Milde stralt umher;
So laß auch deine Vaterhuld Ihrem Angesichte leuchten!
Und winde in den Blumenkranz der himmelischen Seeligkeit,
Ihr täglich neues Heil, jedes Tagewerkes Lohn.
Ihr Wolseyn ist das Wohlseyn deiner Menschenheerde!

12.

Laß von oben die Himmel herab Seegen schütten, die Fülle!
Die Tiefen ihre Güter alle bringen an den Tag,
Und beydes sich zu Ihrer Seeligkeit vereinen!
Entlegne Inseln mögen stets Sie mit Geschenken begrüssen;
Mit dem Seegen jedes Weltheils, Ihr aus Liebe huldigen,
Die Völker des Auf- und Niedergangs, Nord und Süden.

13.

Vermehre Ihre Lebensjahre! Ihr nahe sich kein Uebel!
Daß Sie in hohem Alter, wie der Adler, sich verjünge!
Sie ist des Erdballs Kleinod, von dir geschenkt.
Laß Ruh' in Ihrem Pallast, auf Ihrem Throne Frieden,
Den Nationen Beyspiel seyn der Eintracht, jeden Aufruhr stillen:
Alsdenn wird Ihre grosse Seele sich Deines Wohlgefallens freun!

14.

Die Freude unsrer Herrscherinn, der Sohn, Den Sie erzeugt,
PAUL PETROWITZ, Der auch Ihrer Weisheit Erbe ist;
Laß Seinen Ruhm, wie Ihrer, sich unter dem Himmel verbreiten!
Bewahr Ihn, Gott! ohne Unterlaß; so wie das Bild im Auge!
Laß Seine Gattin, fruchtbar wie der Weinstok, frölich wie vom Weine,
Ihre Sprößlinge wachsen sehen, wie an Wasserbächen Weiden.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

169ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Der Mönch mit rother oder brauner Platte gleicht bis auf die Farbe des Kopfwirbels, in allen übrigen Stükken, auch in Ansehung des Futters, Gesanges, der Brut, Hekke, der Streichzeit, u. s. w. dem schwarzköpfigen Mönche, doch scheint er etwas grösser zu seyn, als dieser. Herr Frisch sagt: einige halten den rothplattigen für einen Jungen vom schwarzplattigen Mönche; allein er ist ein Männchen, dessen Weibchen völlig wie er gefarbet ist; aber ohne Spuren von Roth, weder auf dem Kopf, noch am Schwanze. — Zorn behauptet hingegen, daß das Männchen so wenig, als das Weibchen, etwas Rothes am Schwanz habe, der an beyden durchaus bräunlich aussiehet; vom hellbraunen Kopf aber versichert er, daß er auch bey den Weibchen, noch etwas matter, als bey den Männchen, angetroffen werde, welches überhaupt grösser und ansehnlicher in die Augen fällt, als das Weibchen.

Insofern beyde Arten dieses Vogels gern Beeren fressen, kommen sie oft im Herbste zu den Vogelheerden, und werden daselbst mit andern Vögeln, auch bisweilen in Hochgeschneide gefangen.

Bachstelze. König, der grüne. S. Läufer.

— Koniferl (Kram.) S. Zaunkönig.

— Krauthänfling. (Frisch) S. Baumnachtigall.

— Kuhstelze (Kl. u. Günth.) S. gelbe Bachstelze.

— Kukkuksamme (Hallen.) S. Nachtsänger.

— Der Läufer. Asilvogel. Grüner König. Der Sänger, Schmittl. (Kram.) Sommerkönig. Tyrannchen. (Klein.) Das Weidenzeibchen. (Günth.) Der grüne Zaunkönig. Zaunkönig mit glattem Kopfe. a)

Ein kleiner niedlicher Zaunschlupfer mit einem dünnen gelblichten, oberwärts braunen Schnabel, und länglicht eyförmigen,

a) *Motacilla Trochilus*, cinereo-virens, alis subtùs tectricibus flauescentibus, superciliis luteis. *Linn.* S. N. XII. p. 338. n. 49. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 236 Ed. II. n 264. p. 96. *Asilus. Gesneri* Av. 223. *Aldrov.* Orn. II. 657. *Jonst.* Av. 118. T. 42. *Will.* Ornith. 164. *Charlet.* Onom. p. 89. II. Asilus *Aristoteli* οἶστρος, quod, more Insecti eiusdem nominis, Equos in pratis pascentes rostro infestet, quum pediculos eorum venatur. *Moehr.* Gen. Av. p. 44. n. 35. *Briss.* Aues. 4to Vol III. 479. in 8vo. I. p. 441. n. 45. *Asilus.* Le *Pouillot* ou *Chantre. Regulus non cristatus. Aldrov.* Orn. II. p. 653. p. 653. tab. 654. *Will.* Orn. 164. T. 42. *Raji* Av. 80. n. 10. *Albin.* Av. II. p. 55. T. 59. fig. A. Meiers illum. Thiere II. p. 79. Frischs Vögel I. Tab. 24. f. 2. β) *Motacilla acredula. Linn. Faun. Suec.* Ed. I. n. 237. Truchilus ex flauo cinereus, capite nigro. *Barrere.* Cf. Oenanthe fusco-lutea minor. *Sloan. Jam.* II. p. 310. *Raji* Av. 186. *Catesby* Carol. I. Tab. 63. *Edw.* Av. II. p. 142. Tab. 278 f. 1. *Chofti. Chanteur.* S. *Bellon.* Av 344. Pennants Britt. Thierg p. 114. T. 53. f. 2. u. Tab. 55. f. 1. Ejusd. *British Zool.* gr. 8vo. Vol. I. 378. Pontopp. Dän. p. 174. Neuhofs China I. p. 358. *Brünnich.* Ornith. p. 72. n. 286. *Krameri* Austr. p. 378. n. 22. *Müll.* Prodr.

eyförmigen, auf beyden Seiten mit drey schwarzen Borsten versehenen Nasenlöchern. Der kleine Kopf, Hals, Rükken und Dekfedern der Flügel sind aschgrau, und fallen merklich ins Grüne. An dem Gelenke der Flügel zeiget sich, besonders unten, eine dunkler grüngelblichte Farbe, als am übrigem Leibe. Kehle, Brust und Bauch sind weiß die Füsse blaßbraun, wie der Schnabel, die Regierfedern braun, der Schwanz gespalten; die Schwungfedern ebenfalls braun, unter denselben aber die siebente, achte und neunte weiß an ihren Spitzen.

Die Zunge dieses Vogels, dessen ganze Länge sich ohngefähr auf $4\frac{2}{3}$ Zoll erstrekket, ist gleichfalls mit zwo Borsten versehen, ausserdem hat er einen gelben Rachen. Ueber den Augen, an der Wurzel des Schnabels, ist an beyden Seiten eine dunkelgelbe kleine Linie wahrzunehmen.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß der Oberleib nicht so stark olivenfarbig, der Bauch weisser, die Farbe der Füße aber, mehr schwärzlich ist. Er legt auf einmal fünf bis sieben weisse, mit vielen rothen oder auch rostfarbigen Flekken besprengte Eyer, nicht viel grösser, als Zukkererbsen. Das Nest bauet er in Form eines Eyes, in den Löchern an Gräben, und in niedrigen Gebüschen.

 Der

Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 281. Bekm. Naturg. p. 55. Eberh. Thierg. p. 85. N. Hamburg. Mag. 37. St. Zaunkönig mit glattem Kopfe. Hall. Vögel p. 328. n. 295. *D.* Günthers Skopolische Vögel. p. 195. n. 238. leg. Müllers Linné II. p. 620. n. 49. *Onomat. Hist.* Nat. III. p. 891. *Cathol.* C. p. 261. Französ. *Le Pouillot. Chanteur. Chantre. Roitelet non hupé.* Alb. Engl. *Green-Wren. Willow-wren. Little yellow-Bird.* Will. Holländ. *Loopertje.* Dänisch. *Fugle-Konge.* Norrw. *Spurre-Konge. Fager-Füs.*

Der Eingang ist nicht oben; sondern an der Seite gehet ein Loch heraus, welches dem Vögelchen zum Aus- und Eingang dienet. Einem runden Bakofen sieht es vorzüglich ähnlich. Schon von weiten erkennet man den kleinen Läufer an seiner besondern, die Sylben Tin Ton ausdrukkenden Stimme. Von aussen ist es mit Moos und Heu durchflochten, inwendig mit sanften Federn gefüttert.

Die Benennung des Asilvogels hat unser Vogel daher, weil er, gleich einigen Bremsen dieses Namens, die auf den Auen weidende Pferde mit seinem Schnabel anhakt, um sich ihrer Läuse zu bemeistern. Von seinem Aufenthalt in grossen feuchten Gehölzen, und besonders an Orten, wo häufige Weidenbäume stehen, wird er das Weidenzeißchen genennet. Er nähret sich mehrentheils von Insekten, und scheinet Samen und Körner gänzlich zu verachten. Er ist sehr unruhig, hüpfet beständig auf den Bäumen herum, und singt fast unaufhörlich.

Brisson hat vom Asilvogel eine Spielart angegeben, die zwar noch einmal so groß, als der gewöhnliche, sonst aber demselben in allen Stükken vollkommen ähnlich ist.

Bachstelze, langschnäbliche, oder der persische Langschnabel. b)

Der ganze Vogel ist fünf Zoll und neun Linien lang, und nur zween Zoll, zwo Linien dik, der Schnabel schwarz, ungemein verlängert, Schuhpfriemen ähnlich, und gerade. Er hat einen konvexen Rükken, und die beyden Kinnladen sind einander an Länge gleich. Die Zunge ist lanzenförmig, an

b) *Motacilla longirostra.* Gmelins Reise. III. Th. p. 100. Tab. XIX. f. 2.

an ihrer Grundlage zwiefach gespalten, läuft schmal aus, und hat eine ausgezakte Spitze. Die Nasenlöcher sind länglich und linienförmig. Der Kopf, der obere Hals, der Rükken und der Bürzel sind aschgrau; die Kehle, der untere Hals, die Brust, der Bauch, und die Gegend um den After schwarz und schwärzlich.

Die Schwingfedern, welche sich bis an das Ende des Schwanzes ausdehnen, erstrekken sich in der Anzahl auf sechszehn. Sie sind schwärzlich. Die vier erstern führen an ihren innern Seiten zween weisse, von einander abstehende, eyförmige Flekken, und die fünfte ist mit einem ähnlichen kleinren gegen die Mitte zu versehen; alle aber sind von ihrer Grundlage an bis über die Mitte purpurfarben, und die Biegung des Ellenbogens ist mit gleichen Federn besetzt.

Der Schwanz besteht aus zwölf gleichen dunkelschwarzen Regierfedern, davon sich die zwo äusserste auf beyden Seiten mit einer deutlich merklichen, die übrigen aber mit einer nicht so sichtlichen weissen Spitze endigen. Die Füße und die Zeen sind schwarz. Die Persianer nennen den Vogel Rapischkin, und er hält sich meistentheils nur in den Gebirgen auf.

Bachstelze, Ludovizianische. (Briss.) Certhia Pinus *Linn.*) S. Blauflügel unter den Baumlaufern.

— Madagaskarische. Der Zischer. c)

N 3 Etwas

c) *Motacilla Sibilla* nigricans, subtùs albâ pectore rufo, maculâ alarum albâ. *Linn.* S. N. XII. p. 337. n. 44. *Rubetra Madagascariensis.* Le *Traquet* de Madagascar. *Brisson.* Av. 4to. Vol. III. p. 439. Tab. 24. fig. 4. in 8vo. Vol. I. p. 431. n. 28. Müllers Linné II. p. 618. n. 44. *Onomat. Hist. Nat.* VI. p. 847.

Etwas stärker, als das europäische Weißkehlchen, obenher auf dem Leibe schwarz, mit rothen Spitzen an den Federn, unten weiß. Die Brust roth; auf den Flügeln ein weisser Flekken. Die zwölf Schwanzfedern schwarz. Schnabel, Füsse, Klauen pechschwarz. Ein schön singender madagaskarischer Vogel. Die Länge des ganzen Vogels $5\frac{1}{4}''$, des Schnabels, 8 Linien, des Schwanzes $1\frac{3}{4}''$, der mittlern Zee, $8\frac{1}{2}$ Linie, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, die zusammengeleget bis an die Mitte des Schwanzes reichen, $8\frac{1}{2}$ Zoll.

Bachstelze, Madagaskarische, grünliche, oder
— Maderaspatanische, d)

Oben olivengrün, unten aschfarbig weiß, mit weissem Ring um die Augen. Kehle und untere Dekfedern des Schwanzes schwefelfarbig, die Schwungfedern und unter den zwölf Ruderfedern die äussersten an den Seiten hellbraun, an den äussern Rändern olivengrün gesäumet. An Grösse dem Läufer oder Asilvogel beynahe gleich. Die Länge des ganzen Vogels $3\frac{2}{3}$ Zolle, des Schnabels, 6 Linien, des Schwanzes, 15 Linien, der mittlern Zee, $5\frac{1}{2}$ Linie, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, die zusammengelegt bis an die Mitte des Schwanzes reichen, $5\frac{1}{2}''$. Der Schnabel ist graubraun, Füße und Klauen aschfarbig. Auf der Insel Frankreich und auf Madagaskar zu Hause.

Bachstelze.

d) *Motacilla Maderaspatana*, viridescens, subtùs albula, gulâ anoque flauis, palpebris albis. *Linn.* S. N. XII. 334. n. 28. *Ficedula Madagascariensis* minor. Le petit *Figuier de Madagascar*. *Briffon.* Av. 4to. Vol. III. p. 498. T. 28. f. 2. Müllers Linné II. p. 613. n. 28. *Onomat.* Hist. nat. V. 267.

Bachstelze, Marilandische. (Brisson. und Onom.) Turdus Trichas L. S. die marilandische Drossel, unter den Krammetvögeln.

— die Martinikische. e)

Dieser Vogel, welcher beständig hüpfet und nur in den Augenblikken, da er frißt, stille sitzet, hat einen schwachen, aber lieblichen Gesang. Er ist nicht grösser, als eine Grasmükke der kleinern Art, auch fast eben so gestaltet; sein Schnabel schwarz, spitzig, und nur unten an der Wurzel ein wenig blau gefärbet; sein Auge schwarz und glänzend; sein Kopf bis an die Brust röthlich gelb, gleich der Farbe von welkenden Blättern; die ganze Brust gelb, und, wie unsre europäische Drosseln, mit Flekken besetzet, welche die Farbe des Kopfes haben; der ganze Rükken grünlich, Flügel und Seitentheile sind schwarz, die Federn aber, aus welchen sie bestehen, grün eingefasset; Beine und oberer Theil der Füße, grau, unten ganz weiß, mit etwas gelb vermischet; die Zeen mit ganz kleinen, spitzigen Klauen bewafnet.

Bachstelze. Mauernachtigall. S. Schwarzkehlchen.

— Meerschwarzplättchen, schwarzer Fliegenfänger. (Penn.) Baumschwälbchen. (Kram.) Die schwarze Grasmükke mit bunten Flügeln. (Seligm. und Klein.) Schwarze Bachstelze. (Klein.) f)

e) *Motacilla* quae Ficedula Martinicana, ou le *Figuier de la Martinique. Brisson.* Av. 8vo. Vol. I. p. 444. n. 50. *Onomat. Hist. nat.* III. p. 902. Oiseau appellé *Eritachus* ou Chloris eritachoïdes. *Feuillée.*

f) *Rubetra Anglicana.* Le *Traquet d'Angleterre. Brisson.* Av. 4to. Vol. III. p. 436. in 8vo. Vol. I. p. 431. n. 27. Ficedula s. Atricapilla

Der Schnabel dieses Vogels ist nach Herrn Edwards Beschreibung gerade, dünn und von schwarzer Farbe, das Auge, haselfarbig, der Vorderkopf über dem Schnabel mit einem weissen Flek bezeichnet. Platte und Seiten des Kopfes, nebst dem obern Theile des Halses und Rükkens schwarz gefärbet; Bürzel und Dekfedern des Schwanzes, schwarz und weiß geschäkket, die ganze Unterfläche des Körpers, rein weiß, die Dekfedern der Flügel, wie die äussersten Schwungfedern, von brauner Farbe. Die Fahne der zunächst am Leibe stehenden Swungfedern sind an der äussersten Seite weiß, und schwarz an der innern; die Spitzen der Dekfedern, gleich über die Schwungfedern, weiß, und bilden, in Verbindung mit den weissen Schwungfedern, einen grossen weissen Flekken. Der Rand der äussersten Schwungfedern ist hellbrauner, als die übrigen Theile der Federn der mittlere Theil des Schwanzes pechschwarz, doch haben die äussern Regierfedern jeder Seite weisse Fahnen, die nächst angränzenden aber nur gegen oben zu eine weisse, Beine, Füsse und Klauen aber eine schwarze Farbe.

Am Weibchen sind Schnabel, Augen, Beine, Füße nebst der ganzen Unterfläche des Körpers, wie bey dem Männchen beschaffen, doch aber der obere Theil des Kopfes und Halses, Rükken, Bürzel und kleinere Dekfedern der Flügel

pilla tertia. *Aldrov.* Av II. 331. *Willughb.* Orn. 236. (170.) *Raji* Aues. 77. *Edw.* Aues. Tab. 30. Seligm Vögel. II. T. 59. Le *Bec-figue.* Kleins Vögelh. p. 141. n. XII. *Luscinia*, alis variegatis, Ficedula variegata nigro-alba. *Motacilla*, fronte, torque, pectore & alarum maculâ albis, vertice, tergo & caudâ nigris. *Krameri* Austr. p. 377. n. 16. Pennant. Britt. Thierg. p. 116. T 53. f. 1. Engl. *Gold-* or *Gold-Finch. Cours d'Hist. nat.* IV. p. 39.

gel abgeschossen grünlicht braun, die grosse Schwungfedern braun, die kleinen, die zunächst am Rükken stehen, von aussen gelblicht weiß, von innen dunkel gezeichnet. Die erste Reihe der Dekfedern über dem Schwanz ist schwarz, mit weissen Spitzen, die, nebst dem Weissen der Schwingfedern im Flügel, einen weissen Flekken machen. Die Seitentheile unter den Flügeln und innere Dekfedern derselben haben an beyden Geschlechtern eine weisse Farbe. Die mittlern Schwanzfedern sind ganz dunkel, die äussern mit einem weissen Rande versehen.

Bey manchen Vögeln sind Männchen und Weibchen, wenn sie noch die ersten Federn haben, fast gar nicht von einander unterschieden; maustern sie sich aber, so zeigen sich dann sichtbare Abweichungen in den Farben, wie an gegenwärtigen, wo Kopf und Rükken an dem einen Geschlechte schwarz, am andern aber braungrünlicht oder olivenfarbig erscheinet.

Das Weibchen dieses Vogels hat Willughby S. 236. beschrieben; weil aber seine Beschreibung etwas von der gegenwärtigen abweichet; so muthmasset Herr Edward, er habe sie nach dem Männchen gemacht, ehe selbiges das erstemal vermaustert hatte.

Bachstelze. Merikanische. g)

An der Wurzel des Schnabels schwarz eingefasset, auf dem Vordertheil des Rükkens schwärzlich, übrigens glänzend

 blau,

g) *Motacilla Cayana*, cærulea, capistro, humeris, alis caudâque nigris. *Linn.* S. N. XII. p. 336 n. 40. *Elatotote. Hern.* Mexic. 54. *Raji* Aues. 170. n. 4. *Sylvia* Cayanensis cærulea. Le *petit Bleu de Cayenne. Brisson.* Av. 4to Vol. III. p. 534. T. 28. f. 1. in 8vo. Vol. I. p. 455. n. 72. Müllers Linné II. p. 617. n. 40. *Onom. H. Nat.* III. p. 769.

blau, mit schwarzen, an den äussern Rändern grünlich blau eingefaßten Schwungfedern, und zwölf kohlenschwarzen Ruderfedern, einem am Ursprunge graubraunen, an der Spitze schwärzlichen Schnabel, grauen Füßen und Klauen. Die Länge des ganzen Vogels $4\frac{7}{12}$", des Schnabels, $6\frac{1}{2}$ Linie, des Schwanzes, $1\frac{1}{2}$", der mittlern Zee, 6 Linien, des Durchmessers der ausgespannten und in ihrer natürlichen Lage noch über die Mitte des Schwanzes reichenden Flügel, $7\frac{5}{12}$".

Bachstelze. Mönch. Der grüne. (Hallen.) S. Brasilianische Bachstelze.
— — mit röthlicher oder schwarzer Platte. S. Klosterwenzel.
— Mönchlein. S. Ebend.
— Mohrenköpfchen. h)

Diese Bachstelze, deren Grösse, Karakter und Gestalt mit unserm Braunkehlchen gröstentheils übereinkommt, findet sich in den rußischen Birkenwäldern und andern mit Birken besetzten Plätzen zwischen den Flüssen Tobolok und Irtisch in Rußland. Sie fliegen insgemein paarweise, leben von Insekten, wohnen unter den Stämmen der Bäume, und nisten in Löchern, welche von den dortigen Mäusen verlassen worden.

Bey erwachsenen Männchen sind Hals und Kopf kohlenschwarz, und haben bisweilen kaum sichtbar weißlicht gerändelte Federn. Rükken und Schultern sind schwarz, die Flügelfedern mit grauen Rändern bezeichnet. An den Seiten des Halses und an den untern Theilen ist alles weiß, bis auf

h) *Motacilla maura.* Pallas Reisen. II. B. p. 708. Müllers Linné. Suppl. p. 174. n. 52.

auf die dunkel rostfarbige Kehle. Die Schwungfedern sind braun, verloschen am Rande, und weiß an der innern Seite. Die innere dekkende und über diese herliegende Federn spielen aus dem Weissen ins Gelblichte, und pflegen ein ansehnliches Feld zu bilden. Der Schwanz besteht aus gleich langen schwarzen Regierfedern, wovon die an den Seiten von der Wurzel an, bis zur Hälfte weiß, wie der ganze Bürzel, erscheinen.

Die Weibchen und jüngern Vögel sind auf dem Kopfe braun und grau gewölket, auf dem Rükken schneppenfarbig, und heller am übrigen Körper. i)

Bachstelze. Mohrenkopf. (Pontopp.) S. Klosterwenzel.

— Die Nachtigall. Auennachtigall. Auvogel. (Kram.)

α) Tagphilomele, Rothvogel. (Hallen.) Tagschläger, Dörling. (Klein.)

β) Nachtphilomele, Nachtsänger, Nachtschläger, Sprosser. Sproßvogel. k)

Die Schriftsteller sind gröstentheils darinn einig, zwo Arten bekannter Nachtigallen, wovon eine grösser ist, als die andre,

i) Dorso scolopaceo, reliquo corpore obsoletiore.

k) *Motacilla Luscinia*, rufo-cinerea, armillis cinereis. *Linn.* S. N. XII. 328. n. 1. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 221. Ed. II. n. 244. pag. 88. *Luscinia. Gesner.* Av. 592. *Aldrov.* Orn. L. 18. c. 2. p. 771. T. 777. *Jonst.* Av. Tab. 45. *Luscinia. s. Philomela. Will.* Ornith. 161. T. 41. *Raji* Av. 78. n. 2. *Bellon.* 335. *Sibbaldi* Prodr. Hist. nat. Scotiæ. Part. II. L. III. p. 18. Adoni. Aidoni. *Ejusdem* Obs. 12. *Luscinia Albin.* Ornith. III. pag. 49. T. 53. *Luscinia. Brisson* Av. 4to. Vol. III. 397. in 8vo. Vol. I. pag. 420. Le *Rossignol. Luscinia. Schwenckf.* Av. Siles. p. 295. Φιλομήλη Ὀλόλυγος. Acredula *Norm. Luscinia. Moehring.* Gen. Av.

andre, auch eine bey Tage, die andre hauptsächlich in der Nacht singet, anzuführen. Die Tagphilomele, l) Nachtigall (von dem Worte Nacht und Gellen oder das Ohr heftig angreifen), Rothvogel (von der herrschenden Farbe seiner Federn), ist kleiner, als der Haussperling, oder so groß, als der bekannte Distelfink, und von schmächtigem Leibe. Diese

Av. p. 44. n. 34. *Luscinia. Charl. Onom.* p. 92. n. XIV. Aues Pandionia. *Zinanni* Uoua &c. p. 54 *Luscinia. s. Phylomela. Aedon*, Ἀηδών, Luscinia minor. s. montana *Rzacz. Ficedula* tota fulua canora. *Berrere* Frischs Vögel. I. Tab. 21. (zweyley Figuren) Pennants Britt. Thiergesch. p. 109. T. 54. f. 2. *Luscinia. British. Zool.* gr. 8vo. Vol. I. 365. Müllers Linné. II. 602. n. 1. Bekmanns Naturg. p. 55. Hallens Vögel. p. 317. n. 281. f. 18. Nachtigall. Tagphilomele. u. p. 318. n. 282. Nachtphilomele. Kleins Vögelhist. p. 138. n. 1. *Luscinia* simpliciter. Kleins illum. Vogeleier. pag. 24. T. X. f. 5. *D.* Günthers Skop. Vögel. p. 189 n. 227. *D.* Merkl. Thierr. p. 318. Zorns Petinoth. II. p. 150. 337. 369 u. 688. Gründl. Anweis. zum Vogelf. p. 396. Börners Land und Stadtw. II. 249. *D.* Elzholzens Tischb. p. 164. N. Hamb. Mag. XIV. 459. Der Preuß. Sammler II. B. p. 1616. Neue Mannigf. III. 314. Wittemb. Wochenbl. 77. p. 267. Allgem. Mag. XII. p. 95. bis 103. Neue Anmerk. III. 565. Pontopp. Dänn. p. 174. Bekm. Churm. Brandenb. fol. Tom. I. p. 614. Hannov. Magazin 78. p. 379. Etwas von den Nachtigallen. *Kramer.* Austr. p. 375. n. 9. und pag. 376. n. 10. Motacilla toto corpore rufo, subtus pallidiore. Luscinia minor. *Aldrov.* & sepium. *Bellon. Merreti* Pinax. p. 179. Luscinia. Lusciniola. *Leibnitzii* Facult. aliment. p. 891. *Müller.* Prodr. Zool. Dan. p. 32. n. 265. *Brünnichii* Orn. boreal. app. p. 79. *D. Zückert* Mat. aliment. p. 113. *Onomat. Hist. nat.* IV. p. 885. *Onom. Forst.* II. p. 891. *Dict. des Anim.* III. p. 714. *Vallm. de Bomare Dict.* Vol. X. p. 95 &c. *Cours d'Hist. nat.* IV. p. 48. Franz. Le *Rossignol. Roussignol.* Ital. *Russignuolo.* Span. *Ruissenor.* Engl. *Nightingall.* Holländ. *Nagtegael.* Schwed. *Näcktergahl.* Hebr. *Tachmas.*

l) *Luscinia* in lucis canens. Hallen l. c. 317. f. 18. *Luscinia minor*, s. montana *Schwenkf.* l. c. p. 296.

Diese kleinere Nachtigall wiegt eine Unze, ist im ganzen 7 Zolle lang, und im Durchmesser der ausgespannten Flügel $10\frac{1}{2}$ Zolle breit. Ein röthliches Aschgrau ist ihre herrschende Farbe. So lange sie einer völligen Freyheit genüßet, hat sie ein helleres Braun, welches aber im Käfig nach und nach sich zu einem dunkeln Braun verfinstert. m) Unter dem Schwanz und am Flügel siehet man einen beträchtlichen Zusatz von einer ziegelrothen Farbe. Von unten ist alles grau, die untere Seite des Schwanzes aber weiß und braunröthlich. Die Knie sind gleichsam wie mit grauen Kniebändern umwunden. Die achtzehn Schwungfedern fallen ins Röthliche und haben blaue Kiele. Der dünne, ziemlich lange Schnabel ist schwärzlich, spitzig und weißroth unten am Kinne, der Mund gelb, der Augenring nußfarbig, die Ohren sind wohl geöfnet, Schenkel und Beine lang, sehr geschikt in Gebüschen und im Grase herum zu hüpfen, und aus dem Fleischfarben ins Bräunliche fallend. Ihr Sporn ist groß, doch kleiner, als an den Lerchen. Den Schwanz trägt sie mehr in die Höhe gerichtet.

Die Nachtphilomele, der Sprosser n) ist lang gestrekt grösser, am Schwanz nicht so roth, als die vorige, und mit ihrem Gesang allemal die letzte, welche das Konzert der Sänger der Natur beschliesset. Indessen sind ihre Schläge nicht so reitzend, als der Gesang der oder die sanften, schmachtenden Töne der Tagphilomele, und scheinen vieles mit den Melodien der Drosseln gemein zu haben. o)

Die

m) S. Hallen. l. c.

n) S. gründliche Anweisung. l. c. p. 329.

o) Im Königreich Siam, wo es vormals keine Nachtigallen gab, findet man sie jetzo häufig zu Margni. Die europäische Schiffe sollen sie mit hinüber gebracht haben. Indessen ist es merkwürdig, daß unter allen Siamschen Vögeln bloß der Nachtigall die Annehmlichkeit im Gesange fehlet. Die Hitze schadet wahrscheinlich den Werkzeugen ihrer Kehle. S. Neue Mannigf. III. 314.

Die Nachtigallen gehören überhaupt mehr um ihres Gesanges, als um ihres Ansehens oder ihrer schönen Bekleidung willen, unter die reizendsten und beliebtesten Vögel. So bald sich das Laub verdikket, singen sie fast ohne Aufhören ganze Tage und Nächte. Man bewundert mit Recht in einem so kleinen Körper eine so starke Stimme, und einen so dauerhaften Odem. Als ob sie die Singekunst nach Regeln gelernt hätte, ergiessen sich aus der Kehle der Nachtigall die kunstgemessensten Töne. Bald hört man sie mit voller Lust sehr lange aushalten, bald künstliche Läufe machen, bald kleine Fugensätze anstimmen, sanfte Töne schleifen, den scharfen Ton unvermuthet wieder dämpfen, u. s. w. Bisweilen scheint sie leise bey sich selbst zu phantasiren, bald ihre Stimme stark, helle schmetternd, langgedehnt, bald auch trillernd zu erheben. Kurz: in einer so kleinen Kehle ist alles, was die menschliche Kunst in den künstlichen Werkzeugen so vieler Pfeifen ausgedacht hat, beysammen. Jede Nachtigall hat mehr, als einen Gesang, und jede wieder ihre besondre Art, ihre Harmonie auszudrukken. Sie streiten unter sich um die Wette, und ihr Streit ist offenbar so empfindsam, als muthig. Viel überwundne Sängerinnen haben schon den Tod erlitten, weil es ihnen eher an Odem, als an Begierde zu singen, fehlte. In diesem Wetteifer sind sie gröstentheils standhaft entschlossen, zu siegen, oder im Singen zu sterben. Es hat hat sogar das Ansehen, daß jüngere Nachtigallen von den ältern unterrichtet werden, weil man jene sehr oft horchend und aufmerksam auf den Gesang der ältern siehet, und wahrnimmt, wie sie abwechselnd bald schweigen, und horchen, bald nacheifern und sich üben, um den Beyfall ihrer Lehrerinnen zu erhalten.

Alle Vögel, die einen starken Gesang haben, besonders aber die Nachtigallen, würden leicht Gefahr laufen, ein so

sehr

sehr in der Schwebe hängendes Eingeweide, als die Lungen sind, bey der heftigen Bewegung zu verletzen, wenn sie den besondern Vortheil nicht besäßen, daß ihre Lungen längs den Rückenwirbeln hinab, vermittelst viel kleiner Fäserchen befestigt wären. — Auch die Oefnung ihrer Luftröhre ist sehr weit ausgeschlitzet, welches zur Mannigfaltigkeit der Töne vieles beyzutragen vermag, wodurch sie das Herz der Menschen so mächtig bewegen, und zu andächtigen Freuden ermuntern kann. Ohne Zweifel muß es auf einer gewissen unveränderlichen Gleichheit in der Struktur der zur Stimme nöthigen Theile beruhen, daß alle Vögel von einerley Gattung auch einerley Art von Gesange behalten, und daß z. B. die Nachtigall, welche noch jetzo als die Syrene der Büsche bewundert wird, in unsern Zeiten eben die Melodien singet, eben den Schlag schläget, welcher sie, nach Plinii Bericht, in Rom so beliebt machte, daß man sie eben so theuer, als einen Knecht, und noch theurer, als einen Armiger oder Waffenträger, bezahlte. p)

In beyden Arten der Nachtigallen ist das Männchen von dem Weibchen gar nicht merklich ausgezeichnet. Man hält indessen beym Auswählen guter Nachtigallen viel auf die hellfarbigen, weil man glaubt, sie wären die Männchen. Bey Auslesung junger Nachtigallen hat man besonders auf diejenigen zu sehen, bey welchen man die hellen und braunen Federn so gemischet antrift, daß immer das Helle am stärksten vorschimmert. Einige behaupten, am Männchen sey ein Auge grösser, als das andere, ferner blieb es öfter auf einen Bein unbeweglich stehen; dagegen pflege das Weibchen im Käfig mehr auf- und nieder zu laufen. Letzteres versteht

p) S. N. Hamb. Mag. XIV. B. p. 459. &c. Neue Anmerkungen ꝛc. III, 565.

versteht von den bezaubernden Reizen der Harmonie weiter nichts, als dem Männchen durch einen lokkenden Ton seine Gegenwart anzudeuten. Den Rothvogel hört man von den ersten Tagen des Frühlings an, sobald nur der Schwarzdornstrauch ausschlägt, bis um Johannis schlagen, und seine sanfte, bald klagende, bald schmetternde Melodien täglich bis zur Mitternacht, oft bis gegen Morgen, fortsetzen. Das thut auch der Sprosser, obgleich sein fleißiger und anhaltender, die ganze Nacht fortdaurender Gesang lange nicht so angenehm und schmeichelnd ins Gehör fällt. Beyde pflegen sich am liebsten in kühlen und schattichten Oertern, auf Dornhekken und schattigten Sträuchern aufzuhalten, wo sie sich mehrentheils mit Würmern, Ameiseneyern u. d. gl. ernähren, welche sie vorhero tödten, und hernach verschlukken. Mehlwürmer und Spinnen sind als eine Arzeney für sie zu betrachten. Zu saufen verlangen sie gar nichts, weil sie saftige Nahrung genüssen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des vierten Jahrgangs

Zweytes Quartal.

Berlin,
bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrukker
in der Wilhelmsstraße, 1780.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige

Wochenschrift.

Des vierten Jahrgangs

Zweytes Quartal.

Berlin,

bey Johann Carl Franz [illegible], Buchdrucker
[illegible]

Neueste Mannigfaltigkeiten.

170ste Woche.

Etwas von Mannsfeldischen Urnen.

Wem die Kenntniß deutscher Alterthümer nicht gleichgültig ist, dem muß die Abhandlung des Herrn Pagenhofmeisters Fuchs, von den bey Potsdam gefundenen Urnen, in der 105. 110. 133. und 136sten Woche dieser Neuesten Mannigfaltigkeiten ohnfehlbar sehr willkommen seyn. Da wir so wenig schriftliche Urkunden von den Sitten, Gebräuchen und der Geschichte unsrer Vorfahren haben, zumal von der Verfassung derselben vor tausend und mehr Jahren; so dürfen wir wohl nichts verachten, was zur Erläuterung derselben nur etwas beytragen kann. So wenig auch aus den irdenen Urkunden des grauen Alterthums, die wir noch jetzt aus der Erde graben, kann geschlossen werden, so geben sie doch dem Nachdenkenden Gelegenheit zu weiteren Folgerungen, und bringen manches zur Gewißheit, was wir sonst nur blos für wahrscheinlich halten müsten, und zwar um desto mehr, je unläugbarer diese Todtentöpfe deutscher Herkunft sind. Die hiesige Gegend bey Oberwiederstedt in der Grafschaft Mannsfeld, wo sie an das Anhalt-Dessauische und Halberstädtsche gränzt, ist nicht leer von diesen Denkmalen unsrer Voraltern, und ob ich gleich nichts ganz Vorzügliches davon rühmen kann; so hoffe ich doch, daß von Freunden vaterländischer Alterthümer, auch

das Wenige, was ich davon sagen kann, nicht als ganz überflüßig werde angesehen werden.

Der hiesige Ort, der eigentlich an den Gränzen des ehemaligen Hosgau's und des Schwabengau's lag, da wo beyde durch den kleinen Fluß Wipper geschieden wurden, ist schon in uralten Zeiten bewohnt gewesen. Im Jahr 948 wurde er vom Kayser Otto dem Grossen an das Kloster Petri, Mauritii und Innocentii zu Halle geschenkt, und muste also zu der Zeit bereits nicht unbeträchtlich seyn. Was aber das Alter desselben noch mehr beweiset, sind die vielen Urnen, die man hier, aber gröstentheils zerstöhrt, ausgegraben. Im Jahr 1765 geschah deswegen auf einem Hügel der meiner Wohnung gerade gegen über liegt, und der Rüphügel genannt wird, durch ordentliche Bergleute eine genaue Nachsuchung, und man fand in kurzer Zeit zehn Urnen in dem Zustande, in welchem sie waren eingesenkt worden. Da aber dieser Hügel, der vielleicht nahe an tausend Schritte in seinem ganzen Umfange haben kann, sonderlich im dreyßigjährigen Kriege schon verschiedne Umkehrungen erlitten, indem man noch hin und wieder Spuren von Verschanzungen, nicht weniger unordentlich verscharrte Menschengeribbe, die noch Merkmale eines kriegerischen Todes an sich haben, daselbst antrift; so ist es mehr als wahrscheinlich, daß bey der Gelegenheit eine grosse Menge dieser Todtentöpfe zertrümmert worden. Mir sind wenigstens in einem nicht grossen Bezirk, mehr als dreyßig Bruchstükke von Urnen vorgekommen, die insgesammt müssen seyn verschieden gewesen. Allein nicht blos auf diesem Hügel, sondern auch etliche hundert, ja wohl tausend Schritte weiter, nach Westen, Norden und Osten zu, hat man theils ganze, theils zerbrochne Gefässe dieser Art entdekt, welche es ausser Streit setzen, daß die

hiesige

hiesige Gegend schon in den ältesten Zeiten stark bewohnt gewesen seyn müsse.

Das Alter dieser Todtenkrüge reicht ohnstreitig sehr weit hinaus. Achthundert bis tausend Jahre kann man ihnen gewiß geben. Ich habe dergleichen angetroffen, welche, wie es schien, seit ihrer Einsenkung unangerührt geblieben waren, und doch, anstatt des Dekkels, eine zerbrochene Scherbe einer schon zerstöhrten Urne zur Bedekkung hatten. Dies Bruchstük muß also ein noch viel höheres Alter gehabt haben, wenn es nicht etwa ein ungebrauchtes mißlungenes Stük gewesen. Ueberdem bemerke ich an den hier gefundenen Vasen wenig Spuren der Kunst. Es ist noch rohe Materie, und bey den meisten auch rohe Form. Zwar ein Beweis, daß unter unsern alten Vorfahren, deren Asche hier geruhet, eben keine grosse Helden und Männer von Würde und Ansehn gewesen; aber doch auch zugleich ein Zeichen eines weit hinausreichenden Alterthums.

Der Stoff zu dieser Urne ist eine thonigte Erde, mit vielen kleinen und oft glimmrichten Steinchen vermischt: bey einigen gröber, bey andern feiner. Auf dem Bruche sieht sie gemeiniglich brandigt und schwarzgrau aus, welches alles diese alten deutschen Gefässe von den neuern irdenen und viel dünnern Töpfen so sehr unterscheidet, daß es nur ein wenig geübte Augen braucht, beyde nicht miteinander zu verwechseln. Einige sind mit einer schwarzen, andre mit einer röthlichen Glasur überzogen, noch andre scheinen gar keine gehabt zu haben. Im Feuer sind sie vermuthlich alle gebrannt; doch ist die grobe, mit Steinchen vermischte Thonart, nebst der Länge der Zeit und dem feuchten Standorte gemeiniglich Ursach, daß sie ohne viele Vorsicht nicht leicht unbeschädigt ausgegraben werden können.

Ihre Form sieht sich zwar im Ganzen ziemlich ähnlich, ist doch aber fast bey allen verschieden. Daß sie auf der Scheibe verfertigt worden, erhellet aus der vollkommenen Rundung der meisten: aber bey dem Entwurf ihrer Figur hat sich die spielende Einbildungskraft der Künstler besonders geschäftig erwiesen, und es scheint, als ob die Verfertiger derselben eben durch diese Mannigfaltigkeit der Erfindung ihre Geschiklichkeit haben beweisen wollen. Einige sind groß, andre klein; einige mehr flach, andre mehr hoch; einige sehr, andre weniger bauchicht. Viele haben einen hohen Kragen, viele nur einen niedrigen; diese wieder entweder einen Kranz an der Mündung, oder nicht. Einige haben einen breiten, andre einen schmalen Fuß; einige sind mit Henkeln versehen, und zwar wenn sie groß sind, mit zween; einige haben Zeichnungen, an den meisten aber fehlen diese Zierrathen. Doch, da die Gestalt derselben überhaupt Kennern nicht unbekannt ist; so will ich mich nur bey einigen, die sich von den gewöhnlichen am meisten auszeichnen, noch etwas länger aufhalten.

Die erste unter denselben (welche bey No. 1. abgebildet worden) sieht beynahe aus, wie ein Pistolenhalfter. Der Fuß hat kaum zween Zoll im Durchschnitt. Je weiter in die Höhe, desto mehr breitet sich der Cylinder von allen Seiten aus, bis er inwendig in seinem stärksten Durchmesser, etwa sieben Zoll Weite bekommt. Nun fällt der obere Absatz wieder schmäler und geht konvex zu, bis an den Rand; so, daß die Mündung etwas weniger, als sechs Zoll im Durchschnitt hat. Die ganze Urne ist mit einer schwarzen Glasur überzogen, und der konvexe Absatz mit lauter spitzen Winkeln in zarten Furchen ausgeziert. Mir ist von der Art nur diese einzige Urne zu Gesicht gekommen; selbst unter

den in Kupfer gestochnen Abbildungen vieler andern habe ich eine ähnliche Form nicht bemerkt, und ich halte also dafür, daß Todtentöpfe von der Figur sehr selten seyn werden.

Eine ausserordentliche Grösse ist dasjenige, was die zwote hier gefundene Urne besonders auszeichnet. Ihre senkrechte Höhe beträgt sechzehn Pariser Zoll, ihre gröste Weite eben so viel, und wenn ich den Umfang derselben, da, wo sie am bauchigsten ist, mit einem Faden messe, vier Pariser Fuß und fünf Zoll, so daß es in der That zu verwundern ist, wie ein Stük von solcher Grösse auf der Töpferscheibe hat können gehandhabt werden. Die Basis derselben hat im Durchschnitt nur sieben Zoll, die Dikke der thonigten Materie aber beträgt noch keinen vollen halben Zoll. Die Figur ist so, wie sie der Umriß bey No. 2. zeigt. Sie hat übrigens hie und da Schaden gelitten, so daß der obere Theil, oder der Kragen derselben, von a bis b, rund herum, zwar gänzlich abgebrochen worden, doch an den mehresten Stellen wieder kann zusammengesezt werden, und in x noch ein andres Fragment verlohren gegangen. Die äusserliche Farbe ist eine schwarze Glasur, die aber sehr dünne aufliegt. Ich kann mich nicht entsinnen, je von einem so grossen Knochengefässe gelesen zu haben. Büttner in seiner Beschreibung des Leichenbrandes. Eisleben, 1695. 8vo, der sechzig zu Lütherstedt, ohnweit Querfurth, entdekte Urnen beschreibt, sagt, daß die gröste unter ihnen acht Maaß gehalten. Wie viel weniger, als die Meinige! da ich zuverläßig behaupten kann, daß sie über zwanzig Maaß fassen könne. Eine der grösten von den Potsdamschen war $7\frac{7}{8}$ Zoll hoch, und hatte $9\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Sie war also gegen diese gerechnet, fast noch einmal so klein, der

Ausmessung nach. Es ist mir dieselbe schon 1762 gebracht, und nicht auf dem vorhin gedachten Hügel, sondern weit westwärts auf einem etwas abhängigen Akker ausgegraben worden, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon verschiedene Jahrhunderte bearbeitet worden, und muß also ziemlich tief eingesenkt gewesen seyn. Die Arbeitsleute hatten sie durchsucht, und, nachdem sie das darinn gefundene, für sie unbedeutende Knochenwerk weggeworfen, den Topf selbst wieder beygescharret, musten ihn aber, auf meine Vorstellung, wieder ausgraben. Ich kann also von dem Inhalt derselben nicht viel, als das Besondre sagen, daß mir ausser einigen verbrannten Knochen, ganze zusammengeschmolzene, und auf der äusseren Fläche verglaset, inwendig aber wie Bimsstein aussehende Stükke daraus gebracht wurden. Ein Zeichen, daß es ein sehr heftiger Brand gewesen seyn müsse, bey welchem zugleich allerhand fremdartige Materien sich mit unter die todten Leichname gemischt. Wozu nun aber eine so ungeheure Urne? Meine meisten Muthmassungen dabey kommen mir unwahrscheinlich für. Man müste denn nach einem kriegerischen Streite mehr als einen Todten zugleich verbrannt, und die Ueberreste davon in dergleichen geräumige Gefässe gesammlet haben.

Noch eine andre, die sehr flach, und nach ihrer Höhe ungemein breit ist, muß ich etwas näher beschreiben. Sie ist kaum 6 Pariser Zoll hoch, und hat doch inwendig 12 Zoll im Durchmesser, der Fuß aber nur $3\frac{2}{3}$ Zoll. Sie ist noch vollkommen ganz, ausser, daß der Rand hie und da etwas abgebrochen worden, hat ebenfalls eine schwarze Glasur, und ist übrigens ohne Zierrathe, wie die Zeichnung No. 3. ausweiset.

Ehe

Ehe ich weiter gehe zu demjenigen, was in diesen Urnen gefunden worden, muß ich noch einige allgemeine Anmerkungen vorausschicken. Auf dem hiesigen sogenannten Küphügel fanden sich die Urnen kaum in der Tiefe von zween bis drittehalb Fuß. Ob nun der Hügel, der mit einem dichten Rasen bewachsen und vielleicht immer so gewesen, in der langen Reihe der Jahre so weit abgewaschen ist, oder ob die Alten die Asche ihrer Todten nicht tiefer eingesenkt haben, kann ich nicht sagen. Wenn sie Hölungen machten, die der Grösse ihrer Urnen proportionirt waren, konnten sie freylich nicht so tief, als unsre Gräber werden. Von einigen, zwischen steinernen Platten, sowohl unten und oben, als auch auf den Seiten eingefutterten Knochengefäßen, ist mir in dieser Gegend nur ein Beyspiel vorgekommen, und doch nur aus der Erzählung eines Mannes, der schon vor vielen Jahren dergleichen in seinem Akker gefunden, den Topf zerbrochen, und nur die Steine, als brauchbare Platten in seine Wohnung gefahren. Büttner gedenkt in der vorhin angeführten Schrift einer Urne, in welcher eine kleinere umgekehrt gestanden. Eben das ist mir auch hier zu Gesicht gekommen. Anfänglich glaubte ich, die grössere könnte zur Aufbewahrung der Asche einer gestorbenen Mutter, und die kleinere für das zugleich mitgestorbene, vielleicht neugebohrne Kind, seyn gebraucht worden. Aus der Beschaffenheit der Knochen ließ sich nichts urtheilen, da mir die Urnen leer gezeigt wurden. Allein, da die kleinere umgekehrt in der grössern befindlich gewesen; so bin ich geneigter dieselbe für eine Trinschale anzusehen. Die Zierrathe, die ich an den hiesigen Urnen bemerkt habe, sind dem ungekünstelten Alter derselben angemessen. Einige, vornehmlich am oberen Theile, angebrachte, im Zikzak oder schlangenförmigen Linien gezogene Furchen

machen die ganze Kunst aus. Doch habe ich eine in der nordöstlichen Gegend, die nicht groß war, angetroffen, welche mit drey Kreuzen (+) bezeichnet war. Zween ins Kreuz gezogne Striche sind eine sehr natürliche Figur, worauf der bildende Töpfer am ersten gerathen konnte; doch wäre es auch wohl möglich, daß sich diese Urne aus den Zeiten des ersten Christenthums herschriebe, in welchen man dergleichen Zeichen für etwas wichtiges hielt. Kayser Karl der Grosse hatte zwar die Verbrennung der Todten ausdrüklich untersagt: aber, wer weis nicht, wie oft solche Verordnungen, die alte, eingewurzelte, zumal religiöse Gebräuche verbieten, insonderheit im Anfange pflegen vernachläßigt zu werden. Blieben die ersten Christen in Egypten, wie der Herr Pr. Blumenbach im ersten Stük des göttingischen Magazins anmerkt, noch lange bey der Gewohnheit, ihre Todten zu mumisiren; so konnten auch wohl unsre zum Christenthum gebrachte Vorfahren den Gebrauch des Leichenbrandes noch eine Zeitlang beybehalten, doch aber, wenigstens dies Sinnbild ihrer Bekehrung, an ihre Urne setzen lassen.

Was ich in und bey diesen Todtentöpfen gefunden, ist nicht von sonderlichem Belange. Es sind kupferne, aus nicht allzustarken Drat gemachte, zwey oder dreymal durchflochtene Ringe; ferner ein zerbrochenes Stük, etwas gebogenes und kaum ¾ Linien dikkes Kupferblech, das mit einigen erhabenen, rund herumgehenden und in verschiedenen Weiten von einander entfernten Reifen geziert ist. Es kann seyn, daß es ein Fragment einer kupfernen Urne gewesen; denn daß man hin und wieder auch Urnen von diesem Metall ausgegraben, kann aus dem dritten Jahrgange der Neuesten Mannigfaltigkeiten S. 455. ersehen werden: oder es war auch wohl ein Bruchstük irgend eines andern kupfernen

Gefässes,

Digitized by Google

Gefässes, dessen sich der Verstorbne in seinem Leben bedient hatte. Hieher gehört ferner ein ziemlich starkes, am Ende fast wie ein Korkzieher gewundenes, etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll langes kupfernes Instrument, von dessen bestimmten Gebrauch ich nichts gewisses sagen kann. Doch muß ich von der Beschaffenheit des Kupfers dieser Ueberbleibsel des Alterthums noch melden, daß es dem hiesigen Schwarzkupfer, dergleichen aus den hier befindlichen Kuperschiefern geschmolzen wird, und von welchen das Silber noch nicht geschieden ist, ähnlich siehet, indem den Alten der Seigerungsproceß, oder die Scheidung des Silbers von dem Kupfer, wahrscheinlich noch nicht bekannt gewesen. Nächstdem hat man mir noch eine Haarnadel von Meßing gebracht, mit einem dikken Kopfe, aber ohne Zierrathe, etwa vier Zoll lang, und einen ebenfalls meßingenen Knopf, der gedrehet zu seyn scheint. Da ich aber diese beyden Stükke nicht selbst aus den Urnen herausgesucht; so trage ich Bedenken, ihnen jenes ehrwürdige Alter zuzuschreiben. Daß übrigens verbrannte Knochen, mit Asche und Erde vermischt, diese Urnen fast bis oben an, wo sie mit einem dünnen leichten Steine, oder einer grossen Urnenscherbe bedekt waren, angefüllt, brauche ich nicht weitläuftig anzuzeigen. Nur muß ich noch gedenken, daß ich darunter keinen einzigen Zahn wahrgenommen habe. Büttner bemerkt in der schon angeführten Schrift ebenfalls, daß er in sechzig Todtenköpfen nur drey Zähne gefunden. Entweder müssen die Reste des verbrannten Leichnam's nicht so genau seyn zusammen gesucht worden, oder man hat die Zähne zum Andenken, oder zu einem andern unbekannten Gebrauch zurük behalten.

Eine mit den Urnen vielleicht gleich alte deutsche Antiquität sind die keilförmigen Instrumente, die man gewöhn-

lich

lich Donnerkeile zu nennen pflegt, ein Name, den man billig ganz abschaffen sollte. Auch hievon können aus hiesiger Gegend nicht wenig vorgezeigt werden. Ohnstreitig sind die meisten derselben Streitäxte der Alten: viele aber auch wohl zu anderm Gebrauch bestimmt gewesen. In der Gestalt und Grösse weichen sie ziemlich voneinander ab; ihre gewöhnliche Figur aber ist Kennern so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, sie genauer zu beschreiben. Die Materie, woraus sie bestehen, ist eben so verschieden, als ihre Form. Viere von den hier gefundenen sind von Feuer- oder Flintenstein, und einer von dieser Art, der mir selbst auf einem Akker in die Hände fiel, ist deswegen merkwürdig, weil dieser Feuerstein durchaus mit versteinten Korallenstükchen angefüllt ist, welches bey dem geschehenen Abschleifen desto sichtbarer geworden, und mit Hülfe eines Vergrösserungsglases noch deutlicher in die Augen fällt. Ungeformte Steine von dieser Art liegen genug auf hiesigen Feldern, und müssen also auch schon vor tausend Jahren hieselbst nicht selten gewesen seyn. Andre sind von gewöhnlichen Feldwaken, andre von Probierstein oder einem schwarzen Jaspis, noch andere von Serpentinstein verfertigt; viele also aus einer Materie, deren Geburtsort in einer fremden Gegend zu suchen ist, wie auch bereits von andern angemerkt worden. Entweder sind sie durch Umtausch zu unsern Vorfahren gekommen, oder sie können auch wohl einen Handelsartikel ausgemacht haben, wie jetzt noch Leute, die mit fremden Schleifsteinen Gewerbe treiben, bey uns herum gehen. Einige dieser Streitäxte haben Löcher, andere nicht. In jene ward vermuthlich ein Stiel gemacht, um sie bequemer zur Gegenwehr zu gebrauchen; diese aber konnten doch auch wieder in einer hölzernen Handhabe bevestigt werden, damit sie zum

Gebrauch

Digitized by Google

Gebrauch geschikter würden. Da die Durchbohrung derselben ohnfehlbar viel Mühe gemacht; so ist es begreiflich, daß man, hier wenigstens, mehrere ohne, als mit einem dergleichen Loche antrift.

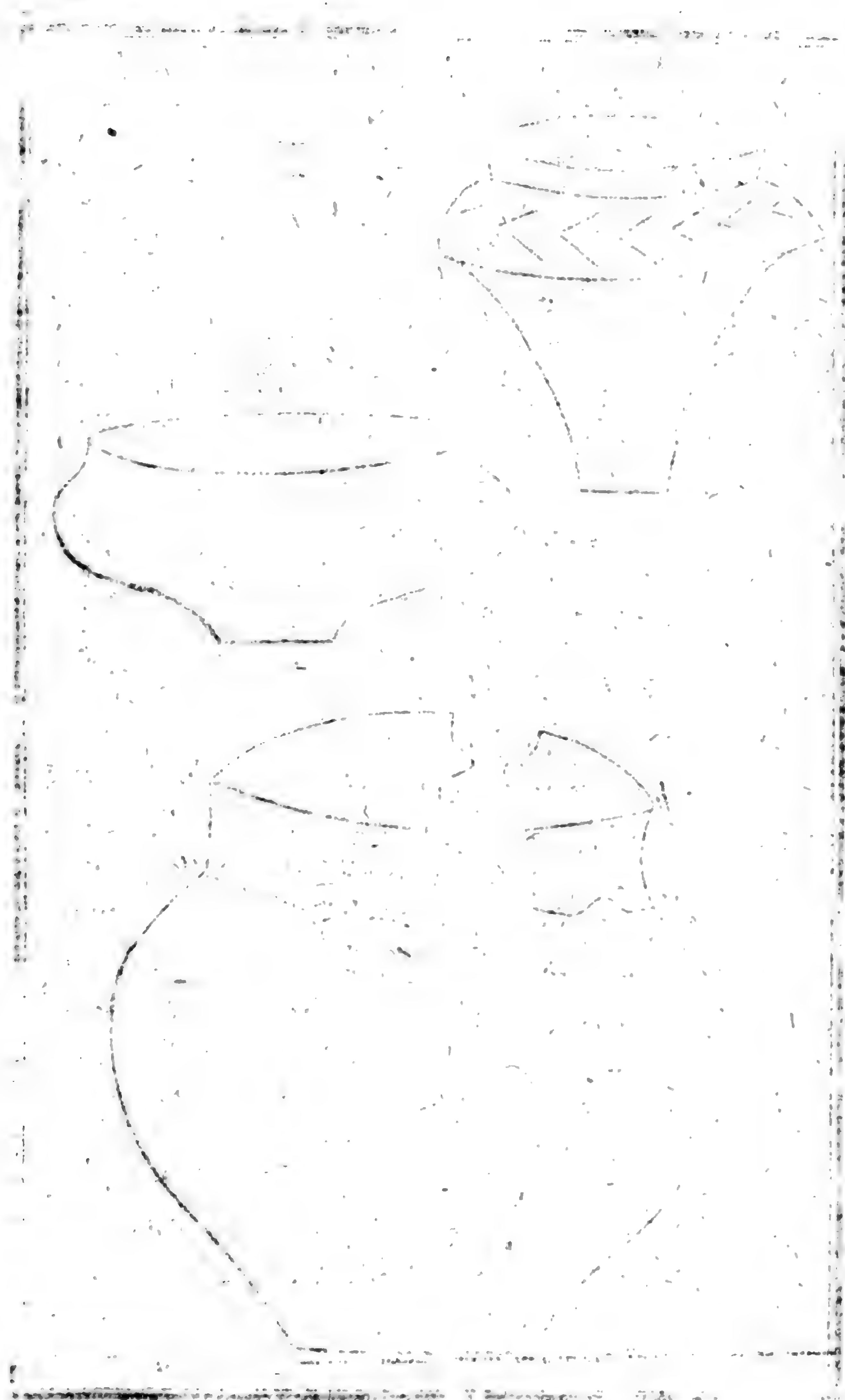
Zum Beweise, daß sie Werkzeuge des Streits gewesen, muß ich noch eine merkwürdige Entdekkung aus hiesiger Gegend anführen, die ich zwar nicht selbst gesehen, aber aus dem Munde eines glaubwürdigen und aufmerksamem Beobachters habe. Dieser ließ vor wenig Jahren, etwa eine halbe Meile von hier, nach bemerkter Spur von Urnen, weiter nachsuchen. Er fand auch verschiedne derselben in einem steinernen Bau sorgfältig beygesetzt. Bey der Gelegenheit aber entdekte er zugleich ein Todtengeribbe in blosser Erde, dessen Gebeine von mehr, als gewöhnlicher Grösse waren, in einer unordentlichen Lage. Der Kopf war ganz voll thonigter Erde, und er lies ihn daher abwaschen, beobachtete aber zugleich, daß er hinten eine ganz zerschmetterte Oefnung hatte. Man drehete dies Menschenhaupt hin und her, und es fing an darin zuklappern, bald aber fiel eine vom Feuerstein gemachte, noch sehr scharfe Streitaxt heraus, welche dieser Freund noch aufbewahrt. Dies wäre ein überzeugender Beweis von dem Gebrauch, den unsre Vorfahren von diesen Instrumenten gemacht haben. In so fern ich kein Augenzeuge davon gewesen bin, kann ich freylich von der Wahrheit dieser Entdekkung nur aus der Glaubwürdigkeit des Erzählers, aber eben deswegen auch mit vieler Gewißheit, schlüssen. Das Bedenklichste dabey für mich ist dieses, daß sich ein Todtengeribbe, von dem Alter her, unverwesest in blosser Erde sollte erhalten haben, eine Schwierigkeit, die sich aber auch beantworten läßt.

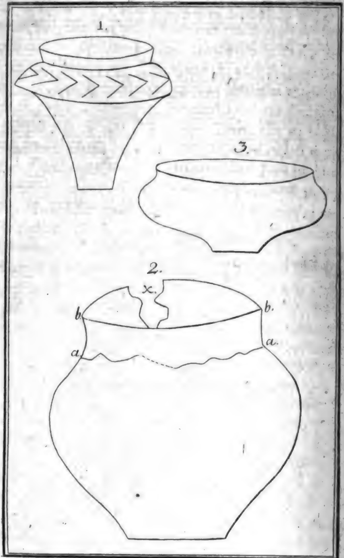
So mancherley aber auch die deutschen Alterthümer sind, welche in unsrer Gegend gefunden worden; so viel reicher ist doch noch eine andre, kaum eine Meile von hier, bey Welboleben, ebenfalls in dem Chursächsischen Theile der Grafschaft Mannsfeld. Hier sind nicht allein mehrere Urnen, ohne und mit einer Einfütterung in grossen Steinen, sondern auch viel Streitäxte, von allerley Art und Grössen, imgleichen verschiedene Instrumente, Opfermesser u. d. gl. durch die Nachforschung des dasigen Predigers entdekt worden. Doch die genauere Beschreibung davon kann ich hier nicht eher liefern, als bis derselbe mich dazu in Stand zu setzen, die Freundschaft haben wird.

Joh. Christoph Meineke.

Prediger zu Oberwiederstedt in der Grafschaft Mannsfeld.

Digitized by Google




1.
3.
2.
x.
b.
b.
a.
a.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

171ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Neunzehnter Brief.

Das Hôtel de Chirurgie, wo die Wundarzneykunst gelehrt wird, in der Ruë des Cordeliers, sieht recht, wie eine Stoa, oder eine Porticus der Alten aus. Vor dem Hotel ist ein breiter Platz mit Säulen umgeben. Ueber dem Portal stehen einige vortreflich gearbeitete Büsten von alten Gelehrten. Ehemals stand auf diesem Platz ein altes königliches Gebäude. Ludwig XV. ließ das Hotel anfangen, und der jetzige König hat es vollendet. Inwendig ist ein grosses herrliches Amphiteater, wo um eilf Uhr vielen jungen Leuten gelesen wird. Auch wird in einem kleineren Saaal neben dem grossen Hörsaal den Hebammen die Geburtshülfe vorgetragen. Vorne am Hause sind einige Inscriptionen befindlich. Mit Stok oder Degen darf man auch hier nicht ins Collegium gehn. Was meynen Sie, sollte man diese Anordnung nicht auf unsern Universitäten und Gymnasien nachahmen? Wie viel Lärmen, Unordnung, Händel und Uneinigkeit würde dadurch vermieden werden?

So oft ich solche schöne, helle, anziehende Musentempel sah, dachte ich immer mit Unwillen an die schmutzigen baufälligen Gebäude zurük, in welchen unsre deutsche Wissenschaften hie und da sich verkriechen müssen.

L'Eglise de St. Eustache. — Am Aeussern und Innern dieser Kirche ist unbeschreiblich viele Arbeit. Eine Menge Säulen mit prächtigen Verzierungen. Alle Kapitäle, Gesimse, Dekken, Spiegel, sind mit dem herrlichsten Schnizwerk geschmükt. Es ist ein Mausoläum oben in der Kirche linker Hand von Marmor, der die tiefste Schwärze hat. Vermuthlich ist er übermahlt. Für eine Kirche von dieser Grösse ist die Orgel zu klein, und die Kanzel steht zu niedrig: ein Fehler, den ich in vielen alten Kirchen bemerkt habe.

L'Eglise de St. Roques, Rue St. Honoré, gehört zu den schönsten. Am hohen Altar ist eine prächtige Grille de fer doré. An den Seiten sind sehenswürdige Gemählde. Aber stellen sie sich vor, — an einem, das Christi Herablassung zu den Kindern (Marci X.) vorstellt, mahlt der Mahler einen Engel hin, der vom Himmel kommt, und dem Erlöser einen Lorbeerkranz über den Kopf hält! Alle Säulen sind in dieser Kirche über Mannshöhe mit roth- und weißgeflektem Marmor eingefaßt. In andern Kirchen ist das mit alten Tapeten geschehen. An jedem Fenster ist ringsherum eine Einfassung von gemaltem Glas, wo ein prächtiges Blau überall schimmert. Man begegnet aber auch vielen Allmosenstökken pour la Decoration de l'Eglise. An einem steht: Donnez ici, vous racheterez vos pechés. Doch das prächtigste Stük ist im Chor. Hinter dem Hochaltar ist das Chor ganz abgesondert, und perspektivisch gebaut. Das Vordertheil ist theils Bildhauerarbeit, theils Mahlerey oben an der Dekke, und stellt die Gesezgebung (Exod.

(Exod. XX.) vor. Der Bliz in den Wolken ist durch stark verguldete nach allen Seiten stehende Bleche vorgestellt, die durch die ganze Kirche schimmern. Dazwischen sieht man Dampf vom Gewitter, und kleine Engelköpfe mit aufgeschwollenen Backen und Flügelchen. Hinter diesem Stük, das Moses vorstellt, ist die israelitische Bundslade, mit Cherubimsflügeln bedekt. Von der Lade selber sieht man fast nichts. Ganz in der Ferne im tiefen Hintergrund hängt unser Erlöser am Kreuz. — Eine artige Idee, die verschiedene Perioden der Haushaltung Gottes unter seinen Menschen in einer Kirche vorzustellen.

L'Eglise de Genevieve gehört wenigstens zu den ältesten in Paris, dann Mademoiselle Geneviewe ist die Schuzgöttin der Stadt. Die Gebäude, die ihr gewidmet sind, stehen beysammen auf einem nach ihr genannten Berg. Schon seit vielen Jahren baut man darneben eine neue Kirche, wovon man das Modell lange in der Welt herum geführt hat. Es war von Holz, hatte die Form eines griechischen Kreuzes, und zwey und vierzig Schuh im Umkreis. Man konnte das Modell ganz mit Lichtern illuminiren. Ein gewisser Granet hat die Aufsicht über den Bau, und in Brüssel baut man à la Place Royale eine kleine Kirche nach diesem Muster. In der alten Kirche hörte ich einmal einen Ordensgeistlichen katechisiren, das sollte es wenigstens seyn. Er sas ganz ungenirt auf einem Stuhl, frug zuviel, deklamirte beständig, redete mystisch von der Vereinigung, die das Kind in der Konfirmation mit dem heil. Geist getroffen haben sollte. — — Das arme Mägdchen zitterte, und wuste auch nicht das Geringste zu antworten. Er ward unwillig über die Kinder, und ich ward böse über ihn, und gieng zur Kirche hinaus.

La Cathedrale, ou l'Eglise de Notre Dame. — Von aussen betrachtet, ist das eine Antike: aber was inwendig für Gemählde an jeder Säule, für Verzierungen am Gitter, am Altar, an den Fenstern, und sonderlich oben am Gewölbe des Chors an allen Flächen angebracht sind, das läßt sich mit Worten nicht sagen; man muß es sehen, und das Auge ermüdet, und das Glas thut den Augen wehe. Vor dem Eintritt ins Chor ist an einer Säule ein Gemählde von Philipp dem Schönen, der „ad montem contra Flandros“ eine Bataille gewonnen, so wie er aus dem Krieg kam, in diese Kirche gieng, der Mutter Gottes seinen Sieg zuschrieb, und zum öffentlichen Bekenntniß dieser Demuth sich in dem Kleid, und auf dem Pferd, das er in der Schlacht geritten hatte, abmahlen ließ. Das Kleid des Königs ist schwerfällig zugeschnitten, blau mit goldgestikten Lilien. Und auch das Pferd ist in so eine Dekke ganz eingewikkelt. Es steht das Jahr 1304 dabey. Die Kirche hat einen sehr hohen Thurn. Der erzbischöfliche Pallast ist darneben mit einem artigen Garten.

L'Ecole Royale militaire — ist auch ein herrliches Gebäude an der Seite von Paris, mit einer schönen Reitschule. Ludwig XV. hat sie angefangen, aber der jetzige König aufgehoben. Es sind keine Lehrer, keine Maitres mehr da. Im Hofe steht eine schöne Statüe von Ludewig XV. aus weissem Marmor, auf einem alabasternen Piedestal, zu Fuß, in Lebensgrösse, das Gesicht nach der Stadt gekehrt: hinter ihm liegen Fahnen und Kriegsgeräthschaften. An dem meisterhaften Grilles de fer stehen überall Trophäen, Bildsäulen der Bellona 2c. und der ganze Hof ist mit einer Colonnade eingefaßt.

Nun gehen Sie mit mir in die Sorbonne, wo wir viel Schönes sehen werden. Ein ganzes Quarré von alten, hohen

hohen Gebäuden mit einem artigen Hof, heißt Sorbonne. Da wohnen Doctores und Professores Theologiæ, oder die Wächter und Beschützer der französischen Orthodoxie. Asselyne hatte die Gütigkeit, mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen, und führte mich zuerst unten in die Sale de l'Assemblée, wo sich allemal am ersten Monatstag die theologische Fakultät versammlet. Es ist auch eine Kanzel im Saal, zum Behuf der theologischen Disputationen die darin gehalten werden. Hier hängen die Gemählde vom Pabst Benedikt XIV., Clemens XIII. und Clemens XIV. in der Kleidung, wie der Pabst im Konsistorium sitzt, in einem Sessel, mit einer rothen Müze, einem rothen Ueber = und weißgelblichtem Unterkleid. Jeder Pabst hat sein Portrait selbst hieher geschenkt. Vom jetzigen Pabst war es zu meiner Zeit noch nicht da. Sie können leicht denken, auf wen ich am meisten sahe, von welchem wir am meisten sprachen. Clemens XIII. hängt, wie billig, im Schatten. Aber das ehrliche, gute, fromme Gesicht des seel. Ganganelli! Armer Mann! es kostete dich das Leben, daß du der Welt Ruhe schaffen, die Schande der Religion zudekken, der Menschheit ihren freyen Lauf lassen, und dem Aberglauben seine Stützen zerbrechen wolltest! Auch Ludwig XV. ist hier gar herrlich gemahlt; Stanislaus, das Muster eines frommen Königs, Richelieu, Fleury, Rohan 2c. Die Kirche scheint von aussen groß zu seyn, und ist doch innen eine blosse Kapelle, wo die Geistlichen selber Messe lesen, ohne Zuhörer. Zwischen den prächtigen Säulen am Altar von weiß und braun geflektem Marmor, hängt ein goldenes Krucifix mit der wohlgewählten Umschrift aus der Vulgata: Also muste Christus leiden. Das kostbarste in dieser Kapelle ist Richelieus Mausoleum. Er liegt vor dem hohen Altar begraben, und sein Grabmaal ist von weissem Marmor, so nennen es die Franzosen, in meinen Augen aber

ists Alabaster. Jeder, der es in der Nähe sieht, muß gestehen, daß es ein Morceau supérieur ist. Hoch ist es nicht, aber es hat viel Rührendes, viel Einnehmendes. Die Religion als ein Frauenzimmer vorgestellt, kniet auf dem Piedestal, und hält den sinkenden sterbenden Kardinal, der in einem faltigen Kleid mit dem Kreuz auf der Brust, und die Mütze vor sich habend, da liegt. Der Kopf des Kardinals ruht im Arm der Religion. Hinter ihm stehn zween Genii, und halten sein Wappen. Zu seinen Füssen liegt, und dies ist das schönste, aber auch unbeschreiblich, ein Frauenzimmer, das die Wissenschaften vorstellt. Auf ihren Knien hält sie ein aufgeschlagenes Buch. Sie lehnt sich auf die rechte Seite hin, hat die Hand vor dem Gesicht, trauert und weint um den Todten. Draperien, Attituden, Gesichtszüge, Ausdruk des Affekts — alles ist herrlich, und macht dem Künstler Ehre. Fr. Girardon Fricassin invenit & sculpsit. 1699. steht an der Leiste des Piedestals auf der Gesichtsseite des unten liegenden Frauenzimmers. — Der ganze Fußboden dieser Kapelle, in der gar keine Stühle sind, ist mit Würfeln von schwarzem und weissem Marmor eingelegt. Der Dom ist oben mit Gemählden und Gypsarbeiten unvergleichlich geziert. Er wird von vier Pfeilern getragen, die so dik sind, daß man durch einen den Weg machen, und im andern Betzimmer anlegen konnte. Ich gieng in diese Oratoria hinein, und man sieht deutlich, daß es nichts ist, als die einzige Mauer, und oben ein Theil vom Gewölbe.

Künftig muß ich Ihnen von einem eben so merkwürdigen Gebäude, und von einem Chor, das noch schöner ist, erzählen. Ich sage Ihnen jetzt den Namen noch nicht: und Sie werden ihn schwerlich errathen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Eine Erzählung.

Unvermuthete Hindernisse vereiteln oft die Ausbrüche der schwärzesten und sträflichsten Bosheit. Folgende Geschichte kann einen Beweis dieses Satzes abgeben. Vielleicht bleiben ungleich mehrere Beyspiele dieser Art ganz im Verborgenen. Wie auffallend würden sie aber die, zwar mittelbaren, doch allemal merkwürdigen Wege der Vorsehung erklären; wie viel Licht über diesen Theil der göttlichen Regierung verbreiten, wenn sie aus ihrer Dunkelheit könnten hervorgezogen werden.

Ein Soldat, der mit einem tapfern Muthe zugleich ein gutes Herz verband, sehnte sich nach einem glüklich vollendeten Feldzuge, seinen Geburtsort wieder zu sehen, wo sein Vater die Stelle eines Dorfschulzen bekleidete, und nebst zween seiner Schwiegersöhne, ein unbescholtenes Leben führte. Nachdem er sich also den Urlaub zu seiner Reise von seinen Offizieren ausgewirkt, trat er dieselbe unter allerhand angenehmen Aussichten und Hofnungen fröhlich an. Wie wird sich dein alter Vater freuen, dachte er, wenn er das Antliz seines einzigen, unter tausend Gefahren dennoch erhaltenen Sohnes wieder sieht? Wie wird er bey dem Anblik dieser drey Goldstükke lächeln, die du ihm schon so lange zugedacht hast? Dein durch tiefe Narben verstelltes Gesicht wird freylich deinen guten Schwestern einige Thränen mehr kosten: aber ich denke, diese seidene Tücher sollen ihnen solche wieder abwischen. Und wenn ich denn nach so vielen beschwerlichen Märschen, unruhigen Lägern, blutigen Schlachten, den väterlichen Boden wieder betrete, auf welchem sich meine Kindheit unter tausend unvergeßlichen Vergnügungen

bis zum Jünglinge genährt hat, was vor Entzükkung wird alsdann meine ganze Seele erfüllen!

Früh, noch vor Aufgang der Sonne, wohl versehen mit guten Zeugnissen seines Wohlverhaltens und allerhand Kleinigkeiten, zum Beweise seines erworbenen Ruhms, trat er seinen Weg an, und nach drey mühsamen Tagen, erblikte er endlich in der Ferne, die ihm noch wohl bekannten Gegenden seiner geliebten Heimath. Schon war die Sonne untergegangen, und seine ermüdeten Glieder sehnten sich nach Ruhe und Erquikkung, als er bey dem Dorfe ankam, das an seinen Geburtsort gränzte, und mit demselben einerley Obrigkeit, einerley geistliche Vorsteher hatte. Da er nun den daselbst wohnenden Prediger genau kannte, der ihn getauft, und als einen Knaben eingesegnet hatte; so beschloß er, zuförderst bey ihm vorzusprechen. Dieser Prediger war ein gefälliger, gastfreyer Mann. Kaum hatte er ihn wieder erkannt; so nahm er ihn willig auf, ließ ihn niedersetzen, frug ihn um hundert Dinge, die ihm noch aus dem Kriege beyfielen, und es währete nicht lange, so hatten sich des Pfarrers Kinder um diesen Krieger her versammlet, theils den Abentheuren zuzuhören, die er von seinen Feldzügen erzählte, theils den gewaltigen Säbel zu betrachten, den er an der Seite trug. Endlich, nachdem sich der Wanderer durch eine gute Mahlzeit erquikt, und noch etliche Stunden mit Erzählungen zugebracht hatte, ward ihm in dem nämlichen Zimmer ein Lager bereitet: der Pfarrer aber gieng mit seiner Frau in der daran stoßenden Kammer, deren Fenster auf den einsam gelegenen Gottesakker stiessen, fröhlich und vergnügt zu Bette.

Wie manche verborgene Gefahr würde hundert Schlafende zu Grunde richten; wenn nicht das Auge der Vorsehung

hung wachte, und der Schutzengel oft nahe wäre, der sie beschirmen soll! Der Prediger lag mit seiner Gattin im tiefen Schlafe, als nach Mitternacht zween vermummete Bösewichter zu ihrem Kammerfenster hereinstiegen, ihm und seiner Frau auf eine gewaltsame Weise den Mund mit Tüchern verstopften, und beyde unbarmherzig mit Strikken bunden, um sich Meister von hundert Thalern zu machen, welche dieser sonst eben nicht begüterte Mann vor einigen Tagen eingenommen. Sie hatten alle Vorsicht gebraucht, den Ort, wo die Magd und die Kinder schliefen, wohl besetzt, und glaubten nichts gewisser, als daß der abgezwekte Raub ihnen nicht entgehen könnte. Aber das wusten sie nicht, daß ein wachsamer Reuter in dem Nebenzimmer ruhete, und ein Schwerdt, vielleicht zur Rache ihrer Uebelthat, bey sich führte. Das Geräusch der grausamen Behandlung dieser Unglüklichen war bis zu seinen Ohren gedrungen. Es hatte ihn aufmerksam gemacht, an der Thür zu horchen, und da er Gewalt befürchtete, kehrte er plötzlich um, seinen Pallasch zu ergreifen, und seinen Wohlthätern zu Hülfe zu kommen. Doch die Räuber vernahmen das Gepolter, das er unvorsichtiger Weise dabey machte, die Furcht, welche die Lasterhaften immer begleitet, bemächtigte sich ihrer, sie eilten, durch das nämliche Fenster, die Flucht zu ergreifen, und kaum konnte der hereinstürzende Soldat dem einen noch auf der Leiter einen Hieb über den Kopf, und dem andern eine mächtige Wunde am Arme beybringen.

Gott sey gelobt! rief der Prediger, nachdem ihm sein Beschützer das Tuch aus dem Munde gezogen und seine Frau nicht weniger von ihren Banden befreyet hatte. — Gott sey gelobt! der mir diesen Schutzengel zugeschikt! Ohne ihn wäre

ich und die beste Frau verlohren gewesen! Man lief geschwind nach den Kindern, und fand sie noch schlafend; nur daß einige schmutzige Fußstapfen auch hier die nahe gewesene Gegenwart eines Räubers verriethen. Man verfolgte die Diebe, konnte aber in der finstern Nacht nichts, als einige blutige Spuren von ihnen antreffen. Man kehrte endlich wieder um, wiederholte den heissesten Dank an den obersten Beschützer im Himmel, machte dem Soldaten die grösten Lobsprüche, bis der Morgen anbrach, und der Fremde sich nicht länger wollte halten lassen, die geliebten Seinigen zu überraschen, und ihnen zugleich von dieser seiner neuesten Heldenthat die erste Nachricht selbst zu bringen.

Wie sehr täuscht oft der Erfolg die Erwartung der Menschen? Unser Wandersmann kam nach anderthalb Stunden in seinem Geburtsdorfe an. Das Haus seines ältesten Schwagers war das erste, wo er vorbey kam. Hurtig kehrte er also in demselben ein, und fühlte schon alle die Freude, die seine unerwartete Ankunft verursachen würde. Aber, welche Verwunderung! Seine Schwester empfing ihn nicht mit der fröhlichen Mine, die er erwartet hatte. Ihr Mann lag im Bette, blaß wie der Tod und schwer verwundet am Haupte von einem Falle, den er den Tag zuvor sollte gethan haben. Sturz, so hieß der Soldat, nachdem er sie, so gut er konnte, über den gehabten Unfall beklagt hatte, erzählte ihnen, was ihm in der vergangnen Nacht begegnet war, und konnte die Verwandlung in dem Gesicht seiner Schwester nicht begreifen, die diese Erzählung bey ihr verursachte. Endlich, da er ihrer geheimnißvollen Kaltsinnigkeit überdrüßig war, verließ er sie, bis aufs Wiedersehen, und eilte zum Vater. Aber auch da fand er fast den nämlichen

Digitized by Google

chen Auftritt. Sein jüngerer Schwager begegnete ihm im Hofe, stuzte bey seiner Erscheinung, klagte ihm, daß sich der Vater gestern unvorsichtiger Weise am Arme verlezt habe, und führte ihn endlich zu seinem Bette. Schwach ergriff dieser Kranke die Hand seines Sohnes, welcher ihm sein kindliches Mitleiden über das gehabte Unglük bezeugte, und dann auch von dem Vorfalle sprach, der sich seit einigen Stunden auf der Pfarre zu N. . . . zugetragen. Hier zog der Vater schnell seine Hand zurük, wandte sein Angesicht zur Wand, und sahe ihn weiter nicht an.

Gott! rief der bestüzte Soldat aus, zu welcher unglüklichen Stunde bin ich in meinem Vaterlande angekommen! Anstatt der Freude, nichts als die schreklichsten Ahndungen. Sollte ich meinen Säbel — Gott! mit dem Blute — bey einer so schändlichen Uebelthat — O welche Verwirrung in meiner Seele! Ists möglich, daß mein, sonst so gewissenhafter Vater — und doch, war es nicht anders. Nachdem er alles geprüft, alles untersucht, nach allem gefragt hatte; so blieb es, so gern er sich auch geirrt zu haben wünschte, mehr als zu wahr, daß er zwar der Retter jener Unschuldigen, aber auch zugleich in der Hand der Vorsehung, das Werkzeug zur Strafe dieser schreklichen Bosheit an seinen allernächsten Blutsverwandten gewesen sey.

Anekdote von der Stärke der Einbildungskraft.

Ob die Einbildung auf die willkührlichen oder auch unwillkührlichen Handlungen der Menschen einen merklichen, oft wunderbaren und unbegreiflichen Einfluß haben könne, bleibt noch immer ein Problem, das theils bejahet, theils verneint wird. Ohne mich weder auf die eine, noch auf die andre Seite zu lenken, will ich folgende Geschichte erzählen, die darauf einige Beziehung hat. Ich kann für die völlige Gewißheit derselben weiter keine Bürgschaft leisten, als ihr so viel andere dergleichen Anekdoten, die erzählt, geglaubt und dann nicht weiter untersucht werden.

Der berühmte ehemalige Jenaische Professor Weigel trug in dem Anfange seiner akademischen Vorlesungen auch die Chiromantie vor. Mehr durch die Neuheit dieser gröstentheils bodenlosen Zeichendeuterey, als durch Ueberzeugung von ihrer Würde, suchte der scharfsinnige Mann sich unter den akademischen Bürgern bekannt zu machen und Zuhörer zu gewinnen. Unter andern kam ein Student zu ihm, und bat ihn mit einem feyerlichen Ernst, seine Hand eines Anbliks zu würdigen, und ihm einen Theil seiner zukünftigen Schiksale aus den Lineamenten seiner Haut vorher zu sagen. Weigel kannte einigermaßen die Umstände dieses Studenten. Er betrachtete die Lebenslinie und die Tischlinie, und wie sie alle weiter heissen, mit einer verstellten Aufmerksamkeit, und fing seinen Spruch folgendergestalt an: „Sie werden in anderthalb Jahren nach Hause

„ziehen,

„ziehen, um ihrem Vater dann und wann im Predigen beyzu„stehen. Ihr Vater wird drey Jahr hernach sterben, und Sie „werden wieder zu seinem Dienste gelangen. Ein Jahr dar„auf werden Sie heyrathen, und mit fünf Kindern, näm„lich zween Söhnen und drey Töchtern gesegnet werden. „Wenn aber Ihr ältester Sohn wieder hier in Jena Theo„logie studiren wird; so werden Sie im 47sten Jahre Ih„res Alters von einer tödlichen Krankheit befallen werden „und sterben.“ Nach einer tiefen Verbeugung verließ unser Akademikus den Professor, eilte nach Hause, schrieb sich alles genau auf, was diese prophetische Weissagung in sich fassete, und setzte halb ruhig und halb unruhig seine Studien fort. Der Erfolg war, wie man ihn ohngefähr denken kann; da ein Theil dieser Prophezeyung höchst wahrscheinlich, ein andrer Theil aufs Gerathewohl hingesagt, und ein dritter Theil so beschaffen war, daß ihn der gläubige Verehrer der Chiromantie selbst erfüllen konnte. Wolkius, so hieß der Mann, ward Prediger, heyrathete ein Jahr drauf, zeugte zween Söhne und drey Töchter, widmete unter jenen den ältesten dem geistlichen Stande, und da derselbe ein Jahr in Jena gewesen war, überfiel ihn eine tödtliche Krankheit. Nun schrieb er an Weigeln, der unterdessen seine Chiromantischen Spielwerke längst aufgegeben hatte, dankte ihm nochmals für seine so genau eingetroffene Vorhersagungen, und empfahl ihm seinen Sohn, der ihm diesen Brief selbst zu überreichen den Auftrag hatte. „Ich hätte doch, sagte „der Professor, ihren Vater für klüger gehalten. Alles, „was ich damals geweissagt, war Schwatzwerk. Troß aller „meiner Prophezeyungen wird ihr Vater nicht sterben, son„dern wieder gesund werden.“ Er setzte sich, schrieb sogleich an diesen einbildungsreichen Kranken, tadelte seine Leichtgläu-

gläubigkeit, und versicherte ihn, daß er nicht sterben, sondern noch viele Jahre lang sein Amt glüklich verwalten würde. Der Brief kam an, und ob er gleich den Patienten wirklich in bedenklichen Umständen antraf; so bewies doch die Einbildung von neuen so viel Kraft, daß er nach kurzer Zeit völlig gesund wieder aufstand.

In

Digitized by Google

In der Ostermesse sind in der Paulischen Buchhandlung in Berlin neu herausgekommen.

1) Beyträge, Berliner, zur Landwirthschaftswissenschaft, 4ter Band, 8 bis 12 und letztes Stück, gr. 8. 20 gr.
2) Briefwechsel eines jungen Officirs, oder Denkwürdigkeiten des Marquis von Lusigni und der Hortensia von St. Just, 2ter und letzter Band. 8. 1 thlr.
3) Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, 6ter Band, Schreibpapier mit illuminirten Kupfern, gr. 8. 2 thl. 12 gr.
4) — dasselbe Buch Schreibpap. mit schwarzen Kupf. 1 thl. 4 gr.
5) — — — Druckpapier. 20 gr.
6) v. Justi Abhandlungen von Manufacturen und Fabriken, 1 und 2ter Band, mit vielen Vermehrungen, von Herrn Prof. Beckmann in Göttingen, gr. 8. 2 thl. 8 gr.
7) Krünitz, D. J. G. ökonomische Encyclopädie, 18ter Band, gr. 8. 4 thl. 8 gr.
8) — — desselben Buchs 19ter Band, gr. 8. 3 thl.
9) Leben der Maria von Medicis, Königin von Frankreich und Navara, und Prinzeßin von Toßcana, 1 Band, 8. 1 thl. 8 gr.
10) Oeconomia forensis, oder Inbegriff derjenigen Landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allem sowohl hohen als niedern Gerichtspersonen zu wissen nöthig, 6r und letzter Band, gr. 4. 3 thl.
11) Reichardts, J. J. Oden und Lieder von Göthe, Bürger, Sprikmann, Voß und Thomson, mit Melodien, beym Klavier zum Singen, 2te Sammlung, 4. 1 thl. 16 gr.
12) Die Schwachheiten einer artigen Frau oder Denkwürdigkeiten der Madame von Vilfranc, 2 Theile, 8. 16 gr.
13) Ueber die Reformation, 1 Band, 8. 2 thl.
14) Ulrichs, J. H. F. moralische Encyclopädie, 3r und letzter Band, gr. 8. 3 thl.
15) Neuer Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht in gesammelten Briefen und Erzählungen aus fremden Sprachen, 2ter Theil, 8. 20 gr.

16) Volk

16) Voltairs Kommentar über Montesquieus Werk von den Gesetzen, aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen, von C. L. Paalzow, 8. 18 gr.
17) Zeitungen, Berliner gelehrte, 1779. 4 Quartale. 1780. ein Quartal. 1 thl. 12 gr.

Portraits.

1) Des Hrn. geh. Rath v. Beausfaubre, gestochen von Berger. 6 gr.
2) Des Herrn Dohmprobst von Voß, gestochen von Berger. 6 gr.
3) Die beyden Gebrüder Gravenhorst, gestochen von Krüger. 4 gr.
4) Maria de Medicis, gestochen von Krüger. 4 gr.

Commißions - Artikel.

1) Leben des seel. D. Martini, nebst Portrait von Berger. 1 thl.
2) Des Herrn Grafen von Bork, Beschreibung der Stargordtschen Wirthschaft mit Kupfern. 1 thl.
3) Chur- und Neumärkisches Ritterschafts Credit-Reglement, nebst General- und Special-Tax-Principia. Fol. 16 gr.

Ich hatte einem der neuesten Theile von der ökonomischen Encyclopädie eine Nachricht vorgesetzt, und darinn die **Berliner Sammlungen zur Beförderung der Arzeneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Cameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur, herausgegeben von D. F. H. W. Martini**, dem Publico eine Zeitlang für einen wohlfeilen Preis angeboten. Da aber diese Nachricht, wie ich aus den verschiedentlich gethanen Anfragen schliessen muß, erst jetzt bekannt zu werden anfängt, so erbiete ich mich, ein vollständiges Exemplar dieses aus zehn Bänden bestehenden und nun geschlossenen nützlichen Werkes bis zu Ende des Jahres 1780, für 8 Thl. Conventionsmünze zu verkaufen; nachher aber kostet es, wie vorhin, 12 Thl. 12 Gr.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

172ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Sie kommen am Ende des Aprils in unsre Gegenden, fangen um Philippi Jakobi an zu singen, gleich darauf aber zu brüten, und pflegen zu Ende des Augusts schon wieder wegzuziehen. Sie machen ihr länglichtes, beutelförmiges Nest in das Gebüsch und in Hekken, ganz auf dem Erdboden, mehrentheils gegen die Morgensonne; damit sie den grösten Theil des Tages im Schatten bleiben, inwendig mit weichem, aber dürrem Gras ausgelegt, mit gedörrtem Laube so überzogen, daß man sich sehr genau umsehen muß, wenn man es von dem Boden, worauf es stehet, unterscheiden will. a) Ihre Eyer sind so groß, als Sperlingseyer, sehr dünnschalig, dunkel olivenfarbig, oder dem Serpentinstein ähnlich. Sie haben vier oder fünf Jungen, brüten des Jahres nur einmal, und hören schon vor Johannistag auf zu singen. Ihres Gleichen leiden sie nicht gern in der Nähe; deswegen sind auch in

a) Willughby sagt, sie baueten im Maymonath ihr Nest von den Blättern der Bäume, von Stroh und Moos in lebendigen Hekken, und pflegten, damit es nicht entdekt werde, selten nahe dabey zu singen.

in den schönsten Gegenden immer nur wenige Paare wahrzunehmen. Ihre Jungen erziehen sie selbst mit allerley Insekten, die Vogelfänger aber mit frischen Ameisen insbesondre. Diese Jungen laufen einige Tage zuvor, ehe sie fortfliegen, im Gebüsch herum, und üben sich in der Geschiklichkeit, Insekten zu überfallen.

Die Nachtigallen sind nicht sowohl ihres Fleisches als ihres reizenden Gesanges wegen sehr vielen Nachstellungen ausgesetzt b), und im Frühjahr kann man sie bey ihren Ständen leichtlich fangen, wenn man eine kleine Grube in den schwarzen Boden machet, und eine Falle, wie bey den Meisenschlägen, darüber aufrichtet, in die Grube aber Mehlwürmer, Ameiseneyer oder gehakte Hünereyer wirft. Andre pflegen sich zum Nachtigallenfang eines kleinen Bogennetzes zu bedienen, und solches also über die Grube zu richten, daß es, wenn der Vogel in dieselbe nach dem Köder hüpfet, über ihn zufällt. Bey solchem Netz ist noch der Vortheil, daß es der Nachtigall sehr leicht wird, von allen Seiten her die Würmer in der Höhle zu erblikken. c)

Wenn man eingesperrte Nachtigallen halten will, müssen sie in einem langen Käfig verwahret werden, der wenigstens

b) S. D. *Zück.* mat alim. 113. Luscinia cantu quidem aures, sed carne haud oblectat palatum It. *Scibizium* de Aliment. facult. p. 891. Qui eas gustarunt, haud insuaves insalubresque earum carnes testantur, quamvis alimentum præbeant paucum. Fertur *Heliogabalum* Pavonum Lusciniarumque linguas esitasse, ut immunis esset ab epilepsiæ insultibus.

c) Von den unterschiedenen Arten, die Nachtigallen auf dem Nest, in Höhlen, oder im Strohe zu fangen, auch die Jungen, sowohl als die Alten am besten zu nähren, lese man die gründliche Anweisung zum Vogelfang. Nürnb. 1768. 8vo. p. 396—415. und *Oeconom. Forest.* l. c. Allgem. Mag. XII. p. 97—102.

Digitized by Google

stens mit drey Springstängelchen versehen ist. Damit ihnen die Klauen nicht allzulang wachsen und beschwerlich fallen, werden diese Stangen so dik gelassen, daß sie nicht umselbige herum greifen können, wodurch sie dann immer einen Theil der Klauen abzuwetzen pflegen. Oben muß man, weil die Nachtigallen das Finstre lieben, den Käfig mit einem Tuch bedekken, auch die Hälfte von oben her damit einziehen. Indessen hält es immer schwer, sie an das Futter zu gewöhnen, womit man sie das ganze Jahr hindurch ernähren kann, und sie sind im eigentlichen Verstande kostbar zu halten, weil sie fast lauter Ameiseneyer mit etwas gehaktem Ochsenherz zu ihrer Nahrung bedürfen. Doch erzählet Herr Zorn, daß ein gewisser Altdorfischer Bürger sie den Winter über, sobald sie aufhörten zu schlagen, mit Milch und Hirseklenen sehr gut erhalten habe. d) Es ist merkwürdig, daß die Nachtigall, wenn sie nur zum Brüten Gelegenheit findet, sich so gern um unsre Wohnungen herum aufhält. Ein Instinkt, welcher uns, ihres anmuthigen Gesanges willen, ungemein zu statten kömmt! Wir würden von ihren herrlichen und unnachahmlichen Melodien wenig oder nichts genüssen, wenn sie nur tief in den Wäldern hakken sollte.

Wer einen guten Singevogel haben, und gleich im ersten Jahr dessen Gesang zu Hause genüssen will, der muß noch vor Georgi eine Nachtigall zu erhalten suchen; denn alle, die nach dem Georgentag gefangen werden, lassen sich denselben Sommer gar nicht, sondern erst im Advent, oder wohl gar erst nach dem Neuen Jahre hören. Das versteht sich aber nur von Jahren, wo der Frühling seine rechte Witterung

d) Von der vorsichtigsten und besten Art sie zu füttern, und in Käfigen aufzubehalten, lese man im Hannöv. Mag. 78. p. 379. ꝛc.

terung hat, weil oft bey spätem Frühling die Nachtigall erst vierzehn Tage nach Georgi zu kommen pflegt. Wer vor, oder nur wenige Tage nach Georgi eine Nachtigall fängt, kann überdies versichert seyn, gewiß ein Männchen zu bekommen, weil diese, wie bey mehrern Vögeln geschiehet, allemal vorausstreichen und um 14 Tage früher kommen.

Wer den Gesang der Nachtigall vom Oktober an, bis mitten in den Julius, also neun Monathe lang ununterbrochen zu hören wünschet, muß dreyerley Nachtigallen halten; eine von fünf, sechs oder sieben Jahren, die erst im Aprill anfängt und bis Jakobi fortsinget; eine andre, die nur erst ein oder zwey Jahre im Vogelbauer sitzet, und um die Adventzeit, oder, wenn sie eine junge höret, welche sie aufmuntert, auch früher zu singen anfängt, und bis mitten in den Aprill fortfähret; endlich eine junge, die aus dem Nest genommen, oder, sobald sie abgelaufen, gefangen und aufgezogen worden. Eine solche dichtet zwar immer fort; sie pflegt aber doch nicht ehe recht laut zu werden, als im Oktober, und ergötzt alsdann durch ihre Melodien bis in den Anfang des Aprills. Im zweyten und dritten Jahr singt sie dann vom Advent bis zu Anfang des Mayes, im vierten und fünften Jahr, vom März oder Aprill bis in den Junius oder Julius, vor welcher Zeit eine Nachtigall, die sechs oder sieben Jahr eingesperrt sitzet, niemals aufhöret. Mit einem Worte: Jede Nachtigall fängt ihren Gesang desto später an, und setzt ihn desto länger fort, je älter sie im Vogelhause geworden.

Wenn eine Nachtigall angefangen hat zu singen, und sie läßt ihre Stimme nur am Tag ertönen; so setze man sie zu der Zeit, wenn die Nachtigallen den stärksten Reiz zum singen

singen fühlen e), den Tag über an einen stokfinstern Ort, wo wo sie weder sehen, noch fressen können, und hänge dagegen bey Nacht ein Licht an ihren kleinen Freßkrug; so wird sie, wenn sie dieses drey oder vier Tage lang gewohnet worden, bald anfangen, ihre tägige Melodien bey der Nacht hören zu lassen, ohne daß es ihr an der Gesundheit Schaden bringet. — Giebt man ihnen im Winter gestoßene Pinien, oder Zirbelnüßchen, und legt ein oder zwey Zäserchen Safran in ihr Trinkwasser, oder hängt ein wenig, in Baumwolle gewikkelten Bisam in ihren Käfig; so sollen sie frühzeitiger singen.

Nach einem zwey- bis dreyjährigen Aufenthalt im Käfig bekommen sie gern das Podagra, dann soll man ihnen die Füße mit Hünerschmalz oder Butter salben, welches auch geschehen muß, wenn man um die Augen oder um den Schnabel Geschwüre bemerket. Hat eine Nachtigall die Darre, so ist nichts besser, als ihr etwas weissen Baumöl an den Hintern zu streichen. f) Eine wohlgehaltene Nachtigall soll wenigstens acht bis zehn und mehrere Jahre leben können.

In unterschiedenen Ländern ist es bey nachdrüklicher Strafe verboten, die Nachtigallen wegzufangen. g) Man suchet mit Recht in selbigen das unschuldige Vergnügen beyzubehalten, welches den Frühling noch angenehmer machet. Mit dem Raube des Hähnchens wird sowohl die Gattin, als die ganze Brut getödtet, und unsre Büsche werden der lieblichsten Sänger beraubet, um einige derselben in vergoldeten Kerkern einzusperren, wo der Tod gemeiniglich ihrer

Q 3 Skla-

e) Das pflegt bey den jung aus dem Nest genommenen im Februar, bey den andern im Märzmonat, anzugehen.

f) S. Hannov. Mag. 78 p. 382.

g) S. Preuß. Sammler. II. p. 1616.

Sklaverey bald ein Ende machet. — Wär' es nicht billig, dergleichen Vogeldieben ernstlich Einhalt zu thun, und sie zu nützlichern Geschäften anzuhalten, als das Vergnügen, welches Gott und die Natur fühlenden Menschen bereiten, so freventlich stöhren, oder dies prächtige Konzert der Natur durch Aufhebung der dazu gehörigen Meistersänger so sehr verstümmeln zu lassen?

In der Kurmark finden sich die Nachtigallen häufig um Bernau, Berlin, Oranienburg, Charlottenburg, Schönhausen, Lenin u. a. O. Bey Potsdam hingegen, bey Malchow, zu Kalbe in der Altmark, und bey Prenzlow in der Ukermark werden sie gänzlich vermisset. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte sie 1686 in seinen besondern Schutz genommen, und ihrer gänzlich zu schonen, ein ernstliches Gebot ausgehen lassen, welches durch Se. Königl. Maj. Friedrich dem Ersten hernach aufs neue wieder eingeschärfet worden. h)

Als Feinde der Nachtigallen sind Geyer und Vipern zu betrachten. Ihre Fettigkeit selbst ist ihnen so nachtheilig, daß viele daran erstikken. i) Das Lächerliche ihres medizinischen Gebrauchs ist kaum werth, hier angeführet zu werden. Wer sich an den Thorheiten der Alten belustigen will, der kann im D. Merklein l. c. das vorzüglichste davon beysammen finden. Es wäre traurig, wenn ausser der Begierde, seine Ohren in der Nähe durch ihren Gesang zu kützeln, auch in unsern Zeiten der medizinische Aberglaube noch diesen angenehmen Vögeln gefährlich oder tödtlich werden sollte.

Man

h) S. Bekm. Gesch. der Mark Brandenb. fol. I. B. p. 814. rc.

i) S. D. Merkl. Thierr. p. 322.

Man ist natürlicher Weise begierig zu wissen, wo die **Nachtigallen im Winter bleiben?** Ueber das Meer sollten sie ziehen? das ist schwer zu glauben. Wahrscheinlicher läßt sich muthmassen, sie mögten sich wohl in einem vor der Kälte verwahrten Loche verbergen, ohne das Land zu verlassen. So machen es, wie **Albertus Magnus** behauptet, die **Wachteln** und andre vermeyntliche Zugvögel, indem sie daselbst von ihren übrigen Säften und Ueberfluß eines zähen Fettes als erstarret leben. Viele Jäger versichern, mehr als eine Nachtigall, die sich in dunkeln steinichten Höhlen verkrochen, getödtet zu haben. Das ist heut zu Tage die gewöhnlichste Meynung. Wenn die Nachtigallen im Winter in andere warme Länder zögen, so würden sie nach Spanien, oder auf die Küste von Afrika wandern; wir wissen aber von Reisenden, daß man in Afrika nicht einmal die Nachtigall kennt. k)

k) S. **Allgem. Magaz.** der Natur, Kunst und Wissenschaft. XII. T. p. 96. Die Materie, ob die **Nachtigallen** Zugvögel sind, ist vom Herrn Prof. **Titius** im **Wittemb. Wochenblatt** 1777. p. 167. rc. ausführlich abgehandelt worden, und Herr **Klein** hat in seiner **Vogelhistorie** S. 335 — 338 die Betäubung oder den **Winterschlaf** der **Nachtigallen** sehr umständlich wider Herrn **Katesby** zu erörtern gesuchet.

Im **Hannov. Magaz.** 78. p. 381 tritt man auch der Meynung derer bey, welche die Nachtigallen für wahre Zugvögel halten, und zwar 1) weil sich im Winter gar keine sehen läßt; 2) weil sie sich hier zu Lande nicht erhalten kann, in so fern sie bloß von Würmern und Ameisen lebet; 3) weil ihr Zug eine bestimmte Zeit, nämlich vom 16ten bis 19ten Aprill hat, und acht bis zehn Tage dauret, welchen Zug die Weibchen endlich beschlüssen, und in zween bis drey Tagen alle auf einmal ankommen. Zu Ausgange des Augusts oder im Anfange Septembers ziehen sie, wie hier versichert wird, wieder ab, man weis aber nicht, wohin? — wahrscheinlicher in warme Länder, als daß sie sich in Sümpfen verbergen sollten.

Bachstelze. Nachtigall. Amerikanische oder spanische. (Seligm.) Die Grasmükke. (Müll.) l)

Der obere Schnabel dieses Vogels ist schwärzlich, der untere fleischfarbig. Die Nasenlöcher stehen dicht an den Federn des Vorderhauptes. Die Platte des Kopfes, die Oberfläche des Halses, Rükken und Oberfläche der Flügel und des Schwanzes haben eine dunkelgrünlicht-braune Farbe, der Bürzel aber und Saum der Schwungfedern, mehr ein gelblicht-grünes Ansehen. Die untere Fläche des Körpers ist vom Schnabel bis an den Schwanz unrein orangenfarbig. So sind auch die innern Dekfedern der Flügel, und inneren Fahnen der Schwung- und Ruderfedern gefärbt. Ueber den Winkeln des Mundes bemerkt man eine dunkle Linie, welche durch das Auge geht, und unter selbigen eine dergleichen, die unter jedem Auge wegläuft. — Von den Nasenlöchern an ziehen sich orangenfarbige Linien über die Augen hin. Beine, Füße und Klauen sind ganz dunkelbraun oder schwärzlich, und wie an den meisten andern kleinen Vögeln geformet. Sie gehört in Jamaika zu Hause, und kömmt am nächsten mit derjenigen überein, die Sloane die spanische Nachtigall nennet.

Dieser Vogel ist einer von denen, welche die Eigenschaft haben, ihr Nest an der Spitze von einem Zweig aufzuhän-

l) *Motacilla Calidris*, suprà fusco-virescens, subtùs fulua, lineâ oculari suboculari que nigrâ. *Linn.* S. N. XII. pag. 329. n. 2. Icterus minor, nidum suspendens. *Edw.* Av. Tab. 121. f. 2. Le Rossignol de l'Amerique. American. Nightingale. Seligm. Vögel V. Tab. XVI. *Sloane* Jam. II. p. 299. Nom. Edw. *Raji* Av. 184. n. 27. Ficedula Jamaic. major. *Briss.* App. 4to. 101. Le *grand Figuier de la Jamaique*. *Briss.* Av. 8vo. I. p. 457. n. 75. Müllers Linné II. p. 604. n. 2. *Onomat. Hist.* N. V. p. 262. Leipz. phys. ökon. Abhandl. III. B. p. 216. *Cathol.* F. p. 162.

zuhängen. Das Nest selbst ist ein wunderbares, nezförmiges Gewebe von heuartigen, langen Fasern, in Form eines kugelförmigen Beutels, aber mit zwo kleinen Oefnungen, und an einem gabelförmigen Zweig sehr fest angeschlungen. Ein wirkliches Kunststük dieses kleinen gefiederten Baumeisters!

Bachstelze. Nachtigall. Jamaizensische. Feldnachtigall. Jamaizensische Grasmükke. m)

Der Schnabel dieses Vogels ist stark, doch ohne dem Schnabel der kornfressenden Vögel zu gleichen. Er hat eine scharfe Spitze, ist etwas unterwärts gebogen und schwarz von Farbe. Kopf und Hals spielen aus dem Aschgrauen ein wenig ins Grüne. Rükken, Flügel und Schwanz haben eine braune, die innere Seite der Schwungfedern und untere des Schwanzes eine mehr aschgraue, Brust, Bauch, Schenkel, innere Dekfedern der Flügel, die Federn unter dem Schwanz, eine weisse, dunkel gestreifte, Füße und Klauen die gewöhnliche Form, und eine braune Farbe. In Jamaika ist er zu Hause.

Bachstelze. Nachtigall, die kleine. S. Binsennachtigall.

— — die Spanische. (Seligm.) S. die Amerikanische.

m) *Motacilla campestris*, grisea, capite virescente cinereo, rectricibus concoloribus, abdomine albido. *Linn.* S. N XII 329. n. 5. Curruca Jamaicensis. Le Moineau de Buisson de l'Amerique, *Edw.* *Av.* T. 122. f. 2. Seligm. Vögel. V. T. XVII. f. 2. *Motacilla sepiaria* Jamaicensis. *Briss.* Av. 4to. App. p. 100. in 8vo. Vol. I. p. 456. n. 74. La *Fauvette de haye* de la Jamaïque. Müllers Linné II. n. 5. *Onom. H. Nat.* V. p. 262. *Cathol.* F. p. 21.

Bachstelze. Nachtigall, die weisse. n)

Eine blosse Abänderung der oben beschriebnen europäischen Nachtigall, welche sich von ihr durch nichts, als durch die weisse Farbe des ganzen Körpers unterscheidet. Eine solche ist ehemals der Agrippina des Kaysers Klaudius Gemahlin, wie Plinius meldet, verehret worden. Auch Aldrovandus hat einer solchen erwähnet. Sie gehören unter die Seltenheiten, die man in der Natur sieht, gleich den weissen Sperlingen, Schwalben, Rebhünern, Amseln, Raben u. s. w.

— Nachtphilomele. S. Nachtigall.

— Nachtsänger, gemeine oder graue Grasemükke. Spottvogel. (D. Günth.) Hochgelbe Grasmükke. Baumnachtigall. (Klein) Grasmükke mit dem Nachtigallengesang. (Ebend.) Kukkuksamme. (Hall.) Knarrende, schwarzröthliche Grasemükke. (Ebend.) o)

Ein bekannter, angenehmer Gesangvogel von der Grösse des Rothkehlchen, mit etwas langem, schwarzen, spitzigen Schna-

n) *Luscinia candida.* Le Rossignol blanc. *Brisson.* Av. 8vo. I. p. 421. n. 13. B. Luscinia alba. *Aldrov.* Elzholz Tischb. p. 165. Allgemein Magaz. II. p. 96.

o) *Motacilla Curruca,* suprà fusca, subtùs albida, rectricibus fuscis, extimâ margine tenuiore albâ. *Linn.* S. N. XII. 329. n. 6. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 233. Ed. II. n. 247. p. 89. *Curruca. Gesner.* Av. 370. *Raji* Av. 79. n. 6. *Bellon. Sibbald. Curruca.* s. Hippolais. *Aldrov.* Orn. L. 17. c. 34. *Jonst.* Av. 129. T. 45. *Curruca* Eliotae *Will.* Ornith. 157. *Curruca* Andithia. Hypolais. Passer sepiarius vel gramineus. *Rzacz. Curruca.* s. Parus subviridis. *Barreri. Curruca Schwenckf.* Av. Siles. p. 255. *Curruca* Garrula. La *Fauvette babillarde.* *Briss.* Orn. 4to. Vol. III p. 384. in

Schnabel, gespaltner, hornartiger Zunge, bräunlichem Regenbogen, braunen Beinen und Klauen, oberwärts auf dem Leibe schwarzröthlich, am Kopf und Hals aschfarbig, auf dem Bürzel grünlich, die dunkelbraune Schwungfedern mit röthlichen Rändern versehen, der Schwanz dunkelbraun, die Bakken dunkel, die Farbe von unten aschgrau, der Bauch weiß, die Schenkel fleischfarbig, der Magen schwach an Muskeln, das Weibchen etwas blässer an Farbe, und schöner an der Brust, und auf dem Rükken. Man muß diese große graue Grasmükke sorgfältig von der kleinen braungelben, die unter dem Namen des Rohrsängers beschrieben wird, oder vom Weidenzeislein, unterscheiden. Von ihrer Begierde, der Nachtigall nachzuahmen, hat sie Hr. Klein die zwote Nachtigall, oder Baumnachtigall; Frisch aber, die Grasmükke mit dem Nachtigallgesange, genennet. Es scheint, als ob Zorn unter seinem, dem Mönche nicht unähnli-

in 8vo. I. p. 417. n. 7. *Curruca* cantu Lusciniæ. Frischs Vögel. T. 21. f. 3. Cannavarola. *Aldrov.* Av. II. 754. *Charlet.* Onom. 91. n. XII. Luscinia fusca, s. altera, curruca vera canora. Kleins Vogelh. p. 138. n. II. *Stemmata* Av. p. 13. T. XVI. Ficedula cannabina. *Jonst. Will.* Hallens Vögel. p. 323. n. 284. Curruca communis, cuculi nutrix. *D.* Günthers Skopol. Vögel. p. 189. n. 228. Wirsing Vogelnester. p. 61. T. XV. f. 1. Pontopp. Dännem. p. 174. Elzholz Tischb. p. 169. N. Sch. d. Natur. III. p. 501. Kleins illum. Vogeleyer p. 24. T. X. f. 6. Zorns Petinoth. II p. 151. Müllers Linné II. 605. n. 6. *Kram.* Austr. 377. n. 17. 18. *Merreti* Pin. p. 177. *Müller* Prodr. Zool. Dan. p. 32. n. 267. D. *Zückert* mat. alim. p. 114. *Seibizius* de Aliment. facult. p. 894. *Onomat. Hist. nat.* III. 532. IV. 892. *Catholic.* F. p. 81. *Dict. des Anim* II. 174. Franz. La *Fauvette babillarde.* Briss. Fauvette brune & noire. *Belon.* Ital. *Cannevarola.* Aldrov. *Beccafico cannapino.* Olina. *Pizamosche. Bianchetta. Piccafiga.* Engl. *The Titling.* Schwed. *Kruka.* Dän. *Graesmutte.* Holl. *Grasmosch.* Rußisch *Schaworonok.*

ähnlichen Dornreich oder Hekkenschmätzer (S. oben Bachstelze der Dornhekken) hauptsächlich diesen Nachtsänger gemeynet habe.

Diese große graue Grasmükke pflegt etwas spät bey uns anzukommen, und selten eher zu erscheinen, als bis die Baumknospen anfangen grün zu werden. Man findet also ihr Nest nicht eher, als zu Ende des Aprills oder im Anfang des Mays. Sie brütet, wie die meisten Vögel dieser Familie, in Büschen und Hekken, und bauet ihr Nest in jungen Schlägen, Laubhölzern, Gärten und dikbewachsenen Zäunen. Der Herr D. Günther hat es öfter in jungen Büchen und Masholder, als in andern Büschen, in Gärten und Zäunen, aber mehrentheils in dikbelaubten Stachelbeerbüschen angetroffen.

Die Grundlage des Nestes besteht aus Heu und aus dürren Grashalmen. Die Wände werden von eben diesen Baumaterialien aufgeführet, und durch Ineinanderflechtung dürrer Grashalmen zu einer Art von hohler Halbkugel geformet. In der innern Höhlung des Nestes bemühet sich die kleine Baumeisterinn, zärteres und weicheres Gras und Heu anzubringen, zugleich aber einzelne Pferdshare oder zarte Schweinsborsten einzuweben, und in die Runde herum zu legen. Im Durchmesser hat ein solches Nest, sammt seinen Wänden $3\frac{1}{2}''$, die Höhlung aber allein mehr nicht, als 2 Zoll 4 Linien, die Höhe, vom Boden bis an den äussern Rand, 2'', 2 Linien.

Man findet gemeiniglich vier oder fünf Eyer von der vierten Grösse in einem solchen Neste, unten ziemlich kolbig, oben jähling zugespitzt, von schmutzig weisser Grundfarbe, mit gelblich braunen oder olivenfarbigen Flekken bestreuet.

Einige

Einige derselben sind grösser, zum Theil ekkicht, andre kleiner, wie mäßige Sprikkeln und Punkte. Die meisten sind am stumpfen Theile zu sehen. p)

Herr D. Günther hat im Jahre zweymal dieses Nest, das letzteremal in der Heuerndte, gefunden. Der Nachtsänger hat, gleich andern schmäßenden Fliegenvögeln, die Gewohnheit, sein Nest sowohl durch häufiges Schmäßen, als durch ein winselndes Pipen zu verrathen. Wenn eine Kaße ihr Nest mit einem Ueberfall bedrohet, so flattert alsdann die Mutter auf der Erde so lange hin und her, bis die Kaße weit genung davon entfernet ist. q)

Die Jungen pfleget er mit kleinen Spannraupen und Spinnen aufzuziehen. Sie bleiben im Nest so lange beysammen, bis sie ziemlich flikke sind; kommt man ihnen aber alsdann zu nahe, so fahren sie alle auf einmal aus dem Nest und verbergen sich unter das dikke Gesträuch, und unter die dürren Blätter, die unter den Büschen liegen. Hier findet sie nicht leicht ein andrer wieder, als ihre Aeltern, welche sie an der Stimme kennen, und im Verborgnen so lange noch füttern, bis sie davon fliegen, und selbst Insekten fangen können.

Das Nest gehört unter diejenigen, welche sehr oft einem jungen Kukuk zur Wohnung dienen müssen.

Bachstelze. Nachtsänger. S. oben Nachtigall.

— Nachtschläger. S. Ebendas.

— Nesselzaunkönig. S. unten Zaunkönig.

p) S. D. Günth. Beschr. der Wirsingischen Vogelnester. p. 61. 62. Cf. Kleins illum. Vogeleyer. p. 24.

q) S. Hallen l. c. p. 323.

Bachstelze. Pensylvanische. (Onom.) Der Wurmfresser. (Seligm.) r)

Dieser Vogel, sagt Hr. Edward, scheint zu einer Mittelgattung zwischen den Vögeln mit kleinen, und denen mit grössern Schnäbeln, die von Körnern leben, zu gehören, weil der Schnabel grösser, als bey jenen, und kleiner, als bey diesen ist. Sein ziemlich spitziger Schnabel hat oben eine dunkle, unten eine fleischröthliche Farbe. Vom Winkel der Oefnung des Schnabels ziehet sich ein schmaler schwarzer Streif durch das Auge. Gerade über dem Auge sieht man eine gelbe Linie, über welcher noch ein bogenförmiger schwarzer Streif erscheinet. Der übrige Theil des Kopfes, Kehle und Brust sind gelbröthlich, fallen allmählig ins Weißliche, und so sind alle Untertheile bis unter den Schwanz gezeichnet. Rükken, Flügel und Schwanz haben eine weiß oder grüngelbliche, der untere Theil der Schwungfedern und des Schwanzes, eine aschgraue, Beine und Pfoten eine fleischröthliche Farbe.

Herr Wilhelm Bartram, welcher diesen Vogel an Hrn. Edward gegeben, hat ihn für einen Wandervogel erkläret, auch zugleich angemerket, alle Pensylvanische Vögel mit kleinen dünnen Schnabeln gehörten zu den streichenden Familien. Der gegenwärtige zeigt sich daselbst im Anfange des Julius, ziehet sich aber dann nach Norden, und man weis nicht eigentlich, wie weit sich sein Zug erstrekket. Man hat beobachtet, daß alle Vögel, welche durch dieses Land im Frühling nordwärts ziehen, auf demselbigen Wege niemals wieder

r) *Motacilla Pensyluanica*, pileo flauescente, hypochondriis sanguineis. *Linn.* S. N. XII. 333. n. 19. *Motacilla* pectore rubro. *Edw. Aues.* T. 301. Seligm. Vögel. VIII. B. T. 95. *Mangeur de vers.* Vermiuora. *Worm-Eater Brisson.* Aues. 8vo. I. 457. n. 76. *Ficedula* Pensyluanica. Le Figuier de Pensyluanie. Müllers Linné II, 610. n. 19. *Onom. H. N.* III. 903. V. 268.

der zurükke kommen, wodurch Herr Bartram auf die Vermuthung gerathen, sie müsten im Herbste südwärts durch einen andern Weg, jenseits der mitten im Lande liegenden Gebirge zurükke kehren.

Bachstelze, Pensylvanische Aschgraue. S. die blaue Bachstelze.

— — aschgraue geflekte. (Briss.) S. die gekrönte

— — — mit schwarzer Kehle. (Briss.) S. Gelbflügel, oben.

— — mit gelben Flügeln. S. Ebend.

— — goldköpfige. S. gekrönte und gelbköpfige.

— — mit gelbem Kopf. S. ebend.

— — mit rothem Kopf. S. die geflekte.

— — S. Ringelkönig.

— Pfäfchen. S. Braunellchen.

— Philippinische s)

Nach der Stärke ihres Leibes gleicht sie ohngefähr einer Grasmükke. Die Länge des ganzen Körpers beträgt 6½ Zoll, des Schnabels, 9 Linien, des Schwanzes, 2⅓ Zoll, der mittlern Zee, 8 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel 8⅔″. Zusammengelegt reichen die Flügel kaum an den dritten Theil der Länge des Schwanzes.

Die

s) *Motacilla fulicata*, nigro violacea, crisso castaneo, maculâ tectricum albâ. *Linn* S. N. XII. p. 336. n. 39. *Brisson. Orn.* Vol. III. p. 444. T. 23. f. 2. in 8vo. Vol. I. p. 433. n. 31. *Rubetra* Philippensis. Le *Traquet des Philippines.* Müllers Linné II. p. 617. n. 39. *Onom. H. Nat.* VI. p. 848.

Die Farbe des Vogels ist oben her schwärzlich mit dunkel violetten Rändern an den Federn. Unten am Leibe herrscht eine ganz dunkel violette Farbe, mit etwas eingemischtem Kastanienbraun ganz unten am Bauche. Kopf und Hals prangen ebenfalls mit einer dunkelvioletten Farbe, die Flügel, mit einem weissen Flek. Die untere Dekfedern des Schwanzes sind blaßbraun, die 12 Ruderfedern haben eine schwärzliche Farbe.

Bachstelze, Pensylvanische grosse. t)

Diese Art, vielleicht mehr, als eine blosse Abänderung der vorigen, ist nicht allein am Leibe etwas dikker, als jene, sondern hat auch einen etwas kürzern Schwanz und längere Flügel, die zusammengelegt, fast bis an die Spitze des Schwanzes reichen. Die Länge des ganzen Körpers erstrekt sich ebenfalls auf 6 Zoll, des Schnabels, auf $8\frac{1}{2}$ Linien, des Schwanzes nur auf anderthalb Zoll, der mittlern Zee hingegen, auf 10 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, auf $11\frac{2}{3}$ Zoll.

Die Farbe dieser grossen philippinischen Bachstelze ist oberwärts dunkelviolet, unten, wie auf dem Kopfe, schmuzig blaßröthlich. Der Hals hat unten und an den Seiten eine blaßbraune, die Brust eine graubraune Farbe, beyde Flügel einen schmuzig weissen Flek. Die zwölf Schwanzfedern spielen aus dem Schwarzen ins Grüne. Die Seitenfedern sind innwärts schwarz, die äusserste von aussen schmuzig blaßröthlich, der Schnabel unrein gelb, Füße und Klauen schwarz gefärbet.

s) *Motacillae fulciatae* varietas major, Philippensis, vel *Rubetra* Philipp. major. Le *grand Traquet des Philippines. Brisson.* Av. 8vo. Vol. I. p. 433. n. 32. *Onomat. H. Nat* VI. p. 849.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

173ste Woche.

Versuch einer Uebersetzung einiger Psalmen Davids vom Herrn Moses Mendelssohn. *)

Psalm 42.

1. Dem Sangmeister, eine Unterweisung von den Söhnen Korrahs.

2. So wie der Hirsch nach frischen Quellen schmachtet;
So schmachtet meine Seele, Gott! nach dir:

3. Meine Seele lechzt nach Gott, des Lebens Quelle.
Wenn werd' ich wieder hingehn, wieder mich vor Gottes Antlitz zeigen!

Meine

*) Es sey uns erlaubt, bey dieser Gelegenheit unsern Lesern einige Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes, aus einem Briefe von ihm, vorzulegen.

„Ich bedaure, daß ich nicht im Stande bin, Ihrem Verlangen „Genüge zu leisten. Meine Lebensumstände sind von so geringer „Erheblichkeit, daß ich Ihren Lesern keine sonderliche Unterhaltung „davon versprechen kann. Mir selbst haben sie so unwichtig ge„schienen, daß ich nicht das mindeste davon aufgezeichnet habe; „jetzt würde es mir unsägliche Mühe kosten, verschiedene Parti„kularitäten meines Lebens ins Gedächtniß zurük zu rufen, und ge„hörig vorzutragen. Die Hauptfakta, auf die ich mich jetzt be„sinnen kann, sind ungefähr diese:

„Ich

4. Meine Thränen werden mir Tag und Nacht zur Speise,
Da meine Feinde täglich fragen: Wo ist nun dein Gott?
5. Ueber mich ergeußt sich meine Seele, wenn ich denke,
Wie ich mit Gefolg hinauf in Gottes Tempel wallte;
Mit Dank und Freudengesängen, unter der feyrenden Menge.

6. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?

Harre

„Ich bin im Jahr 1729, den 12ten Elul. 489. nach jüdischer „Zeitrechnung zu Dessau gebohren. Mein Vater war daselbst „Schulmeister und Zehengebotschreiber, oder Sopher. Unter „Rabbi Fränkel, der damals Oberrabbiner war, studirte ich den „Talmud. Nachdem sich dieser gelehrte Rabbi, durch seinen Kom„mentar über den hierosolymitanischen Talmud bey der jüdischen „Nation grossen Ruhm erworben, ward er etwa im Jahr 1745. „nach Berlin berufen, wohin ich ihm in selbigen Jahre folgte. „Allhier gewann ich, durch den Umgang mit dem nachherigen „Doktor der Arzneygelahrheit, Herrn Aaron Gomperz, der vor „einigen Jahren zu Hamburg gestorben, Geschmak an den Wis„senschaften, dazu ich auch von demselben einige Anleitung erhielt. „Ich ward hierauf in dem Hause eines reichen Juden Informa„tor, hernach Buchhalter, und endlich Aufseher über dessen Sei„denmanufaktur, welches ich noch bis diese Stunde bin.

„In meinem drey und dreyßigsten Jahre habe ich geheura„thet, und seitdem sieben Kinder gezeuget, davon fünf am Leben „sind. Uebrigens bin ich nie auf einer Universität gewesen, habe „auch nie ein Kollegium lesen hören: dieses war eine von den grö„sten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, weil ich alles „durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen muste. In der „That trieb ich es zu weit, und habe mir endlich durch Unmäßig„keit im Studiren, eine Nervenschwäche zugezogen, die mich zu „allen gelehrten Beschäftigungen schlechterdings untüchtig macht; „selbst das Briefschreiben wird mir zu einer lästigen Arbeit, zu der „ich nur selten aufgelegt bin, daher ich dann um Verzeihung bitten „muß, daß Dero Schreiben so lange unbeantwortet geblieben ist. „Ich bin rc.

Digitized by Google

Harre nur zu Gott!
Ihm werd' ich einst noch danken
Für seines Angesichtes Heil.

7. **Betrübt ist** meine Seel' in mir, o Gott!
Wenn ich hier an dich gedenke, hier an Jordans Ufern
Am Gebirge Hermon; winziges Gebirge!

8. **Abgrund ruft** dem Abgrund zu; deine Wasserfälle brausen.
Deine Wellen, deine Fluten alle stürzen über mich.

9. **Des Tags** befiehlt der Herr doch seine Gnade
Und Nachts bleibt noch sein Lied bey mir,
Ein Gebet zum Gotte meines Lebens.

10. **Zu Gott ruf'** ich: Mein Schutz! warum vergissest du mein?
Warum muß ich betrübt, gedrängt vom Feinde wandern?

11. **Ach! es** zerschmettert mein Gebein, wenn Widersacher höhnen;
Wenn sie unaufhörlich fragen: wo ist nun sein Gott?

12. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?
Harre nur zu Gott!
Ihm werd' ich einst noch danken;
Ihm, meinem Gotte,
Meines Angesichtes Heil.

Psalm 43.

1. **Gott, richte mich**, und führe meine Sache wider das lieblose Volk:
Rette mich von jenem falschen, ungerechten Manne!

2. **Denn du bist** meine Zuversicht. Warum verlässest du mich?
Warum muß ich betrübt, gedrängt von Feinden wandern?

3. Ach sende mir dein Licht, deine Wahrheit!
Laß diese mich zu deinem heilgen Berge,
Zu deiner Wohnung wieder führen.
4. Daß ich zum Altare Gottes walle;
Zu Gott, der Freude meines Jauchzens.
Daß ich meinem Gotte wieder auf der Harfe danke!
5. Seele, was betrübst du dich?
Warum ist dir so bang in mir?
Harre nur zu Gott!
Ihm werd' ich einst noch danken;
Ihm, meinem Gotte, meines Angesichtes Heil.

Psalm 45.

1. Dem Sangmeister auf Schoschannim von den Söhnen Korahs. Eine Unterweisung und Liebesgesang.

2. Mein Geist beginnt erhabne Lieder.
Monarch! dir weih' ich mein Gedicht;
Dir meine Zunge, meinen Meistergriffel

* * *

3. Du bist der Schönste unter Menschenkindern.
Um deine Lippen fleußt Holdseligkeit;
Dich hat auf ewig Gott gesegnet.
4. O Held! gürt an das Schwerd an deine Hüfte!
Dis ist dein Schmuk, die Majestät! —
5. Die Majestät! — So zeuch dahin! es glükt!
Zum Schutz der Wahrheit, der geplagten Unschuld;
Sie wird dich Wunder lehren, deine Rechte.
6. Wie scharf ist dein Geschoß!
Hinstürzen Völker unter dir!
Es trift ins Herz der Königsfeinde.

7. Dein

7. Dein Thron wird ewig stehn vor Gott.
Gerechtes Zepter ist das Zepter deines Reichs.
8. Du liebest Tugend, hassest Frevel;
Drum salbet Gott dich mehr als andre Fürsten,
Dein Gott mit Freudenöl.
9. Von Aloe und Myrrhen duftet dein Gewand,
Aus helfenbeinen Zimmern, dir zur Wonne.
10. Des Festes Feyer schmükken Fürstentöchter.
Zu deiner Rechten strahlt die Liebe
In Ophirs Goldgeschmeide.
11. Prinzeßin, höre! Gönne mir dein Ohr!
Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus;
12. So wird der König Lust an deiner Schöne haben.
Er ist dein Herr! Du neige dich vor ihm!
13. Dir bringt die Tochter Zor Geschenke;
Des Volkes Reichen flehn um deine Gunst.
14. Im Frauenzimmer glänzt das Brautgeschmeide,
Die Feyerkleidung, goldgestükt.
15. Sie wallt in künstlichem Gewebe,
Dem Fürsten zugeführt. Ihr treten nach
Jungfräulich die Gespielinnen, dir zugeführt.
16. Sie wallen frohlokkend und freudig,
Hinauf in des Königs Pallast.
17. O daß an deiner Ahnen statt,
Einst deine Kinder werden,
Des Reichs Beherrscher, eingesetzt von dir!

* * *

18. Ein Denkmaal will ich deinem Namen stiften,
Von Kind zu Kindeskind.
Dich soll die Nachwelt glüklich preisen.

Psalm 49.

1. Dem Sangmeister, von den Söhnen Kohrahs.

2. Vernehmet mich, ihr Völker alle!
Erdbewohner, merket auf!
3. Der Großen Söhne! Söhne der Gemeinen!
Ihr Reichen und ihr Dürftigen!
4. Mein Mund soll feine Sprüche lehren;
Mein Herz von Weisheit dichten.
5. Mein Ohr vernimmt ein hohes Lied,
Und auf der Harfe spiel ichs nach.

6. Soll ich verzagen in der bösen Zeit?
Trift mich die Strafe meiner Untertreter?
7. Die sich auf ihre Macht verlassen,
Auf ihren grossen Reichthum trotzen.
8. Den Bruder will der Bruder nicht befreyn,
Versagt das Lösegeld dem Richter.
9. Sich selbst loskaufen, kostet es zu viel,
Sie würdens ewig unterlassen.
10. Und wenn der Thor noch ewig lebte,
Und niemals das Verderben sähe!
11. So merkt er nicht, wenn Weise sterben,
Daß auch der Thoren Schwarm vergehn,
Und andern ihre Kräfte lassen?
12. Sie wähnen zwar, Palläste dauern,
Ihr Wohnplatz bleibe für und für,
Ihr Name hochberühmt auf Erden:
13. Allein des Menschen ganze Herrlichkeit,
Sie dauert kaum eine Nacht,
Wenn er dahin fährt, wie das Vieh.

14. Die

14. Dis ist ihr Thun; sich selber Thorheit;
Wenns nur die späten Enkel rühmen.
15. Gleich einer Heerde, fahren sie ins Grab;
Sie treibt der Tod. Die Seeligen beherrschen sie,
An jenem Morgen. Nicht ewig faßt der Abgrund
Ein Wesen, das ihn überdauert:
16. Der Herr erlöse meine Seele.
Nimmt er sie mir, nur von der Hölle;
Sie siehet ohne Neid, wenn jener Schätze sammelt.
Und seines Hauses Herrlichkeit vermehrt.
18. Im Tode nimmt er keine Schätze mit:
Die Herrlichkeit fährt ihm nicht nach:
19. Ist seine Seele hier vergnügt;
Einst werden sie dich selig preisen,
20. Er fährt doch seinen Vätern nach,
Erblikket ewig nicht das Licht.
21. Ein Mensch in höchsten Würden,
Wenn er kein Weiser ist,
Fährt hin, wie dummes Vieh.

Psalm 87.

1. Den Söhnen Kohrahs, ein Psalm zum Singen.

Seine Veste auf heilgen Bergen;
2. Zions Thore liebt der Herr,
Ueber Jakobs Wohnungen alle.
3. Grosse Dinge rühmet man
Von dir, Stadt Gottes! Sela.
4. Von Rahab, Babel, meld' ich meinen Freunden;
Bezeichne Palästina, Zorr und Mohrenland:
„Jener Mann ward da gebohren!"

5. Von Zion aber spricht der Ruhm:
Wie mancher Mann ward da gebohren!
Der Höchste selbst hat ihren Grund gelegt!
6. Als die Völker Gott verzeichnete,
Schrieb er: Dieser werde hier gebohren! —
7. Wie Flötenspiel ertönen
Meine Gedanken alle von dir!

Psalm 90.

Gebet Moschéhs des göttlichen Mannes.

1. Herr! unser Zufluchtsort warst du,
Von Menschenalter zu Menschenalter.
2. Ehe denn die Berge gezeugt
Geschaffen wurden Welt und Erde,
Und von Ewigkeit in Ewigkeit
Bist du allmächtig!
3. Du führest das Menschengeschlecht bis zur Zerknirschung,
Dann sprichst du: Söhne Adams! kehret wieder!
4. (Denn tausend Jahre sind vor dir
Einem Tage der gestern vergieng,
Einer Nachtwache gleich)
5. Du strömest sie hin: Im Schlummer entstehn sie:
Des Morgens, wie wandelndes Gras:
6. Früh blüht es auf und wandelt,
Am Abend abgehauen und verdorret.
7. So vergehen wir in deinem Zorne;
So schleudert uns dein Grimm dahin.
8. Du stellest unsre Missethaten vor dich,
Unsre Heimlichkeit vor deines Angesichtes Licht.
9. Nun schwinden unsre Tage alle, durch deinen Zorn,
Wir bringen unsere Jahre zu, wie ein Geschwätz.

10. Unsre

10. Unsre Lebenszeit währt siebenzig Jahr,
Achtzig ist ihr fernstes Ziel
Und ihr Stolz ist Müh und Kummer;
Schnell abgeschnitten; so fliegen wir hin!
11. Doch wer erkennet deines Grimmes Allgewalt;
Daß er ihn fürchte, so furchtbar du bist?
12. Ach, lehr uns unsre Tage zählen,
Damit wir weises Herzens seyen!
13. Wende dich, Ewiger! ach, wie lange!
Sey deinen Knechten wieder gnädig!
14. Erfülle uns früh mit deiner Huld;
So rühmen wir frohlokkend unser Lebenlang.
15. Erfreu uns nun so lange Zeit, als du uns plagtest;
So viele Jahre wir nur Unglük sahen!
Zeige dein erhabenes Werk an deinen Knechten;
An ihren Kindern deine Majestät.

Psalm 91.

1. Der du im Schirm des Höchsten sitzest,
Und ruhest in der Allmacht Schatten!
2. Gott, meine Burg und meine Zuversicht,
Der Herr, auf den ich stets vertraue,
3. Er, sag' ich, wird dein Retter seyn,
Wenn Netze drohn, wenn Seuchen tödten.
4. Mit seinem Fittig dekt er dich,
Dein Schirm ist unter seinen Flügeln:
Seine Treue ist Schild und Harnisch.
5. Erzittre nicht bey nächtlicher Gefahr:
Vor Pfeilen, die des Tages schwärmen:

6. Nicht, wenn die Pest im Finstern schleichet:
Nicht, wenn am Mittag Krankheit wütet.
7. Ob tausend dir zur Seite fallen,
Und Myriaden dir zur Rechten;
Dir naht kein Unfall sich.
8. Du schauest sie nur mit deinen Augen,
Die Strafe, die den Frevler trift.
9. Denn du hast dein Vertraun auf Gott,
Den Höchsten, meine Zuversicht.
10. Dir kann kein Unglük widerfahren,
Und keine Noth sich deiner Hütte nahen.
11. Denn er befiehlt den Himmlischen,
Auf allen Wegen dich zu schützen.
12. Sie müssen dich auf Händen tragen,
Daß deinen Fuß kein Stein verletze.
13. Du wirst auf Leopard und Otter treten,
Zerdrükken Löwenbrut und Drachen.
14. „Denn er begehret mein, drum rett ich ihn:
„Ich heb ihn hoch empor; denn er erkennet mich.
15. „Er ruft mich an, ich höre, bin in der Noth bey ihm.
„Entreiß' ihn der Gefahr, und setz' ihn hoch in Ehren:
16. „Des langen Lebens satt,
„Soll er mein Heil erblikken."

Psalm 92.

1. Am Sabath abzusingen.
2. Lieblich ists, dem Ewgen danken;
Höchster! deinem Namen singen!
3. Des Morgens deine Güte rühmen,
Des Abends deine Vatertreue;

4. Unter

4. Unter Saitenspiel und Psalter,
Zum Denken von der Harf erwekt
5. Herr! deine Werk' ergötzen mich!
Fröhlich sing' ich deine Thaten.
6. Wie groß sind deine Thaten, Herr!
Wie tief die göttlichen Gedanken!
7. Die Unvernunft sieht das nicht ein:
Undenkende begreifen nicht,
8. Wenn Frevler grünen, gleich dem Grase;
Wenn alle Uebelthäter blühn;
Damit sie ewig untergehen;
9. Denn du bist ewiglich erhaben, Gott!
10. Sieh! deine Feinde, Herr!
Deine Feinde kommen um;
Uebelthäter fahren hin:
11. Aber wie des Waldstiers Krone,
Steigt mein Horn empor;
Mein Alter glänzt von frischem Oele.
12. Ich sehe Lust an stolzen Neidern;
Ich höre Lust an Uebelthätern
Die wider mich sich setzen.
13. Der Fromme grünt, wie Palmenwipfel;
So schießt die Ceder Libanons empor!
14. Was im Hause Gottes steht;
Was in seinem Vorhof grünet;
15. Muß noch im höchsten Alter blühn,
Immer frisch und saftvoll bleiben.
16. Muß lehren, daß der Herr gerecht,
Mein Hort, ohn' allen Tadel sey.

Nach-

Nachricht.

Grab der Chikane, worinn daß häufige Processe das größeste Uebel eines Staats sind, gezeiget, die wahren Quellen, woraus sie ursprünglich entstehen, oder, nachdem sie entstanden, sorgfältig genähret, ins Unendliche vervielfältiget und gleichsam verewiget werden, entdekket, dabey aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedene Quellen zu hemmen, und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden. Berlin, bey Joachim Pauli, Buchhändler. 1780.

Dieses Werk wird in zween mäßigen Oktavbänden, jeder von zwey bis höchstens drey Alphabeten, bestehen. 1. Der Anfang des ersten Bandes wird gemacht mit einem umständlichen Vorbericht, worinn theils die Grösse dieses Uebels, theils aber auch die Quellen, wodurch es nicht allein entstehet, sondern auch vermehret wird, im Allgemeinen nachgewiesen, und dabey, wegen Verminderung desselben, vornehmlich die Justizverfassungen der Königl. Preußischen Staaten zum Muster dargestellet werden. Demnächst geschieht der besondere Vortrag der hierunter in Betracht kommenden Wahrheiten in zwo Hauptabtheilungen. Die erste Hauptabtheilung hat die Quellen, woraus die meisten Processe entstehen, nebst den zur Hemmung und Verstopfung solcher Quellen nöthigen Mitteln, zum Gegenstande. Besonders wird hiebey bemerket werden, daß alle Processe, entweder in den in der bürgerlichen Gesellschaft vorfallenden Geschäften, oder in unbestimmten oder unrichtig ausgelegten Gesetzen, ihren Entstehungsgrund haben. Nur von jenen soll in dem ersten Bande gehandelt, die nähere Ausführung von diesen aber für den zweeten aufbehalten werden. Nach dieser Ordnung wird der Verfasser bey der ersten Abtheilung seine Gedanken in verschiedenen Abschnitten vortragen, und 1) Zuförderst die Etablirung verschiedener kleiner Kreisgerichtshöfe auf dem Lande, als eine zur Hebung dieses Uebels in ihrem ersten Ursprunge nothwendige Einrichtung in Vorschlag bringen; demnächst werden aus vorbemerkten Gesichtspunkt in nähern Betracht kommen: 2) Die Schuldprocesse, wobey besonders des Concursprocesses gedacht, und zugleich die Frage: ob, ausser der Kaufmannschaft, die Verbindlichkeiten nach Wechselrecht unter Privatpersonen, besonders aber dem Landmann, zu verstatten sind? in Erwägung gezogen werden sollen. 3) Die Processe über einen geschlossenen Kauf und Verkauf. 4) Die Processe zwischen Pächtern und Verpächtern, Miethern und Vermiethern. 5) Die Processe zwischen

Obrig-

Obrigkeiten und Unterthanen. 6) Die Processe wegen fremder Aufhütungen und andern Dienstbarkeiten. 7) Die Processe über Gränzstreitigkeiten. 8) Die Processe über Testamente und andere Vermächtnisse. 9) Die Processe über getroffene Sponsalien und Eheberedungen. 10) Die Processe über Societätscontracte. 11) Die Processe der Prediger mit ihren Patronen und Gemeinen. Vorbenannte und alle andere Processe dieser Art, deren sich unter der Bearbeitung des gegenwärtigen Werks noch eine weit stärkere Anzahl von gleicher Gattung darstellen wird, sollen, in Ansehung ihrer ersten Entstehungsquellen sowohl, als auch der zu ihrer Vermeidung diensamen Vorkehrungen, den von dem Verfasser zur Hauptabsicht habenden Gegenstand bestimmen. In der zwoten Hauptabtheilung des ersten Bandes werden die Vervielfältigungs- und Verzögerungsquellen der wirklich entstandenen und in ihrer ersten Entstehungsquelle nicht erstikten Processe entdekket, und dabey zugleich die sichersten Mittel, solche zu vermindern, dargeleget werden. Auch die hierin einschlagende Wahrheiten wird der Verfasser in verschiedenen besonderen Abschnitten vortragen, und dabey besonders 1) zeigen, wie die Hauptbemühung eines redlichen und gewissenhaften Richters hauptsächlich dahin gerichtet seyn müsse, daß er die Wahrheit von dem Grunde der unter den Parten vorgefallenen Streitigkeiten, die er entscheiden soll, unverfälscht, und ohne miteingemischte fremde Vorspiegelungen, zu erforschen, und sich davon einen deutlichen und vollständigen Begriff zu verschaffen, suche; 2) das bisher in den Gerichtshöfen eingeführte rechtliche Verfahren aber nicht von der Art sey, daß diese Absicht dadurch erreichet werden könne, wobey zugleich 3) die Frage, ob und in wie weit das sonst nützliche und ehrwürdige Amt der Advocaten hiezu nöthig, oder hinderlich sey? näher erörtert, die absolute Schädlichkeit oder Unzulässigkeit der Procuratoren aber ins gehörige Licht gestellet werden soll. 4) Wenn sich nun aus demjenigen, was der Verfasser in diesen dreyen Abschnitten vorzutragen gesonnen ist, von selbst ergeben wird, daß die eigene Vernehmung der Parten der beste, sicherste und kürzeste Weg sey, wodurch sich ein Richter von der wahren Beschaffenheit der vorgefallenen Rechtsstreitigkeiten auf eine zuverläßige Art überzeugen kann, so ist die persönliche Vorladung der streitenden Parteyen ein Hauptpunkt, worauf der Verfasser anträget. 5) Es wird daher ein Vorschlag, wie diese persönliche Erscheinung, bey allen, sowohl nähern als entfernten Parten, ohne viele Kosten und Beschwerniß, möglich zu machen sey, gewaget, und 6) der Hauptvortheil der persönlichen Erscheinung der Parten in dem alsdenn bequem fallenden und nur selten fehlschlagenden Versuch der Güte gesetzet, dabey aber auch für übereilte Vergleiche, welche ungerechten richterlichen Aussprüchen gleich zu schätzen sind, gewarnet werden. 7) Wie, wenn der Versuch der Güte keine statt findet, das richterliche Verfahren unter den Parten, sowohl in der ersten, als zwoten und dritten Instanz, bey der in

Vor-

Vorschlag gebrachten Einrichtung, ferner zu instruiren sey, wird der Verfasser näher nachweisen, und dabey besonders 8) auf die Abstellung aller unnöthigen Formalien, Interlocuten und besondern Beweisinstanzien dringen. 9) Ob die bisher gewöhnliche Sporteln und Gerichtsgebühren beyzubehalten, oder gänzlich abzuschaffen, wie sie in dem ersten Fall einzurichten, und was für ein Gebrauch davon zu machen? sind ebenfalls Fragen, womit der Verfasser sich zu beschäftigen, und darüber seine Gedanken zu eröfnen die Absicht hat. 10) Die grosse Wahrscheinlichkeit der von dieser Einrichtung zu erwartenden Verminderung und Verkürzung der Processe soll zum Beschluß durch eine angestellte Vergleichung mit dem bisherigen gewöhnlichen rechtlichen Verfahren näher erwiesen werden.

Zweeter Band.

Die Entdekkung der zwoten Art von Entstehungsquellen der in allen Ländern wahrgenommenen häufigen Processe ist dem zweeten Bande vorbehalten worden. Da nun selbige, wie bereits oben erinnert, hauptsächlich ihren Grund in den unbestimmten Gesetzen oder deren unrichtigen Auslegung haben, so wird der Verfasser bemühet seyn, theils die Gesetze, welche wegen ihrer Unbestimmtheit oder falschen Auslegung zu so häufigen Processen Anlaß geben, zu bemerken, theils aber auch denselben, um ihnen ihre Schädlichkeit zu benehmen, eine nähere und richtigere Bestimmung zu geben. Die dahin einschlagende und abzuhandelnde Rechtswahrheiten können zwar anjetzt noch nicht so eigentlich benannt werden, weil erst die wirkliche Bearbeitung des zweeten Bandes dem Verfasser hierunter das Nothwendigste an die Hand geben wird. Inzwischen kann doch vorläufig so viel versichert werden, daß in verschiedenen Abschnitten auf eine überzeugende Art dargethan wird: 1) daß das gemeine römische Recht auf die jetzige Zeiten und deutsche Staatsverfassungen dem grösseften Theil nach nicht anpassend sey, folglich schon aus diesem Grunde aus dessen Gebrauch eine Menge verderblicher und Geld fressender Processe erwachsen müsse; 2) daß aber auch dasjenige, so aus diesem römischen Rechte noch als vernünftig beybehalten werden könnte, durch die verschiedene gegen einander laufende Meynungen der Rechtslehrer auf das äusserste verstümmelt, folglich dieses ganze Recht dadurch zu einer wächsernen Nase gemacht worden, und daher alle so vielfältige Kommentarien der Rechtslehrer für eine allgemeine Kontrebande erkläret zu werden verdienten, damit den Advocaten die Gelegenheit, dadurch eine Menge weitläuftiger Processe zu erregen, beschnitten, die Richter aber, die Gesetze selber nachzusehen, und, nach deren unverfälschten Inhalt, der in den meisten Fällen weit weniger zweifelhaft ist, als er durch die Meynungen der Rechtslehrer gemacht worden, ihre rechtliche Aussprüche abzufassen, genöthiget werden mögen. 3) Wie nun bey dieser Gelegenheit auch die Mängel des Deutschen- und Sachsenrechts

senrechts nicht verschwiegen werden können, so wird 4) daraus zugleich auf die Nothwendigkeit eines allgemeinen vernünftigen und der Verfassung eines jeden Staats angemessenen Rechts geschlossen, auch, wie solches am besten und bequemsten zu Stande zu bringen sey, eine Anweisung gegeben werden. 5) Demnächst hat sich der Verfasser vorgesetzet, in den hauptsächlichsten Rechtsmaterien, welche bisher wegen Unzuverläßigkeit oder zweifelhafter Auslegung der Gesetze zu der überhäuften Menge von Processen Anlaß gegeben, eine nähere der Vernunft und der jetzigen Staatsverfassungen gemäße Bestimmung zu wagen. 6. Ein genaues Verzeichniß von denjenigen Rechtsmaterien, in welchen eine dergleichen Bestimmung zweifelhafter Fälle gewaget werden soll, kann zwar anjetzt nicht beygefüget werden. Inzwischen giebet doch der Verfasser die zuverläßige Versicherung, daß solches in den hauptsächlichsten zweifelhaften Fällen, nach seiner geringen Einsicht, geschehen soll, und vorläufig können davon genannt werden:

A) Die zweifelhaften Fälle in Sponsalien und Ehesachen.

B) Die Gerechtsame zwischen Eltern und Kinder.

C) Die, wegen sowohl der Patrimonial als anderer Jurisdiktion, vorfallende Streitigkeiten.

D) Die wegen der Erbfolge, in Ermangelung legaler Testamente, entstehen könnende Uneinigkeiten

a) in Ansehung der hinabsteigenden und hinaufsteigenden Linie;

b) der so genannten Seitenerben; und

c) der Eheleute, auch Verlobten.

E) Die Ungewißheit in Ansehung der Meliorationen und Deteriorationen.

F) Was in Lehns- und Fideicommißsachen der Billigkeit und den Lehnsrechten gemäß ist.

G) Das Recht der Genießbraucher und Pfandschillingsinhaber.

H) Was bey streitigen Gränzmahlen für ein wahres Kennzeichen derselben anzusehen.

Vielleicht wird dieses nur der geringste Theil der durch die verschiedene gegen einander laufende Meynungen der Rechtslehrer zweifelhaft gemachten und daher näher zu bestimmenden Rechtsmaterien seyn, und deren, bey der wirklichen Ausarbeitung dieses Werks selber, noch eine weit zahlreichere Menge zum Vorschein kommen. Inzwischen hat der Verfasser vorstehendes dem geehrten Publikum nur blos vorläufig anzeigen, und dadurch desselben wohl erlaubte Neubegierde, was in diesem Werke abgehandelt werden würde, ein Gnüge thun wollen. Im übrigen wird alles, was in beyden angekündigten Bänden auszuführen versprochen worden ist, von einem Mann, der seit vielen

vielen Jahren durch eigene Erfahrungen in der Ausübung der Rechtsgelehrsamkeit eine geprüfete Kenntniß erlanget hat, vorgetragen werden.

Dieses Werk wird in eben dem Format, mit eben der Schrift, auf nemlichen Papier, wie die in meinem Verlage herauskommende ökonomische Encyclopädie des Hrn. D. Krünitz, auf Subscription gedrukt. Auf Ostern 1781. kommt der erste, und zu Michaelis desselben Jahrs der zweete Band heraus. Diejenigen Liebhaber, so ihre Nahmen von jetzt bis Ostern 1781 zur Subscription einschikken, erhalten das Alphabeth um 16 Gr. nachher wird selbiges nicht anders als 1 Rthlr. verkauft. Diejenigen Freunde, so zehn Exemplare colligiren, erhalten für ihre Bemühung das eilfte umsonst; auf fünf Exemplar wird ihnen ein halbes Exemplar gutgethan; und so wird auch denjenigen, so mehr als zehn Exemplar nehmen, die Provision nach Proportion vergütiget werden. Ausser meiner Handlung nehmen die mehresten Buchhandlungen Deutschlandes Subscription darauf an. Berlin, den 1sten August 1780.

Joachim Pauli.

Buchhändler in Berlin; wohnhaft in der breiten Strasse.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

174ste Woche.

Anmerkungen über die Witterungsbeobachtungen, besonders über das Carlsruher Institut.

von

L. F. L.

(S. 91ste Woche, und Schwäb. Magazin vom Jahre 1780.)

Herr Hofrath Böckmanns Institut, ist ein seinem Geist und tiefen Einsichten vollkommen entsprechendes Werk, welches ihn ohne Zweifel um die Nachwelt nicht wenig verdient macht. Es wird mir dieser grosse Mann erlauben, einige Anmerkungen hier beyzufugen, die vielleicht zur Vollkommenmachung seines Vorhabens etwas beytragen können; Anmerkungen, die, wo nicht gleich Anfangs, doch in der Folge der Zeit benutzt werden können, wenn die Schwierigkeiten, die allemal bey der Anlage eines solchen Werkes zu entstehen pflegen, überstiegen sind. Es sind nachstehende Anmerkungen von Niemand noch, so viel ich weis, (wenigstens habe ich noch nicht alle Schriften in diesem Fache gelesen;) gemacht worden; die ich aber durch die Erfahrung nicht eines Jahrs allein, für wichtig befunden habe, und also zur Vollständigkeit jenes Instituts das ihrige beytragen können.

Die Absicht derselben ist ohne Zweifel, durch vielfache Beobachtungen den Gang, die Regeln, das Verhältniß, die Folgen der Witterung zu entdekken: hiezu aber ist nicht, wie ich aus Gründen glaube, das Allgemeine hinlänglich, es wird das Besonderste erfordert; z. B. es ist nicht genug, nur zu sagen, es war ein Gewitter, sondern die Umstände desselben, die ihm ganz eigen sind, müssen genau bestimmt werden: Zeit, Ort, Gang, Heftigkeit des Windes, des Regens, der Blize, der Donner, u. s. w.

Doch zur Sache selbst.

Lamberts Vorschläge zur Verbesserung der Witterungslehre, gehen zu sehr in das Grosse, und werden ebendeswegen seinem Endzwek nicht entsprechen: (die Witterung, welche jenseits des Aequators ist, hat, wie ich glaube, und aus Gründen glaube, wenig Einfluß auf unsere Helfte) so wie Herrn Hofrath Böckmanns Institut, der freylich nicht anders konnte, zu sehr in das Kleine geht. Es ist dieses leicht zu erweisen. Die Gewitter machen ohne allen Zweifel eine grosse Veränderung in dem Dunstkreis; ja sie sind beynahe, wie ich vermuthe, die einzige Ursache. — Diese nun durchziehen nicht allemal ganze Länder, z. B. wie das in der Neujahrsnacht 1779, sie bleiben öfters an einem Ort stehen, z. B. in grossen Waldungen, Gebürgen, tiefen Thälern; die Folgen aber davon erstrekken sich demohnerachtet ungleich weiter, wie mich mehr als eine Erfahrung belehrt. — Gesetzt nun in einer Gegend, wo ein solches Gewitter ausbricht, ist kein Beobachter, wie will nun derjenige, der von diesem Gewitter nichts weiß, den Grund eines eingefallenen Regens, oder einer Kühle, oder der Veränderung des Windes angeben? Er wird gewiß nie eine zuverläßige Fol-

gerung

Google

gerung aus seinen Beobachtungen machen können. — Eben so ist es mit der Entstehung eines Gewitters beschaffen, (welches ich einigemal recht schön beobachtet habe, und auch noch nicht gehörig bemerkt worden ist; ich werde davon nächstens umständlicher reden, weil ich hier einen deutlichen Beweis für die Theorie der Gewitter finde) weiß ich den Ort der Entstehung nicht, und den Gang derselben, bis zu seiner Endschaft, wie will ich gehörig urtheilen? — —Ich folgere also dieses: wann nicht alle fünf Meilen im Vierek, und zwar in ganz Europa, ich möchte dazu setzen, in Asia, sich ein Beobachter findet; so werden wir nie zu einer sichern Witterungslehre gelangen. Ich könnte noch vieles zum Beweise, zur Erläuterung dieses Satzes anführen, so wie auch einige Einschränkungen beyfügen, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte.

Noch etwas, und zwar über die Zeit der vorzunehmenden Beobachtung. Jene in den Berliner Mannigfaltigkeiten vom Herrn Hofrath Böckmannan gegebene Zeit, ob sie schon vieles Ansehn vor sich hat, ist dennoch nach meinen gemachten vielfachen Erfahrungen keineswegs die der Sache angemessenste — durch vieljährige häufige Proben finde ich nachstehende Beobachtungsstunden als die besten. — Ich beobachte zuerst Morgens, und zwar wenn die Sonne über den Gesichtskreis bereits hervorgestiegen: dies ist im Winter später, als im Sommer, weil hier die Kälte am grösten, mithin der wahre Beobachtungspunkt ist. — Ich beobachte ferner um 12 Uhr, weil hier die Wärme gemäßigt ist. — Fernet Sommers um 4 Uhr, im Herbst und Frühjahr um 3 Uhr, Winters um 2 Uhr, weil hier die Hitze am grösten ist. Denn beobachte ich noch einmal des Abends, wenn die

Sonne bereits unter dem Gesichtskreise ist, weil dieser Zeitpunkt die Kälte oder Wärme der Nacht bestimmt. — Es kann auch nicht schaden, bevor Winterszeit, des Abends um 10 Uhr zu beobachten, weil gar oft das Wetter hier sich zu ändern pflegt.

Die feine Behandlung des Instruments ist allerdings nöthig, und zwar wäre es zu wünschen, daß alle von einem Kenner nicht fabrikenmäßig, sondern mit der grösten Sorgfalt gemacht und vertheilt würden. Der Ort selbst, wo sie angebracht werden, ist genau zu bemerken, ob sie frey stehen, oder zu sehr von Gebäuden eingeschlossen werden, ob sie sich in der Höhe oder Tiefe befinden? Denn alles dieses bringt eine Veränderung hervor. Vorzüglich darf die Sonne nicht darauf scheinen.

Die Bestimmung der Aussicht des Himmels, würde meinen Ensichten nach vielmehr Abtheilungen in sich begreifen, als in den Mannigfaltigkeiten angegeben sind. Die Farbe der Wolken, ihre optische Höhe, ihre Dichte, ihre Länge müssen allerdings bestimmt werden, wenn ich auf die Witterung schliessen will; so wie auch dieses: ob Gewitterwolken am Himmel gestanden? ob Wolken über dem Gesichtskreis herauf gestiegen, die sich in der Luft verzehrt haben? ob der Himmel bald hell, bald überzogen gewesen? dieses erst giebt mir vollkommene Gelegenheit, über die Witterung zu urtheilen.

Bey den Winden ist ferner nicht bloß, wie die Mannigfaltigkeiten fordern, auf die Heftigkeit zu sehen, sondern auch dies ist anzumerken, ob der Wind stoßweise, oder in einem fort, in der Höhe oder Tiefe gegangen; hieraus kann ich weit

mehr

Digitized by Google

mehr, als aus der blossen Heftigkeit ein Urtheil fällen. Ich setze noch dieses zu besagten Vorschriften hinzu, welches, wie ich glaube, auch bemerkt zu werden verdient, und uns Gelegenheit zu Beobachtungen geben kann, nämlich der Schall des Donners, seiner Dauer rc. — Ich glaube hierüber zu einer andern Zeit Anmerkungen machen zu können. Doch was ich hier schreibe, geschieht keineswegs das Institut zu tadeln; sondern meine wenige Erfahrungen den Einsichten der Gelehrten vorzulegen, und um ein Scherflein zu dem Institut (welches meinen ganzen Beyfall hat, und welches ich schon viele Jahr her aufzurichten wünschte, als ein Deus minorum gentium aber nicht zu unternehmen, oder vorzuschlagen Muth hatte) meines wenigen Orts auch beyzutragen, und entschuldige mich mit der Sentenz, die ich ehemals als Schüler gelernt: Sæpe etiam est olitor valde opportuna locutus.

Die weisen Narren.

Das Jahrhundert Ludwigs XIV. zeichnet sich hauptsächlich dadurch aus, daß es Künste und Wissenschaften empor hob, die Barbarey stürzte, und den Genies Gelegenheit schafte, sich glüklich zu entwikkeln. Nirgends waren so viel Gelehrte von entschiedenem Werth, von blendendem Ruf, so zahlreich anzutreffen, als eben in Frankreich, und sonderlich in der Hauptstadt Paris: und was dabey allerdings bemerkenswerth scheinet, diese Gelehrten hatten den Hang zum Neide nicht, den man gemeinhin an ihnen tadelt, sondern sie lebten in der vertraulichsten Freundschaft, und das war mit ein Vortheil für das Wachsthum der Wissenschaften.

Die freundschaftliche Vertraulichkeit wurde unter ihnen durch öftere gesellschaftliche Zusammenkünfte unterhalten; sie theilten sich ihre Entdekkungen, Urtheile, Nachrichten rc. mit, und opferten zugleich der Frölichkeit. Bald waren sie bey diesem, bald bey jenem zusammen, und allenthalben war ihr Zwek, zu nützen und zu vergnügen.

Einsmals hatte der berühmte Moliere den Thomas und Peter Corneille, Racine, Chapelle, Patrù, la Fontaine, la Bruyere und mehrere auf sein Landhaus eingeladen, welches nahe bey Paris an der Seine lag. Moliere befand sich nicht recht wohl, und sahe sich genöthiget, die Gesellschaft mit der nächtlichen Ruhe zu vertauschen. Unterdessen setzte er den Chapelle an seine Stelle zum Wirth. Diese Weisen unterhielten sich von allerhand Wahrheiten und Einbildun-

bildungen; ihr Gespräch lenkte sich endlich auf die Nichtigkeit menschlicher Ergözungen, die zu vorüberrauschend sind, die zu wenig die Seele füllen, als daß man sich sehr um sie bemühen sollte: dagegen schilderten sie sich das Glük, wenn sich jemand durch ausserordentliche Handlungen bey der Nachwelt unsterblich machte. Es wurden bald diese, bald jene heroische Unternehmungen auf die Bahn gebracht, welche den Namen der Sterblichen verewigen könnten, und der Champagner, welchen Chapelle, aus Vollmacht des Wirths nicht schonte, breitete um alle ihre Vorstellungen, die sie sich machten, einen sehr blendenden Glanz aus.

Trunken, nicht so sehr vom Wein, als von dem süssen Gedanken der Unsterblichkeit ihres Nachruhms, werden sie endlich eins, heute noch die Heldenthat auszuüben, und sich alle miteinander in die Seine zu stürzen. Ein alter Bedienter, welcher über die Gespräche und den Entschluß dieser so lebhaften Männer bisher in seinem Herzen gelacht hatte, sahe die feyerlichen Verbindungen, welche sie unter einander machten, von ihrem Vorhaben durchaus nicht abzugehen, sondern ihrem Plan bis zur völligen Ausführung treu zu bleiben. Hier ward ihm bange, er eilte und wekte seinen Herrn auf, welcher auch augenbliklich in die Versammlung trat. Mit innerer stolzen Zufriedenheit erzählten sie alle dem Moliere ihre Betrachtungen und das Resultat derselben, daß sie sich ersäufen, und so ihr Leben mit einer grossen und ausserordentlichen Handlung beschliessen wollten, und baten ihn, gemeinschaftliche Sache zu machen.

Moliere, viel zu guter Kenner der menschlichen Leidenschaften, hütete sich, seinen Freunden jezt zu widersprechen; er lobte vielmehr ihren so edelmüthigen Entschluß, bat

sie selbst, ihn an dieser Ehre Theil nehmen zu lassen, und erbot sich, ein Vorbild der Standhaftigkeit zu seyn — allein — fügte er hinzu, es ist Nacht, wer ist Zeuge unsrer grossen Thaten? könnte es nicht geschehen, daß, wenn sie morgen erst ruchtbar werden, der Zahn des Neides daran nagte, und man aussprengte, wir hätten uns durch die Wirkungen des Weins hinreissen lassen, und nicht mit völliger Gegenwart des Geistes, mit Vorleuchtung einer gesunden Vernunft gehandelt, wodurch der gröste Theil des Werths unsrer so rühmlichen Handlung wegfallen würde. Wir wollen es bis morgen früh aufschieben, und dann soll alle Welt sehen, wie groß unsre Seelen sind, daß sie auch dem Tode Troß bieten.

Dieser Vorschlag erhielt aller Anwesenden lauten Beyfall, sie versiegelten ihren Entschluß noch durch einige Bouteillen Champagner, und gingen zur Ruhe.

Er erschien, der angesetzte Morgen, heiter, schön: aber für unsre Helden schien er etwas Schauderndes zu haben. Einer schikte zum andern, ließ fragen, was er thun wollte? — Das süsse Leben siegte über den ungewissen Nachruhm; — sie kamen zusammen, spazirten in dem Garten an der Seine herum und — ersäuften sich nicht. — Dank sey es dem guten Rath des Moliere!

Ueber

Ueber die Steine von Vicenz.

Unter den mancherley natürlichen Merkwürdigkeiten der Gegenden von Vicenz verdienen die kleinen runden und elliptischen Kiesel, die eine Art von Chalcedonachat oder Opal sind, einen nicht geringen Platz. Sie gehören in das Geschlecht der Adlersteine. Ihre innere Höhlung ist mehrentheils leer, doch enthält sie auch nicht selten einen schönen Wassertropfen in sich. Diese kleinen Steine werden in beträchtlicher Menge auf den Hügeln um Vicenz, die ganz aus schwarzbrauner Asche von ehemaligen Vulcanen entstanden sind, gefunden. Es giebt viele, die nur die Grösse einer kleinen Erbse haben, und daher von Liebhabern in Ringe gefaßt werden: es giebt aber auch andere, die im Diameter von der Grösse eines halben französischen Zolls sind. Ich habe von der Gnade eines vortreflichen Prinzen, der diese Gegenden selbst vor einigen Wochen besuchte, einen solchen Stein, als ein unschätzbares Andenken seiner Reise, zum Geschenk erhalten, und ich will denselben hier kürzlich beschreiben. Er ist länglicht rund, und sein grosser Durchmesser 8 französische Linien, der kleine $6\frac{1}{2}$, und die Dikke $4\frac{1}{2}$ Linien. Auf einer Seite ist er ganz geschliffen; auf der andern nur der mittlere Theil, so, daß man noch die gelbbraune Rinde, oder den äussern Ueberzug desselben sehen kann. An den geschliffenen Stellen ist die Farbe grauweißlicht, und er ist schön durchsichtig. Der grössere Durchmesser der innern unregelmäßigen Hohlung ist 6, der kleinste 4 Linien. Der Wassertropfen selbst ist 4 Linien lang, und $2\frac{1}{2}$ breit. Er ist in der Höhlung sehr beweglich, und nimmt, wie leicht einzusehen, bald diese, bald eine andere

Gestalt an. Herr D. Turra in Vicenz hatte zween dieser Steine in Ringe fassen lassen, und nach Herrn Ferbers Versicherung sollen die Wassertropfen nach einiger Zeit verdunstet seyn. Ich habe mir vorgenommen, ausdrükliche Versuche darüber anzustellen, und den Stein nicht nur den Sonnenstrahlen auszusetzen, sondern ihn täglich eine Zeitlang zu electrisiren und zu beobachten, was nach einigen Monaten dadurch erfolgen werde. *)

Diese Wasserhaltenden Opale, (Opali Echydri) werden von Liebhabern, die solche nicht genug kennen, oft sehr theuer bezahlt. Zum Beyspiel kann der Opalkiesel dienen, der viel kleiner, als der meinige ist, und der sich in dem Kabinette zu Brüssel befindet. Er ward von dem Durchl. Besitzer dieser Sammlung mit 50 neuen Louisd'or erkauft, da der Stein von dem Verkäufer wenige Wochen vorher auf 1 Dukaten geschäzt war. So angenehm diese Steine wegen ihrer problematischen Entstehung dem Forscher der Natur sind, und so sehr sie daher in jedem Kabinette einen ansehnlichen Plaz verdienen; so wenig übertrieben kostbar sind sie für den, der mit Gelehrten jener Gegend einige Bekanntschaft hat. Denn sie sind zu Vicenz, in deren Gegend sie in

*) Ich habe, seitdem ich dieses niederschrieb, wirklich die Versuche gemacht, und zu meiner freudigen Verwunderung meinen Wassertropfen ganz verschwinden sehen. Es hat kaum 3 — 4 Wochen Zeit erfordert. Ich habe den Stein unsrer so einsichtsvollen grossen Durchlauchtigsten Naturforscherinn, die ihn so ganz mit seinem Wasser gekannt hatte, ohne Waser vorgezeigt, und dieser merkwürdige Versuch hat ihren größten Beyfall erhalten. Auch mit vortreflichen Vergrösserungsgläsern läßt sich keine Spur von Rizen wahrnehmen. Ich will nun eine Reihe von Versuchen anstellen, um zu erfahren, ob es möglich sey, dem Steine sein Wasser wieder zu geben. Glükt es, so werd' ich dem Publikum die Folgen davon vorzulegen die Ehre haben.

Digitized by Google

in beträchtlicher Menge gefunden werden, geschliffen und ungeschliffen um sehr billige Preise zu haben. Diese Nachricht mag für Personen, die nur mit Naturalien spielen, und in deren Augen nur solche Stükke würdige Kabinetsstükke sind, die äusserst selten und vornehmlich theuer sind, eben keine besondere Empfehlung oder Freude seyn: Liebhaber hingegen von reinem Geschmak, und die das Lehrreiche und Aufklärende in der Natur auch denn noch schäzen, wenn es gleich von Bauren, wie von Fürsten besessen werden kann, werden diesen Fingerzeig vielleicht nicht verachten, der dem unbilligen Naturalienkrämer vielleicht einen ungerechten Vortheil entziehen, aber manche Kabinette dagegen mit diesen merkwürdigen Steinen auf eine wohlfeile Art bereichern wird.

Böckmann.

Dank=

Danklied für die gesegnete Erndte.

Mein Gott! Du bist unendlich groß,
Und grösser als wir fassen,
Uns hast Du jetzt aus Deinem Schooß
Die Fülle strömen lassen,
Ein ganzer Seegen fleußt uns zu,
Wo ist, o Gott! ein Gott wie Du!

Du riefst ins erste Seyn die Welt
Durch Dein allmächtig Werde!
Du bist es, der da noch erhält
Den Himmel und die Erde,
Noch steht sie da, o Herr! durch Dich
Die Schöpfung unveränderlich.

So weit mein heitres Auge geht
Auf Berge, Thäler, Fluren,
Da seh ich Deiner Majestät,
Und Deiner Gottheit Spuren;
Der Hügel jauchzt, die Aue lacht
Erhabner Schöpfer! ihrer Pracht.

Die Felder lechzten, Deine Hand
Gebot dem sanften Regen,
Wir pflanzten, fruchtbar ward das Land,
Und reicht uns seinen Seegen,
Jetzt sammlen wir die Scheuren voll,
Was Millionen sättgen soll.

O welche Lust! ein jedes Feld,
Das nur mein Aug erblikket,
Zeigt gleichsam eine neue Welt,
Vortreflich ausgeschmükket;
Der frohe Landmann schaut es an,
Und spricht: Das, das hat Gott gethan!

Was dann in niedern Hütten wohnt,
Bringt Dir, o Gott! die Ehre.
Der Edle, der im Purpur thront,
Bringt Dir, o Gott! die Ehre,
Und Greis und Jüngling freuen sich
Und preisen, Gott der Menschen! Dich.

Gieb uns ein Herz, das seine Pflicht
Stets würdig weiß zu schätzen,
Daß wir den dürft'gen Bruder nicht
Frech aus den Augen setzen,
Uns nicht aus eitlem Stolze blähn,
Noch Dich aus Uebermuth verschmähn.

Dort wirst Du Selbst den Erndtekranz
Um unsre Schläfe winden,
Wo wir verklärt den Segen ganz
Von unsrer Aussaat finden,
Der uns im Himmel beygelegt,
Und tausendfältge Früchte trägt.

Anzeige.

D. Joh. Dan. Mezgers, öffentlichen Lehrers auf der hohen Schule zu Königsberg ꝛc. Gerichtlich-medicinische Beobachtungen. Erster Jahrgang. 1778. Zweeter Jahrgang. 1780. in 8vo.

Wir können diese Schrift nicht anders, als für überaus nützlich halten, sowohl für den gerichtlichen Arzt, als auch für den Richter, welcher mit heimlichen Fällen zu thun hat. Die darin vorkommenden Fälle, die zwar nicht alle von gleicher Wichtigkeit seyn können, von denen aber keiner unerheblich ist, werden besonders den letzten lehren mit Behutsamkeit zu verfahren, und ihn zum Theil überzeugen, wie schwer es in manchem Falle halte, die Grade der Sittlichkeit einer Handlung, in so fern sie den Gegenstand einer peinlichen Untersuchung ausmachet, mit Gewißheit zu bestimmen.

Mehrere Gelehrte haben die gerichtliche Arzenepwissenschaft in Lehrgebäuden vorgetragen, aber nur wenige dieselbe durch Bekanntmachung besonderer Fälle erläutert, worauf doch so vieles ankommt, und unter diesen verdient der Herr Verf. durch die Kürze und Genauigkeit in seinem Vortrage die erste Stelle und Aufmunterung.

Ob zwar der Raum dieser Blätter nicht verstattet, den Vorwurf sämmtlicher in diesen beyden Jahrgängen enthaltene Beobachtungen anzuzeigen; so soll doch solches in Ansehung einiger, die uns vorzüglich wichtig geschienen, geschehen.

I. Jahrgang.

3ter Fall. Bestätigte Geschichte einer Verblutung aus einer nachläßig verbundenen Nabelschnur.

5ter Fall. Eine von jemanden genommene starke Dosis Arsenik, bewirkte keine Zerfressung und Zerstörung des Magens, noch Absonderung der zotigen Haut von demselben, sondern durch einen hohen Grad der Entzündung den Tod.

10ter Fall. Wichtigkeit der Mitempfindung in der Arzeneykunde.

11ter Fall. Bey dieser Gelegenheit Gedanken von der verschiedentlich bestrittenen Zuverläßigkeit der Lungenprobe. Der Herr Verf. hält sie mit dem Herrn Prof. Camper für untrüglich, und für gewiß, daß das Untersinken der

Lungen

Digitized by Google

Lungen im Wasser eine todte Geburt beweise, so wie das Schwimmen derselben das sichere Kennzeichen eines lebendig gebohrnen Kindes sey: in den wenigen zweifelhaften Fällen müste man, aus Gründen der Menschlichkeit, eher ein Kind für ein todt, als lebendig gebohrnes annehmen.

12ter Fall. Bestätigung der Möglichkeit eines schnellen Todes durch die möglich heftigste Erschütterung des Gehirns.

Den Schluß des Jahrgangs machen zwey Gutachten der **medicinischen** Facultät zu **Königsberg,** welche eine vorgebliche **Störnng der** Sinne betreffen.

II. Jahrgang.

Erster Abschnitt.

1ste und 2te Beobachtung. Neue Bestätigung der Zuverlässigkeit der Lungenprobe, welche sogar beweist, daß auch ein hoher Grad der Fäulniß noch nicht hinlänglich sey die Lungen so zu verändern, daß diese Probe nicht sollte statt haben können.

4te Beobachtung. Erschütterung und Ergiessungen sind die **einzigen furchtbaren** Zufälle der Kopfwunden.

Zweeter Abschnitt.

Sechs Gutachten über den Gemüthszustand eben so vieler **Inquisiten.** Eine für Rechtsgelehrte, Aerzte und Philosophen **wichtige Materie** ist ohnstreitig die Bestimmung der Gränzen **zwischen Vernunft und** Wahnsinn, und diese Gutachten liefern **nachdenkenden** Lesern allerdings Stoff zu weitern Betrachtungen. **Eine ganz** besondere Art des Wahnsinns erwähnt das 4te **Gutachten.** Ein Bürgermeister einer kleinen Stadt, welcher, **eines gewissen** Verbrechens wegen, in Untersuchung gerathen **war, und bereits** Merkmale einer verwirrten Vernunft gegeben **hatte, berief** sich in einem Verhöre, es erhellt nicht, **bey was für einer** Gelegenheit, auf ein Observatorium. Der Herr **Verf. erkannte** ihn bey der ihm aufgetragenen nähern Untersuchung **seines** Gemüthszustandes gar bald als wahnsinnig: als **er ihn über das** sogenannte Observatorium befrug, ließ er sich **folgender Gestalt** vernehmen:

„**Es** ist etwas physicalisches; eine Maschine, welche einen „**Menschen**, der damit belegt ist, so in seiner Gewalt hat, „**daß sie** seine Leidenschaften und Schiksale lenket. Zu Kö„**nigsberg** ist freylich diese Maschine nicht bekannt. Ich bin „**auch damit** belegt, wiewohl ich sie nicht genau kenne. Ich „**habe sie** zwar in Petersburg gesehen, aber nicht ganz ge„**nau: man** wollte mich nicht völlig zu dem Geheimniß zu„lassen.

„lassen. Hätte ich eine solche Maschine, so würde ich auch „wohl anderer Leidenschaften damit lenken können, denn „Leidenschaften müssen doch auf eine Art dirigirt werden. „Da ich nun einmal damit belegt bin, und mich auf keine „Art des starken Einflusses derselben erwehren kann, so hän„gen alle meine Schiksale, auch die Unbilligkeiten, die mir „angethan worden, selbst die Kette, die ich hier trage, da„von ab."

Der Wahnsinn des Inquisiten schien beynahe aus allen Arten der Störung der Sinne zusammengesetzt zu seyn.

Der Abweichungen der menschlichen Vernunft von ihrer eigentlichen Richtigkeit und Integrität giebt es so viele, und derjenige Theil der gerichtlichen Arzeneykunst, welcher sich damit beschäftigt, ist in so viele Schwierigkeiten verwikkelt, daß er die ganze Aufmerksamkeit der Aerzte erfordert, besonders in dem Lande, worin der Hr. Verf. lebt, da nach seiner Versicherung die Melancholie eine in Preussen endemische Krankheit ist.

O**o.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

175ste Woche.

Freundschaftliche Erklärung über die im vorigen Stükke eingerükte Anmerkungen, die Wetterbeobachtungen und das Carlsruher Institut betreffend.

von

Joh. Lor. Böckmann.

Nichts ist für das Aufblühen der Wissenschaften wünschenswürdiger und gedeihlicher, als wenn Männer von praktischen Kenntnissen sich freundschaftlich die Hände bieten, und mit Beyseitsetzung aller Nebenabsichten dahin arbeiten, um Anstalten, die zum wahren Nutzen der Welt abzielen, immer zu einen grössern Grad der Vollkommenheit zu bringen. Aus diesem angenehmen Gesichtspunkte betrachte ich die Anmerkungen des mir unbekannten Gelehrten, über die Wetterbeobachtungen überhaupt und über das Carlsruher Institut insbesondere. Ich danke diesem wakkern Manne für die schmeichelhaften Gesinnungen, die er gegen dieses Institut und gegen mich selbst äussert; für die Mühe, die er sich genommen hat, meine Vorschläge zu durchdenken; für die Güte, mit welcher er dem Publikum einige Regeln zu guten Beobachtungen hingegeben hat, und endlich für die Freundschaft, mit welcher er mir einige Umstände anzeigt,

die mein Institut für die Zukunft vielleicht vollkommener machen könnten. Ich erkenne die Richtigkeit und Wahrheit der mehrsten seiner Regeln und Forderungen: ja ich glaube sogar behaupten zu können, daß Beobachter, die solche vernachläßigen, schwerlich etwas zur Aufnahme der Witterungslehre werden thun können. Aber ich bin auch eben so gewiß, daß der Herr Verfasser nach seiner geäusserten Denkart sich mit mir freuen werde, daß diese an sich schätzbaren Vorschläge nicht erst für die Zukunft wirksam seyn dürfen; sondern daß ich, schon vor einem und zwey Jahren bey der ersten Ankündigung, und nachherigen wirklichen Einrichtung vollkommen sympathetisch mit seinem Plane gearbeitet und sogar in einigen Stükken seine hier geäusserten Wünsche selbst noch übertroffen habe. Es ist, wie ich glaube, ihm selbst, oder wenigstens verschiedenen andern meiner izigen Leser vielleicht nicht unangenehm, wenn ich unser meteorologisches Institut nach seiner eigentlichen Absicht und Einrichtung, so, wie es wirklich da ist, kurz und wahr beschreibe; dann meine wenige Gedanken über jene Anmerkungen freundschaftlich hinseze, und dann mein Herz und meine Hand ihm darbiete, um ihn öffentlich aufzufordern, durch seine Einsichten, durch seine Bemühungen, durch seine Erfahrungen, durch seinen Einfluß in der Nähe und Ferne um ihn her, unsere guten Absichten für die Wissenschaften und für das Wohl der Welt zu befördern.

Das, durch die gnädige Unterstüzung unseres wohlthätigen Fürsten, von mir errichtete Baadische meteorologische Institut hatte von seiner ersten Grundlage an mehrere Gegenstände zu seinem Endzwek, und unter diesen vorzüglich die Vervollkommnung und Erweiterung der Witterungskunde überhaupt, und dann die nähere Bestim

mung des physischen Climas der Baadischen Länder und der daraus zu ziehenden Folgerungen für die Oekonomie der Thiere und Pflanzen. In Ansehung des ersten Hauptpunktes sucht' ich der Meteorologie mehrere und genaue Beobachter zu verschaffen, solche durch ein gelehrtes Freundschaftsband mit einander zu verbinden, und zu bewirken, daß die jährlich aufgezeichneten Beobachtungen aufs geschwindeste und vollständigste überall bekannt gemachet würden. Ich drang daher auf die so nothwendige Vervollkommung der Werkzeuge, wünschte deren pünktlichste Verfertigung und übereinstimmende Eintheilung, um, wie ich mich ausdrükte, in den Beobachtungsregistern einerley Sprache zu finden; schlug zu den Beobachtungen einerley Zeitpunkte vor, forderte mit Ehrerbietung und Wärme Könige und Fürsten zur Unterstützung und gelehrte Gesellschaften in und ausser Teutschland zur kräftigen Mitwirkung auf; bat Männer von Talenten, die jährlich mitgetheilten Beobachtungen zu prüfen, zu vergleichen, und aus denselben Resultate zu ziehen, um dadurch der Natur ihren periodischen Gang desto sicherer abzulauren, ältere Regeln zu bestätigen oder näher zu bestimmen, oder gar als unrichtig zu verwerfen, und dagegen neuere und passendere wieder aufzustellen, insonderheit auch den so wichtigen Einfluß der Witterung auf die Gesundheit der Thiere und den Wachsthum der Pflanzen aufs sorgfältigste zu untersuchen, und dadurch endlich die Meteorologie zu einer solchen Vollkommenheit und Nutzbarkeit zu bringen, daß sie, mehr als bisher, die Achtung und den Beyfall der vernünftigen Welt nicht nur verdienen, sondern auch zu erhalten hoffen könne. — Und zur Erreichung so vieler und wichtiger Zwekke fordert' ich in jedem beträchtlichen Lande nur vier Beobachter. Und

ich werde täglich mehr überzeugt, daß meine Forderung, um diesen Endzwek zu erreichen, vollkommen hinlänglich sey.

Die zwote Hauptabsicht unsers Instituts ist, die genauere Bestimmung des physischen Climas der hiesigen fürstlichen Länder. Hiezu waren mehrere Beobachter nöthig, und die Auswahl der Oerter muste mit mehrerer Sorgfalt geschehen. Berge, Flüsse, Wälder und deren Lage gegen diese oder jene Weltgegend, Unterschied des Bodens, Höhe oder Tiefe der Gegend, und viele andere Dinge kommen hier in Anschlag, ändern die Wirkung der Natur, und bestimmen die allgemeinen meteorologischen Geseze genauer. Ich habe daher im vorigen Jahr, auf Befehl meines gnädigsten Fürsten, 16 Oerter ausgewählt, die zu der Erfüllung beyder Endzwekke sehr bequem sind, und von Basel bis Pforzheim ein fast vollkommnes Zikzak machen, dessen Gränzlinie auf der einen Seite der Rhein, und auf der andern, die an den Alpen sich anschliessende Kette von Gebürgen ist. Die meteorologischen Werkzeuge sind fast alle unter meinen Augen von einem geschikten Künstler verfertiget, und alle einige Wochen lang, bey veränderten Oertern und andern Umständen, aufs sorgfältigste in der Uebereinstimmung ihres Ganges von mir geprüfet worden. Ich habe die Stellen, wo sie aufgehängt sind, selbst gewählt, und das Glük gehabt, zu Beobachtungen solche Männer zu finden, die Eifer und Kenntnisse genug besitzen, um auch auf diese Weise ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Zu ihrer Ehre rühm' ich es, daß die mehresten Prediger sind, die es nicht für unnütz oder unschiklich halten, der Natur in ihren Wirkungen nachzuspühren und die daher auf meinen stärksten Dank die gerechtesten Ansprüche haben. Die Beobachtungen selbst werden in gedrukten Tabellen, die eigentlich dazu

von

von mir entworfen sind, dreymal eingeschrieben, und so monatlich an mich hieher geschikt, und in dem meteorologischen Archiv aufbewahret. Ich vergleiche die sämmtlichen eingeschikten Beobachtungen mit den meinigen, ziehe aus allen einzelnen, nach mehr als einer Methode, mittlere Grössen, verfertige aus denselben eine allgemeine Tabelle, hebe die daraus fliessenden Resultate und Schlüsse heraus, lege solche dem Fürsten und den hohen Dicasterien ehrerbietigst vor, und mache alsdann solche zu jedermans Gebrauch dereinst öffentlich bekannt.

Dieses ist nun die kurze Beschreibung des Carlsruher Instituts, wovon der mir unbekannte Gelehrte redet, und welches ich ausführlich in einem Programm, unter dem Titel: Wünsche und Aussichten zur Vervollkommung und Erweiterung der Witterungslehre, schon im Jahr 1778. angekündiget habe. Der Hr. Prof. Hell in Wien ließ solches sogleich auf seine Kosten nachdrucken, und theilte davon, wie er mir selbst zu schreiben die Güte hatte, einige hundert Exemplare an Freunde dieser Litteratur umsonst aus. Es wiederfuhr dieser kleinen Schrift auch die Ehre, daß sie in den zweeten Jahrgang der Neuesten Mannigfaltigkeiten eingerükt wurde, wodurch sie denn erst jenem würdigen Verfasser der Anmerkungen bekannt geworden ist. Es muß aber mit jenem Programm zugleich eine andere kleine Schrift verbunden werden, die ich im Jahr 1779, nach vollendeter Einrichtung dieses Instituts, unter dem Titel: Erklärung und Bitte an die Freunde und Beförderer des Badischen meteorologischen Instituts, herausgab, um dadurch den Herren Beobachtern die Gegenstände ihrer Aufmerksamkeit bestimmter vorzuzeichnen. Diese meine leztere Arbeit, scheinet jenem Gelehrten nicht bekannt geworden zu seyn. Nun kann ich mit mehrerer Leichtigkeit die Anmerkungen selbst beurtheilen, und dem Leser wird es deutlicher, die Gedanken

zu schätzen, welche ich darüber dem Publikum vorzulegen nicht undienlich finde. Nach der ersten Anmerkung des Hrn. Verfassers soll man, um Regeln aus den Beobachtungen ziehen zu können, nicht bey dem Allgemeinen stehen bleiben, sondern das Besonderste angeben. Diese Erinnerung ist unter gewissen Einschränkungen richtig: doch kann man freylich nach eines Lamberts Urtheile hierinnen auch leicht zu weit gehen, und wenn man nicht vorsichtig genug in Absonderung der Nebenumstände ist, sich dadurch eher Verwikkelung und Schwierigkeiten, als Erleichterung und Hülfe schaffen. In wiefern ich indessen selbst, bey Entwerfung und wirklicher Ausführung meines Plans, jene gute Regel vor Augen gehabt habe, läßt sich aus meiner ganzen erstern Hauptschrift, und unter andern Stellen aus der 18ten Seite derselben beurtheilen. Ich fordere daselbst unter den nothwendigsten Stükken zur Aufnahme der Witterungslehre, daß man die Veränderungen in der Atmosphäre nach ihrer Stärke und Dauer anzeige; daß man die physischen Folgen, die solche auf den Gesundheitszustand der Menschen, der Viehzucht und der Pflanzenökonomie gehabt haben, sorgfältig bemerke; daß man die Lage des Orts gegen Gebürge, Waldungen, Seen, Flüsse &c. genau angebe, weil alle diese Dinge einen gar beträchtlichen Einfluß auf die besondere Witterung haben. In einer Schrift, wie diese, die eigentlich keine Anweisung zum Beobachten, sondern nur eine Ankündigung dessen war, was man für die Meteorologie wünschte und thun wollte, konnte ich wohl nicht in nähere Bestimmungen hinein gehen. Aber in meiner Erklärung und Bitte, die den Endzwek hatte, Beobachter ausführlicher von diesem Gegenstand zu unterrichten, ist, wie ich glaube, kein Hauptpunkt vergessen worden. Da sich der mir unbekannte Gelehrte insbesondere auf die Beobachtung eines

Donnerwetters beruft, und mit Recht glaubt, daß es nicht genug sey, anzuzeigen, es habe gewittert; so will ich, zum Beweise meines Verfahrens, gerade diese Stellen aus meiner Erklärung und Bitte nehmen. Sie stehet Seite 11. mit folgenden Worten: „Bey Donnerwettern bemerkt man „folgendes: 1) Es wetterleuchtete in dieser oder jener Gegend. „2) Es donnerte in der Ferne, z. E. gegen N. W. 3) Das Gewitter zog herauf; 4) ging über den Ort selbst; 5) hat da „oder dort eingeschlagen, gezündet, Menschen oder Vieh ge„tödtet; 6) dauerte so viele Zeit; 7) kam z. E. von S. W. zog „gegen O. oder S. O. 8) Es fielen Schloßen von dieser oder je„ne Grösse; 9) es ging ein Wolkenbruch nieder; 10) die Bli„tze waren röthlicht, oder blau, oder glänzend weiß; 11) es „liessen sich kleine Flämmchen auf den Spitzen der Kirchthürme „oder Bäume sehen; 12) der Stand des Barometers oder „Thermometers war dieser oder jener; 13) der Wind ging „mit dem Wetter oder ihm entgegen, oder quer durch, drehte „sich plötzlich, u. s. w." — Sollt' ich nicht Ursach haben zu glauben, daß hiedurch den Forderungen jenes Gelehrten eine vollkommene Genüge geleistet sey? Welches sind aber die schiklichsten Tagesstunden für genaue Wetterbeobachtungen? Ich antworte: diejenigen, in welchen die merkwürdigsten Punkte in der Temperatur der Atmosphäre anzutreffen sind, das ist kurz vor Aufgang der Sonne; an dem dritten Theil des Tages ꝛc. um die Mittagszeit; einige Stunden nach Mittage; des Abends bald nach Untergang der Sonne, und im Winter noch etwa um 10 Uhr in der Nacht. Alle diese Zeitpunkte schlägt nun auch der Verfasser der Anmerkungen, mit Ausnahme der einen Morgenstunde, an welcher doch die eigentliche Temperatur des Tages zu bemerken ist, den Beobachtern vor, und er verdient darinnen um so mehr allen Beyfall, da dieses grade diejenigen Zeitpunkte

sind, die von mir und allen geübten Witterungsbeobachtern, so viel es möglich ist, immer gebrauchet werden; und wenn ich nicht mehrere Umstände in Betrachtung gezogen hätte, so würd' ich meinen Herren Beobachtern auch die nämlichen Stunden angegeben haben. Allein in der Collision, entweder weniger bequeme, obgleich an sich gute Zeitpunkte zu haben, oder sich der Gefahr auszusetzen, vielleicht gar keine, wenigstens keine zuversichtliche Beobachtungen zu bekommen, wählt' ich natürlicher Weise das Erstere: denn es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die mehrsten meiner Herren Beobachter im Sommer, beym Aufgehen der Sonne, und im Winter um zehn Uhr, statt an den Beobachtungsregistern zu schreiben, lieber in ihren Betten ruhen. Ich nahm daher diejenigen Stunden an, an welchen die Berliner Akademisten beobachten, und verlegte nur die 10te Abendstunde auf die 8te. So hab' ich mehr Wahrscheinlichkeit, daß richtig und unausgesetzt beobachtet werde, und die Uebereinstimmung in den Zeiten, die doch eines der wesentlichsten Stükke ist, solchergestalt gewisser und vollkommener erreicht werde. Uebrigens sind diese Stunden nur als ordentliche nicht ohne Noth zu verabsäumende Zeitpunkte für die Beobachtungen angegeben: der wahre eifrige Beobachter wird gerne noch mehrmalen die kleine Mühe auf sich nehmen, nach den Werkzeugen und den Himmel zu sehen, und das Bemerkte aufzuzeichnen. Eräugnen sich besondere Umstände, in der Witterung, so ist es auch ohnehin eine besondere Pflicht, solche mit Beysetzung der Stunde auch aufzuschreiben. Dieses sind einige von den Gründen, die mich veranlasset haben, von dem Besten abzuweichen, um dafür gewiß was Gutes zu erhalten, und vermuthlich ist auch in dieser Rücksicht meine Angabe von dem gelehrten Publikum als gut anerkannt und gebilligt worden.

In Ansehung der Verfertigung der meteorologischen **Werkzeuge**, und deren Aufhängung fordert der mir unbe**kannte Gelehrte** folgendes: Sie sollen nicht fabrikmäßig, **sondern mit der** grösten Sorgfalt von Kennern gemacht **werden**; man soll auch den Ort wohl bemerken, ob sie **frey stehen**, oder von Gebäuden eingeschlossen sind, ob sie in **der Höhe** oder Tiefe hängen, und vorzüglich, ob die Sonne **drauf scheine**? denn dieses alles bringt, wie jener Gelehrte **richtig** glaubt, Veränderungen hervor, und zwar, wie ich **noch hinzusetze**, zufällige, und die also eine Unrichtigkeit in **den Beobachtungen** verursachen. Ich unterschreibe jene For**derungen mit** allem Vergnügen: da aber diese Anmerkun**gen vorzüglich mein** Institut zum Gegenstande haben, so ist **das natürlichste** was jeder Leser glauben kann, dieses, daß je**ne Umstände** von mir übersehen worden sind. So unverant**wortlich** diese Nachläßigkeit von meiner Seite wäre, so sehr ist **es Pflicht**, die hieher gehörigen Stellen meines in den Mannig**faltigkeiten** abgedrukten Programms wörtlich herzusetzen.

Es heisset also Seite 18. „Es ist nothwendig, daß „**man bey** den meteorologischen Instrumenten auf die gröste „**innere** Vollkommenheit sehe, und das, was tiefsinnige theo„**retische** Gelehrte zu deren Verbesserung oder Vervollkom„**mung an**gegeben haben, durch geschikte Künstler sorgfältig „**benutzen** lasse;“ und Seite 28. „Die sämmtlichen Instru„**mente** werden von dem geschikten Strasburger Künstler Ar„**taria mit** allem Fleisse verfertiget. Das Quecksilber dazu „**wird nach** genauer Prüfung, ob es rein und unverfälscht ist, „**in Röhren** von schiklicher und gleicher innerer Weite einige „**mal gekocht**. Die Kugeln werden von solchem Durchmes„**ser gemacht**, daß das gewöhnliche Steigen oder Fallen der „**Quecksilber**säule keinen beträchtlichen Unterschied in der Höhe

„der Horizontallinie machen kann. Die Scalen werden „vom 25sten Zoll an bis zum 30sten in Linien und Viertel„linien getheilet, und mit der Feder aufgezeichnet, und die „sämmtlichen Barometer nach dem vom Herrn de Luc ange„gebenen Normalbarometer reguliret. Mit gleicher Sorg„falt verfährt man in der Verfertigung der Quecksilberther„mometer, deren Röhren aufs genauste calibriret werden. „Der Siedpunkt wird mit beym Stande des Barometers „von 27 Zoll 8 Linien bestimmt, und das Thermometer bis „an diesen Punkt gegen 6 Minuten lang in stark siedendem „Wasser gehalten. Der Eispunkt wird durch eben auf„thauendes Eis gesucht, und die Scale nach Fahrenheitischer „Eintheilung gemacht, um theils kleinere Grade zu bekom„men, theils die Aufzeichnung der Grade der Kälte den Be„obachtern zu erleichtern, da nämlich bey dieser Scale selten „ein Grad der Kälte unter 0 anzugeben seyn wird. Die „Thermometer werden auf wohl laquirte tannene Bretter so „befestiget, daß die Luft die Kugel und Röhre von allen Sei„ten frey berühren kann. Ich werde ausserdem die sämmt„lichen Thermometer verschiedenemal bey der nämlichen „Barometerhöhe in siedendes Wasser hängen, und sie mit„einander allmählich bis zur Temperatur der Luft, darinn „abkühlen lassen, und dabey auf die Gleichheit ihres Ganges, „besonders in den 80 — 90. vorzüglich nothwendigen Gra„den Acht geben; diejenigen, die viel von einander abwei„chen, ausschliessen, über die andern aber ein Verzeichniß „der etwa gefundenen kleinen Unterschiede zu meiner Nach„richt verfertigen, um dadurch die künftigen Beobachtungen „zu berichtigen. — — So weit sorgsame Vorsicht rei„chen kann, wird alsdann für die Richtigkeit, Genauigkeit „und Uebereinstimmung, wie ich glaube, bey allen diesen

„In

Digitized by Google

„Instrumenten gesorgt seyn! — — Das Barometer wird „an einem freyen temperirten Orte aufgehangen, oder, wo „dieses besonderer Umstände wegen nicht seyn könnte, da wer„den an einem darneben hangenden Thermometer auch die „Grade der Wärme aufgeschrieben, und dadurch die Höhe „des Barometers berichtigt. Es wird ausserdem genau be„stimmt, wie hoch das Barometer über der Oberfläche der „Erde hänget, so wie diese Höhe über der Fläche des Rheins „auf irgend eine Art wieder richtig angegeben werden soll. „Das Thermometer wird ausserhalb einem Zimmer, morin„nen, wo möglich, nicht eingeheizet wird, in freyer Luft gera„de gegen Norden, von der Mauer abstehend und so aufge„hänget werden, daß keine Sonnenstrahlen, weder unmit„telbar, noch durch Zurükwerfung auf dasselbe fallen, und „die zu beobachtende wirkliche Temperatur der Luft unrich„tig machen können.“

Ich bin ferner ziemlich zuversichtlich überzeugt, daß es eine hinlängliche Genauigkeit sey, wenn man den Anblik des Himmels drey oder viermal des Tages durch diejenige Zeichen beschreibt, die ich Seite 33. meines Programms angegeben habe. Ich habe aber dennoch diese unterscheidende Merkmale der äussern Witterung in meiner Erklärung und Bitte vervielfältiget, und so genau bestimmt, daß auch der pünktlichste und sorgsamste Forscher der Natur schwerlich mehr wird fordern können. Es ist dieses um so gewisser, da man ausser in den Beobachtungsregistern eines Titius, Selbigers, und einiger weniger anderer Männer, die jener Fußstapfen gefolgt sind, bey keinem, auch dem besten Beobachter, nur die von mir angegebene Bestimmtheit, finden wird.

Bey Beobachtung der Winde soll man, nach den Forderungen unsers Gelehrten, nicht blos auf ihre Stärke, sondern

dern auch auf ihre Dauer Acht haben und bemerken, ob sie in der Höhe oder Tiefe wehen. —— Ich verlange auf der 18ten Seite meines Programms ausdrüklich: daß man alle Veränderungen in der Athmosphäre, nach ihrer Stärke und Dauer anzeige; folglich gilt dieses ganz natürlich auch von den Winden. Insbesondere sez' ich aber Seite 31. in Ansehung der Beobachtung der Winde noch dieses hinzu: die Gegenden, woher die Winde blasen, werden nach den Fahnen angegeben, und wenn der Wind in dem höhern Theile der Atmosphäre von dem Unterwinde unterschieden seyn sollte, welches unter andern leicht aus dem Zuge der Wolken zu schliessen ist, so wird dieser Umstand besonders angezeigt. Die Stärke der Winde wird nach 4 Graden angegeben ꝛc. — Unsre beyderseitigen Forderungen scheinen also nur darinnen von einander unterschieden zu seyn, daß die meinigen einige Jahre früher, und zwar in der nämlichen Schrift bekannt gemacht sind, über welche der Hr. Verf. seine Anmerkungen angestellt hat.

Endlich muß ich noch einige Gedanken über des Hrn. Verf. Vergleichung zwischen Herrn Lamberts ehemaligen Vorschlägen und meinem Institute, nicht meinet- sondern des Publikums wegen, hersetzen, welches oft einen an sich nicht übel gemeynten Ausdruk, theils aus Flüchtigkeit im Lesen, theils wegen der Verbindung, worinn er gestellt ist, theils auch durch kleine Leidenschaften irre geführt, vielleicht gegen die Absicht des Verfassers erkläret und auslegt. Es heißt nämlich in der Anmerkung: Des Herrn Lamberts Vorschläge gehen zu sehr ins Grosse, und werden eben deswegen seinem Endzwekke nicht entsprechen, so wie des Herrn Hofraths Böckmann Institut, der freylich nicht anders konnte, zu sehr ins Kleine gehen. —— Hier

sind

sind Lamberts und meine Forderungen unmittelbar nebeneinander gestellt: das denkende Publikum wäge beyde gegeneinander ab, und fälle dann das Vergleichungsurtheil!

Lambert wünscht eine zusammenhängende Reihe von Beobachtungen von der ganzen bewohnten und kultivirten Oberfläche der Erde, — — — und ich wünsche gerade das nämliche. Lambert fordert zur Erreichung dieser Absicht nur zwey und dreyßig Beobachter, deren Stellen er obenhin vorzeichnet; — ich fordere für jedes beträchtliche Land, wenigstens drey bis vier, und folglich allein für Teutschland weit mehr als hundert, und für Europa wenigstens tausend. — — Lambert ist mit den Beobachtungen des Barometers, Thermometers, der Winde und der Witterung vors erste zufrieden; — — ich fordere ausser diesen Stükken noch manches andere, und vornehmlich die Bemerkung des Einflusses der Witterung auf die Gesundheit der Menschen, auf die Viehzucht und den Wachsthum der Pflanzen. — Lambert will dadurch allgemeine Gesetze der Naturveränderungen, den periodischen Gang der Witterung und praktische Erfahrungsregeln bilden; — meine Absicht erstrekt sich ausser diesem noch auf die Untersuchung und Festsetzung des physischen Climas der Länder. — — Lambert wendet sich an die englische Nation, um in dieser der Handlung so nützlichen Sache den Ton zu geben; — ich rede als Teutscher zuerst zu meinem teutschen Vaterlande, diese Sache der Menschheit zu unterstützen, erhebe meine Stimme bis zu den Thron der Fürsten, und lasse sie bis in Minervens innerste Wohnsitze dringen. — Kurz! Lambert umzäunte eine ungeheure Strekke Landes, und rief: Lasset uns Bäume hinein pflanzen, die durch ihre dichten Zweige uns und unsern Nachkommen, Schutz und Schatten geben, und durch ihre Früchte uns nutzen. — — Ich lasse seine Umzäunung stehen,

hen, theile den ganzen Platz bestimmter ab, ruf übrigens gerade so wie er, und besäe, vielleicht den tausendsten, vielleicht den zehntausendsten Theil wirklich schon mit Samen, der nicht nur glüklich gekeimet hat, sondern aus der Erde frisch hervorsproßet.—Sind nun Lamberts Vorschläge zu groß, so sind es die meinigen vielleicht noch weit mehr, und war dieses ein Hinderniß, daß Lamberts Zwek vereitelte, so sollten meine Hofnungen und Erwartungen noch weit geringer seyn. — Aber ich kann schon jezt vor der Welt mit dankbarem Herzen das Gegentheil rühmen. Ich zähle wirklich nur in den Hauptgegenden von Teutschland 40 bis 50 Beobachter, die sich freywillig, aus Neigung für die Wissenschaften mit unserm Institute vereiniget haben; und Fürsten und ihre Minister haben durch Thatsachen bewiesen, daß sie meine Vorschläge ihrer Unterstützung werth gefunden haben. Holland hat eine eigene meteorologische Gesellschaft errichtet, und der Durchlauchtigste Erbstatthalter und der mit unzähligen Verdiensten um diese Republik gekrönte Herzog von Braunschweig haben sie durch ihren Beytritt beehrt. Meine Aufforderungen sind durch die öffentlichen Gerüchte bis ins Innere von Norwegen gedrungen, und haben mir daselbst geschikte Mitarbeiter erworben. Groß mögen also vielleicht Lamberts und meine Vorschläge seyn, und sind sie es, so sinds mehrentheils des Gegenstandes wegen, womit sie sich beschäftigen. Zu groß würden sie seyn, wenn sie an den äussersten Gränzen, oder gar ausser den Gränzen der Möglichkeit lägen. Nun sind sie leicht zu erfüllende Forderungen, wenn anders die Welt will, und aus dem etwa zu vermuthenden Nichtwollen derselben möchte man doch wohl nicht gerne das grosse oder kleine eines Vorschlags beurtheilen. — Was ist auch in der ganzen Sache Uebertriebenes? da jeder einzelne Fürst und Landesherr in Betracht des grossen Nu-

zens

ßens für seine Länder und in Ansehung der Ehre, die ihm selbst noch die Nachwelt erweisen wird, zur Aufnahme der Meteorologie eine sehr geringe Summe verwenden darf, eine weit geringere Summe für ganze Jahrhunderte und zum Aufblühen einer nützlichen Wissenschaft, als das mäßigste Freudenfest seines Hofes in einer Stunde wegfrißt. In welchem Verstande läßt sich denn wohl sagen, daß mein meteoroloigsches Institut zu sehr ins Kleine gehe? Etwa in dem, weil ich nicht bey allgemeinen Forderungen stehen bleibe, sondern die Aufmerksamkeit auf die kleinsten Dinge erstrekt wünsche? dieses würde aber der Denkart jenes Verfassers selbst widersprechen, der auch bald das besonderste beobachtet wissen will: oder vielleicht in dem Verstande, weil nur ein einziger Fürst, zunächst meiner wissenschaftlichen Bitte, mit erhabener Milde den Entschluß faßt, der erste zu seyn, der in seinen Ländern diese Wünsche in ihrem ganzen Umfange erfüllet! ——— O! dann hör' es Teutschland; hört es, zunächst an Teutschland gränzende Fürsten; hör' es Europa! Carl Theodor, dieser Liebling und Schutzgeist der Musen, winkt schon von seinem erhabenen Fürstensitze, die kräftigste Unterstützung dieser Wissenschaft zu; und seine weit gestrekten Länder, groß genug, ihren gütigen und weisen Beherrscher, als König zu grüssen, sehen in kurzer Zeit, vielleicht hundert Orte mit Werkzeugen und Beobachtern ausgerüstet, um die labyrinthischen Gänge der Natur in den Abwechselungen der Witterung aufzuspähen, füllen die grosse Weite zwischen Baaden und Holland aus, und hängen für die Witterungslehre die Alpen mit der Nordsee zusammen. Und mein Geist ahndet es, es werden in wenig Jahren von allen Seiten Fürstenländer und Königreiche sich anschliessen; dann vielleicht unser ganzer Welttheil diesem wissenschaftlichen Bunde beytreten, und durch den mächtigen Scepter der Monarchen diese Wissenschaft in die übrigen Erdtheile hinüber führen, und so, wie am heitern Himmel ein einzelnes kleines Gewölke einsam und stille da stehet, dann von allen Seiten grosse Massen sich anschliessen; dann den

ganzen

ganzen Horizont mit ihrer schattigen Hülle überdekken, so wird vielleicht in wenigen Jahren Baadens Institut seinen Einfluß über grosse Strekken der Erde verbreiten. Und wär' es auch, wie eine einzelne Thauwolke allein am wissenschaftlichen Himmel ruhig stehen geblieben, so wären doch von ihr auf die Länder, worüber sie schwebt, mancherley Vortheile erquikkend herunter getröpfelt. —— Entspricht das Institut durch seine innere Güte dem Entzwekke seines Stifters, so ist es auch, ohne alle fremde Beytritte, zwar nicht das für die Welt und Wissenschaft, was es seyn konnte, aber dennoch nicht unwirksam, nicht zu klein, sondern einem fruchtbaren Baume gleich, der groß genug ist, eine einzelne glükliche Familie mit seinen Früchten zu laben.

So gewiß ich bin, daß bloß edle Absichten und ein rühmlicher Eifer für die Ausbreitung der Wissenschaften die Feder jenes einsichtsvollen Gelehrten führte; so gewiß bin ich auch, daß er diese meine freundschaftliche Antwort so aufnehmen werde, wie sie gemeynt ist. Ich wünsche, daß es ihm gefällig seyn möge, mir seine nähere Bekanntschaft zu schenken, und noch mehr, daß er, als erklärter Freund, der gewiß nicht unnützen Witterungslehre, seine schätzbaren Erfahrungen und Beobachtungen, und seine etwa schon für sich herausgezogene Resultate und Regeln mit gewogenheitlich mittheilen, und dafür auf jeden Gegenbeweis meiner Achtung und der schuldigsten Dankbarkeit mit Zuversicht rechnen möge. —— Ich hätte diese litterarische freundschaftliche Aufforderung schon längst gethan, wenn ich nicht erst vor wenigen Wochen durch einen gelehrten Freund in Ulm, von jenem Aufsatze Nachricht bekommen, und durch einen meiner hiesigen schätzbaren Freunde den Herrn Rath Griesbach, erst vor einigen Tagen das dritte Stük des Schwäbischen Magazins durchzulesen erhalten hätte. Den 14ten Julii 1780.

Böckmann.
Baadenscher Hofrath, und Prof. der Naturlehre zu Carlsruhe.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

176ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Zwanzigster Brief.

Sie sollen jetzt, mein Lieber, mit mir in dem Hôtel des Invalides herumgehen. Fast ausserhalb der Stadt, steht ein grosses Gebäude, das eine kleine Befestigung, Graben und Thore hat. Inwendig liegen auf einem freyen Platze Kanonen, die, wenn der König oder seine Gemahlin vorbeyfährt, gelöset werden. Ueberall stehen Schildwachten. Ueber dem Hauptthor sieht man Ludwig XIV. zu Pferde mit einer kleinen Inschrift. Das Haus selbst hat noch eine Menge kleiner Bildsäulen oben auf dem Dache, ist aber, wie ganz Paris, aus dem weichen weißgrauen Stein gebaut, der, wenn er eine Zeitlang der Luft ausgesetzt ist, häßlich schmutzig wird. Es hat ringsum bedekte Gänge, Hallen, wo man immer abgedorrten Menschen mit einer, zwo Krükken, hölzernen Füssen, Rokermeln ohne Arme rc. begegnet. Ich sah da sehr viele zerfetzte Gesichter. Sie tragen insgesamt blaue Kleider, und gehen an Stökken.

Im langen Eßsaal stehen marmorne Tische an den Seiten; die Teller und Kannen sind alle von Zinn. Sie giengen eben vom Nachtessen weg, als ich hinkam, und hatten Eyer und Fische zur Speise gehabt. In der Küche sah' ich keine andere, als kupferne, aber inwendig verzinnte Gefässe, Gardes à manger mit eisernen Gittern, ungeheure Kessel, eine prächtige Maschine zum Bratenwenden, die ich Ihnen in der Kürze nicht beschreiben kann. Sie ist von einem der besten Uhrmacher in Paris verfertigt worden. Das Brod, das die Invaliden essen, ist weiß, und gut ausgebakken. Ihre Zimmer sind simpel und die Betten wie sie die Franzosen haben; hinter dem Hause ist ein schöner Garten zum Spazierengehen, wo sich einige noch mit der Gärtnerey amüsiren. Der Brunnen, der die Küche und alle Zimmer mit Wasser versieht, steht in einem eigenen Hause, und ist ein Meisterstük. Alles Wasser kommt drittehalb Stunden weit, von Arcueil, in hölzernen Röhren unter der Erde. Es ist gesundes, reines Quellwasser; der Brunnen ist hundert Schuh tief, sechzehn Schuh breit, und das Wasser steigt durch grosse Kanäle in die Höhe; die Maschine dazu wird von vier in die Runde gehenden Pferden getrieben; in jeder Stunde steigen 124 Muith Wasser herauf; ein Muith ist 2 Tonneaux, ein Tonneau hält 122 Maaß. Dieses Wasser vertheilt sich im Hotel in 248 Röhren, und füllt noch zwey grosse Bassins, eins im Garten des Hotels, und das andere im Garten des Gouverneurs. Oben auf im Hotel befindet sich die Chambre des Conseils. Unten haben die Invaliden ihre eigene Kirche, aber so simpel diese ist, die Kanzel ausgenommen, die fast ganz besonders der Dekkel, mit Gold überzogen ist, so königlich, so weit über alles, was sich sagen läßt, ist der Dom de l'Eglise des Invalides. Hinter

dem

dem hohen Altar sieht man noch einen geräumigern Platz, in Form eines Kreuzes, in der Mitte einen grossen Zirkel, und neben diesem vier kleine Zirkel, wie Stuben zu welchen man über sechs weisse marmorne Stufen hinaufgeht. Der Fußboden dieses Doms ist mit weissem, rothen, und schwarzen Agat, (so nennen diesen Stein die Franzosen, welcher aber Jaspis ist) gepflastert. Das Dessein dieses Pflasters ist unbeschreiblich mannigfaltig; Sterne, Zirkel, Ringe, Blumen, verzogene Nahmen, Louis le grand &c. und das alles mit der Farbenabwechselung der verschiedenen Steinarten. Besonders ist auf dem Fußboden des mittelsten Gewölbes ein unendlich prächtiger sehr vielekkigter schwarz und rother Stern mit einer weissen Einfassung. Ueber diesen Stern darf niemand gehen. Nur der König kommt im Jahr einmal, steigt aus der Karosse bey der Thüre, die diesem Stern gegenüber ist; dann wird auf die Mitte dieses Sterns ein Sessel getragen, worauf sich der König setzt, das Gesicht gegen die Kirche gerichtet, und dann wird Messe gelesen. Doch das ist nur der Fußboden. In den vier Nebenzimmern stehn erst ringsherum Statüen aus Gyps, als Apostel, Kirchenväter, Heilige. Unter diesen traf ich bey der Monika, Marcellina ꝛc. auch eine S. Satyre an, die ich sonst nicht die Ehre habe zu kennen. Schon bey diesen Statüen ist eine Seite am Piedestal stark verguldet. Paulus zeichnet sich unter ihnen aus durch sein grosses, edles, aber unter dem Schmerz verfallnes Gesicht. Augustin, der Pfarrer zu Hippon in Afrika, steht mit einer grossen Bischofsmütze, in einer ganz andern Gestalt da. Ueber den Nischen dieser Statüen geht eine andre Parthie des Gewölbes an. Diese ist mit einer unendlichen Menge Rasen, Bouquets, Engel, die das königliche Wappen halten, Gruppen von Gemussen, Laub-

werk ꝛc. geziert. Alle Flächen, alle Seiten, alle Ekken, alle Umrisse sind ausgefüllt. Das alles ist Stuccaturarbeit, aber so fein, so zart, daß man nicht weis, was man sagen soll, wenn man auf Leitern Stük vor Stük betrachtet. Diese Ausfüllung mit Gypsbildern geht so fort, bis oben die Segmente, die in das Gewölbe hinauflaufen, anfangen. Denn jedes von diesen Gewölben ist in sechs Stükke abgetheilt, worin in jedem sechs Gemählde, und zwischen diesen Gemählden alles dik verguldet, und jeder Platz mit Blumen, Schnitzwerk, Lilien, Gesimsen ausgefüllt ist. Auf diesem prächtigen Grunde, in der beträchtlichen Höhe erheben sich die Gemählde ganz unvergleichlich. — Sie sind alle von **Le Brün**, und haben die brennendsten Farben, besonders zeichnen sich die rothen und blauen Kleider durch die Falten, und durch das Colorit aus. Sie stellen biblische Scenen, Besuche von Engeln, Legenden, Geschichten, letzte Oelungen ꝛc. vor. Oft sind sie so klein, daß man nicht einmal alle Arbeit sehen kann. Die vier Zimmer communiciren miteinander, und in jedem findet man neue königliche Pracht, neue Meisterstükke der Kunst. Gold, Farben, Arbeit, Delikatesse, alles ist hier beynahe verschwendet. In der Mitte über dem oben genannten prächtigen Stern ist am Platfond ein kostbares Gemählde, das fast den ganzen mittleren Zirkel einnimmt. Ringsherum sind in einem Balken von Gyps die feinsten Büsten von Königen und Kriegshelden mit Nahmen. Am hohen Altar sind gedrehte Säulen, und alles ist dik mit Gold überzogen. Wenn man lange herumgeschaut hat, und Kopf und Augen von dem überall entgegen schimmernden Gold und dem Feuer der Farben leiden, so hat man doch noch nicht alles gesehen. Und sobald man das Auge von diesen glänzenden Kostbarkeiten wegwendet, sieht man

man wieder vorne in der Kirche alte abgelebte Soldaten; Bilder des menschlichen Elends; zitternde Greise und wandelnde Gerippe; Denkmaale des verwüstenden Kieges; Menschen, die mit einer verborgenen Freude an ehemalige Feldzüge zurükdenken, ihre hölzerne und zerstörte Glieder alle Tage daher schleppen, in frommer Einfalt, auch aus Langweile den Rosenkranz beten, den Cameraden erzählen, was sie schon tausendmal erzählt haben, sich an ihre umgekommene Freunde erinnern, welchen es nicht so gut wurde, hier im gebrechlichen Alter die Gnade des Königs und den Dank des Vaterlandes zu geniessen, zuweilen mit Thränen im Auge dem Fremden ihre gegenwärtige Ruhe gegen die überstandene Gefahren rühmen, gröstentheils der Welt schon abgestorben sind, und unter ihren Brüdern den Tod erwarten, dem sie im Getümmel der Schlacht noch entgangen sind. Ein alter ehrwürdiger Mann, dem meine Jugendfarbe so wohl gefiel, wie mir sein unter dem Kriegshut grau gewordenes Haar, fragte mich, was ich zu dieser Anstalt sagte, und gab mir dabey mit einem Ton, der mehr väterlich als die Sprache des Hofmeisters war, die Erinnerung, daß man erst arbeiten, leiden, viel ausstehn müste, ehe man ruhig leben, und verpflegt werden wolle. — Und in meinem ganzen Leben hab' ich keine Lehre so willig angenommen, wie diese hier, die mir im Invalidenhaus, so recht suo loco, suo tempore, wiewohl von einem Fremden, gegeben wurde.

Le Brüns Gemählde machten mich neugierig, seine Grabstätte zu sehen. Er starb an der Gelbsucht 1690. Duverner hat ihn geöfnet. (s. Memoires de l'Acad. Roy. des Sc. à Par. 1690.) Er liegt in der Kirche à St. Nicolas de Chardonnet, Rue St. Victor. Man sieht einen schwarzmarmornen Sarg, an dem der Dekkel eben so, wie am Sarg des

Marschalls von Sachsen hinabfällt. An der vordern Seite desselben hängt die Draperie herab, sie ist nicht sehr groß, aber die Falten sind schön, wiewohl eine Inscription aus dem Psalm XVI. daran ist: Saturabor &c. Ueber diesen Sarg kommt ein Engel vom Himmel herab mit einer Posaune am Mund. Aus dem Sarg erhebt sich zur Hälfte die Mutter von Le Brün, eine alte Frau, aber meisterhaft gebildet. Sie sieht nach ihrem Sohn, hat ein redendes Gesicht, der Mund ist halb offen, und sie faltet die Hände. An der Seite steht an einer Pyramide das Portrait von Le Brün mit einer Aufschrift. Unten an der Pyramide liegen Frauenzimmer, Sinnbilder der bildenden Künste, die sich eine Freude daraus machen, die Büste des grossen Mahlers über das Grab zu erheben. Sie sind aus weissem Marmor, der durch die Zeit gelb geworden ist. Hat nicht die Idee, daß bey Le Brüns Tode ein Engel vom Himmel seine Mutter aus dem Grabe ruft, um zu sehen, wie man ihn betrauert, etwas Grosses und Feyerliches? Nicht weit von der Asche dieses grossen Mannes sieht man in der vierten Chapelle der Kirche der Carmeliter, Rue St. Jacques, fauxbourg St. Jacques, ein herrliches Stük von ihm, nemlich das Tableau de la Magdeleine, das in Paris sehr berühmt ist. Sie steht nur im Hauskleide da. Das rothe Oberkleid hängt von der linken Schulter vortreflich herab. Das blaue Unterkleid ist oben nachläßig zugeschnürt, die Haare hängen vom Kopf herab, und das ist eben nebst dem Gesicht das Meisterstük daran. Sie ist voll Andacht, und scheint zu beten. Sie kniet halb vor dem aufgeschlagenen Evangelium. Darneben sind etliche Schafe, Spindel und Kunkel, auch Hausschlüssel liegen neben ihr. Die Zeichnung ist die feinste, und das Colorit so feurig und lebhaft, als möglich.

Digitized by Google

Le Tableau de la Présentation de J. Chr. au Temple des Juifs à l'Eglise des Carmelites, fauxbourg St. Jacques linker Hand neben der Kanzel, verdient unter vielen andern Gemählden gesehen zu werden. Champagne soll es gemacht haben. Simeon ist auch hier als ein alter Mann vorgestellt. Er hat das nakte Christuskind auf dem Arm, und was in seinen Minen ausgedrukt ist, ist unbeschreiblich. Ganz bestürzt steht der Hoheepriester in pontificalibus darneben. Auf der linken Seite kniet Maria im rothen Unter- und blauen Oberkleid, mit aufgehobenen Händen gegen ihren Sohn. Hinter ihr staunt und horcht Joseph, der in der linken Hand einen Käfig mit Trauben hält. Und noch eine Menge Menschen aus dem Tempel, die alle die Ohren spitzen, sich drängen und sehen wollen. Auf jedem Gesicht sind die streitenden Leidenschaften, die Wallungen der Affekten ausgedrukt.

Le Val de Grace, eine Kapelle nicht weit davon, verdient einen Blik vom Reisenden. Von schwarzem Marmor und röthlichem Jaspis ist der Fußboden mit Würfeln, Sternen, Rhomboidalischen Figuren eingelegt. Um den Altar herum steht oben der Nahme der Erbauerin: Anna Austriaca, D. G. Regina Franciae et Navarrae 1650. Auch sieht man überall an den Fenstern ihren Nahmen gemahlt. Es scheint ein Gelübde der Königin zu seyn.

In der Eglise des Benedictins Anglois suchten Sie wohl schwerlich, was man doch da findet. Dem Eingang gegenüber steht hinter einem eisernen Gitter der bleyerne und hölzerne Sarg des englischen Königs Jacob II., und der Sarg seiner Prinzeßin Louisa. Er starb zwo Stunden von Paris in Germaineau. Mit Tüchern sind die beyden Särge verdekt, aber oben auf dem Sarg des unglüklichen

Königs steht eine Krone, nach dem Modell der Brittischen verfertigt, und an der Seite herab hängt das Königliche Wappen. Darneben hat man in einem Kästchen ein Wachsbild vom König, das den Fremden gezeigt wird, und eine Viertelstunde nach seinem Tod gemacht seyn soll. Das Gesicht hat tief eingegrabene Züge des Kummers, aber doch viel Liebliches. In dieser Kirche versammlen sich die katholischen Engländer, und die Vornehmen unter ihnen werden auch da begraben.

Le Cenotaphe de. M. le Comte de Caylus, der 1747 starb, ist ein sehenswürdiges Stük. Man findet es in einer Seitenkapelle der Kirche St. Germain Auxerrois dans la Rue de l'Arbersec. Der verdienstvolle Graf hat es zum Theil selbst vor seinem Tode bestellt. Man sieht sein Gesicht in einer Tafel von Bronze, wie es scheint, alt, mit Runzeln, aber ehrwürdig. An beyden Seiten dieser runden Tafel hängt ein Laubzweig herab. Unter diesem steht ein Stük von altem Porphir, der vortreflich roth, sehr fein, und ungemein polirt ist. Unter diesem ist ein Piedestal von schwarzem Marmor, und eine kurze Inschrift.

In eben dieser Kirche, nur ein Schritt davon, hängt an einer Säule ein Gemählde auf schwarzem Marmor von Charles le Brün. Ein ovales und einziges Stük in seiner Art. Ein Kopf einer sterbenden Frau, deren Nahmen unten steht, äusserst künstlich fein, mit einer weissen Einfassung, die es ungemein erhebt. Es sieht nicht anders aus, als die zärteste subtilste Tuschirung. Das Auge bricht ihr schon, die Muskeln sind schlapp, man sieht die Todesschwäche, das Matte ꝛc.

Unter allen Grabmälern und verblichenen Gemählden in der Kirche St. André des Arts gefiel mir le Mausolée de Guilh.

Digitized by Google

Guill. Franz Joly de Fleury am besten, wegen einer Inschrift auf weissem Marmor, der schwarz bandirt ist, worin die schönen Worte vorkommen; Avitae tenuitatis aemulator severus. — Laborem assiduum prece interpungebat. (Precibus wäre besser, aber der Raum verstattete es nicht.) Oben liegt ein Weibsbild mit geschlossenen Augen, der Kopf liegt in der linken Hand, sie sinkt unter der Last der Traurigkeit nieder. — Frau und Kinder haben es ihm setzen lassen. War sein Karakter so, wie man hier behauptet, so war er schön und in Paris ein seltenes Exempel.

In der Eglise des grands Augustins kann man an den vier Gemählden von der Ceremonie, womit die Ritter vom H. Geistsorden unter Henri III. IV. Louis XIII. XIV. aufgenommen worden, den verschiedenen Nationalgeschmak in der Kleidung sehen, z. B. einige haben überall auf dem Kleid gestikte Blumen, andere haben ein Gekrös, andere einen Ueberschlag, wie ihn Prediger tragen, einige knien, andere stehen vor dem König. Aber noch schöner als diese, sind zwo andre Stükke. Petrus mit der Umschrift: Umbra sua sanans infirmos, von Jouvenet. Ueber dem Apostel schwebt ein Engel. Zu seinen Füssen liegen Weiber und Kinder in der elendesten Gestalt, die Bleichsucht im Gesicht. — Thomas Märtyrertod. Die Ungläubigen rasen, einer faßt ihn vorne, und schlägt auf ihn, ein anderer kommt wütend von hinten zu, und sticht ihn, andere geben ihren Grimm durch Geberden zu verstehen ꝛc.

Le Monument de M. Colbert in der Kirche St. Eustache brauchte eine Erneuerung. Le Brün hat das Dessein dazu angegeben. Auf einem Fußgestelle von schwarzem Marmor mit zwey vergüldeten Bändern kniet Colbert, und faltet die Hände. Das Gesicht, die Perucke, die

 Hände,

Hände, das wellenwerfende Kleid mit gestiktem Rand sind prächtig. Vor ihm steht ein Engel, und hält ihm das aufgeschlagene Evangelienbuch vor. Unten liegen zwo Frauenzimmer, die Religion mit einem Schlüssel, und der Ueberfluß mit Früchten, Trauben ꝛc. im Schooß. An den Seiten steht in einem verguldeten Schild: Acceptus est Regi minister intelligens. Prouerb. XII. und gegenüber: Culpa et suspicio non est inuenta in eo. So schön jene Inschrift gewählt ist, so unschiklich und übertrieben ist diese. Oben über dieser Aufschrift ist auf einer verguldeten Bronze, von **Le Brün**, Joseph, der in Egypten Getreyde austheilt, vorgestellt.

Nur noch einige Denkmaale erlauben Sie mir, dann soll dieser Brief ein Ende nehmen. Die grosse **Sulpitius-kirche** fieng ein Prediger **Languet** an, man rühmt ihm viele Rechtschaffenheit und Geschiklichkeit nach: dafür hat er auch in dieser Kirche ein Grabmaal erhalten, das zu den schönsten in Paris gehört, auch an einem hellen Ort steht, da sonst viele in der Dunkelheit dem suchenden Auge verdekt sind. Die hintere Pyramide an der Wand ist rother, die andern Sachen bestehen theils aus weissen, theils grünen Marmor. Ich hätte gerne für Ihre, und für meine Sammlung Proben von allen diesen Marmorarten mitgenommen, aber ich konnte nirgends erfahren, wo Marmor geschliffen wird. Die Figuren sind vortreflich, und auch der Gedanke hat etwas Grosses. M. **Slodts** der jüngere, hat es aufgebaut. Der Tod will den Körper des **Languet** umwerfen, und bedekken. Die Unsterblichkeit, ein majestätisches Frauenzimmer, mit Griffeln in der Hand, kömmt plötzlich herab vom Himmel, wirft Dekken und Sargstükke zurük, und stößt mit der rechten Hand den Tod zu Boden. Dort liegt er, strekt alle skeletirte Finger aus, die Sense fällt neben ihm, und **Languet** bleibt sichtbar. Unter dem linken Arm der Göttin fliegt eine Charte,

Charte, auf welcher man die Ichnographie dieser Kirche sieht, mit Gold auf Bronze gezeichnet. Vor ihr kniet Languet in natürlicher Grösse, im Predigerskleid, mit aufgehobenen Händen, voll Andacht. Unten sind zwo niedliche Genii angebracht, die die Religion und die Menschenliebe vorstellen, und unter diesen ist eine Inschrift. Viele haben den Mann noch gekannt, viele nennen auch den kostbaren Bau dieser Kirche, der noch immer fortgeht, eine Thorheit, aber Languet selber ist überall beliebt. Wundern Sie Sich nicht darüber, mein Bester! daß ich den Werken der Bildhauerkunst in Paris so begierig nachspürte. Ich bedaure, daß wir Teutsche in manchen Provinzen unsern Jünglingen nicht ein Werk von der Art zeigen können. Die Griechen und Römer waren darinn klüger. Sie ehrten das Andenken der Verstorbenen öffentlich, ermunterten dadurch die Künste, und riefen durch diese stumme Beredsamkeit, die das Herz erwärmt, ihre junge Bürger auf den Pfad zur Ehre, und zu wahren Verdiensten. Aber wir lassen oft die besten Köpfe in den besten Jahren Hunger leiden, und vertrösten sie immer auf das Alter, wo die Geisteskräfte verschwinden, und der Körper krank ist. Patriotismus ist eine Pflanze, die in manchen Ländern gar nicht aufwachsen kann, so wenig, als Citronen in Spitzbergen oder Ananasse in Grönland.

Das schönste und rührendste unter allen Monumenten, die ich gesehen habe, ist le Mausolée de M. le Cardinal Fleury. Asselyne sagte mir, daß jener Fleury, der die Kirchengeschichte schrieb, Abbé, Confesseur bey Ludwig XV., übrigens aber mit dem Minister Fleury nicht einmal von einer Familie gewesen sey. In der kleinen Kirche de St. Louis, Rue S. Thomaslouvre präsentirt es sich ungemein gut. Alle Statüen sind von weissem Marmor; die Pyramide, die hinten in der Nische aufsteigt, ist rothbraun, und so sind auch die

Zeichen der geistlichen Würden. Lamoyne hat hier den Meissel geführt. Der Cardinal liegt da mit schon halb gebrochenen Augen, faltet die Hände, und stirbt. Die Religion, ein ernsthaftes Frauenzimmer, steht hinter ihm, nimmt ihn in Arm, und stellt ein Krucifix zu seiner linken Hand. Zu seinen Füssen steht Frankreich, wie ein Frauenzimmer, an ihren Schild gelehnt, dekt mit der Hand die Hälfte des Gesichts zu, und sieht bestürzt aus. Hinter ihm steht die Pyramide in einer Urne, und vor der Urne ein Anker, neben welchem die Hofnung, als ein Frauenzimmer, die rechte Hand gegen den Sterbenden ausstrekt, lieblich auf ihn hinabsieht, und ihn tröstet. Unten liegt der Kardinalshut, ein Kordon mit vielen Quasten, der Bischofsstab rc. Offenbar ist dies Stük eine Nachahmung von Richelieus Grabmaal, aber Fleurys Monument hat etwas sanftes, einnehmendes, schmelzendes, das jenes nicht hat.

Und nun, mein Lieber, gehen wir aus der Kirche ins Zuchthaus, in das Findlingshaus, in die Spitäler, nach den Gerichtshof, nach der Münze. Davon ein andermal. Leben Sie indessen wohl.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

An=

Digitized by Google

Anzeige.

Franz Carl Achards Chemisch-physische Schriften. Berlin, bey Arnold Wever. 1780. 1 Alph. 4 B. in gr. 8.

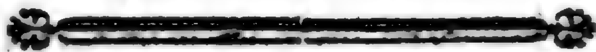
Eine Sammlung zur Physik und Chemie gehöriger Abhandlungen, von denen ein Theil neu und ein Theil bereits in andern Werken, vorzüglich französischen Journalen, eingerückt ist, und hier vermehrt und verbessert erscheinet. Man kennt den Hrn. Verfasser bereits als einen scharfsinnigen Beobachter, dem die Naturlehre schon manche Aufklärung und Entdekkung zu danken hat. Die gegenwärtige Sammlung von Abhandlungen und Aufsätzen, die alle lehrreich sind, bestätigen dieses gute Vorurtheil aufs neue, und erregen in uns den Wunsch, daß es dem Hrn. Verfasser gefallen möge, auf diesen Theil bald einen andern folgen zu lassen. Wir wollen hier den Inhalt dieser Abhandlungen kürzlich anzeigen. 1) Von der Ursach der Scheidung der in dem Wasser enthaltenen Kalkerde durch das Kochen. 2) Von der Electricität des Eises. 3) Von der durch das Kochen mit Scheidewasser verursachten Veränderung des wesentlichen Anisöls in eine besondere krystallinische Materie. 4) Ueber das mit fixer Luft geschwängerte Wasser, als ein Auflösungsmittel der alkalischen Erden und Metalle betrachtet, und von den Graden der Verwandschaft der fixen Luft, sowohl mit diesen Substanzen, als mit den alkalischen Salzen und den mineralischen Säuren. 5) Bemerkung über den fortdauernden Wachsthum der Zähne. Diese Sache, die an und für sich nicht ganz neu ist, wird durch eine von dem Hrn. Verfasser gemachte Erfahrung wiederhohlentlich bestätigt. Die Zähne verlieren durch das Reiben der verschiedenen Nahrungsmittel beym Kauen allerdings, und würden nothwendig kleiner werden, wenn der Abgang nicht wieder ersetzt würde. Wir bemerken hier, daß der durch die Abnutzung erlittene Verlust unter gewissen Umständen grösser seyn kann, als der Ersatz durch den Wachsthum. Bey einigen Mumien der alten Egypter gehen die Vorderzähne der Ober- und Unterkiefer nicht scharf in einen schneidenden dünnen Rand zu, sondern sie sind wie stumpfe Kegel gebildet, und haben oben, wie die Bakkenzähne, flache Kronen. Die Ekzähne sind auch nicht, wie gewöhnlich zugespitzt, sondern so breit und flach, daß man sie nur durch ihre Lage von den Bakzähnen unterscheiden kann: eine Bildung, von welcher die Hauptursach in den Nahrungsmitteln der alten Bewohner Egyptens zu suchen ist. 6) Ueber die Natur der fixen und derjenigen Luft, die aus den mehresten Metallen, vermöge des Scheidewassers gezogen wird, und unter dem Nahmen der nitrösen Luft bekannt ist. 7) Bemerkungen über die vom Herrn Bertier angestellten Versuche, aus welchen er folgert, daß das Gewicht der Körper zunehme, jemehr man sie vom Mittelpunkt der Erde entfernt. 8) Von den electrischen Erscheinungen, die durch das

Reiben

Reiben des Quecksilbers auf verschiedene vorzüglich harzige Körper hervorgebracht werden. 9) Versuche über das elastische Harz. 10) Theorie des Electricitätträgers. 11) Versuch das Wasser in Erde zu verwandeln. 12) Heilung eines Paralitici durch die Electricität. 13) Ueber eine neue Art die Hühner auszubrüten durch die Electricität. 14) Vom Unterschiede zwischen ursprünglich electrischen Körpern, und Leitern der Electricität. 15) Ueber die Natur der animalischen und vegetabilischen Erden. 16) Ueber die durch das Verdünsten verschiedener flüßigen Substanzen hervorgebrachte Kälte und Wärme. 17) Von der Wirkung der Salzsäure auf Oele und brennbare Körper. 18) Ueber die Säure des mit fixer Luft geschwängerten Wassers. 19) Versuche mit dem Wasser einer kleinen See bey dem Städtchen Strausberg. Dieser See färbte sich am 24. December 1737. ganz roth; da er kurz darauf einfror, war das Eis gleichfalls roth gefärbt, und behielt diese Farbe den ganzen Winter hindurch. Den 20. März 1752. ward das Wasser dieses Sees so grün, daß man sich dessen zum Mahlen bediente, und damit Bretter anstrich. Den 15. Januar 1779. bemerkte man Nachmittags um 4 Uhr, als der See ganz mit Eise bedekt war, in demselben rothe Streifen, und den Tag darauf beym näheren Nachforschen Stellen von der Grösse einer Schüssel, die blutroth waren. Man zog etwas von dieser rothen Materie unter dem Eise hervor, und fand, daß es Fasern waren, ganz ähnlich mit denenjenigen, welche man im geronnenen Blute entdekt, und diese Materie behielt, als sie getroknet oder gepülvert war, ihre Farbe. Aus den Versuchen, die Hr. A. mit dem Wasser anstellte, schließt derselbe, daß die färbende Materie, eine vegetabilische Substanz sey, welche im Wasser nur schwimmt, nicht aber in selbigem aufgelöset ist. *) 20) Versuche über die Kraft, mit welcher veste und flüßige Körper zusammen hängen.

O**.

*) Dieses Sees gedenkt zwar Bekmann in seiner historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, 1 Th. S. 1107. erwähnt aber nicht derjenigen Eigenschaft, wovon hier die Rede ist. Man sehe auch Physicalische Belustigungen 16tes Stük, Seite 450, u. ff. Hier vermuthet man, daß diese rothe Farbe dem Mineralreiche ihren Ursprung zu danken habe.



Drukfehler:

S. 286. Lin. 8. lies: peinlichen statt: heimlichen.

Der Taucher mit dem Halsbande aus Neu-Guinea.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

177ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Bachstelze. Praunellchen.) (Kramer) S. Baum-
— Prunellerl.) nachtigall.
— Quek- oder Quiksterz. S. gemeine weisse Bachstelze.

Bachstelze. Rinderstelze. S. gelbe Bachstelze.

— Ringelkönig. (Müll.) Pensylvanischer Kalendel. (Onom.) Rubingekrönter Zaunkönig. (Seligm.) a)

Der Schnabel dieses Rubingekrönten Zaunkönigs, welcher überhaupt nur das Gewicht eilf weisser, trokner Erbsen

a) *Motacilla Calendula*, cinereo-virens, lineâ verticali flauissimâ abdomine alisque subtùs flauescentibus. *Linn.* S. N. XII. 337. n. 47. *Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. pag. 584. in 8vo. Vol. I. p. 473. n. 18. *Calendula* Pensylvanica. Le *Poul* ou *Souci de Pensylvanie*. *Edward.* Av. 95. Tab. 254. f. 2. *Regulus* cristatus alter, vertice rubini coloris. *Roitelet couronnée de Rubis. Ruby-crowned wren.* Seligmanns Vögel VII. Tab. 44. *Cours d'Hist. nat.* IV. 65. *Onom.* H. Nat. V. 262. Müllers Linné II. p. 619. n. 47.

sen hat, ist schwarz, der Kopf, der obere Theil des Halses, Rükken und Bürzel, dunkel olivengrün, gegen den Kopf zu brauner, und heller gegen den Bürzel. Auf dem Wirbel des Kopfs erblikt man einen Flekken von der schönsten Rubinfarbe. Der ganze untere Theil des Vogels vom Schnabel bis zum Schwanz ist schön hellgelb und milchrahmfarbig, über der Kehle und an der Brust etwas dunkler, als am Bauche. Die olivenfarbigen Dekfedern der Flügel haben milchfarbige Spitzen, wodurch an jedem Flügel, von einer Seite zur andern, zween weisse Streifen gebildet werden. Die drey an den Rükken anstossende Federn sind schwarz oder sehr dunkelbraun, am Rande mit einer milchweissen Farbe gesäumet, der übrige Theil der Schwingfedern ist schwärzlich, am Rande mit einer ganz schmalen grünen Einfassung versehen. Der untere Theil der Schwungfedern, worauf die Dekfedern mit ihren weissen Spitzen fallen, hat eine ganz schwarze, die Federn, welche den untern Theil der Flügel dekken, eine milchrahm-weißliche Farbe. Unten sind alle Schwingfedern aschfarbig, an ihren innern Fahnen schmal und hell eingefasset. An den schwärzlichen Federn des Schwanzes findet man gelb-grünliche Säume; am untern Theil desselben eine aschgraue, an Beinen, Pfoten und Klauen, eine schwärzliche Farbe. — So ist eigentlich das Männchen gezeichnet. Das Weibchen ist von selbigem in weiter nichts unterschieden, als daß es auf dem Kopfe keinen rubinfarbigen Flekken hat. — Pensylvanien ist, nach Hrn. Edward, das Vaterland dieser Vögel.

Bachstelze, röthliche. (Onom.) S. die rothe.

— Rohrsänger. Kleine braungelbe oder eigentliche Grasmükke. Steinfletsche. (Schwenkf) Weidenmük-

denmükke, Weidengukkerlein, Weidenzeisig, Winderich. b)

Man hat diesem Vogel die Benennung der Grasemükke beygeleget, weil sie sich vornämlich in grasigten Schlägen aufhält, und ihr Nest unter kleine Büsche in dikken Grase erbauet. Weidenmükke 2c. heißt sie, weil man sie, besonders gegen den Herbst, öfters auf Weidenbäumen, und Büschen antrift, wo sie gewisse kleine Insekten aufsuchet c), und weil sie etwas gelblich, wie ein Zeißchen, aussiehet. Er ist sehr klein, und wird an Grösse des Leibes vom Zaunkönig übertroffen, auf dem Kopf, Hals, Rükken und Schwanze hellbraun. Ueber den Augen sind weißgelbe Strichelchen, am Bauch ist ein dunkles Weiß mit etwas Gelb untermischet, wahrzunehmen. Um die Biegung der Flügel finden sich einige hochgelbe Flekken.

b) *Motacilla Salicaria* cinerea, subtus alba, superciliis albis *Linn.* S.N.XII. 330. n. 8. *Faun. Suec.* Ed.II. n. 249. p. 90. *Salicaria* Gesneri. *Albin.* Av. III. p. 56. T. 60. *Salicaria Gesneri.* Icon. 50. *Aldrov.* Orn. II. 737. *Will.* Ornith. 158. *Raji* Av. 81. *Rzacz. Curruca* arundinacea. La *Fauvette* de Roseaux. *Brisson.* Aues 4to. Vol. III. 378. in 8vo. Vol. I p. 415. n. 5. *Staparola* altera. *Jonst.* T. 44. p. 124. *Auis* consimilis Staparolae & Magnaninae *Aldrov.* & *Sibbaldi. Petronella.* Πετρόφιλος, Saxicola, an Staparola. *Schwenckf.* Av. Siles. 330 (allegante *Brisson.*) (Cf. Braunkehlchen. *British Zool* 8vo. Vol. I. p. 381 *Sedge-Bird. Luscinia* salicaria. Kleins Vogelhist. 139 IV. Ebend. illum. Vogeleyer T. X. f. 10. p. 25 Hallens Vögel p. 323. n. 285. Zorns Petinotheol. II. 391. Grasmükke. N. Sch. d. Nat. III. B. p. 508. Müllers Linné II. 606. n. 8. *Onomat. Hist. nat.* IV. 898. *Onomat Forest.* I. 1066? *Cathol.* F. p 82. Franz. *Fauvette de Roseaux.* (Br.) *Oiseau de Sauge* (ou de Saule). *Alb.* Engl. *Sedge-Bird.* Holl. *Riedtsinger.*

c) S. Lessers Insektotheol. id. p. 265.

Die Schwungfedern haben an den Fahnen eine weißlichte Einfassung, der spitzige, sehr dünne Schnabel, nebst den etwas langen Füssen d), eine bräunliche Farbe. Sein Laut bestehet in einem Pfeifen, sein Gesang in einem blossen Lispeln. So pflegt nun dies Vögelchen, sobald es im März anlanget, auf allen Bäumen seine Ankunft auszurufen. Weil es bey uns überaus früh eintrift, so hat es oft, bey noch rauhen Tagen und Schneegestöbern, viel Unbequemlichkeiten zu dulden. Dennoch sucht sichs durchzuhelfen, schnappet fleißig die Schnaken und kleinen Fliegen hinweg, die bey warmen Sonnenblikken sichtbar werden, oder bemüht sich, dergleichen Insekten an den Bäumen zu entdekken. Auch von der Erde pflegt es kleine Würmchen aufzulesen.

Es nistet in Gebüschen, meistens in jungen Schlägen und Vorhölzern, bauet ein sehr grosses Nest e) von aussen mit

d) Herr Brisson beschreibt den Schnabel braun, ins Röthliche spielend, die Füße pommeranzenfarbig, die Klauen grau.

e) Von diesem Neste hat Hr. Zorn ausführliche Nachricht im I. Th. p. 331. ertheilet. Nistet sie, sagt er, auf dem Erdboden; so sucht sie vorher ein Büschgen aus, unter welchem auch dürres Gras stehet, bieget solches von oben gegeneinander, und flicht es auf diese Weise so zusammen, daß ein ordentliches Gewölbe, gleich einem Bakofen, daraus entstehet, welches hinten zugemacht, vorn aber mit einer kleinen runden Oefnung versehen ist, wodurch das Vögelchen einen Aus- und Eingang behält. In dieses Behältniß trägt es eine Menge Federn und Hare, um auf ein so weiches Bett seine Eyerchen zu legen.

Gefällt es ihr aber, ihr Nest über dem Erdboden in einem Busch anzulegen; so trägt sie einen Haufen langes Gras und Moos dahin, und baut sich einen bequemen Aufenthalt, einer ganzen Spanne lang, welcher nach dem Wasserpaß lieget, und nicht oben, sondern vorn offen ist, wo sich der Zugang zum Neste befindet. Auf

Digitized by Google

mit einem dürren Gras, von innen mit Federn, Wolle und Haren, in Form eines Bakofens, bald auf dem Erdboden, bald eine Spanne hoch über demselben. Es brütet sieben bis acht Jungen aus, die es mit allerley Würmchen und Fliegen erziehet. Ihre kleine Eyer sind auf dem Grunde weiß, mit rothen Düpfelchen, oben mehr, als an der Spitze bezeichnet, übrigens mehr stumpf, als merklich zugespitzet, nach Herrn Klein, etwas bleyfarbig mit feinem Silberglanz und Punkten gezieret.

Im Herbste streichen diese kleine Rohrsänger sehr spät, gemeiniglich erst am Ende des Oktobers weg, und nähren sich von Hollunderbeeren, ohne sich vor den Reifen und rauhen Winden zu scheuen. Seiner Kleinheit ohnerachtet, kann dieses Vögelchen mehr Ungemach, als viele weit grössere Vögel ertragen, und ist überdies noch so eifersüchtig, daß es weder seines Gleichen um sich duldet, noch sich vor grössern Vögeln scheuet.

Herr Zorn hat auf dem Vogelheerd oft mit Verwunderung wahrgenommen, wenn Mistler, Drosseln oder Krammetsvögel in den Fallbäumen sassen, daß dieser kleine Rohrsänger sie unaufhörlich angefallen, von einem Baume zum andern gejaget, und nicht eher abgelassen, bis er jene vertrieben hatte.

Man fänget sie mit den Maisen auf dem Kloben: das Männchen ist gelblicher, als das Weibchen.

Auf diese Weise hat ein solches Nest nicht allein hinlänglich Wärme, sondern auch sattsamen Schutz wider die Unbequemlichkeiten des Wetters. Auch die Eidexen werden, gleich anderm Ungeziefer, abgehalten, selbiges von hinten oder von den Seiten zu beunruhigen. Der vordere Zugang wird von dem Vogel selbst bewachet.

Bachstelze. Rothbrüstchen. (Klein) S. Rothkehlchen.
— — schwarzkehlichtes. (D. Günth.) S. Schwarzkehlchen.
— die rothe, (Onom.) imgleichen die röthliche, oder die spanische, (Müll.) das Schwarzkehlchen (Hallen). Schwarzkehliger Schwarzschwanz. (Klein) Die röthlich braune Grasmükke. (Seligm.) f)

Die Vögel, wovon Edward sowohl das Männchen als das Weibchen vorgestellet hat, sind in Gibraltar, Spanien und Italien zu Hause, und ohngefähr so groß, als die Sperlinge. Das Männchen, wofür Edwards schwarzkehliger gehalten wird, hat einen geraden dünnen, schwarzen, oder dunkel bleyfarbigen Schnabel. Ein kleiner Raum um den obern Schnabel, die Seitentheile unter den Augen, imgleichen die Kehle, vom Schnabel an, bis einen Zoll weit herunter, sind schwarz gefärbet. Um diesen schwarzen Raum läuft eine weißlichte Linie, die vorn am Kopf und über den Augen,

f) *Motacilla Stapazina* ferruginea, arcû oculorum, alis caudâque fuscis, rectricibus extimis latere albis. *Linn.* S. Nat. XII. 331. n. 14. *Oenanthe* altera. *Aldrov.* Ornith. II. p. 763. *Will.* Orn. 168. *Raji* Av. 80. *Oenanthe* fulva. *Edw.* Av. Tab. 31. The red or russed colour'd *Whead-Ear*. Vitiflora rufa. Le Cul-blanc roux. *Briss.* Av. 4to. Vol. III. 459. in 8vo. Vol I. p. 436. n. 37. Seligm. Vögel II. B. Tab 61. Le Cul-blanc rouge mâle & femelle. Hallens Vögel. p. 342. n. 321. Kleins Vögel. p. 150. n. 26. *Sylvia, s. Nigricilla* gutture nigro, alis nigris, corpore rubiginoso. Müllers Linné I. p. 680. n. 14. *Onom.* H. N. VII. pag. 755. *Cours d' Hist. nat.* III. 291. *Catholic.* C. p. 796. *Stapazino. Aldrov.* Ornith. II. 764. *Will.* Orn. 168. *Raji* Av. 81. *Vitiflora* rufescens. Le *Cul-blanc* roussâtre, *Briss.* Av. 4to. Vol III p. 457. T. 25. f. 4. in 8vo. Vol. I. p. 435. n. 36. *Onom.* H. N. l. c. *Cathol.* l. c.

Augen breiter, nach hinten zu aber, und an der Kehle minder breit erscheint.

Der obere Theil des Kopfes, Nakken, Rükken und Brust sind matt oder schmutzig orangenfarbig, oder ein wenig ins Rothbraune spielend. Auf dem Rükken hat eben diese Farbe ein dunkleres, an der Brust ein matteres Ansehen. Untenher findet man den Rükken mit halbmondförmigen, schwarzen Flekken besetzt. Eine weisse Farbe herrschet auf dem Bürzel, am untern Theil des Bauches, an den Schenkeln und an den Dekfedern, unter dem Schwanze. Der ganze Flügel ist schwarz oder dunkel schwarzbraun gefärbt. Hellbraun erscheinen dagegen die Spitzen, wie auch der Rand an den Dekfedern der Flügel und einiger Schwungfedern, die sich zunächst am Rükken befinden. Beine, Füsse und Klauen haben eine schwarze oder dunkelbraune, die mittlern Schwanzfedern eine schwärzliche, die an den Seiten eine weisse Farbe mit schwarzen, aber nicht sonderlich tief hineingehenden Spitzen.

Der andere Vogel, den Edward für das Weibchen ansiehet, hat an der Wurzel des obern Schnabels etwas schwarzes, das von den Winkeln des Schnabels durch die Augen gehet, und sich hinter denselben ziemlich weit verbreitet. Das Kinn hat unter dem Schnabel eine weisse Farbe. Der ganze übrige Körper aber, die Flügel, der Schwanz und die Schenkel, sind wie am vorigen beschaffen.

Herr Brisson hatte diese Vögel unter zwo Nummern beschrieben, die aber Herr von Linné als Abänderungen einer einzigen Gattung, oder vielleicht, wie Edward, als Männchen und Weibchen betrachtet.

Bachstelze. Rothkehlchen. Rothbärtchen. (Frisch) Rothbrüstchen. (Klein) Rothkropf. (Kramer) Waldröthlein, (Klein) Winterrätle. (Schwenkf.) g)

Die Benennungen dieses bekannten Vogels lassen sich sogleich aus dem Ansehen desselben erklären. Er hat vom Schna-

g) *Motacilla Rubecula* grisea, gulâ pectoreque ferrugineis. *Linn.* S. N. XII. p. 337. n. 45. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 226. Ed. II. n. 260. p. 95. *Rubecula, Rubeculus, Erithacus. Gesner.* Aues. 729. Tab. 730. *Aldrov.* Orn. II p. 741. Tab. 742. *Jonst.* Av. 124. T. 43. *Will.* Orn 38. *Raji* Av. 78. n. 3. *Albin.* 160 T. Av. I. p. 49. T. 51. *Bellon.* Av. 348. Frischs Vögel I. T. 19. f. 2. Gorge-rouge. *Olinae* Av. 16. *Zinanni* Uoua &c. p. 46. T. VII. n. 32 *Brisson.* Av 4to. Vol. III. p. 418. in 8vo Vol. I. p. 427. n. 21. La *Rouge-gorge.* Rubecula. *Schwenckf.* Av. Siles. p. 345. Rubecula syluatica. Syluia. Ἐρίθακος Arist. Ἐρίθυλος. *Charlet.* Onom. p. 91. n. VIII. *Ficedula* fulua pectore rubro. *Barrere.* Rubrica, Ruticilla. Phoenicurus, Syluia. *Rzacz.* Meiers illum. Thiere. I. B. Tab 93. p. 55. Wirsings Vögel. Tab. XXV. D. Günthers Wirs. Nester. Tab. III. f. 2. Hallens Vögel p. 330. n. 301. Kleins Vögelhist. p. 144. n I. Ebend. illum. Vögeleyer. p. 26. T. X. f. 16. Pennants Britt. Thierg. p. 111. Tab. LV. f. 2. *Pennant. British. Zool.* 8vo. Vol. I. p. 372. D. Günthers Skopol. Vögel. n. 231. p. 191. Zorns Petinotheol. II. p. 388. Gründl. Anweis. zum Vogelf. p. 497. Eberh. Thierg. p. 84. *Brünnich,* Ornith. bor. p. 72. n. 283. *Kramer* Austr. p. 376. n. 13. *Müll.* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 276. Pontopp. Dann. p. 174. D. Fermins Surinam. II. p. 176. Neue Mannigf. III. p. 179. Müllers Linné II. p. 618. n. 45. Elsholz Tischb. p. 169. *Seibizius* de Aliment. Facultat. p. 887. *Onom. H. Nat.* V. 271. *Onomat. Forest.* III. p. 206. *Cathol.* G. p. 192. *Cours d'H. Nat.* IV. p. 62. *. *Dict. des Anim.* III. 720. *Vallm. de Bomare.* Dict. V. pag. 165. Franz. La *Rouge-Gorge.* Briss. *Gorge-rouge.* Bel. *Rouge-bourse.* Alb. & Bel. *Rubeline. Roupie. Berée. Gadrille.* Bel. Ital. *Ferbott.* (Müll.) *Pettorosso.* Zinan. *Petuzzo. Pitardello.* Engl. *Red-breast. Robin-red-breast. Ruddock.* Holl. *Roodborstje.* Dän. u. Norw. *Roedfinke. Roed-Hals. Roedkielde.* Schwed. *Rotgel.*

Schnabel an auf dem Kopf eine gelbröthliche Farbe, dann folgen einige blaulichte Federn, hinter denselben fängt sich aber das Hellbraun an, welches den Hals, Rükken, Flügel und Schwanz bezeichnet. An den kleinen Dekfedern der Flügel erblikt man einige gelbe Düpfeln, dergleichen die Weißdrosseln haben. Kehle und Brust sind gelbroth, am Bauch herrscht eine dunkel weißlichte Farbe, die gegen den Bürzel zu ins Grünlichte, und endlich ins Röthliche spielet.

Die Länge des ganzen Vogels beträgt $5\frac{1}{2}''$, des Schnabels, etwa 7 Linien, des Schwanzes, $2\frac{1}{4}''$, der mittlern Zee, 9 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, welche zusammengefalten bis zur Mitte des gablichten Schwanzes reichen, 8 Zolle. Der pfriemenförmige gerade Schnabel ist schwärzlich, um die Wurzel herum rostfarbig, mit gleich langen Kiefern, und umgekehrt eyförmigen Nasenlöchern versehen, die Zunge, wie gewöhnlich, eingekerbt und zerfetzet. Die lezte Reihe der Flügeldekfedern hat röthlich weisse Spitzen, die einen dergleichen Queerstreif bilden, die Schwungfedern selbst, haben eine schwarze Farbe, und sind mit einer olivengrünlichen Einfassung gezieret. Von den zwölf Richtungsfedern des Schwanzes ist noch anzumerken, daß diese sich in einen Winkel endigen, grauschwärzlich aussehen, und von aussen, so weit sie unbedekt erscheinen, mit olivenfarbiger Einfassung prangen. Die Beine findet man bis über die Knie befiedert, die Füsse blaßhäuticht und braun oder schwärzlich, wie die Zeen und Klauen.

Das Rothkehlchen wird in Deutschland häufig, aber immer nur einzeln gefunden, weil es in der Nähe gar nicht seines gleichen ertragen kann. Daher ist es auch nicht rathsam, in einer Stube zwey Rothkehlchen beysammen zu hal-

ten. Das stärkere wird allemal das schwächere zu verdrängen suchen h). Es hat, wie die Nachtigall, sehr grosse helle Augen, mit einem kastanienbraunen Ringe, und ein so scharfes Gesicht, daß es einen Wurm unter dem Erdboden hervorziehet, wo kein Mensch eine Spur davon erblikken konnte. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist in jungen Schlägen, bisweilen auch in Baumgärten, wo es auch zu nisten pfleget. Im Frühling und Sommer lebt es von fliegenden Insekten und kleinen Würmern, im Herbste, von Hollunder: Vogel-Wacholderbeeren und vom Samen des Spindelbaumes (Evonymus). Es gehört unter die Vögel, welche sich hier zu Lande am ersten wieder einzustellen pflegen. Schon im Märzmonath ist es bey uns wieder zugegen, verläßt auch unsere Gegenden ehe nicht, als im Oktober; bisweilen pflegt es wohl gar den Winter hindurch bey uns zu bleiben. i)

Der Gesang des Rothkehlchens ist nicht vorzüglich, aber doch ganz angenehm, und um so viel reizender, weil er gleich im Frühjahr zuerst unsre Ohren ergötzt. Sowohl dieses ungekünstelt angenehmen Gesanges wegen, als weil diese Vögel in Zimmern alle Wanzen und Fliegen wegfangen, werden sie den Winter hindurch oft in Stuben gehalten, wo sie endlich so zahm werden, daß man sie mit Händen greifen,

h) Diesen Umstand bekräftigen schon die Alten durch das Sprichwort: Non una arbor duos capit Erithacos.

i) Wenn die Zugvögel sich bisweilen verspäten, und vom Frost oder Schnee überraschet werden, pflegen sie aus dem Gebüsch und Wäldern im Winter vorzukommen, sich zu den Dörfern, Miststätten, Häusern oder Flüssen, zu halten, und sich da kümmerlich zu nähren. So hat auch Zorn l. c. I. p. 435. im Jahr 1747. in seinem nahe beym Wasser an seiner Wohnung gelegenen Garten unterschiedene Rothkehlchen im Winter entdekket.

Digitized by Google

greifen, sie auf der Hand kann sitzen, und mit sich von einer Tafel speisen lassen. Sie werden ausser den Insekten, welche sie fangen, mit Brod- oder Semmelgrumen, zerschnittenen Haselnüssen, u. s. w. gefüttert, und immer mit hinlänglichem frischen Wasser, zum Trinken und Baden, versorget. Männchen und Weibchen sind kaum von einander zu unterscheiden. Letzteres hat, wie man glaubt, ein blasseres Roth an seiner Kehle. Das gewisseste Merkmal ist aber der Gesang, wodurch das Männchen sich am sichersten auszeichnet. Ihren Schwanz bewegen diese Vögel sehr oft im Hüpfen, und nach Herrn Zorns Bemerkung, soll sich im Frühling das Gelbroth ihrer Kehlen erhöhen, das Braune aber heller werden, sobald sie anfangen zu singen.

Zur Anlage seines Nestes wählt vorzüglich dieser Vogel dikke Fichten- Weißdorn- Maßolder- und Schlehendornbüsche. Da wird es nicht mitten im Busche, sondern unter demselben, in dem daselbst befindlichen Gras und Gesträuche, auf der Erde, oder wenigstens nahe dabey, angeleget. Es ist napf- oder korbförmig, von aussen etwas ungleich und hökkerig. Es bestehet aus grünem Moose, dürrem Gras und schwachen Wurzeln. Alle diese Materien werden dichte zusammen verfilzet und untereinander verbunden. Der Durchmesser der ganzen Halbkugel beträgt von oben reichlich drey Zoll in der Höhe. Die Höhlung bestehet aus dürrem Gras, worunter bisweilen einige Vogelfedern und Hare gemischet worden.

Da diese Vögel zuverläßig des Jahres zweymal brüten; so kann man sich alle Jahre vom April an, bis in den August mit eignen Augen von der Gewißheit dieser Beschreibung überzeugen, und sehen, wie weit Herrn Hallens

Nach-

Nachrichten in diesem Falle von richtigen Erfahrungen abweichen.

Genaue Beobachter haben in diesen Nestern allemal fünf oder sechs Eyer angetroffen, obwohl Herr Zorn die Anzahl derselben nicht über vier bis fünf gesetzet. Sie sind in Vergleichung mit ihrer Mutter ziemlich ansehnlich und groß. Jedes hat vom untern bis zum obern Ende 9 Linien im Durchmesser, der an der Dikke des kollichten Theils ohngefähr 6 Linien beträget. Sie haben eine stumpfe kolbichte Gestalt, und gehören in Ansehung der Grösse zur vierten Güntherischen Klasse. Ihre Grundfarbe ist mattweiß, und sie sind auf derselben mit fahl: ziegelfarbigen Flekken, Punkten und Strichen besprenget, welche am stumpfen Theil dichter stehen, und beynahe einen Kranz, der das Ey umschlüßet, bilden. So sehr diese Beschreibung von der Kleinschen abweichet, wo sie aus dem gelben ins schmuzig weisse fallend, angegeben werden, so gewiß ist es, daß letzterer in seiner Nachricht sich irrete. k)

Auch diese Vögel gehören, wie die Grasmükke und andre Fliegenvögel, unter diejenigen, die wir zugleich als Mütter des Kukkuks zu betrachten haben. Es wird nicht leicht ein Jahr vorüber gehen, in welchem nicht eine Menge dieser armen kleinen Mütter einen jungen Kukkuk, statt ihrer eigenen Kinder, groß zu füttern genöthiget werden. l)

Daß man die Rothkehlchen, wie Seibiz versichert, gleich den Papagayen und Staren, sprechen lehren könne, davon weis ich keine Erfahrung beyzubringen, ob man wohl vermö-

k) S. Zorn l. c. II. p. 152. §. 58.

l) S. Zorns Petinoth. II. p. 128, 129.

vermögend ist, ihren Gesang durch die Nachahmung sehr **zu verbessern**. Eben dieser Verfasser meldet auch, daß man **Regen zu erwarten** habe, wenn diese Vögel sich in Löchern **auf der Erde verkriechen.**

Bachstelze. Rothkehlchen, blaues. (Seligm.) S. Amerikanische Bachstelze.

— — blaues aus Karolina. (Onom.)

— — braunes kleines. (Seligmann IV, 61.)

— — braunfalbes getigertes. (Hallen) S. Steinschmätzer.

— — grau gestreiftes mit weissen Flekken am Flügel. (Hallen) S. Feigenesser.

— — Rothkopf mit gelbem Leibe. (Seligm.) S. geflekte Bachstelze.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Nach-

Nachricht.

Den 7. August und in den folgenden Tagen erschien in unsrer Nachbarbarschaft eine unbegreifliche Menge von Raupen, deren Heere sich insonderheit in den Gerstenfeldern lagerten, in selbigen aber blos den Hederich verzehrten. Sie aseten nachher ebenfalls in den Wikken, Erbsen- und Tobaksfeldern, und verwüsteten sie. Vom Flachs und Hanf nagten sie die Knoten ab. Zu Madlitz und Willmersdorf kamen sie in die Gärten, und richteten daselbst unter allen Küchengewächsen viel Unheil an. — Auf den Wegen nahe an Feldern zogen sie in solcher Zahl, daß man sich, wer sie nicht gesehen, keine Vorstellung davon machen kann. Die ältesten Leute dieser Gegenden wissen sich einer solchen Menge Raupen nicht zu erinnern; und es ist sehr zu befürchten, daß schlimme Folgen für das Vieh entstehen können, da alles Kraut von ihrem Unrath ganz überdekt ist. Nach acht Tagen fingen sie an, sich einzuspinnen. Jetzt schwärmen die herausgekommenen Schmetterlinge des Abends schaarenweise herum, und alle sind von einerley Gattung, nämlich die Gammaeule (Phalæna Noctua Gamma). Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Eyer der Raupen bey den damaligen heftigen Winden aus andern Gegenden aufgehoben, und in die unsrigen herüber getrieben worden.

Frankfurt, den 24. Aug. 1780.

Barowsky.

Digitized by Google

Anzeige.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. Dritter Band. Brandenburg. 1780. 1 Alph. 8 B. in 8. mit einer Kupfertafel. *)

Inhalt dieses Bandes.

1) **Allgemeine** Betrachtung der Pflanzen.
2) **Nachtrag** zur Beschreibung des Bergs Aetna, aus **Brydone's Reise** nach Sicilien und Malta.
3) **Dritter** und letzter Beytrag zur Abhandlung von den unterirdischen Höhlen. Er giebt Nachricht von den Höhlen des rußischen Gebieths; der Bredewinder, Fingals-Höhle, u. a. m.
4) **Von einigen** Wasserfällen in Dalmatien.
5) **Beschluß** der allgemeinen Betrachtung der Pflanzen.
6) **Aldo la Grane**, von den Strömen und Wirbeln im Kanal von Meßina, vornämlich zwischen Scilla und Charybdis. Aus dem Giornale d'Italia.
7) **Eine Nachricht** des Herrn Abt Fortis von einer merkwürdigen Höhle in Cornial.
8) **Betrachtung** der Oberfläche der Erde überhaupt, und insbesondere des vesten Landes. Eine weitere Ausführung der in den Neuesten Mannigfaltigkeiten unter diesem Titel abgehandelten Materie.
9) **Herrn Pallas** Beobachtungen über die Berge, und Veränderungen der Erdkugel, besonders in Beziehung auf das rußische Reich. Eine Uebersetzung seiner Observations sur la formation des montagnes &c.
10) **Beschreibung** der natürlichen Brücke zu Veja. Auszug aus einem Briefe des Herrn Abt Fortis im Giornale d'Italia.
11) **Von den** natürlichen Merkwürdigkeiten der Insel Island, aus Herrn Uno von Troil Briefen.
12) **Von den** Basalt-Pfeilern auf der Insel Staffa, und ein Nachtrag zur Beschreibung der Fingals-Höhle. Aus eben diesen Briefen.

13) Von

*) Siehe Neue Mannigf. 4. B. S. 553. Neueste Mannigf. 2. B. S. 239.

13) Von einem merkwürdigen See in der obern Markgrafschaft Baden. Vom Herrn Prof. Sander.
14) Vom Rio de la Plata.
15) Vom Ursprunge, Laufe und Ausflusse des Rheins: aus Berkheys Naturgeschichte von Holland.
16) Von dem Laufe der Maas, Merwe, Waal, Issel und den übrigen Flüssen Hollands. Eben daher.
17) Allgemeine Betrachtung der Thiere.

Verschiedene Umstände hindern den Verf. an der weitern Fortsetzung dieser periodischen Schrift, welche leicht zu mehrern Bänden hätte ausgedehnet werden können: und ist also dieser Theil der letzte von seiner Hand. Es begreift ein jeder, daß es ein eben so mühsames Geschäft sey, Nachrichten dieser Art aus so vielen Werken aufzusuchen, sie zu vergleichen, die vorkommenden Widersprüche zu heben ꝛc. als es nützlich ist, Materialien beysammen zu finden, woraus mit der Zeit vielleicht ein Lehrgebäude der physikalischen Erdbeschreibung mit einiger Vollständigkeit entstehen könnte. Da es denen bereits vorhandenen noch an dieser Eigenschaft sehr fehlt, so erregt solches in uns den Wunsch, daß diese Schrift einen einsichtsvollen Fortsetzer erhalten möge.

O**.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

178ste Woche.

Des Herrn Bourde's, Baadischen Ingenieurkapitains, Gedanken über die Aufnahme einer Reihe Dreyekke durch Deutschland, Böhmen, Bayern, Ungarn, Italien, die Schweitz, u. s. w.

Es würde geringe Unkosten erfordern, die wahre wechselsweise Lage aller, oder doch der vornehmsten Gegenstände in Europa, als der Städte, Berge, Seen, und Flüsse mit geometrischer Richtigkeit zu bestimmen: wenn nur die verschiedenen europäischen Potentaten zu der Beförderung dieser so wichtigen und nutzbaren Kenntniß verhältnißmäßig etwas beytragen wollten.

Die Möglichkeit der Ausführung haben bereits die Franzosen bey der Herausgabe ihrer neuen Charte gewiesen, welche die vornehmsten Dreyekke enthält, welche zum Grunde der geometrischen Beschreibung Frankreichs im Jahr 1744. gedienet haben: allein die Genauigkeit und Art der Ausführung eines solchen Werkes haben wir bey der englischen Nation vorzüglich zu suchen.

Insgemein sind die vornehmsten Städte an den Ufern der breitesten Flüsse erbauet; diese laufen durch weite Thäler, und gemeiniglich befinden sich auf jeder Seite Spitzen von Ber-

Bergen. Diese Umstände geben uns leichtlich Mittel an die Hand, eine Kette von Dreyekken zusammen zu hängen, und Gelegenheit, diese durch das Ausmessen einer Grundlinie zu berichtigen. Um den nöthigen Grad der Genauigkeit zu erhalten, wird ein Vorrath sehr richtiger und bequemer Werkzeuge erfordert, und Hauptfehler werden durch astronomische Beobachtungen entdekt. Die zu diesem anmuthsvollen Geschäfte bestimmten Personen müsten in den Stand gesetzt werden, ihre Wahrnehmungen nach den Höhen und dem allgemeinen Laufe der Gipfel aneinander hängender Gebürge fortzusetzen, zu welchen sie bey fortfahrendem Geschäfte gelangen können, und keine richtige Beobachtung zu versäumen, welche uns auf eine bessere Kenntniß der Theorie unsrer Erde führen mag; hingegen jede politische Bemerkung, als eine Sache zu vermeiden, die wider gegenwärtige Absicht läuft, und also zu einer von dieser Art unterschiedenen Ausmessung gehört. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist aus eigener Erfahrung versichert, daß sich alle niedrige Gegenden von Holland und Flandern längst dem Rhein nach Cöln, Coblenz, Maynz, Mannheim, Carlsruhe, Rastatt, Straßburg, Basel, Schafhausen bis Lindau zusammenhängen lassen. Vielleicht würde mehr Mühe nöthig seyn, von Lindau über die Berge nach Inspruk zu setzen, von da aber wohl den Fluß Inn hinunter nach Innstadt, und so die Donau hinunter nach Wien und noch weiter hinab, wenn man wollte. — Von Innstadt aus kann es nicht schwer seyn, Dreyekke nach Prag, Dresden, und längst der Elbe bis Hamburg aneinander zu hängen. Sodann hat man rechter Hand die Seeküste, mithin eine gute Gelegenheit, das Werk zu schliessen, und eine Bestätigung bey einem

von

von denen Punkten, von welchen das Geschäfte in Holland seinen Anfang genommen hat, zu erhalten.

Wiederum liesse sich von Maynz auf dem Mayn nach Frankfurth, Nürnberg, und über das Gebürg die allgemeine Aufnahme nach Regensburg fortsetzen, und mit dem vorgenannten Mayn gegen Innstadt zusammenhängen. Der Moselfluß würde aufwärts nach dem Theile von Lothringen zu leiten, der bey den Franzosen in ihrer Charte ausgelassen worden ist; und deren Beobachtungen sich in der Nachbarschaft von Nanzig vereinigen, und daher dieses Werk einen Zusammenhang mit der westlichen Seeküste von Frankreich erhalten. Eben so liessen sich wiederum die Triangel unmittelbar mit der französischen Reihe vereinigen, und auf diese Weise ein feiner Zusammenhang mit der mittelländischen See zuwege bringen.

Das nämliche läßt sich von der Oder sagen. Nach Breslau zu bis ganz hinunter zu ihrer Mündung, an der Küste vom baltischen Meer, welche von da längst dem kurzen und wachsenden Theil von Holstein das erstere Geschäffte in Hamburg verbindet.

Auf diese Art aber wäre solches eine sehr genaue Kette von Dreyekken, welche das baltische, atlantische und mittelländische Meer mit einer grossen Menge dazwischen liegender wichtigen Gegenstände in eine Verbindung brächte. In dieses grosse geographische Skelet liesse sich eine eigentlichere topographische Aufnahme von Europa verzeichnen, nach dem Befehl und der Neigung eines jeden Souverains. So ausgedehnt auch dieses Werk in die Augen fallen muß; so ist es doch keineswegs weitschweifig und mühsam. Je grösser

die Dreyekke sind, und je weniger man deren zur Vollendung nöthig hat, um so vollkommner kann diese Arbeit bewerkstelligt werden. Die erstaunlich grosse Verbesserungen, welche die neuere Zeiten der Einrichtung und den Eintheilungen mathematischer Instrumente gegeben haben, hat ihre Masse so verkleinert, und ihre Genauigkeit so vermehrt, daß Personen, die in der Art sie zu gebrauchen wohl erfahren sind, es beweisen würden, daß sechs oder sieben geschikte Leute, deren jeder einen eigenen Beystand hätte, und mit uneingeschränkter Vollmacht versehen wären, diese zuvor gemeldete Reihe Dreyekke ohngefähr in einer Zeit von drey Jahren aufnehmen könnten. Es würde eben so überflüßig seyn, den Gelehrten den Nutzen und die Grösse einer solchen Unternehmung weitläuftig anzupreisen, als es unnütz wäre, darüber vieles mit dem übrigen Theil der Welt zu reden. Es ist aber nicht möglich, die Verwunderung zu hemmen, die in dem Gemüthe einer jeden Person entstehen muß, die Europa als den Sitz der Künste und Wissenschaften betrachtet, und es dennoch in einem so wesentlichen Theil der Kenntnisse, als die Geographie ist, so augenscheinlich vernachläßiget siehet, um so mehr, weil die Lage und eigentliche Bestimmung derer Stämme der Canibalen, welche die andere Hälfte unserer Erdkugel bewohnen, mit so vieler Sorgfalt untersucht worden, und die ewig gefrornen Küsten, welche beyde Pole umgeben, mit erstaunlich grossen Kosten und unendlicher Arbeit und fruchtlosem Erfolg untersucht sind. Ein jeder, der sich Mühe gegeben hat, verschiedene Charten von unserm festen Land zu sammlen, und gegeneinander zu vergleichen, muß geärgert und bestürzt worden seyn, über den ungeheuren Unterschied, welcher so manche Theile abhält, mit irgend einem auszustehenden Grad der Genauigkeit übereinzustimmen.

Das

Das Königreich Frankreich, das Königreich Neapel, einige Theile von Engelland, und ein Stük längst dem Rhein, welches nunmehr unter der Aufsicht des Herrn Meyers, des gelehrten Mannheimer Astronomen, bekannt gemacht wird, sind die einzigen oder vornehmsten scientifisch-geographischen Werke, die dem Publikum allgemein bekannt geworden sind. Aber der weite Strich von ungemessenen Räumen, welche zwischen diesen verschiedenen Ländern liegen, machen sie weniger wichtig für die, welche einen gehörigen Zusammenhang verlangen. Und ausserdem müssen wir zufrieden seyn, die Weiten zwischen Paris, Berlin, Petersburg, Wien, Madrit und Rom, nicht etwa von gelehrten Männern zu erfahren, sondern von den Postilionen und Fuhrleuten in Europa.

Der Verfasser dieses Artikels ist nicht so eitel, zu hoffen, daß eine so wenig ausgeführte Betrachtung, die Er aber den Augen des Publikums nicht glaubt länger zurükhalten zu dürfen, fähig wäre, die Aufmerksamkeit der Regenten auf sich zu ziehen. Doch wünscht' er, daß die zuvor gemachten Bemerkungen vielleicht diesem Gegenstande etwas mehr Leben geben, und verschiedene Gelehrte von Deutschland für ihn geneigt machen möchte.

Sollten dieselben dieses mathematische Geschäfte für ganz Europa nützlich halten, und glauben, daß es dem deutschen Reiche zur Ehre gereiche; würde es dann wohl schwer fallen, Fürsten zu finden, die diesen Plan mächtig unterstützen, und durch ihren Beystand Personen in den Stand setzen, dieses wichtige Geschäft wirklich auszuführen?

Anekdote.

Zur Zeit der Regierung Heinrichs des III. Königs in Frankreich, war um das Jahr 1580. in der Stadt Lectoure in der Provinz Armand ein Commendant, Namens Baleine. In seinen jüngern Jahren hatte er in verschiedenen Kriegen gegen die Türken gefochten, war heftig und stolz, jedoch tapfer, und ein grosser Freund der Tugend. Er hatte eine Schwester bey sich, die wir Maria nennen wollen, ein Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Offenherzigkeit und Güte. Antonio, ein Officier der Garnison, dem der Gouverneur ausserordentlich gewogen war, und ihm viele Güte und Freundschaft bewies, hatte eben dadurch freyen Zutritt zu ihr, und mißbrauchte diese Erlaubniß, sie allein zu sehen und zu unterhalten, so sehr, daß er ohne des Baleine Vorwissen die Maria in ein Liebesverständniß zu verwikkeln suchte. Nach einiger Zeit gelang es ihm, sich bey der jungen unerfahrnen und gutherzigen Person so sehr durch seine Schmeicheleyen in Gunst zu setzen, daß er ihr sogar den Vorschlag, eine Heyrath mit ihr im geheim zu treffen thun durfte. Nach langem Widerstreben willigte sie darein, jedoch fanden sich da viel Schwierigkeiten, hauptsächlich aber, wie man einen Priester finden möchte, der nicht allein die Trauung vollzöge, sondern sie auch geheim hielte. Antonio wuste jedoch endlich durch seine Liebkosungen und Betheurungen ewiger Treue sie dahin zu bringen, daß sich Maria auch endlich bereden ließ, ohne priesterliche Einsegnung die Seine zu werden; sie streubte sich anfänglich, gab endlich seinem Ungestüm nach, und — fiel. Kaum hatte

hatte der Niederträchtige seinen Zwek erreicht, so war auch schon seine heftige Neigung erkaltet; er hatte, ehe sie sich zu seinem Willen bequemte, ihr nochmals das allerfeyerlichste Versprechen gethan, sie sogleich zu heyrathen, sobald sich nur eine schikliche Gelegenheit dazu fände: allein nun wurde dieses Versprechens mit keinem Wort mehr gedacht, seine Besuche wurden seltener, und er wich sogar allen Gelegenheiten aus, sie allein zu sehen und zu sprechen. Doch dies war noch nicht genung, sondern der Grausame hieng sich an ein ander Frauenzimmer in der Stadt, und ganz im geheim (wie er glaubte,) ließ er sich diese antrauen. Was kann aber den forschenden Blikken einer beleidigten Schöne verborgen bleiben? oder was ist im Stande, die Eifersucht zu hintergehen? Maria erfuhr alles durch ihre Spione, sobald es sich zugetragen hatte, und war vor Schmerz und Wuth halb rasend. In dieser für sie so traurigen und erniedrigenden Lage, rannte sie zu ihrem Bruder, dem Gouverneur, mit thränenden Augen, und mit Blikken, die von ihrem tiefen Schmerz und von verschmäheter Liebe zeugten, fiel ihm zu Füssen, entdekte ihm die ganze Geschichte, und bat ihn, Mitleiden mit ihrem elenden Zustande zu haben, und die Beleidung zu ahnden, die sie von dem treulosen Antonio erlitten hätte.

Baleine war zwar von Natur hitzig und auffahrend, doch dies Mahl verstellte er sich, gab seiner Schwester den Rath, Geduld zu haben, sich ruhig zu verhalten, heiter und munter zu scheinen, so sehr es ihr nur möglich, und überzeugt zu seyn, daß er die Sache völlig als seine eigene ansehen, und ihr die allerstrengste Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde.

Er selbst, Baleine, betrug sich gegen den Antonio wie gewöhnlich, offenherzig und freundlich, ohne den geringsten Argwohn zu äussern.

Nach einiger Zeit lud er an einem festlichen Tage verschiedene seiner Freunde, und unter andern auch den Antonio zu einem prächtigen Gastmahle bey sich in dem Kasteel ein. Nach der Mahlzeit suchte er unter allerley Vorwand den Antonio so lange aufzuhalten, bis sich die ganze Gesellschaft entfernt hatte, worauf er sogleich seinen Bedienten den Befehl gab, dem Verbrecher Fessel an Hände und Füsse zu legen. Der Gefangene wurde hierauf in ein entlegenes Zimmer gebracht, in welchem sich Baleine als Richter auf einen dazu bereiteten Staatsstuhl setzte. Antonio wurde angeklagt, und ihm zur Last gelegt, daß er die Maria durch ein feyerliches Versprechen der Heyrath, verführet, und darauf diese gelobte Treue nicht allein schändlich gebrochen, sondern sogar auch noch ein anderes Frauenzimmer geheyrathet hätte. Antonio, vor Schrekken und Erstaunen entdekt zu seyn, ausser sich, behauptete unschuldig zu seyn; worauf aber verschiedene Zeugen vorgefordert und abgehört wurden, welche denn aussagten, daß der Beklagte in ihrer Gegenwart der Maria oft das Versprechen der Heyrath gethan hätte. Zulezt nach allen erschien nun auch die Maria selbst, und indem sie das ganze Faktum zu Protocoll gab, bekräftigte sie ihre Aussage mit einem förmlichen Eide.

Antonio schien bey dem Anblik der Maria alle Fassung zu verlieren, er war beschämt und verwirrt. Er gestand es nun zwar, daß ein Liebesverständniß unter ihnen geherrscht hätte, allein er läugnete es, daß jemals dabey die Rede von einer Heyrath gewesen wäre; kurz er schob alle Schuld auf Maria.

Maria. Er fügte hinzu, die Dame hätte ihm solche Gelegenheit gegeben, daß er nach allen Gesetzen der Galanterie nicht hätte umhin können, ihrem Wünschen mit gleichem Feuer auf halbem Wege entgegen zu kommen, und sie zu befriedigen.

Diese schändliche Entschuldigung wurde jedoch von dem Richter als falsch und grundlos verworfen, der nun die Zeugenaussage sammlete, und zuletzt gegen den Beklagten das Todesurtheil aussprach.

Baleine war nicht zufrieden, die verschiedenen Rollen des Anklägers, des Präsidenten, und des gesammten Gerichts gespielt zu haben, sondern er verwaltete nun auch noch das Amt eines Nachrichters und erstach den Antonio mit eigener Hand, welcher Gott und Menschen um Hülfe anrief, und vergebens über Verletzung der Hospitalitätsrechte schrie, welche zuerst zu übertreten, er sich doch vorher kein Gewissen gemacht hatte.

Nachdem die Rache vollzogen, so wurde den Verwandten des Entleibten der todte Körper zugeschikt, und Baleine war nun zufrieden. Er hatte seinen Secretair beordert, die ganze Procedur zu protocolliren, sowohl die Anklage, als auch deren Beantwortung, benebst der Zeugen Aussage; in Summa den ganzen Proceß. Diese Akte nun wurde nicht allein von ihm und der Maria unterschrieben, sondern auch noch von den abgehörten Zeugen.

Ueberzeugt, daß diese Geschichte ohne Zweifel binnen kurzem dem Könige zu Ohren kommen würde, ließ Baleine eine genaue Kopie der Akte machen, schikte sie dem Könige, und bat ihn in einem Briefe, den er dabey schrieb, ihm diese

Kühnheit zu verzeihen, daß er in einer Sache, worin seine Ehre so sehr verwundet wäre, den gewöhnlichen Lauf der Gerechtigkeit vermieden, und sich mit eigner Hand Gerechtigkeit verschaffet hätte.

Der König, welcher über eine so dreiste That erstaunet war, befürchtete, daß ein Mann von so heftigem Temperament noch weiter gehen könnte, wenn er gereizt würde; aus diesem Grunde verzeihte er ihm, schikte aber zu gleicher Zeit einen Officier, auf welchen er sich verlassen konnte, der ihn ablösen, und das Gouvernement übernehmen muste. Baleine legte sein Commando willig nieder, und verfügte sich mit einigen auserlesenen Freunden und seiner Familie nach einem Kasteel, welches ihm eigen gehörte, und nicht weit von Lectoure entfernt war.

Anzeige.

Anzeige.

Nachricht von den Versteinerungen des Grosfürstenthums Siebenbürgen, mit einem Anhange und beygefügter Tabelle über die Mineralien und Foßilien dieses Landes, von Joh. Ehrenreich von Fichtel, Kayserl. Königl. wirkl. Kammerrath ꝛc. ꝛc. verfaßt und herausgegeben von der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin. Mit einer Landkarte und sechs Kupfertafeln. Nürnberg 1780. in 4to.

Wenn man es eher der Mühe werth gehalten hätte, die natürlichen Merkwürdigkeiten einzelner Gegenden mit Ernst und Eifer zu erforschen; wenn die Aufmerksamkeit der Naturforscher weniger aus einem Hange zum neuen und ausserordentlichen auf die fremden und entfernten Länder, als auf ihre Wohnplätze gerichtet gewesen wäre; so würden wir in dem weiten Felde der Naturgeschichte grössere Fortschritte gemacht haben, und der Umfang dieser Wissenschaft im Ganzen mehr erweitert worden seyn.

Die Bemühungen der ältern Naturforscher in diesem Stükke verdienen kaum in einige Betrachtung gezogen zu werden, und nur unter den neuern muß man diejenigen suchen, die Beobachtungsgeist und Scharfsinn, mit unermüdetem Eifer verbunden, fähig machte, uns mit einem Stoff von Thatsachen zu bereichern, die wir als Materialien zu einem künftigen Lehrgebäude der Naturgeschichte ansehen müssen.

Die Nothwendigkeit einer solchen Beobachtung an Ort und Stelle ist besonders in Ansehung der allgemeinen Naturgeschichte und der unterirdischen Geographie klar, und wir werden ohne dieselbe zu einer richtigen Theorie unsers Erdkörpers nie gelangen.

Dank verdient also die hiesige Gesellschaft naturforschender Freunde, daß sie uns durch die Bekanntmachung dieses Werks, welches ihr von dem Herrn Kammerrath überschikt worden, eine Sammlung von Bemerkungen in die Hände geliefert, die die Frucht des durchdringenden Beobachtungsgeistes und unermüdeten

deten Fleisses im Naturforschen von Seiten des Herrn Verfassers ist. Es muß uns um desto willkommener seyn, da Siebenbürgen, ein Land, wo sich die Natur vor vielen andern so freygebig bewiesen, in Hinsicht auf seine natürlichen Merkwürdigkeiten, noch bey weitem nicht so bekannt war, als es zu seyn verdienet hätte.

Die Wichtigkeit dieser Schrift veranlaßt mich zu einer etwas ausführlichen Anzeige der darinn vorkommenden Sachen.

Seite 17 bis 19.

Die Länge des Grosfürstenthums Siebenbürgen von Morgen gegen Abend, und also von dem Paß Oytosch, bis an die bannatische Grenze über das eiserne Thor beträgt in gerader Linie 31 deutsche Meilen: wenn sie aber nach einem andern schiefen Punkte, nemlich vom südostlichen (nicht ostsüdlichen) Winkel der Gebirge zwischen Oytosch und Bozza bis über Taschnad an das Dorf Peer oder Sodoro gemessen wird, giebt sie 38 deutsche Meilen.

Die Breite von Süden gegen Norden, und zwar von dem Passe Rothenthurm bis Kapnik = Baaya, an das Gebirge Gutin gemessen, macht 27 deutsche Meilen; wenn aber eine Linie von dem zwischen dem Paß Vulkan und dem eisernen Thore fallenden südwestlichen Gebirgswinkel, bis ausser dem Paß Rodna an die alten moldauischen Grenzen gezogen wird, 30 deutsche Meilen.

Der Umkreis kann auf 140 Meilen gerechnet werden, aber mit Einschliessung der mittlern Solnoker, der Krassaner und Harander = Gespannschaften, so wie auch des Köwarer = Distrikts, welche in den Erdbeschreibungen noch immer fehlerhaft zu Hungarn gerechnet werden.

Nach dieser Bestimmung der Grenzen des Großfürstenthums ist dieses Land nicht ohne alle Ausnahme mit Gebirgen umgeben. Die in demselben bisher entdekten Versteinerungen liegen innerhalb der Grenzgebirge in einem Bezirke von etwa 105 Meilen, und zwar zum mehresten Theile an und auf den niedrigen Bergen, selten in der Ebene.

Seite 19 bis 28.

Versteinerungen in der Gegend um Schibo, in der mittlern Solnoker Gespannschaft; an dem Gebirge Messesch, in der Dob=

Dobokaer und um Batsch, in der Koloscher Gespannschaft. Sie bestehen aus Globositen, Trochiliten, Gryphiten von ungewöhnlicher Grösse, 2 bis 4½ Pfund schwer, Ostraciten, Pectiniten, Jacobsmäntel, Bucciniten, Nerititen, Turbiniten, Heliciten, Chamiten, Muriciten, Cylindriten, Echiniten, versteinertem Holze und Wurzeln, deren Steinart doch nicht durchgängig angegeben ist.

Seite 28 bis 44.

Versteinerungen um dem Dorfe Korod, in der Koloscher Gespannschaft. Die ganze Gegend um dasselbe, wo man Conchylien von so vieler und so verschiedener Art, ganz gedrängt, genau in einander verwikkelt, und in einander hineingeschoben, in einer theils waage- theils senkrechten und schiefen Lage findet, scheint dem Hrn. V. kein ehemaliger Wohnplatz dieser Thiere gewesen, sondern diese Masse durch eine ungewöhnliche Fluth dahin gebracht zu seyn, welche von dem Durchzuge eines ehemals jenseit der Carpathen belegenen Meeres veranlaßt worden. Ausser den oben genannten Arten findet man hier noch Mondschnekken, Sturmhauben, Harfen, Blasenschnekken, Archen, u. a. theils calcinirt, theils versteinert.

Bey dieser Gelegenheit etwas über die Gebirge dieses Landes überhaupt. S. 34. Die höchsten oder Kettengebirge von Quarz und Granit ziehen sich von der höchsten Mitte der Gebirgsbreite fort, und machen gegen die Moldau und Wallachey die Grenzen des Landes. Diesen folgen die Mittelgebirge, aus Kalkstein mit glimmrigen Thon und Hornschiefer, auch Gneiß, so an die vorigen anliegen, und endlich die an diese angeschlemmten Vorgebirge, wohin denn auch die mehresten im Lande befindlichen Berge und Hügel zu rechnen sind. (ursprüngliche, Gang- und Floezgebirge)

Seite 45. bis 55.

Versteinerungen in den Gegenden von Gyalu, Klein Kapusch und Gyerö, Monostor, (wo die Siebenbirgischen Heliciten eigentlich zu Hause sind), Banffy-Hunyad und Zentelke, auch Walko in der Koloscher Gespannschaft.

Seite 56. bis 62.

Petrefakten um Klein Aranyosch, in der untern Albenser; Kibicze in der Zarander, und Klein Munischel, wo die neuentdekte Muschel, die Tutenauster gefunden wird, und Dewa in der Hunyader Gespannschaft. Incrustirende Bäche und eine geräumige Felsenhöhle, letztere bey Jenesch.

Seite 63. bis 83.

Die Foßilienlage bey Unter Peschtisch in der Hunyader Gespannschaft, ist die vorzüglichste aller bisher bekannten in diesem Lande. Man findet hier nicht nur eine ungleich stärkere Mannigfaltigkeit von Conchylienarten und andern Foßilien, als irgend an einem andern Orte, sondern die Schalen haben mit den Originalien noch die gröste Aehnlichkeit. Die zarten Spitzen, Streifen, Furchen, Punkte, und nicht selten die Silber- und andere Farben sind noch an manchen Exemplaren deutlich zu erkennen, und die, welche in das Steinreich ganz übergegangen sind, haben eine feine, manchmahl etwas durchsichtige dem Horn ähnliche Steinart angenommen.

Diese ganze Masse liegt auf einer Anhöhe, in einem weit ausgedehnten, von sanften Hügeln umgebenen Kessel, der mit Buschwerk bewachsen ist. Die Matrix der Schaalengehäuse ist ein gelblicher, bald gröberer, bald feinerer, an vielen Orten mit Thon- nnd Kalkerde versetzter Sand, welcher auch unter der Muschelschicht in eine weitere Tiefe fortgeht.

Der Herr Verf. theilt eine genaue Nachricht von den Versteinerungsarten mit, welche ihm diese Schicht geliefert, und sie bestehen aus Globositen, Nerititen, Trochiliten, Bucciniten, Volutiten, Caßiditen, Muriciten, Purpuriten, Alaten, Meerohren, Bulliten, Porcellaniten, Turbiniten, Strombiten, Patelliten, Chamiten, Archen, Telliniten, Pinniten, Jacobsmäntel, Ostraciten, Vermikuliten, Echiniten, Fischzähne, Gammroliten, Schildkrötenschalen, Coralliolithen und Fungiten, unter welchen letztern eine ganz neu entdekte Art Sternmilleporiten benennt, beschrieben und abgebildet ist.

Seite 83. bis 90.

Die Schalengehäuse um Ober Peschtisch, so weit sie dem Herrn V. bekannt geworden, sind zum Theil die nämlichen, welche wir jetzt nahmhaft gemacht und mehr calcinirt als versteinert. Zu Ratoschd in der Hunyader Gespannschaft, zeichnen sich die Muschelschaalen durch ihre ungewöhnliche Grösse, und besondere Bauart aus, da manche über 1 Schuh lang, und über 7 Pfund schwer sind, und scheinen alle zu der länglichten Gattung von Austern zu gehören, welche Walch Ostreopinniten nennt.

Nicht weit von diesem Orte gegen die Grenzen des Temeswarer Bannats bey dem Dorfe Runk, findet sich eine natürliche Grotte in einem Felsen, die vielen Tropfstein erzeugt. Hier sieht man Säulen und lange Zapfen, darunter manche sehr weiß, crystalli-

stallinisch und dabey strahlig sind, auch Tropfsteine in traubenförmigen Gestalten. Eine ähnliche Höhle ist auch bey dem Paß Vultan, in der nämlichen Hunyader Gespannschaft anzutreffen.

Seite 90. bis 93.

Versteinerungen bey dem Dorfe Otavian und Seßtschow in dem Müllenbacher Stuhl. Vorzüglich ist die Gegend des leztern reich an diesen Foßilien, besonders an Voluliten, Buccciniten und Turbiniten, welche zum Theil in grosse Steinlasten zusammen gebakken sind.

Seite 93. bis 104.

Das Dorf Wallye, nicht weit von Hermanstadt ist wegen des versteinerten Holzes merkwürdig, so man daselbst in Menge und in horizontalen Sandschichten liegen findet: auch in der Gegend um Hermanstadt trift man dergleichen Petrefakten, und in dem Zibinfluß Halbedelsteine an. Auch fand man vor einigen Jahren in demselben zween in Vitriolkies verwandelte Tannzapfen. Der Bezirk um das Dorf Tallmatsch, in der Nachbarschaft dieser Stadt, zeigt ganze Steinmassen, die aus einem Gemenge von verschiedenen Steinarten bestehen, und mit häufigen Heliciten angefüllt, und auch mit einigen andern Schalthieren, in verschiedenen Richtungen zusammen gebakken sind, daher sie der Herr Verfasser Helicitensteine nennt. Die Grösse dieser Steine ist verschieden, und von einer Unze bis zu sechs Centner schwer. Die Einwohner dieses Dorfs sammlen sie, um Kalk daraus zu brennen. Ausser diesen zusammen gebakkenen Heliciten, findet man in der ganzen Tallmatscher Gegend keine Spur von einzelnen Heliciten, woraus der Hr. Verf. den Schluß macht, daß sie nicht hier, sondern anderwärts in das Steinreich übergegangen seyn könnten, sondern abgerissene Stükken eines irgendwo gestandenen und hieher geführten Felsens gewesen seyn müsten.

Seite 105. bis 113.

Versteinerungen um Perschan im Distrikt Fogarasch. Im Paß Terzburg des Kronstädter Distrikts, sieht man eine mit verschiedentlich gebildeten Stalactiten angefüllte Felsenhöle, die Callugerie genannt, worinn die da herum wohnende Familien der Calloaschen ihren Gottesdienst halten, und welche mit noch andern Grotten in Verbindung steht. Der Paß Tömösch in eben diesem Distrikte liefert häufig Tufstein, welcher in Kronstadt zum Gebäu der Gewölbe benuzt wird. Bey Abapatak, einem Dorfe zur Albanser Gespannschaft gehörig, sieht man Schichten von calcinirten Conchylien, als Bucciniten, Turbiniten,

ten, Pactiniten, Chamiten, Coralliolithen, Herzmuscheln. Der Paß Bozza im Sekler Stuhl Haromßek hat inkrustirende Quellen, und das Dorf Gelenze in eben diesem Distrikt eine dergleichen. Alle liefern schöne Inkrustationen und kaltes Wasser von ungemeiner Klarheit, Reinigkeit und vortreflichem Geschmakke.

Seite 114. bis 120.

Die Gegend von Allmasch im Sekler Stuhl Udwarhelly, hat eine geräumige Felsenhöle aufzuweisen. Bey Remete, im Sekler Stuhl Jörgau, findet man versteinertes Holz und Birkenruthenwerk. — Abgerundete Steine ohnweit Clausenburg von ungewöhnlicher Grösse, von 20 bis 50 und mehr Zentner schwer übereinander. Tufhügel bey Szent Győrgy, so täglich grösser werden. Ein Elephantenkopf ꝛc.

O**.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

179ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Ein und zwanzigster Brief.

Ich habe versprochen, Sie ins Zuchthaus von Paris, oder Chateau Royal de Bicetre zu führen. Da fahren wir von den Gobelins weg, eine halbe Stunde von der Stadt, über den kleinen Boulevard, und schöne Fruchtfelder hin, und an einer Menge Windmühlen vorbey. Narrenhaus, Zucht- und Arbeitshaus ist das Bicétre zugleich. Ich fand das Haus helle, breit, geräumig, sehr hoch, breite Gänge, einen wohlgepflasterten mit Hallen eingefaßten Hof, eine eigene grosse Kirche, eine Kapelle, ein unterirdisches Gefängniß ꝛc. Neuerlich erst hat man gleich beym Eingang ein eigenes Gebäude für die mit der geilen Seuche angestekte Weibsleute errichtet, und wiewohl das Haus sehr lang ist, so ist es doch beständig mit Personen von diesem Schrot und Korn angefüllt. Im eigentlichen Bicétre ist eine Seite in allen Stokwerken und Zimmern mit ungezogenen Purschen ganz angefüllt, die hier

die Strafe ihrer Ausschweifungen ausstehen müssen, zum Theil zu den besten Familien gehören, und Pensionairs sind. Diese sittenlose Kerls schreyen und rasen den ganzen Tag, daß mir die Ohren wehe thaten: besonders, wenn sie Fremde sehen, wetten sie miteinander, wie viele gekommen seyen, ob einer da bleiben müsse ꝛc. Sie haben Spiegel, und blenden einander. Ueber die Dächer rufen sie einander zu. Sie singen und pfeifen ihre Lieblingslieder, und die Aufseher erlauben ihnen das alles, weil sie sonst keinen Trost, keine Zerstreuung haben, und weil die Zuchtmeister sonst beständig prügeln müssen. Da sieht man nicht recht, daß Strafen den Menschen besser machen! Aber es wäre auch eine Aufgabe für unsre Staatsklügler, allerley Dinge auszudenken, womit man solche halbverdorbene Jünglinge auf eine nützliche Art beschäftigen könnte. Denn, so wie der Müßiggang der erste Anfang ihrer Thorheiten war, so werden sie hier durch eine ewige Unthätigkeit vollends verdorben. Die Leidenschaften schweigen nicht, die bösen Fertigkeiten bekommen keine andre Richtung, und die rege und durch den Mangel noch mehr erhitzte Phantasie zeigt ihnen beständig in ihrem zauberischen Spiegel die täuschenden Freuden, die sie gemißbraucht haben. Auf dieser Seite befinden sich auch die Krüpplichte, Lahme, und die, welche die Policey der Stadt zur Strafe hieher setzte. In der andern Hälfte des Hofes sieht man hinter etlichen Thüren eine Menge Narren und Verrükte, die so kläglich untereinander laufen, schreyen, lachen ꝛc. daß man es ohne Mitleiden nicht sehen kann. Gott! wie vielen Scenen des menschlichen Elends am Körper und an der Seele sah ich in diesem einzigen Gebäude! So lange Paris in der Welt ist, so muß es freylich auch daselbst ein Bicetre geben. Das ist ein nothwendiges Uebel, welches an jener Stadt hängt: das gefiel mir aber nicht, daß so

viele

viele Narren beysammen in einem Zimmer waren, und einander noch mehr verwirrten. Wollte einmal ein reicher Mann ein ansehnliches Kapital zur Unterhaltung gewisser Männer (es müssen nicht eben Candidat. Theol. seyn) aussetzen, die Psychologie, Medicin, Pathologie, Diätetik, Weltkenntniß, Moral und Menschenliebe studieren, und sich sodann zu dem schweren, aber gewiß verdienstvollen Geschäft entschliessen sollten, an Verwirrten und Verrükten eine Probe zu machen, ob sie nicht durch einen beständigen Umgang mit diesen Unglüklichen, durch geduldiges Zuhören und Beantwortung ihrer Zweifel, Grillen, Fragen, durch väterliche Rüksicht auf alle ihre Bedürfnisse und Aengstlichkeiten, zugleich aber auch durch die sorgfältige Vermeidung der Einsamkeit, hie und da einen Halbvernünftigen wieder zum nützlichen Glied der Gesellschaft umschaffen könnten? Es ist herkulische Arbeit, mit diesen Leuten umzugehn, aber nach einigen Erfahrungen zu urtheilen, möchte mein Vorschlag nicht ohne Erfolg seyn. Kann man es ohne Jammer sehen, wie einige, gleich dem Tyger, in die Kette beissen, die sie drükt; wie andre still, verschlossen, in sich selbst zurükgezogen da sitzen, und im Kummer versinken wollen! Es ist freylich nur eingebildete Last, aber unsäglich schwer muß sie doch dem Unglüklichen auf dem Herzen liegen. Zum Theil lernen die Züchtlinge in Paris feine Stroharbeiten verfertigen, und verkaufen sie den Fremden am Fenster. Man verkauft sie auch in der Stadt sehr theuer, denn einige Stükke kommen auf 40 Sols zu stehen. Ich habe noch Dosen, Büchsen, Flacons vor mir liegen, die ich im Bicetre gekauft habe, und die recht schön sind. Sie schlagen auch Gold und Silber darauf. In der Kapelle zeigte man mir ein Gemählde, welches das Werk eines Gefangenen, und ziemlich gut ausgefallen war. Der vorige Dauphin liegt krank in einem

Bette, die Bischöffe stehen schon mit Kerzen vor seinem Lager, und sich selbst mahlte der Künstler zu den Füssen des Dauphins, kniend, um Gnade bittend: die Fesseln hängen ihm am Fuß. Er starb sechs Wochen, nachdem er das Gemählde vollendet hatte. Den 9ten Junius 1777. waren 4500 Menschen da. Ihre Uniform ist ein schmuzig-graues Kleid. Es liegen hier alte Soldaten zur Wache. Der Brunnen ist schön eingerichtet, und seine Quelle, aber über 100 Toisen tief. Hineingeschüttetes Wasser fiel erst nach einer halben Minute hinab. Vier Pferde treiben Tag und Nacht die Maschine. Indem der eine Eymer steigt, füllt sich der andre. An den Eymern sind, wie an den Pumpen, Ventile, Kegel, welche das Wasser aufstößt, hineindringt, und sie selber verschließt. Kommt der Eymer zum Behältniß herauf, so faßt ihn ein grosser eiserner Haken, hebt ihn ganz in die Höhe, und so muß alles, bis auf den letzten Tropfen herausfallen. Das Behältniß ist ein wahrer See in einem Gewölbe, das ein schönes Echo giebt. Das Wasser sieht aber hierinnen grün aus. Aus diesem Behältniß fließt es unten durch eine Röhre ins Bicétre, und vertheilt sich durch Röhren so nach allen Gegenden, daß es nirgends hingetragen werden darf. Dergleichen Einrichtungen gefielen mir ungemein wohl, auch wegen der Feuersgefahr bey so vielen Narren und Bösewichtern. Die Tiefe, das Maaß des Brunnens, alle Zahlen vom Wasser, von den Röhren rc. sind auf einem gedrukten Zeddul angegeben, aber unter dem ewigen wilden Gekreisch und Gebrülle der Kostgänger, vergaß ich, den Zeddul mitzunehmen. Indessen können Sie aus der Zahl 4500 auf die Menge des Wassers den Schluß machen.

Als ich vom Bicétre wieder in die Stadt kam, fuhr ich nach dem Hôtel des Enfans trouvez, nahe bey der erz-

bischöflichen Kirche. Ein schönes wohleingerichtetes Haus, mit langen Sälen, der Erziehung der armen und unehelichen Kinder gewidmet. Unten ist eine eigene Kirche, oben ein Büreau für dieses wichtige, und in Paris freylich unentbehrliche Institut. Viele Frauen schenken da ihre Liebe und christliche Sorgfalt hülflosen Kindern, die sonst für den Staat und die Kirche verloren giengen. In einem grossen Saale stehen die Wiegen Reihenweise an und nebeneinander, sie sind aber mit Recht unbeweglich. Zwischen zwölf Kinderwiegen auf der einen, und zwölfen auf der andern Seite, ist jedesmal ein Durchgang, und an den Wänden der Stube stehen ebenfalls Schlafstätten, so daß ich 150 Wiegen in einer Stube zählen konnte. Die Betten sind alle gut, sauber, weiß, warm, nicht zu schwer, und haben alle einen Himmel von weissem Tuch, das über einen Bogen aufgespannt ist. An der Wand hängt ein Gemählde, das diesen Zweig der Menschenliebe vorstellt, mit den sehr wohl gewählten Worten aus dem Psalm: Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf. In einem andern Saale fand ich 6 = 8 = 10jährige Knaben beym Nachtessen sitzen. An schmalen Tischen hatte jedes Kind seinen zinnernen Teller, gute kräftige Suppen, und wurden heute gebratene Hühner ausgetheilt. Die Knaben hatten alle schwarzgraue Kleider mit Kappen, die unter dem Kinn zugebunden werden: sie unterscheiden sich aber durch eine schwarze Bandschleife, die hinten an der Mütze angenäht ist, von den eben so gekleideten Mägdchen. Einer von den obersten stand gleich auf, als ich hinein trat, kam auf mich zu, machte mir im Nahmen aller seiner Brüder ein Compliment, und bat mich, ihn anzuhören, weil er mich haranguiren wollte. Ich that es, und er deklamirte sehr artig ein auswendig gelerntes Lied, und ein Gebet, das sich auf seine

Umstände bezog, und empfieng das Geschenk mit einer sehr anständigen Verbeugung. Andere grössere Knaben warteten den kleineren auf, und halfen ihnen überall, wo einem etwas an den Kleidern fehlte. Es war kein Aufseher da, und doch gieng alles still und in der Ordnung zu. Bey den Mädchen fand ich es eben so. Zuweilen schrien einige lose schalkhafte Kinder: O mon cher Pere; ah, mon Papa! Mit Vergnügen sieht man hier alle mögliche Gesichter, auch Mohrenkinder waren da. Unter den kleinsten war eins ganz gelb, einige sind sehr schmächtig, aber die meisten sind stark, sehen lebhaft und munter aus, sind jovialische Kinder. Ich verließ nicht ohne freudigen Dank gegen Gott und den König diesen Zufluchtsort unglüklicher Kinder, und segnete im Weggehen die zärtlichen Frauen, die durch das beständige Wimmern fremder Unmündigen nicht mürrisch, nicht ermüdet werden. Wie viel ehrwürdiger und schäzbarer vor Gott und Menschen sind diese theure Helferinnen, als jene Schwärme von Klosterpfaffen und Mönchen, die sich mit Mark und Wein mästen, den Gipfel der menschlichen Vollkommenheit erreicht, und die grösten Schwierigkeiten der Tugend überwunden zu haben glauben, und oft in ihrem müßigen Leben nicht eine einzige gute Handlung für das Menschengeschlecht verrichten. Ihr verborgene Opfer, die ihr im Stillen täglich auf dem Altar der Religion niedergelegt werdet, für euch, für euch sind die Belohnungen des Himmels, weil euch die Welt nicht belohnen kann!

L'Hôtel de Dieu, nahe bey jenem, ist auch eine der preiswürdigsten Anstalten, die Paris aufweisen kann. Man begreift leicht, daß ein Fremder unmöglich das Ganze übersehen kann, und die dabey angestellten Leute haben beständig so viele Geschäfte, daß es Sünde wäre, sie mit neugierigen Fragen zu beunruhigen. Leider hat der Brand 1776. einen

nen grossen Theil dieser Gebäude in die Asche gelegt, und auch viele Kranke sind damals ein Opfer der Flammen worden: aber es stehen doch noch ganze Häuser, die alle mit Kranken angefüllt sind. Die Betten sind gut, haben alle rothe Vorhänge, rothe Himmel, jedes Bett hat seine Nummer, in einigen wenigen sah ich zwo, in den meisten nur eine Person liegen. Prediger, Aerzte, Wundärzte, Wartfrauen, Bedienten, Apotheker, Jungen, Wäscher, Köche, Mägde ꝛc. sind in Menge da. Für die Kindbetterinnen ist ein eigener Saal da. Auch hat man hier eine eigene Kirche, eine eigene Apotheke. Die Höfe hängen immer voll gewaschener Kleider, oder Bettstükke. Die Obrigkeit giebt Schildwachten dazu her. Man sieht die Mannigfaltigkeit des menschlichen Elends, überall hört man klagen, schreyen, ächzen, jammern, tröstẽn, beten, speyen, sich ausleeren, den Tod rufen, röcheln, alle Situationen, alle Wunden, alle Krankheiten sieht man, man bekommt alle mögliche Gerüche; dort ißt einer Suppe und gebratene Hühner, und neben ihm segnet der Prediger einen Sterbenden ein; es sind immer Fremde da, und man ist wirklich beynahe überall im Wege; bey der Grösse der Anstalt ist doch das Getümmel noch mäßig, und man hat bey allen Fehlern und Unvollkommenheiten, die von menschlichen Dingen, sobald sie eine gewisse Ausdehnung haben sollen, unzertrennlich sind, immer noch Ursache, Gott für diese Anstalt zu loben. Wie unübersehlich groß würde in Paris das Elend seyn, ohne dieses und das folgende Spital!

L'Hôtel de la Charité, Ruë Tarane. Haller sagt: man sollte es eher Hôtel de la Cruauté heissen. Vielleicht war das damals wahr, aber jezt hab' ich nichts gesehen, was nicht zwekmäßig und gut gewesen. An dem weitläuftigen Ge-

bäude steht die Inschrift: Deus est Charitas. Der Hof am Spital selber ist klein, aber, und das fand ich wegen der vielen faulen Dünste, die von Gewächsen eingezogen werden, sehr gut, mit Bäumen besetzt, unter welchen die Genesenden spazieren gehn. An den Thüren, die, wie an den Kirchen, von Tuch sind, ausgestopft mit Wolle, Haar, Hanf, damit kein Geräusch entsteht, steht noch innen und aussen angeschrieben: Fermez la porte doucement. Es ist auch viel stiller hier, als im vorigen Hotel. Man hört nur die schwachen Stimmen der Kranken, das leise Schleichen der Aerzte und Bedienten, und zuweilen das ängstliche Geschrey derer, die in Nebenzimmern unter den schmerzhaften Instrumenten der Wundärzte leiden müssen. Die Betten stehen hier weiter voneinander, als im Hôtel de Dieu, sie haben weisse Umhänge mit Nummern, und grüne Teppiche. Auch schläft in jedem nur ein Kranker, und die Zwischengänge sind breiter. Auch sind die Zimmer ziemlich hoch, die Fenster werden auch reiner gehalten, als dort. Ventilators hab' ich nicht bemerkt, und wie viel würden so kleine Dinge in so einem Saal ausrichten können? Jeder Saal ist ins Kreuz gebaut, und hie und da stehen Altäre, wo Gottesdienst gehalten wird. Die Kleidung der Kranken, die da herumschleichen, ist durchgängig ein Matin von grünen dikkem Tuch. Darneben ist eine wohl bestellte Apotheke. Die Wundärzte sind hier, wie junge Religiösen gekleidet, ganz schwarz. Viele laufen beständig von einem Bett zum andern, fragen, im Fragen greifen sie schon den Puls, im Greifen schreiben sie schon vor, und trösten die Kranken. Vom Ekkel hatte ich, so oft ich auch diese Plätze besuchte, nie eine Anwandlung: ich ging vielmehr gerne hin. Der Mensch, der Philosoph, der Christ, der Naturforscher findet in diesen Spitälern Veranlas-

anlassung genung zu den sanftesten und zu den ernsthaftesten Empfindungen.

Von dem Hôtel de Monnoïe kann ich Ihnen, leider! nichts sagen. Das Gebäude dazu ist groß, schön, steht zwischen der königlichen und der neuen Brükke, und hatte jetzt noch die gelbe Farbe des Pariser Bausteins. Man prägt hier Geld, man hört in allen Zimmern Geld zählen, Silber wägen, aber man bekommt durchaus nichts zu sehen. Fast vor jeder Thüre ist eine eiserne Grille, und viele Schildwachten.

Ich will meine Nachrichten von Paris mit dem Palais Marchand, où on plaide les causes beschliessen. Da kann man die Form der Gerichtsbarkeit in Frankreich, und das Parlament sitzen sehen. Die Gerechtigkeit wohnt nicht prächtig. Es ist ein altes vielwinklichtes Gebäude in der alten Stadt Paris, auf dem Platz Dauphine, der neuen Brükke gegenüber. Die breiten Plätze sind mit Boutiquen angefüllt, aber die Gänge zu den Chambres selber sind eng, krumm, finster, schmal. Ich ging à la grande Chambre, wo das Parlament wirklich versammlet war. Der Platz für die Parlamentsräthe ist mit Schranken eingefaßt, an welchen aussen die Fremde und die Zuschauer stehen. Die Parlamentsherren tragen schwarze Kirchenröкke mit langen Ueberschlägen mit scharlachenen Ueberröкken, und alle haben ziemliche Perükken. So ist auch der Avocat General, der etwas niedriger sizt, gekleidet. Die Pulte sind alle mit blauen Sammt mit goldenen Lilien gestikt, beschlagen. Dann sizt das Heer der Advokaten ebenfalls schwarz mit langen herabhängenden Haaren. Ich hörte einen M. Toussaint sehr fliessend, sehr heftig, und oft sehr schöne Stellen deklamiren. Die Frage war von einer Substitution fideicommissaire. Ein Sieur Thomas und

eine Madem. Brunette waren wegen eines Testaments im Streit: der Advokat berief sich immer auf die vorige Untersuchungen, damit die Appellation nichts helfen sollte. Zuweilen las er Gesetze vor, und sprach das Lateinische, wie gewöhnlich, schlecht aus. Nur der, der wirklich redet, steht und hat ein steifes schwarzes Bonnet auf dem Kopf. Er sprach wohl eine kleine Stunde. Dann fing der Avocat General an, die Sache dem Präsidenten zusammenzudrängen, und trug das Urtheil zum Votiren vor. Der Greffier rief zwar oft: Silence, Silence, aber es ward nicht still. Man handelt im Zimmer darneben, man plaudert im Seßionszimmer, man geht auf und ab, es wird immer im Hause gebaut. Angenehm ist das Plaidiren für den Zuhörer, aber es ist unläugbar, daß viel überflüßiges Geschwätz mit unterlauft, besonders da der Franzos ohnehin über alles viel Leeres zu sagen weis. Die liebe Gerechtigkeit soll auch hier sehr theuer seyn. Wenn jemand zum Protocoll vernommen werden soll, so geschieht das in besondern verschlossenen Stuben, wo niemand zuhören darf.

Und nun gute Nacht Paris. Bald fahren wir nach St. Denys, Chrisyleroi, Charenton, St. Clou, Versailles, Trianon und nach Marly. Ich hoffe, daß Sie mich dahin begleiten werden. Leben Sie wohl, bis ich Ihnen wieder schreibe.

Zwey und zwanzigster Brief.

St. Denys.

Lassen Sie mich da ausserhalb der Stadt anfangen, mein Lieber! wo die Kronen, die Scepter und Kostbarkeiten, wo der Schmuk, aber auch der Staub der Könige neben-

Könige nebeneinander liegt. Man sieht viel, und lernt viel in St. Denys. Am liebsten wär ich immer allein zurükgegangen, damit ich mich meinen stillen Betrachtungen überlassen könnte. Vom Mittelpunkt in Paris an gerechnet, hat man zwo Stunden zu gehen, bis man hinkommt. Am Fauxbourg St. Denys hat man ein eigenes Postbüreau dazu, wo zu allen Stunden Wägen nach St. Denys abgehen. Eine bequeme Art von Diligencen: sehr lang sind sie, von hinten steigt man hinein, und sechs bis acht Personen sitzen zu beyden Seiten gegeneinander. Vorne zieht ein einziges Pferd, wie am Cabriolet; für zwölf Sols fährt man so hinaus. Am Ende der Ruë St. D. kommt die Porte St. D., die sehr maßiv und hoch, mit Statüen von Ludwig XIV. mit Bildhauerarbeit von aller Art, innen und aussen, ganz von oben bis unten herab, geziert ist, und die Ueberschrift hat: Ludovico sacrum. Es blasen auch Engel mit Posaunen über den König weg. Um der vielen Arbeit willen ist es Schade, daß auch dies Thor, wie alles in Paris, aus dem gelblicht-weissen Stein erbaut ist, der anfangs so schön aussieht, und nachher von der Luft, vom Staub, und von den viel tausend, und viel tausenderley aufsteigenden Dämpfen so häßlich geschwärzt wird. — Hat man sich endlich einmal aus dem unaufhörlichen Gedränge losgemacht, und das wehethuende Pflaster überstanden, so fährt man über die schönsten und breitesten Fruchtfelder, wo man doch auch wieder frische und gesunde Luft, die noch Elastizität hat, in die Brust bekommt. Ich wenigstens spürte den Unterschied gleich in meiner Lunge. Das Dorf St. Denys hat ausser der Abtey dieses Nahmens, gar nichts merkwürdiges, aber schon von weitem zeichnet sich das Kloster, und sonderlich seine Kirche durch seine Höhe, und alte gothische Bauart aus. Doch ist an der Kirche auch ein

ein zugespizter Thurm, dergleichen in Paris kein einziger ist. Die Mönche gehen kohlschwarz, mit Kappenzipfeln, die sie über den Kopf schlagen können. Die Kirche hat Flöklinge oder dikke Balken statt der Thüren, und diese sind dik mit Meßing, woran viel prächtiges Schnitzwerk gegossen ist, überzogen. Das Schiff der Kirche hat zu beyden Seiten Säulen, hinter welchen Gänge und viele Kapellen sind. Im Almanach steht, sie sey 90 Schuh hoch, und 335 Schuh lang. Auf einem herrlichen Gewölbe steht eine grosse Orgel über dem Portal. Zu beyden Seiten sind die Fenster nach der alten Kunst gemahlt, und nicht nur einzelne Scheiben, sondern, was man nicht überall findet, ganze Heiligenbilder sind mit einem kostbaren Blau und Roth auf den Fenstern. Um den hohen Altar herum, der nur von weitem seine unermeßliche Schätze, seine unzähliche Edelsteine zeigt, steht eine Grille de fer, die wieder ein Meisterstük ist. Ohne Zweifel haben ehemals die Mönche, deren Stolz ausschweifend war, alle solche Einfassungen in der Absicht angebracht, um das Volk abzuhalten, damit ja keiner vom untersten Stand an den geweihten Mann stößt, und seine Heiligkeit anlaufen macht, wie das Glas vom Anhauchen trübe wird. Indessen hat doch das Vorurtheil, die Kirche müsse viele Zierrathen haben, der Kunst manchen Schwung gegeben, den sie sonst gar nicht, oder viel später bekommen hätte. Feyerlich sieht so ein eisernes im Feuer verguldetes Gitter in der Kirche aus. Eine Menge Leute musten da warten, bis die Pfaffen, (es waren mehr als 30) innen die Vesper gebrummt hatten. Ich nenne es Brummen, denn viele sahen so aus, als wenn sie es nur deswegen thäten, um nach einer starken Mahlzeit den Bauch zu erschüttern, und ihn zu einem neuen Schmauß vorzubereiten. Als die Vesper geendigt war,

durfte

durfte man in das Chor, und alles drängte sich durch eine kleine Seitentreppe nach einem kleinen Zimmer, wo fünf Kästen waren, mit einer hölzernen Barriere: darinnen ist der Schatz. Einer von den Mönchen kam, und machte mit vieler Höflichkeit den Demonstrateur. Man sah' da

1. Büsten von den Königen. — Die von Ludwig XV. war gar schön.
2. Ganze Suiten von Kronen, von Ludwig XIII. XIV. XV. XVI.
3. Eine Krone im Geschmak der Krone von Karl dem Grossen, die Ludwig XVI. wieder verschönern lassen.
4. Kronen von Königinnen, Dauphins, Dauphinen :c.
5. Alle Krönungskleider vom jetzigen König, wozu auch ein paar gestikte Stiefeln gehören. Bey der Krone des jetzigen Königs schrie freylich jeder: C'est le dernier goût!
6. Krone und Scepter von Karl dem Grossen: viele Stäbe von Dagobert, und alten Königen.
7. Viele Reliquien von Ludw. d. Heil., oder ihm im Orient geschenkte Sachen.
8. Suiten von den Mützen, die die Prälaten im Kloster getragen haben, wo die Zipfel, und die Form eben so abwechselte, wie an unsern Hüten.
9. Vasen aus Achat, Porphyr, goldene Kreuze mit Edelsteinen besetzt, goldene Büsten vom Stifter dem h. Dionysius, ein Kreuz aus Felskrystall :c.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Beschluß der im vorigen Stükke abgebrochenen Anzeige.

Ohne die Absicht zu haben, eine Mineralgeschichte von Siebenbürgen zu schreiben, liefert der Herr Verfasser einige lesenswürdige Nachrichten von den Mineralien dieses Landes in einem Anhange, von Seite 121. bis 144.

Die Mineralwasser von Siebenbirgen sind vom Hrn. Lucas Wagner zu Wien in einer besondern Abhandlung beschrieben worden.

Von brennbaren Substanzen giebt es Schwefel, und zwar gelben in den Gebirgen zwischen den zween Seklerstühlen Haramszek und Tschick. Es zeugt ihn der merkwürdige Berg Büdösch, ein Vulkan, so noch innerlich brennt, in welchem eine Höle befindlich ist, worin tödtende Schwefeldämpfe aufsteigen, und von welchem wir unsern Lesern hiernächst eine umständliche Nachricht mittheilen wollen. Hier finden sich auch Bimsteine in Menge, und andere Mineralien.

Rothes Schwefelerz enthält die reiche Goldgrube Nagyag, ferner die Gegend um Tscheresch und der Bistrizer Distrikt. Mit Schwefelkiesen sind alle Berge und Erzgebirge angefüllt.

Steinkohlen enthalten verschiedene Oerter dieses Landes, und Holzkohlen trift man zu Ober-Schebesch im Hermanstädter Stuhl an. Bergoel findet sich an den Siebenbirgischen Grenzen auf dem Moldauischen Boden.

Wie dieses Land am Steinsalze unter allen das reichste ist, so fehlt es demselben auch nicht an anderen Salzarten. Vitriol wird in Zalatna aus den Erzen und Salpeter in allen Gegenden von Siebenbirgen erzeugt. Alaun findet sich gleichfalls an mehrern Orten in Schiefern und Erden: zu Unter-Schebesch, ohnweit Hermanstadt, hat man vor vier Jahren eine Alaunsiederey angelegt.

Aus den Steinsalzgruben, von denen manche über 300 Jahre lang im Umtriebe stehen, erhält man nach Verschiedenheit der Erfordernisse des Königreichs Hungarn und des Temeswarer Banats, an den sogenannten Formalsteinen, zum Behuf des Versendens dahin an 700,000 bis 800,000 Centner: ausserdem aber an dasigen Verschleißsalz in Stükken und Minutien, oder Bröselsalz über 230,000 Center. Von dem letztern, welches bey dem Hauen der Steine von selbst abfällt, werden jährlich über 400,000

Digitized by Google

400,000 Centner über die Halden geworfen, weil der weite Transport desselben nach Hungarn vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Man darf nicht glauben, daß wegen dieser scheinbaren Unwirthschaft, Siebenbirgen jemals sein Salz erschöpfen werde, sollte es auch Europa viele tausend Jahre mit diesem Produkt ganz allein zu versehen haben. Der Herr Verfasser hat das Steinsalz dieses Landes besonders beschrieben, und bemerkt hier noch, daß man sich den Siebenbirgischen Salzstok, oder Salzfelsen, als ein weitläuftiges Gebirge vorstellen müsse, welches unter der Erde bald steigend, bald fallend, bald auch über der Erde hervorragend fortstreicht; daß ferner dieses Gebirge in eine ewige Teufe durchsetze, und man kein Beyspiel habe, wo dieser Salzstok, wenn man ihn einmal in der 5, 10, oder 15ten Klafter erreicht hat, sich jemals in gerader Linie abgeschnitten hätte. Man ist mit einigen Gruben über 80, mit den meisten aber über 70 Klafter tief gegangen, hat aber noch nie eine Grube, des ausgehenden Salzes wegen, sondern, weil die Förderung kostbar wurde, aufgelassen.

Von den Erden hat Siebenbirgen, ausser allen Gattungen der gemeinen, auch sehr feine Thonarten, allerley Bolus- und Farbenerden, rothe, gelbe, braune und schwarze, wie auch Talk- und Glimmererden. Kreide findet man im Hermanstädter Stuhl, bey dem Dorfe Girelsau ohnweit Talmatsch. An metallischen Sanden und Erden fehlt es auch nicht, denn die ergiebigen Goldwäscherenen in so vielen Flüssen, das Goldseifenwerk zu Olapian, und die vielen Pochwerke des ärmern Landmanns in der Bergherrschaft Zalatna sind bekandt.

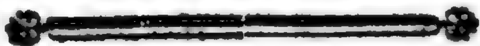
An Steinen von verschiedener Art hat dieses Land einen Ueberfluß. Edelgesteine findet man zwar selten: häufiger Halbedelgesteine, als Carneole, Chalcedone, Achate, Jaspisse, Porphire, Hornsteine rc. Der gemeine Kalkstein ist in vielen Gegenden des Landes, und sowohl in Gebirgen, als mitten im Lande zu Hause. Man findet ihn von mancherley Farben und Feine.

Den Schluß dieses Buchs macht eine allgemeine Tabelle von den Siebenbirgischen Mineralien und Foßilien. Seite 145. bis 158. Wir verweisen darauf unsere Leser, da sie keines Auszugs fähig ist. Unter den Rubriken: mineralische Wasser, Salze, Erden, Steine, Versteinerungen, Metalle, Halbmetalle macht der Herr Verf. alle Oerter nahmhaft, wo dergleichen Produkte gefunden werden. In allen Gebirgen dieses Landes wird das Gold gediegen, und zu Nagyag allein vererzt angetroffen. Das cristallisirte, körnige und drathförmige Gold ist eine grosse Selten-

tenheit, und der Herr Verf. ist nicht vor gar langer Zeit von dem Daseyn desselben überzeugt worden, da er das siebenbirgische Gold vorhero unter dem Vergrösserungsglase jederzeit blätterich gefunden. Die Goldkörner, welche in den Weintrauben wachsen sollen, sind Hirngespinste. Man brachte dem Herrn Verfasser Beeren, in welchen er Kügelchen von der Grösse eines Nadelknopfs eingeschlossen sah, die dem glänzendsten Golde vollkommen glichen: allein diese vermeynten Goldkörner bestanden aus einem feinen Häutgen pflanzenartiger Natur, worin ein süsser Saft verborgen war.

* Dieses Werk, welches im gleichen Grade lehrreich und unterhaltend ist, erhält dadurch noch einen grössern Vorzug, daß die naturforschende Gesellschaft demselben eine Charte dieses Landes beygefügt hat, welche an Genauigkeit und Richtigkeit alle bisher bekannten weit übertrift. Sie ist auch besonders zu haben, und bey dem Astronom der hiesigen Königl. Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor **Bode** in Kommißion das Stück für sechs Groschen zu verkaufen.

O * * o.



Neueste Mannigfaltigkeiten.

180ste Woche.

Erklärung und Bitte an die Freunde und Beförderer des Badenschen Instituts der Meteorologie, in Absicht der Gegenstände und der Art ihrer Beobachtung, von Joh. Lor. Böckmann.

Oeffentlicher, warmer Dank allen den Freunden der Wissenschaften, die aus edlem, patriotischem Triebe, durch ihre sorgfältigen Beobachtungen meine Bemühungen zur Vervollkommung der Witterungslehre gütigst unterstützen wollen! Ihr freundschaftlicher Beytritt zu dieser vom deutschen Publikum laut anerkannten nützlichen Anstalt wird durch die gnädigste Zufriedenheit unsers Fürsten gekrönet, unter dessen hohem Schutze sie aufkeimte, und ihrer Blüte freudig entgegen wachsen wird. Die eigenhändigen Bemerkungen der Herren Beobachter werden in dem meteorologischen Archive heilig aufbewahret, und dadurch ihre Namen und Verdienste um diesen Zweig der Litteratur der Nachwelt sicher überliefert werden.

Nach dem Wunsche vieler dieser Freunde erscheinet hier eine etwas umständliche Anzeige, sowohl von den Gegenständen der Beobachtungen selbst, als auch von der Vorsicht, welche die Herren Beobachter dabey etwa anzuwenden haben.

I. Die sämmtlichen Beobachtungen geschehen gewöhnlicher Weise an jedem Tage 3mal; Morgens um 7 Uhr, Nachmittags um 2 und Abends um 8 Uhr. Eine Viertel oder halbe Stunde macht hierinn eben keinen Unterschied. Sollten sie aber gewisser Umstände wegen die Beobachtungen um eine ganze oder mehrere Stunden verschieben, so muß diese veränderte Zeit dabey angezeigt werden. Eräugnen sich ausserordentliche Abänderungen der Witterung, so ist es vortheilhaft, auch in Zwischen-Zeiten die Beobachtungen davon aufzuschreiben. Besondere Hindernisse können es vielleicht verursachen, daß an einem Orte die Beobachtung einen ganzen Tag ausgesetzet werden müßte: in diesem Falle erwart' ich eine Lücke, statt einer willkührlich hingesetzten Beobachtung. Am Ende eines jeden Monats wird die gedruckte Witterungs-Tabelle, die nun für diesen Monat ausgefüllt ist, hieher an mich eingeschickt.

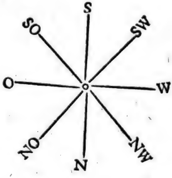
II. Die Höhe des Quecksilbers im Barometer, welcher immer senkrecht und an einem temperirten Orte hängen muß, wird nach Zollen, Linien und $\frac{1}{4}$ Linien angegeben. Das Auge muß mit der obersten Fläche des Quecksilbers von gleicher Höhe seyn, und der ebene scharfe Rand der Quecksilber-Säule, nicht die bau-

bauchigte Krümme desselben bestimmt die zu bemerkende Höhe. Es ist gut, wenn man vor der Beobachtung das Brett, an welchem der Barometer bevestigt ist, durch einen Stoß mit dem Finger ein wenig erschüttert.

III. Auf dem Thermometer sind 2 Gradleiter angebracht, die Reaumürische und Fahrenheitische. Ich wünsche, daß nach der leztern beobachtet werde. Steht das Quecksilber unter der Null dieser Fahrenheitischen Scale, so wird vor der beobachteten Zahl ein Querstrich oder auch eine Null gesetzt. Z. E. — 3 oder 0. 3. So lange das Quecksilber oberhalb der Null steht, wird nur die Zahl allein geschrieben. Das Thermometer muß immer am nemlichen Orte im freyen nach der nördlichen Gegend und vor den Sonnenstrahlen und unmittelbar auffallenden Regen und Schnee so viel möglich gesichert hängen bleiben. Das Auge muß hier gleichfalls mit der obersten Fläche des Quecksilbers in gleicher Höhe seyn.

IV. Bey der Beobachtung des **Windes** hat man 1) auf dessen Richtung, 2) auf dessen Stärke zu sehen. Die Richtung wird nach einer beweglichen Windfahne, oder so lange solche nicht an dem Ort ist, nach dem Zuge der **Wolken** oder dem Rauche der Camine bemerkt. Im dunkeln kann man auch einigermassen diese Richtung des Windes durch einen naßgemachten Finger bestimmen. Von der Seite, von welcher der Wind wehet, empfindet man eine stärkere Kühle. Es ist genug, wenn man die Rich-

tung nach den 4 Haupt- und 4 Nebengegenden angiebt, nämlich: Norden (N), Süden (S), Westen (W), Osten (O), und Nordwest (NW), Nordost (NO), Südwest (SW), und Südost (SO). Sollte ein Beobachter diese Weltgegenden an seinem Orte noch nicht mit Fertigkeit zu finden wissen, so wird ihm vielleicht folgendes auf einem Blatte Papier gezeichnetes Schema dazu behülflich seyn können.



Stellt er dieses vor seinem Fenster so, daß S gegen den Ort des Himmels zu liegen kommt, wo die Sonne des Mittags um 12 Uhr steht, und bemerkt sich dabey einige äussere Gegenstände um sich her, die mit den andern Buchstaben zusammentreffen, so wird er in kurzer Zeit die Lage der Weltgegenden kennen.

Die Stärke des Windes kann folgendermassen bestimmt werden: 1) gänzliche Windstille, wenn auch die Blätter der Bäume sich nicht bewegen. (o.) Z. E. N. o.

Digitized by Google

N. o. 2) **schwacher Wind**, wobey die Richtung des **Rauchs** verändert wird, und Blätter und schwache **Zweige sich** bewegen. (1) Z. E. SW. 1. 3) **Starker Wind**, wobey ein Geräusch in der Luft, insonderheit um die Camine gespürt wird. (2) Z. E. W. 2. 4) **Sturm**, wobey das Rauschen in der Luft heftig ist, und starke Zweige und kleine Bäume bewegt werden. (3) Z. E. N. 3. 5) **Orcan**, ein sehr hoher Grad des **Sturms**, wodurch auch Bäume zuweilen entwurzelt werden. (4) Z. E. SW. 4.

V. **Die Art** der **Witterung** wird folgendergestalt bemerkt. Der Himmel ist klar oder trübe; Es regnet; Es schneiet; Es donnert; Es ist neblicht. Trübe heißt der Himmel, wenn er ganz mit Wolken bedeckt ist: ist dieses nicht, so heißt er klar. Es lassen sich 4 **Grade** vom Klaren und Trüben angeben.

1) **Klar** 4. ist der Anblick des Himmels, wenn auch nicht die kleinste Wolke gesehen wird. (kl. 4.)

2) **Klar** 3. wenn mehr **Blaues** als **Wolkigtes** zu sehen ist. (kl. 3.)

3) **Klar** 2. wenn so viele Wolken als blaue Flecken am Himmel sind. (kl. 2.)

4) **Klar** 1, wenn man nur einzelne blaue Flecken am Himmel wahrnimmt.

5) **Trübe** 1, wenn zwar der ganze Himmel mit dünnen weissen Wolken, wie mit einem Schleier überzogen ist, dennoch aber der Ort der Sonne

durch die Wolken noch deutlich zu erkennen ist. (tr. 1.)

6) Trübe 2. Wenn schon schwarzgraue weisse Wolken untereinander vermischt sind, und der Ort der Sonne nur blikweise zu bemerken ist. (tr. 2.)

7) Trübe 3. Einförmige schwarzgraue dickere Wolken, wobey der Ort der Sonne gar nicht zu erkennen, und das Tageslicht schwach ist (tr. 3.)

8) Trübe 4. Durchaus einförmige schwarze Wolkendecke, wobey das Tageslicht sehr schwach ist. (tr. 4.)

9) Regen kann man in der Tabelle durch ein R. anzeigen. Ich wünsche dabey aber folgende nähere Bestimmungen, als: 1) Der Regen hat kaum den Staub gelöscht. 2) Es sind die Wege kothig geworden. 3) Die Gräben sind voll Wasser gestanden. 4) Die Gräben oder Bäche, oder Flüsse sind ausgetreten, und haben Wiesen und Aecker überschwemmt. 6) Die Regentropfen fielen fast nur einzeln und sehr groß; Es war ein Staub-Regen, ein Platz-Regen. 7) Es fiel ein Wolkenbruch ꝛc.

10) Beym Schnee bitt' ich, folgendes anzuzeigen: 1) Es schneiet (Sch.) 2) der Schnee ging so gleich weg. 3) Er blieb liegen. 4) Die Felder sind zugedeckt. 5) Die Gräben und Hohlwege sind voll Schnee. 6) Er vergeht auf den Dächern, auf den Aeckern, in den Gräben und Hohlwegen, auf dem Gebürge. 7) Man sahe während dem Schneien an den Peitschen der Fuhrleute, oder den Ohren der Pferde, oder Spitzen der Thürme kleine Flämchen. 8) Ich wünsche endlich noch, daß es einigen

gen Freunden gefällig seyn möchte, mit einem Huthe oder schwarzem Papier die einzelnen Schneeflocken aufzufangen, und die schönen Figuren derselben beyzuzeichnen. Diese kleine Bemühung wird durch manchen angenehmen Anblick belohnt werden, und für den Naturforscher ist die Beobachtung wichtig.

11) Bey Donnerwettern bemerkt man folgendes: 1) Es wetterleuchtete in dieser oder jener Gegend. 2) Es donnerte in der Ferne, z. E. gegen NW. 3) Das Gewitter zog herauf 4) gieng über den Ort selbst. 5) Hat da oder dort eingeschlagen, gezündet, Menschen oder Vieh erschlagen. 6) Daurte so viele Zeit, 7) kam z. E. von S.W. zog gegen O. oder SO. 8) Es fielen Schlossen von dieser oder jener Größe. 9) Es gieng ein Wolkenbruch nieder. 10) Die Blitze waren röthlich, oder blau, oder gänzlich weiß. 11) Es ließen sich kleine Flämmchen auf den Spitzen der Kirchthürme oder auf den Häusern oder Bäumen sehen. 12) Der Stand des Barometers und Thermometers war dieser oder jener. 13) Der Wind gieng mit dem Wetter, oder ihm entgegen oder queerdurch; drehte sich plötzlich u. s. w.

12) Beym Nebel bemerkt man 1) die Dichtigkeit desselben. Es war düstig. Es war ein dünner Nebel; ein dichter Nebel. Man konnte nicht 10, 15, 20 Schritt weit sehen. 2) Den Geruch. Er war stinkend oder erstickend :c. 3) Dessen Dauer. Er blieb bis 9. 10. 12 Uhr, oder den ganzen Tag :c. 4) Dessen Abzug. Er stieg;

er fiel. Er fiel zuerst, und stieg darauf, oder umgekehrt. 5) Dessen Folgen. Es ward darauf ganz trübe, oder hell; Sonnenschein; es regnete; die Feldfrüchte litten dadurch ꝛc.

VI. **Was endlich die ausserordentlichen Erscheinungen** anbetrift, so könnte etwa folgendes bemerkt werden.

1) **Die Nordlichter**, und zwar theils, um welche Stunde sie sich zeigten; wo sie gestanden, ob das Licht still und unbeweglich war, oder ob es zwikscherte und flammte, ob ein ordentlicher Lichtbogen sich zeigte, und ob aus demselben Strahlen in die Höhe schossen, ob solche bis an dem Scheitel-Punkt gingen, ob sie einen farbigten Stern daselbst bildeten, ob der ganze nordliche Himmel roth war, ob und nach welcher Gegend sich das Nordlicht bewegte, wie lang es dauerte; welches der Stand des Barometers und Thermometers zu dieser Zeit war; welcher Wind wehte?

2) **Erdbeben**, und dabey die Zeit nach Stunden und Minuten; ihre Dauer; ihre Richtung; den etwanigen Schaden; den Stand des Barometers und Thermometers, während dieser Begebenheit und nachher.

3) **Feuerkugeln.** Ihre scheinbare Größe, Richtung, Dauer; ob sie mit Krachen zersprungen, ob sie gezündet ꝛc.

4) **Wirbelwinde oder Tromben.** Ob ein Staub- oder Wasserkegel gegen die Wolken gezogen wurde; ob dadurch Dächer abgedeckt, Bäume ausgerissen, Menschen oder Vieh weggeführet wurden, ob ein Bliß beym Vergehen des Kegels enstand ꝛc.

5) Ne-

5) Neben-Sonnen oder Neben-Monde. Ob vorher etwa große und mehrere Höfe an diesen Gestirnen zu sehen waren, ob Schnee oder Hagel bald darauf folgten ꝛc.

6) Grosse und farbige Höfe um Sonne oder Mond.

7) Merkwürdige Regenbogen. Z. E. dreyfache Regenbogen, Mond-Regenbogen mit oder ohne merkliche Farben.

8) Schlossen von ausserordentl. Grösse. Ihre Gestalt, Gewicht, Schaden.

VII. So viel es endlich die Lage und besonderen Umstände eines jeden der Herren Beobachter erlaubt, wünsch' ich von ihnen auf der zwoten Seite der Tabelle noch nachfolgende Dinge bemerkt zu sehen: Wann diese oder jene Art von Bäumen oder Sträuchen, oder Pflanzen ausgeschlagen sind oder geblühet haben. Wann diese oder jene Art von Früchten in verschiedenen Böden gesäet worden; wie in jedem Monate der Wachsthum der Pflanzen gewesen; wann man diese oder jene Früchte eingeerndtet habe, und wie die Erndte ausgefallen; wann das Laub von den verschiedenen Bäumen gefallen; wann das erste Eis und der letzte Reif gewesen; wann die verschiedenen Zug- und Streich-Vögel gekommen oder weggezogen sind; wann sich die ersten Maykäfer und andere Insekten gezeiget haben, und in welcher Menge, und mit welchem Schaden; ob Honig oder Mehlthau gefallen; und welchen Schaden solcher verursacht; wann die Bienen geschwärmet; ob Hitze oder Kälte besondern Schaden an Feldfrüchten oder in den Weinbergen gethan; ob Seuchen unter

dem Vieh geherrschet oder ansteckende heftige Krankheiten die Menschen weggefressen haben u. s. w.

Die offene Freundschaft, womit die sämmtlichen Herren Beobachter, meine erste bittende Aufforderung an sie aufgenommen haben, erlaubt mir, alle diese Fragen ihnen vorzulegen: aber die Rücksicht auf mancherley Amtspflichten, die ihnen obliegen, läßt mich nicht erwarten, von einem jeden Freunde alles beantwortet zu bekommen. Jeder Beytrag, den ich erhalte, ist mir indessen schätzbar, und verbindet mich gegen den, der ihn mir mit Aufwand seiner Zeit und seiner Bequemlichkeit lieferte. — — —

Daß Anmerkungen von dieser Art zur wahren Vervollkommung des Ackerbaus, der sämmtlichen Oekonomie und zur richtigen Bestimmung des physischen Klima's eines Landes sehr viel beytragen, darf ich wohl nicht erst Vernünftigdenkenden weitläufig beweisen. Es hat also jedes Mitglied des Staats, welches zur Erweiterung und Berichtigung dieser Kenntnisse nach seinen Kräften Beobachtungen sammlet und aufzeichnet, ein wahres unzubestreitendes Verdienst um sein Vaterland und die Wissenschaften. Sein Name wird nicht nur dem Forscher der Natur und jedem einzelnen Mitbürger des Staats, sondern auch dessen weisen und einsichtsvollen Ministern und selbst dem edlen Landes-Fürsten achtungswerth und gesegnet seyn.

Sinn-

Digitized by Google

Sinnreiche Einfälle aus dem Valerius Maximus gezogen.

Da Alexander sich auf seinen Siegeszügen einer ansehnlichen Stadt näherte, belehrten ihn die Wahrsager, wofern er glücklich seyn wolle, den ersten, der ihm aus dem Thor entgegen käme, tödten zu lassen. Dieß traf einen Eseltreiber, und der König befahl sogleich ihn hinzurichten. Der Unglückliche frug, weshalb man ihn so unschuldiger und unverdienter Weise zum Tode bestimme, und erhielt zur Antwort, was das Orakel befohlen habe. Wenn es sich so verhält, sprach er, o König! so hat das Schicksal einen andern, als mich, zum Tode bestimmt, denn der Esel, den ich vor mir trieb, ist dir noch eher begegnet. Diese verschlagene Antwort gefiel dem Könige außerordentlich, weil er dadurch von einer Vergehung zurück gehalten ward, und er ergriff mit Vergnügen die Gelegenheit, an einem geringeren Geschöpf dem Götterausspruch seinen Gehorsam zu beweisen. Uns dünkt, an diesem Könige verdienet diese verständige Güte eben so viel Lob, als die Verschlagenheit des Stallknechts eines andern Fürsten.

Alexander kam zu einer andern Zeit vor die Stadt Lampsacus, und da er wider dieselbe heftig aufgebracht war, hatte er fest beschlossen, sie zu zerstören. Bald aber sah er seinen ehemaligen Lehrmeister Anaximenes herauskommen, von welchem er sogleich vermuthete, daß er durch

Für-

Fürbitte seine Ungnade von der Stadt abzuwenden suchen würde, und schwur, daß er, was Anaximenes bäte, nicht thun wolle. Dieser entschloß sich kurz, und bat, da er vor ihm kam, daß er Lampsacus zerstören möchte. So rettete er durch seine Gegenwart des Geistes diese alte berühmte Stadt, die zum gewissen Untergange bestimmt war.

Zween Gäste, die in einem Hause eingekehrt waren, und dazwischen verreiseten, gaben ihr Geld einer Magd in Verwahrung, mit der Bedingung, es ihnen beyden zugleich wieder zu geben. Nach einiger Zeit kömmt der eine betrübt und in tiefer Trauer zu Hause, giebt vor, daß der andere gestorben sey, und hebt von ihr die ganze Summe: aber zuletzt findet sich auch der andere wieder ein, und fordert sein ihr anvertrautes Geld. Nun gerieth sie in große Angst, sie konnte das Geld nicht herbeyschaffen, und auch nichts zu ihrer Entschuldigung vorbringen, und fürchtete schon als eine Diebin mit Strick und Galgen bestraft zu werden. Aber zum Glück erwählte sie den Demosthenes zu ihrem Sachwalter. Da dieser auf den gesetzten Gerichtstag erschien, sagte er: diese Frau will das ihr anvertraute Geld bezahlen, aber sie kann es nicht anders thun, als wenn du deinen Gefährten mitbringest. Denn darauf berufest du dich ja selbst, daß es so ausgemacht sey, daß keinem das Geld ohne Gegenwart des andern ausgezahlet werden solle.

Ein Mensch, der zu Athen jedermann verhaßt war, und sich, weil er auf den Tod angeklagt war, vertheidigen sollte, hielt auf einmal um die höchste Ehrenstelle an, welche so eben erlediget war. Er that aber dieses nicht in der

Hoff-

Hoffnung, sie zu erhalten, sondern dem Volk eine andre Gelegenheit, seinen heftigen Eifer gegen ihn auszulassen, zu geben. Sein Anschlag schlug ihm auch nicht fehl. Man verspottete ihn laut in der Versammlung, die ganze Menge des Volks zischte ihn aus, und verhöhnete ihm, daß er sich hatte einfallen lassen, diese Ehrenstelle zu suchen, und sie doch nicht erlangt hätte. Aber da er kurz darauf sein Leben zu retten vor dem Volk redete, fand es sich geneigt, ihn loszusprechen. Hätte er diese letzte Sache gleich anfangs vorgebracht, so würden die Ohren des ganzen Volks gegen seine Vorstellungen verschlossen gewesen seyn.

Hannibal ward von dem Consul Duilius in einem Seetreffen geschlagen, und fürchtete sich, darüber zu Carthago zur Strafe gezogen zu werden. Er schickte daher noch aus der Schlacht, ehe Nachricht davon nach Carthago kommen konnte, einen seiner Freunde, der sich ganz freudig und vergnügt stellen mußte, dahin, um den versammleten Rath zu fragen: ob Hannibal den römischen Feldherrn, wenn er mit seiner großen Seemacht ankäme, angreifen solle? Sie antworteten alle einstimmig: das müsse er ohne alles Bedenken thun. Darauf entdeckte er ihnen: er hat ein Treffen gewagt, ist aber geschlagen worden. Nun konnten sie doch das, was sie erst für nothwendig erkläret hatten, nicht verdammen.

Appius Claudius sagte oft: dem römischen Volk sind schwere Geschäfte nützlicher als stille Muße. Und gewiß die ganze römische Geschichte bestätiget dieses. Die heftigsten Unruhen und Kriege brachten die glänzendsten Tugen-

genden hervor: aber sie verschwanden, sobald völlige Ruhe und Sicherheit im römischen Staat herrschete. Q. Metellus wagte es daher öffentlich im versammleten Senat zu sagen: er wisse nicht, ob die Zerstörung von Carthago Rom mehr Nutzen oder Schaden gebracht hätte. Zwar sey der Friede wieder hergestellt, aber der mächtige Feind, der dadurch zugleich wegeschafft worden, habe die schläfrig gewordene römische Tapferkeit wieder erweckt gehabt, und es sey zu fürchten, daß sie, nachdem ein so heftiger Nebenbuhler vertilgt worden, wieder in eben den Schlaf versinken möchte. Hier bleibt es eine Frage: welches Uebel grösser sey, wenn Häuser verbrannt, Aecker verwüstet, die Schatzkammer erschöpft werde, oder wenn die alte männliche Tugend abnehme?

Sehr stark ist der Gedanke Plato ausgedrückt: dann würde die Welt glücklich seyn, wenn entweder Weise den Zepter führen, oder die Könige wahre Weisen zu werden anfangen würden.

Da man einen König alter Zeiten krönen wollte, nahm er vorher die Krone in die Hand, betrachtete sie lange und sagte: o! ein mehr glänzender als glücklicher Zierrath, wer dich recht kennet, mit wie vielen Sorgen, Gefahren und Elend du verbunden bist, möchte dich nicht von der Erde aufnehmen.

Xenocrates ward einst mit schmähsüchtigen Reden angegriffen, und schwieg dazu völlig stille. Es frug ihn jemand, der zugegen war, weshalb er allein seine Zunge so

in Schranken hielte? Deshalb, antwortete er, weil es mich schon oft gereuet hat, wenn ich geredet, aber noch nie, wenn ich geschwiegen habe.

Aristophanes läßt in einer Komödie (die Frösche genannt) den aus der Unterwelt erschienenen Perikles sagen: man soll keinen Löwen in einer Stadt ernähren, ist er aber darinn erzogen worden, so muß man ihn zum gehorchen gewöhnen. Er zielet hiemit auf die vornehmsten und verschlagensten Jünglinge in Republiken. Diese müsse man nicht durch zu viele Gunstbezeugungen und Nachsicht zu mächtig werden lassen, sonst sey es nachher thöricht und vergeblich, sich dieser Macht, die man selbst genähret hat, zu widersetzen.

Da Aristoteles den Weltweisen Callisthenes seinen bisherigen Schüler, dem Alexander, zur Gesellschaft schicken mußte, gab er ihm den Rath, entweder so selten als möglich mit dem Könige zu reden, oder ihm stets die angenehmsten Dinge zu sagen: denn auf diese Weise würde er bey seinem Stillschweigen sicher, oder bey seinen Reden dem Könige allezeit angenehm seyn. Er folgte aber diesem Rath nicht, und da Alexander einen großen Gefallen daran fand, sich auf persische Art verehren zu lassen, tadelte er ihn, und suchte ihn, so ungeneigt er dazu war, unermüdet zu seinen väterlichen Sitten zurück zu leiten. Dafür ward er auf des Königs Befehl hingerichtet, und bereuete vielleicht zu spät, daß er den heilsamen Rath eines am Hofe bekannten Freundes verschmähet hatte.

Die Athenienser verweigerten dem Alexander die Ehre einer göttlichen Anbetung, welche er nach seinen ersten großen Siegen sich anmaßete; aber ein gewisser Demas gab ihnen diese feine Antwort: hütet euch, daß ihr, indem ihr den Himmel bewahret, nicht die Erde verlieret.

Q. Fabius Labeo schlug, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom, den König Antiochus, und zwang ihn zu einem Vergleich, nach welchem er den Römern die Hälfte seiner Schiffe herausgeben sollte. Fabius gebrauchte aber die List, um Italien vor den Ueberfällen dieses Königes in Sicherheit zu stellen, und ihn seiner ganzen Flotte zu berauben, und ließ alle Schiffe in der Mitte durchschneiden, um sich so in einem auch buchstäblichen Verstande die Hälfte derselben zuzueignen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Nachricht.

Bey dem Verleger dieser Wochenschrift ist fertig worden, und auch in den ansehnlichsten Buchhandlungen zu bekommen: Ueber die Philosophie des Kanzler Franz Bako. Vorau seine Lebensgeschichte. Nach dem Französischen, von J. H. F. Ulrich. Berlin, 1780. in 8vo. 10 Groschen.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

181ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Beschluß des zwey und zwanzigsten Briefes.

Oben über diesen Kasten stehen die Images en Cire des Rois morts in eigenen Kasten, die nicht geöfnet werden, wenn man nicht besonders darnach fragt. Ehemals hatte man die Gewohnheit, daß man die Könige in der Stunde, wo sie starben, in Wachs boßirte, und dies Bild wurde dann, wenn man den Körper hier beysetzte, hinter dem Sarg hergetragen, und hernach in diesen Behältnissen aufgehoben. Man sieht also hier die Könige von Carl VIII. an bis auf Ludwig XIII. denn, bey Ludwig XIV. hats aufgehört. Sie sitzen da oben in einem rothen tuchenen Kleid mit Lilien gestickt: man hat ihnen schlechte Kronen aufgesetzt, und eine Art von Scepter in die Hand gegeben. So ehrwürdig diese Reihe königlicher Todtenbilder ist, so hätt' ich doch die Scepter und Kronen lieber weggewünscht. Es sind

vier Kasten, Carl VIII. und Ludwig XII.; Franz I. und Heinrich II.; Carl IX. und Heinrich III.; Heinrich IV. und Ludwig XIII. Franz I. sieht lieblich aus; die beyden Heinriche haben nichts besonders; den Protestantenmörder Carl IX. mocht' ich gar nicht ansehen; das schönste Gesicht hat allemal der große Heinrich. Man kennt ihn gleich, und wenn ich ihn da in seiner Leiche mit Rubens Zeichnungen im Palais Royal verglich; so muß er im Alter, im Tode, nach so vielen Strapatzen ausgesehen haben, wie in seiner ersten Kindheit. Aber ich weis nicht, warum ich immer mit einer gewissen Ruhe und Zufriedenheit, worein sich Mitleiden und Bedaurung mischte, auf dem edeln, freyen, offenem Gesicht dieses wahrhaftig guten und auch in seinen Schwachheiten liebenswürdigen Monarchen verweilte.

Wir verließen endlich nach vielen Unterredungen und Fragen diesen wahrhaftig königlichen Schatz, und ein engerer Ausschuß aus der Menge, eine ansehnliche, aber doch nicht zu starke Gesellschaft, erhielt Erlaubniß, zu den Gräbern der Könige hinabzusteigen, und, da wir eben Krone und Scepter bewundert und angestaunt hatten, nun auch den Ort zu sehen, wo die Majestät der Menschheit weicht; wo der Reif von Gold, mit Purpur gefüttert, mit Edelsteinen besetzt nichts mehr gilt; wo große Entwürfe, Thaten, Laster und Sünden begraben werden; wo Regenten aus Jahrhunderten ruhig neben einander liegen, und schon lang verweset sind. Es scheint, daß der Chor der Kirche eben so lang ist, als das Schiff derselben. Denn hinter der Grille de fer geht noch ein erstaunlich langer Platz an, und dieser ist, so wie alle Flügel- und Nebengebäude mit Merkwürdigkeiten angefüllt, die man

alle

alle einzeln beschreiben müßte. Die ganze Reihe der französischen Könige von Clodowich I. an bis auf Ludewig XV. liegt hier; einige wenige fehlen, z. B. Carl M. den ich einige Monate nachher in Aachen fand. Bey den meisten liegen auch die Gemahlin und die Kinder. Unter jeder steinernen Bildsäule nemlich, die hier entweder im königlichen Kleid, oder in einer andern langen faltigen Draperie daliegt, ist unten eine Treppe in die Tiefe hinab, von zwölf Stufen. Man hob die steinerne Platte hie und da auf, und zeigte uns den Eingang zur wirklichen Gruft, wo die königlichen Leichname hingebracht werden. Oben sieht man nichts, als die Statüen aus Stein, aber gerade unter den Bildsäulen ist der irdische Rest hingelegt worden. Man würde sie besser betrachten können, wenn sie aufrecht stünden: weil sie aber alle so lang gestreckt da liegen, todt, blaß, ohne Handlung, ohne Affeckt, in keiner redenden Stellung, fast einer wie der andre, wenigstens mit gefalteten Händen, so sieht es recht majestätisch-fürchterlich aus. Es kommt dem Zuschauer ein Schauer an, wenn er so das nur von seinem Thron angefüllte Feld des Todes, und in jeder Ecke eine oder mehrere Familien, die schon lange vom belebten Schauplatz der Welt abgetreten sind, erblickt. Das valesische Haus liegt ganz beysammen. Ich glaube, es ist unmöglich, so ein ganzes ausgestorbenes königliches Haus, die gestürzte irdische Grösse und das Nichts der Welt ohne Empfindung vor sich zu sehen. Carl der Kahle liegt in der Mitte des Chors, und hat den Reichsapfel in der Hand, weil er auch Kaiser war. Ludewig XII. und seine Anne de Bretagne liegen auch beysammen, und diese haben unstreitig das prächtigste Mausoleum. Vier große vortrefflich aus Marmor gemachte Frauenzimmer, die

Tugenden vorstellen, sitzen an den vier Ecken des Gebäudes. Unter den ältesten Stücken verfallen freylich viele, sie werden unkenntlich, und scheinen aus schlechtem Gyps zu seyn. Gleich beym Eingang in die Mitte des Begräbnißplatzes steht noch ein erstaunlich hohes und prachtvolles Paradebett, zu Ehren Ludewigs XV. Der Kasten, worinn der verstorbene König liegt, ist mit schwarzem und weißem Sammt überdeckt, und hat die prächtigsten Stickereyen. Zweymal steht das königliche Wappen auf jeder Seite. Wachskerzen, dick, wie Mannsarm, und eben so hoch, als dies Leichenbett, stehn beständig darneben, und dürfen, gleich dem Feuer der Vesta, nie auslöschen. Man sagte mir, daß unmittelbar unter diesem Kasten Ludewig XIV. liege, daß Ludewig XV. über der Erde bleibe, bis sein Nachfolger auch hieher kommt, (wiewohl ich das noch immer nicht glauben kann), und daß man bis dahin diese Wachslichter hier verbrenne rc. Bedenken Sie einmal, mein Lieber! den unermeßlichen Verbrauch des Wachses nur hier an dieser einzigen Stelle! — Turenne hat die Ehre, neben Königen begraben zu seyn, und sein Grabmal, das aber doch durch eine eigene Grille de fer von dem königlichen abgesondert ist, ist ein wahres Meisterstück der französischen Bildhauerkunst. Bloß um dieses Mausoleums willen möcht' ich noch einmal nach St. Denys. Steht man da, man weis nicht, wie einem in der Seele wird? Die Idee des Großen und Erhabenen schwebt Ihnen gleich entgegen. Die Kriegstropheen und das Laubwerk an beyden Seiten der hinteren Pyramide kann man nicht genug sehen. Turenne sinkt zusammen, vom Bliß getroffen, und fällt hinter sich der Göttin Unsterblichkeit in die Arme, die über seinem Kopf einen Lorbeerkranz hält.

Unten

Digitized by Google

Unten ist eine Gruppe aus dem Krieg — Zu beyden Seiten steht ein Frauenzimmer, das Frankreich die Tugend, Tapferkeit rc. vorstellt. Beyde verdecken das Gesicht, sehen weg, und man meynt, sie weinen wirklich über den Helden. Da fühlt man innig die Wahrheit, daß auch Monarchen und Feldherren Menschen sind, und daß sie sich durch Tonnen Goldes vom Gesetz des Todes und der Verwesung nicht loskaufen können. Was ist diese Pracht? Ein Beweis, daß man gern der Natur trotzte, wenn man könnte, daß man gern noch nach dem Tod glänzen, und vom übrigen Haufen unterschieden seyn wollte. Aber unter dem vergessenen und versunkenen Grabhügel schläft der sterbliche Theil des Weisen und des Christen eben so ruhig, als hinter dem panegyrischen Marmor, und unter der vergüldeten Ehrensäule, die oft Lügen auf die Nachwelt bringt, und von ihren Zeitgenossen lieber niedergerissen und in Staub getreten, als angebetet würde!

Als ich einmal von St. Denys nach Paris zurückgieng, stieg ich auch auf den Kalkberg, der linker Hand zwischen Paris und der Abtey hinter einem Dorf ist. Ein sehr langer Berg, der ganz Paris mit Kalk versieht. Es kommen einige Stücken Mica darinn vor, von welcher ich auch Probestücke in meiner Sammlung habe. Das schönste daran ist, daß dieser Berg, so hoch und lang gestreckt er ist, ganz aus Lagen über Lagen aufgeführt ist. Man sieht deutlich, daß das Wasser durch öftere Ueberschwemmungen und Schwankungen auch diesen Berg gebauet hat. Einige Strata sind mächtig, andere dünn und niedrig. Geht man in den Berg hinein, so sieht er da gerade so aus, wie man uns die Catacomben von Rom beschreibt. Man gräbt große mit einander in Verbindung stehen-

de Gewölber, lange, hole, dunkle Gänge hinein, die keiner Unterstützung bedürfen, und durch das öftere Ausgraben des Kalks täglich grösser werden. Wasser findet man inwendig gar nicht, am Fuße des Berges etwas, aber wenig. Oben und an den Seiten ist eine dünne Rinde von schwarzbrauner Erde, die von verfaulten Pflanzen entstanden ist. Hier ist noch Vorrath von Kalk für Millenarien. Doch sind schon gewaltig tiefe Gewölbe und Löcher hineingegraben worden. Und also hab' ich Ihnen in diesem Briefe doch auch etwas aus unsrer Naturwissenschaft geschrieben. Nächstens bekommen Sie etwas, das zur Vieharzeneykunst gehört. Leben Sie bis dahin wohl.

Drey und zwanzigster Brief.

Charenton.

Mit Vergnügen hab ich auf diesem Flecken einen Nachmittag zugebracht. Das alte Schloß hier, das Chateau d'Alfort heißt, ist, wie ich glaube, jetzt ganz der Ecole veterinaire gewidmet. Gleich unten beym Eingang findet man

1) La Salle de Diffection, wo viele Tische stehen, an denen sich die Eleven, deren jetzt über 80 waren, in der Zootomie übten. An den Wänden hiengen an einer Tafel die gedruckten Nahmen, und die Classificationen dieser Leute, und auf einer andern Tafel die königlichen Gesetze für das Institut, wo unter andern mir die löbliche Verordnung wohlgefiel: daß kein Eleve einen Hund, oder andre Thiere halten sollte, weil diese nur die Wohnung verun-

verunreinigten. Auch ward ihnen das Studium der Botanik sehr dringend empfohlen.

2) Der Hörsaal darneben, freylich schöner, als so manche Fürstenschule in Deutschland, wo man vom Staub bedeckt wird, und oft des Lebens nicht sicher ist. Die Bänke giengen in höheren und niederen halben Cirkeln an den Wänden herum. Oben stand in einem Glaskasten ein eingesprützter Menschenkörper, vermuthlich um erst das Nothwendigste aus der Menschen-Anatomie vorzutragen, ehe man an die Anatomia comparata kommt.

3) Oben war das Cabinet Veterinaire, eine sehenswürdige Sammlung, die schon ziemlich viel Vollkommenheit hat, zwo Stuben einnimmt, und in Glaskasten verwahrt wird.

a. In der ersten Stube sind ausgestopfte Vögel, Hunde, Iltis, Fuchs, Wiesel, Marder, Igel, Hase, Caninchen rc.

a) Unter den Vögeln, die alle entweder ganz neu, oder doch vortreflich erhalten waren, war manche merkwürdige Spielart. Allein ich hatte meinen Linné nicht bey mir, und weil ich gerade an einem Feyertag da war, so konnte ich niemanden von den Lehrern oder Aufsehern zu sprechen bekommen.

b) Eine vermuthlich einheimische Mustela war da, ganz weiß, mit einer schwarzen Schwanzspitze.

b. In der zwoten Stube waren Scelete von Pferden, Hirschen, Ochsen, Eseln, Schafen, Ziegen, Böcken rc.

a) Ganze Stücke, und wieder einzelne, aber der Firniß dünkte mir war gar zu dick aufgetragen.

b) Es waren auch Bezoars und Monstra da, z. B. ein Pferd mit 3 Füßen, daran der Huf am Vorderfuß sichelförmig umgebogen war.

c) Viele Magen, Gedärme, Lebern, Nieren, Milz, Ruthen rc. alles kostbar eingespritzt, und vollkommen erhalten, mit der Zahl an jedem Stück rc.

Auf den Pferden saßen Menschen. Kleine Knabenscelete hätte man auf Pferdescelete gesetzt, mit blauen seidenen Zügeln in den Kinnbacken der Pferde, und mit Peitschen in der Hand. Sieht man nicht den spielerischen Geist der Nation auch da, wo sie wirklich etwas vortrefliches unternimmt, und wo wenigstens der ernsthafte Mann wünscht, daß das tändelnde Wesen unterbleiben sollte? Leben Sie wohl.

Vier und zwanzigster Brief.

Choisy le Roi.

Dies artige königliche Landhaus, mein Lieber! wo man recht gut ist, und von dem pariser Gewühl entfernt, ist von Charenton durch die Seine getrennt, und liegt zwo Stunden von Paris. Der Weg dahin ist, wie alle Strassen rings um Paris in einer Entfernung von 40 Stunden, gerade, überflüßig breit, in der Mitte fest gepflastert, und zu beyden Seiten mit Bäumen besetzt. Man geht zwischen Feldern, die im Junius mit Wicken, Gerste, besäet waren. Man hat rechter Hand das Bicetre und die pariser Steingruben neben sich. Diese letzteren sind gerade so, wie die Steinbrüche bey Geißlingen auf dem Wege nach Ulm. Man geht durch Vitry, ein Dorf, wo

ein

ein reicher Mann einen prächtigen Garten angelegt hat. Man trifft Schafheerden an, aber diese Thiere sind sehr klein, und werden zweymal im Jahr geschoren. Choisy le Roi selbst ist auch nur ein Dorf, aber freylich schöner, als viele andre in den Provinzen. Es ist eine vom verstorbenen König erbaute Kirche da, die vom Erzbischof in Paris, und vielen andern Erz- und Bischöffen eingeweiht wurde. Sie hat aber nichts merkwürdiges, als den Maitre-Autel, der Stuffen von Marmor, zu beyden Seiten prächtige Gemählde, und neben dem Kreuz von Silber zween große Engel hat, die, wie gewöhnlich, mit Flügeln, von Gyps, aber vortreflich gearbeitet, versehen waren.

Das Wichtigste ist das königliche Schloß, das im Herbst von den Majestäten besucht wird, weil in der Gegend viele Weinberge sind. Die Gebäude sind zum Theil neu, zum Theil alt, aber alle haben nur einen Stock. Das Schloß ist mit Gärten umgeben, in welchen große weite Alleen sind, die nichts vorzügliches hätten, wenn nicht auf der einen Seite die Seine flösse, die freylich die angenehmste Aussicht verschafft. Am Ufer sind große Terrassen angebracht, die mit kostbaren Grilles de fer eingefaßt sind. An der Seite gegen das Wasser ist auch das Schloß am schönsten. Da sind Engel, die das französische Wappen halten. Eine der artigsten Parthien des Gartens ist das weitläuftige Labyrinth, oder ein in viele ineinander laufende Cirkel abgetheilter Platz. Ligustrum vulgare blühte da, und verbreitete seinen angenehmen Geruch weit umher.

Man wies mir die Apartements, in welchen der Fußboden eben so, wie durchgängig in Paris, die Schlafzim-

mer ausgenommen, steinern ist. Die größten Spiegel, die kostbarsten Vasen von Porzellan, die herrlichsten Tapeten, die niedlichsten Vorhänge, Betten, Sessel, fand ich überall. Der Suisse war gar zu dienstfertig, und wies mir auch mit vielem Gepränge die Commodité des Königs gleich neben seinem Schlafzimmer.

Unter den Gemählden gefielen mir besonders: die Königin im Schlafzimmer des Königs. — Ein Koriolanus, der auf Bitten seiner Mutter, Frau und Kind die Belagerung von Rom aufhebt. Die Mutter drückt ihm die Hand; das Auge, das ihn ansieht, sagt unbeschreiblich viel, er wird weich, er weis nichts zu sagen, und springt zu, um sie zu umarmen.

Auch eine Valeria, voll Unternehmungsgeist im Gesicht, wie sie ihre Gespielinnen aufmuntert, über die Tyber zu paßiren.

Neben dem Schlafzimmer ist die Chapelle für die königliche Familie, klein, ein Prie Dieu mit rothem Sammt beschlagen, am Platfond eine Assomption de la S. Vierge, unbeschreiblich fein gemahlt. Unser Heiland und sein Vater empfangen sie, jener hat in der Hand ein Kreuz für sie, unten liegt die Kirche, und betet an.

La Table mouvante — ist unstreitig das beste, was man hier zu sehen bekommt. Ein Werk eines gewissen Arztes, D. Girard in Languedock unter Ludwig XV. Im Speisesaal steht ein runder breiter Tisch, von Nußbaumholz, und sehr dick, an dem bequem zwölf Personen speisen können. Dieser Tisch ist etwa eine Hand breit vom äusseren Rand angerechnet hineinwärts ausgeschnitten, und dies innere Stück der Tafel läuft, wenn es stark angetrieben wird, herum. Unten ist ein Cirkel von Eisen,

der eine Vertiefung hat, in dieser laufen die kleinen Rollen der Tafel, wohl mit Oehl eingeschmiert, herum. Doch das ist das wenigste. Steigt man nun eine Treppe hinab in einen Keller, wo viele Lichter angezündet werden müssen; so sieht man den ganzen Tisch auf einem eisernen Rost stehen, an dem die Stangen parallel, und ins Kreuz laufen. Und dieser ganze Apparatus kann nun durch Hebel und andre mechanische Werkzeuge so sicher herabgelassen werden, daß der Tisch, wenn oben die königliche Familie daran sitzt, mit allem Service, mit allem, was darauf liegt und steht, ganz sachte vor den Füßen der Speisenden in die Tiefe hinabsinkt, und endlich verschwindet. Sieht man unten dem kommenden Tisch zu, so sieht man ihn mit seinem Rost und mit allen seinen Stangen in Einschnitte im Boden, die völlig passend sind, hineinsinken, und einem andern Tisch von der nemlichen Größe, Rundung und Dicke, der an der Seite steht, und jetzt in die Mitte gezogen wird, dadurch Platz machen. Dieser Tisch ist, indessen daß der König vom ersten Service speist, mit dem andern bedeckt worden, und wird nun durch eben diese Kräfte und mit leichter Mühe in wenigen Minuten bis ins Zimmer hinauf vor die Füße des Königs gewunden, so daß die ganze Gesellschaft sitzen bleibt, daß sich kein Aufwärter sehen läßt, und daß doch das alte abgetragen, das frische aufgesetzt, und alle Werkzeuge und Geräthschaften verändert werden. Will man die eigentlichen Triebwerke sehen, so muß man noch eine Treppe tiefer hinabsteigen in das Gewölbe. Das that ich, ich fand aber nichts, als an der Wand eine oder zwo Kurbeln, die ein Lackey treiben kann, und wodurch das schöne simple Werk, das an den Wänden herum vertheilt, und doch so vollkommen eingerichtet ist, daß eins ins andre greift, ohne Lärmen und Geräusch zu machen, in Bewegung gesetzet wird.

Neben dieser beweglichen Tafel sind noch 4 Serviteurs, oder Aufsätze von Holzrahmen, Leisten mit 4 — 5 messingenen Platten, die man auf- und niederschrauben und

um

um Wein, Brod rc. darauf zu legen brauchen kann, angebracht, die ebenfalls durch geringe Mühe hinabgehaspelt, und mit andern Sachen wieder heraufgeschickt werden können. Es ist so eingerichtet, daß an der Tafel, und an jedem von diesen kleinen Tischgen versteckte Drathzüge sind, an welchen kleine Glocken hängen. Sobald der König, oder ein andrer läutet, so wird der Serviteur abgehaspelt, und von neuem garnirt. Hat der Koch etwas vergessen, so liegt eine beschriebene Charte darauf, und in etlichen Minuten ist er wieder hinauf gewunden. Man hatte erst kurz vorher, bey der Anwesenheit des Kaisers, Gebrauch von dieser Einrichtung gemacht.

Der Suisse bey diesem Schloß machte zugleich den Wirth. Wir mußten aber am hellen Tage thun, was ich noch nie des Nachts gethan habe, und zum Fenster hineinsteigen, wenn wir etwas haben wollten. Bey aller sorgfältigen Nachsuchung war ich nicht im Stande eine Thür zu finden. An jedem Fensterladen stand eine kleine Treppe, wie bey uns die Hünerleitern am Stall sind, da mußten wir hinaufklettern, und als wir drinnen waren, nahm jemand die Leitern weg. Ich weis nicht, war das Armuth, oder Furcht vor Ueberfall, oder ist dies ein Mittel, die Gäste zu behalten, bis sie bezahlt haben? Man sah sonst auch beym Suisse den Luxus der Franzosen. Alle seine Zimmer waren tapezirt, seine beyden Töchter, die eben aus der Messe kamen, und auch zum Fenster hereinstiegen, trugen seidene Kleider, und einen bloßen Kopf mit Aufsätzen. Ich merkte aber, daß sie noch um 10 Uhr eine ziemliche Schüssel voll Brey, und ein gutes Stück Brod zum Frühstück nehmen konnten. Ein andermal spazieren wir nach St. Clou, wo wir wieder durch die Thüre ins Haus hineingehen können.

Be-

Beschluß der sinnreichen Einfälle aus dem Valerius Maximus.

Die Römer eroberten die Stadt Privernum, welche sich gegen ihre Herrschaft empöret hatte, und nachdem nun die Aufwiegler hingerichtet waren, berathschlagte der aufgebrachte Senat, was man mit den übrigen Bürgern von Privernum thun sollte. Der Ausschlag ihres Glücks war also damals höchst zweifelhaft, indem es in den Händen ihrer Sieger stand, die noch dazu sehr wider sie erbittert waren. Es schien ihnen nichts als das Bitten zu ihrer Erhaltung mehr übrig zu seyn: allein sie konnten doch ihr italiänisches Blut nicht verleugnen, und da der vornehmste unter ihnen auf dem Rathhause befragt wurde, was sie für eine Strafe verdienten, antwortete er: die, welche diejenigen verdienen, die sich für würdig halten, die Freyheit zu besitzen. Dies waren beleidigende Worte, welche die schon aufgebrachten Gemüther der Rathsherren noch mehr erhitzten. Der Consul Plautius war den Privernern geneigt, und that darauf diese nachgebende Frage: was inskünftige zwischen ihnen und den Römern für ein Friede herrschen solle, wenn sie ihnen alle Strafen schenkten? Aber er antwortete mit gleicher Standhaftigkeit: macht ihr mit uns einen billigen Frieden, so wird er ewig währen: wird er aber auf unsrer Seite zu hart ausfallen, wird er nicht lange dauern. Dieß machte einen solchen Eindruck, daß die Ueberwundenen nicht nur Verzeihung,

hung, sondern auch das Glück des römischen Bürgerrechts erhielten.

H. M. Formianus aus einer Familie, die von einem Freygelassenen abstammete, ein sehr alter Greis, klagte vor dem Sittengericht den L. Libo an. Pompejus, der in der damals bald aufhörenden Republik die höchste Gewalt übte, warf ihm seine niedrige Abkunft und Schwachheit des Alters vor, und gebrauchte dabey den bittern Ausdruck: er sey wohl aus der Unterwelt zurück geschickt worden, den Libo zu verklagen. Du hast Recht, Pompejus, antwortete er, ich komme aus der Unterwelt, meine Klage wider den Libo anzubringen, aber ich will dir erzählen, was ich gesehen habe, da ich mich dort aufhielt. Ich sah den blutigen Cn. Dom. Ahenobarbus beweinen, daß er, ein Mann von dem vornehmsten Geschlecht, den unsträflichsten Sitten, der eifrigsten Vaterlandsliebe, in der Blüte seiner Jugend auf deinen Befehl hingerichtet worden. Ich sah den eben so berühmten mit dem Degen erstochenen Brutus, welcher klagte, dieß sey durch deine Treulosigkeit und Grausamkeit veranstaltet worden. Ich sahe den Cn. Carbo, der in deiner Jugend dein stärkster Beystand, der Retter deines väterlichen Vermögens war, und auf deinen Befehl in seinem dritten Consulat, mit Ketten belegt, gegen alle rührende Vorstellungen, wider alles Recht und Billigkeit, bey der höchsten Würde im Staat, von dir als einem bloßen Ritter umgebracht worden. Ich sahe einen eben so ansehnlichen Mann, den Perperna, gewesenen Prätor, welcher deine Grausamkeit verfluchte. Ich sehe sie alle mit einem Munde beseufzen, daß sie unverdammt, unter deiner Hand, unter

unter der Hand eines Jünglings, der ihr Scharfrichter seyn wollen, hätten sterben müssen.

M. Castricius hatte die höchste obrigkeitliche Stelle zu Placenz. Der damalige Consul foderte in gewisser Absicht Geißeln von dieser Stadt. Castricius verweigerte sie ihm. Der Consul ließ ihn wissen: er habe viele Degen in seiner Gewalt. Er aber verließ sich auf die Rechtmässigkeit seiner Sache, und gab zur Antwort: und ich habe viele Jahre.

A. Cäsellius widersetzte sich standhaft allem, was von denen sich um eine monarchische Oberherrschaft zu Rom streitenden großen Männern, welche man Triumvirs nennete, herrührete, und ließ, so lange er etwas zu sagen hatte, kein Gesetz nach ihrem Willen abfassen, um zu zeigen, daß ihre Gewalt, der man in so vielen Stücken nachgeben mußte, ganz gesetzwidrig sey. Da ihn einsmals seine Freunde wegen seiner Freymüthigkeit, mit welcher er über die Zeiten des Cäsars urtheilte, erinnerten, sagte er: zwey Dinge, welche die Menschen für die unglücklichsten halten, verstatten mir vor andern diese Freyheit. Ich bin alt, und habe keine Kinder.

Der König Philippus verurtheilte im trunkenen Muth eine Frau unverdienter Weise. Sie wußte keine andere Rettung, als daß sie sich, ihrer Unschuld bewußt, die Freyheit nahm, dreiste herauszusagen: ich appellire an den nüchternen Philippus. Durch diese Dreistigkeit erhielt sie, was ihre Unschuld ihr nicht gewähren konnte, daß ihre Sache von neuem untersucht, und ein anderes Urtheil gesprochen ward. Ein

Ein Vater, der eine einzige Tochter hatte, befragte den Themistokles, ob er sie einem armen würdigen Manne, oder einem reichen von zweydeutigem Charakter geben solle? und erhielt von ihm zur Antwort: in meinen Augen ist ein Mann ohne Geld mehr werth, als Geld ohne einen Mann.

Philippus tadelte in einem Briefe seinen Sohn Alexander, daß er die Gunst der Macedonier sich durch Geschenke zu erwerben suche. Wie kannst du, schrieb er, dir die falsche Hoffnung machen, und glauben, daß diejenigen dir treu seyn werden, deren Liebe du durch Geld erkaufet hast: dieß kann man allein von der wahren Zuneigung hoffen. Und doch machte es Philippus nicht besser, der Griechenland mehr erkaufte, als besiegte.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

182ste Woche.

Fortsetzung des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Bachstelze. Rothschwänzchen. Graukehlchen mit rothem Schwanz und langem Brustlatz. (Klein.) a)

Dieser Vogel ist etwas dikker, als das Schwarzkehlchen, dem es übrigens in den meisten Stükken gleichet. Seine ganze Länge beträgt $5\frac{1}{2}''$, die Länge des Schnabels, 7 Linien, des Schwanzes, über 1 Zoll, der mittlern Zee, 7 Linien, des Durchmessers der ausgebreiteten Flügel, die zusammengelegt nicht über die Mitte des gabelförmigen, aus 12 ganz

a) *Motacilla Erithacus*, dorso remigibusque cinereis, abdomine rectricibusque rufis, extimis duabus cinereis. *Linn.* S. N. XII. p. 335. n. 35. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 225. Ed. II. n 258. p. 94. *Phaenicurus. Gesner* Av. III. p. 409. *Will.* Ornith. 160. *Raji* Av. 78. n. 2. *Phaenicurus* alter. *Aldrov.* Orn. II. p. 748. *Jonst.* T. 45. *Phaenicurus. Brisson* Av. 4to Vol III p. 409. in 8vo. Vol. I p. 424. n. 17. Le *Rouge-queuë* Bey Marseille. *Curousset. Sylvia*, gulâ griseâ, thorace longâ, caudâ totâ rubra Kleins Vogelhist. p 146. n. IV. Frischs Vögel. Tab. 20 Müllers Linné II. 615. n. 35. D. Günthers Wirsing. Vogelnester. Tab. XIX. f. super. *Onom. H. nat.* VI. p. 466. Cf. III. p. 819.

ganz rothen Ruderfedern bestehenden Schwanzes reichen, $8\frac{1}{4}$ Zoll.

Die Oberfläche des Körpers ist grau, die untere grauweißlich, mit etwas Roth vermischet; die Schwungfedern sind graubraun, der Bürzel hat eben die rothe Farbe, als die zwölf Ruderfedern des Schwanzes. Schnabel, Füsse und Klauen, eine schwärzliche Farbe. Der Vogel selbst gehört in Europa zu Hause.

Ausser einer Zeichnung bey Herrn Frisch, findet man bey andern Schriftstellern, von diesem Vogel nur sehr wenig Nachricht, und er gehört allerdings unter die seltnen europäischen Vögel. Das Nest und seine Eyer findet man im Wirsingischen Werke l. c. abgebildet. Es ist, als ein korbförmiges Gebäude zu den regelmäßigen Halbkugeln zu rechnen, bestehet aus Heu und dürren Grashalmen, auswendig mit grünen Moosarten durchflochten. Der obere Durchmesser, die Wände mitgerechnet, beträgt gerade vier Zolle. Der mit Federn, Haaren und weicherm oder zarterm Heu ausgefütterte Napf, allein gemessen, hat mehr nicht, als zween Zoll und vier Linien im Durchmesser.

In diesem Neste wurden fünf Eyer, schmal, oben sehr zugespitzt, von ganz weisser Farbe, und nur am stumpfen Theil mit ganz einzeln stehenden braunrothen, kleinen Pünktchen bestreuet, angetroffen. Die Eyer, sowohl des Garten- als Hausrothschwanzes, übertreffen sie an Grösse, weil sie eine Länge von zehn, und eine Dikke von sechs Linien haben.

Bachstelze. Rothschwänzchen, blaukehlichtes (Seligm.) S. das Blaukehlchen.

Digitized by Google

Bachstelze. Rothschwänzchen, weißbläßichtes, s. Schwarzkehlchen.

— Rothschwanz. S. Schwarzkehlchen.

— Rothvogel. S. Nachtigall.

— Rußische des H. D. Lepechin. S. Braunkehlchen.

— der Sänger. S. der Läufer

— Schmittl. (Kram.) S. der Läufer.

— Schneekönig ⎱ S. Zaunkönig.
— Schneezaunkönig ⎰

— Schwarze. S. Meerschwarzplättchen.

— Schwarzkäpchen. (Müll.) S. Klosterwenzel

— Schwarzkehlchen, Blaukehlchen. (Pontopp.) Gartenröthling. Gartenschwarzkehlchen. (Hallen) Mauernachtigall. Rothkehlchen mit schwarzem Kinne. Rothschwanz. Sommerrotel. (Gesn.) Stadtröthling. (Frisch). Schwarzkehlichtes Rothbrüstchen. (D. Günther). Weißbläßichtes Rothschwänzchen. Waldrothschwänzchen. (D. Günth.) Waldrothschweifl. (Kram.) Wüstling in Schles. (Schwenkf.) Saulokker in Preussen, weil er bey der Brütung einen solchen schmatzenden Ton annimmt, nach welchem die Landleute ihre Schweine zusammen zu lokken gewohnet sind. (Hallen.) b)

Das Schwarzkehlchen hat $5\frac{1}{4}$ Zoll in der Länge und einen schwarzen, geraden, pfriemenförmigen, 7 Linien betra-

 genden

b) *Motacilla Phaenicurus* gulâ nigrâ, abdomine caudâque rufis, capite dorsâque cano. *Linn.* S. N. XII. p. 335. n. 34. *Faun. Suecica.* Ed. I. n. 224. Ed. II. n. 257. p. 94. *Motacilla Titys*, remigibus nigricantibus, rectricibus rufis, intermedio pari nigro, extrorsum rufescente. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 227. (*femina est.*)

genden Schnabel, an dessen Wurzel die beyden Nasenlöcher eyförmig und unbedekt erscheinen. Die Zunge ist in ungleiche Lappen zertheilet. Die Winkel der Oefnung des Mundes haben eine gelbe, das Regenbogenhäutchen eine haselnußbraunliche Farbe. Ausserdem ist es von oben meistentheils aschgrau und roth von unten, weiß auf dem Wirbel, schwarz

est.) *Ruticilla. Gesn.* Av. 729. *Aldrov.* Orn. II. 746. Tab. 746. 747. *Jonst.* T. 45. Rubecula Phaenicurus. *Will.* Ornith. p. 759. *Raji* Av. 78. n. 5. *Albini* Av. I. p. 48. T. 50. *Ruticilla. Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. p. 403. in 8vo. Vol. I. p. 422. n. 15. Le *Rossignol de Muraille. Charlet.* Onom. p. 91. n. X. *Rubicilla. Schwenckf.* Av. Siles. p. 346. it. Rubicellus. Rubecula domestica, aestiua, Luscinia murorum et *Rzacz. Ficedula* s. Rubecula Phaenicurus. *Barrere. Rubecula* gulâ nigrâ (mas) et *Phaenicurus* mediâ caudae pennâ suo nigrâ. Frischs Vögel. Tab. 19. u. 20. f. 1. 2. 3. Rouge-queuë (mit ganz rothem Schwanz.) u. Queuë-rouge à demi noire. (Fig. 2.), à une plume noire dans la queuë (Fig. 3.) Wirsings Vögel. Tab. XVII. Pennants Britt. Thierg. p. 111. T. 53. f. 6. 7. *Pennant. British Zool.* 8vo. Vol. I. p. 371. Hallens Vogelh. p. 331. n. 302. u. 303. Kleins Vogelh. p. 144. n. II. D. Günthers Skopolische Vögel. p. 192. n. 232. u. 233. Zorns Petinoth. p. 386. Gründl. Anweis. zum Vogelf. p. 502. &c. Müllers Linné II. p. 615. n. 34. *Olina* Orn. 47. *Zinanni* Uoua. p. 53. Tab. VIII. f. 41. *Brunnich* Ornith. Bor. n. 280. 281. *Kramer* Austr. p. 376. n. 11. *Müll.* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 288. Pontopp. Dänn. p. 174. T. XII. D. *Zückert* Mat. aliment. p. 114. Elzholz Tischb. p. 169. *Seibizius* de Alim. Facult. p. 888. VI. *Onomat. H. Nat.* V. 269. *Onom. Forest.* III. p. 208. &c. *Cours d'Hist. nat.* IV. p. 60. *Dict. des Anim.* III. 717. *Vallm. de Bom. Dict.* Vol. X. p. 100. Franz. Le *Rossignol de mur ou de murail.* Bell. & Brisson *Curousset* à Marseille. (Cours d'Hist. N.) *Rouge-queüe.* Alb. *Queuë-rouge.* (Frisch) Cul-rouge. *Onom. For.* Ital. *Codirosso ordinario.* Olin. *Culo ranzo, Culo rosso.* (Zinanni) *Corossoli. Revezoli.* (Seibizius) Holl. *Roodstaert. Muur-Nagtigall.* Engl. *Red-start. Red-tail.* Schwed. *Rodstjert.* Dän. und Norrw. *Blad-fugl. Rödstiert,* (Brun.) *Blod-stiert.* (Müll.)

schwarz an den Bakken, unter der Kehle und an dem untern Theil des Halses, roth auf dem Bürzel, und weißlicht unter dem Bauche.

Der Schwanz hat in der Länge zween Zolle, ist wie eine Gabel getheilet, beweglich und aus zwölf Ruderfedern zusammengesetzet, wovon die beyden mittlern grauschwärzlich, die andern aber alle roth aussehen. Die Flügel bestehen aus achtzehn bräunlich-schwarzen, grau eingefaßten von obenher mit schwarzen, von untenher mit röthlichen Federn zum Theil bedekten Schwungfedern. Sie erreichen geschlossen die Hälfte des Schwanzes; ausgebreitet stehen ihre Spitzen acht Zolle weit auseinander. Die Füsse sind bis an die Knie besiedert, und bis dahin an Farbe dem Unterleib ähnlich, im übrigen bleyfarbig und häutig. Die mittlere und hintere Zeen sind einander an Länge gleich, und haben ein Maaß von sieben Linien. Alle viere sind mit langen, mondförmigen, schwärzlichen Klauen versehen.

Alles angeführte gilt auch von dem Weibchen, ausser daß letzteres von oben her mehr graulich, von unten her blaßroth, auf dem Wirbel nicht so weiß, und unter der Kehle nicht so schwarz erscheinet.

Von eben diesem Vogel giebt es bekanntermassen etliche Spielarten, deren eine von dem Männchen, die andre von dem Weibchen entsprungen zu seyn scheinet. Jene Spielart unterscheidet sich durch den in die Länge gezogenen weissen Streif auf dem Wirbel, durch den rothen Bauch und aschgrauern Rükken. c) Diese ist besonders durch die roth-

c) *Ruticilla* cinerea. Le Rossignol de muraille cendré. *Briss.* Av. 8vo. Vol. I. p. 423. n. 15. A. Phaenicurus alter. *Aldrov.* & Ruticilla tertia *Aldr. Will. Raji.*

rothgefleckte Brust am leichtesten zu erkennen. Beyde hat Brisson angeführt, und Frisch die letztere genau gezeichnet. d)

Unser Schwarzkehlchen lebt, wie andere spitzschnäblichte Fliegenstecher, von Insekten und Würmern, im Herbst aber von Hollunder- Wachholder- und Vogelbeeren; daher kann es auch bey uns bis zum späten Herbste verweilen. Gemeiniglich hält sichs an den Häusern, bisweilen aber auch in Gärten und Wäldern auf, und nistet unter niedrigen Dächern, Balken, Mauern, und bisweilen in hohlen Bäumen, aber nur unter und in solchen, wo es vor Mäusen und Ratten sicher zu seyn glaubet. Sein Gesang ist sehr angenehm, besonders des Morgens und Abends, um so vielmehr, da er bereits im März, also ganz frühzeitig im Jahre lieblich ertönet.

So mancherley die Benennungen des Schwarzkehlchens auch seyn mögen, so lassen sie sich doch alle sehr leicht, sowohl durch die Orte des Aufenthalts, als durch die Farbenzeichnungen des Kopfes, der Kehle, der Brust und des Schwanzes, erklären. Es ist von Natur sehr eigensinnig, scheu, und der Einsamkeit ergeben; daher es in der Nähe nicht seines Gleichen ertragen kann, und, alt gefangen, in den Häusern sehr schwer zu gewöhnen ist. In diesem Falle pflegt es in vier bis fünf Tagen gar nichts zu fressen, auch wohl einen ganzen Monath hindurch nicht zu singen. Aus eben dem Grunde der Schüchternheit verläßt es auch nicht allein sein angefangenes Nest, sobald es genaue Beobachter merkt, sondern auch die Eyer, wenn sie von Jemand betastet

d) Phaenicurus pectore rubris maculis adsperso. Queuë-rouge à poitrine tachetée de rouge. Frischs Vögel. Tab. 20. f. 4. *Ruticilla* pectore maculato. Le *Rossignol de mur à poitrine tachetée. Briss.* l. c. B. Fleckkehlchen mit silberstückenem Brustlatz. *Sylvia* thorace argentatâ. Kleins Vögel p. 147. n. X.

stet worden. Ja es lä sogar seine Jungen, wenn man sie berühret hat, entweder verhungern, oder wirft sie aus dem Neste.

Weil also die erwachsene Schwarzkehlchen in Häusern sich nicht wohl gewöhnen lassen; so hat man hierzu gemeiniglich die Jungen, von etwa zehn Tagen, zu wählen. Diese werden sehr zahm, und erlernen sehr bald, nicht allein ihren eignen Gesang, sondern auch den Gesang anderer Vögel, und pflegen überdies auch zur Nachtzeit recht angenehm zu singen.

Diese Vögel brüten zweymal des Jahres, legen jedesmal sechs oder sieben: andere sagen, vier bis fünf Eyer, in der Grösse der Finkeneyer, durchaus hellgrün an Farbe. e) Das Nest bauen sie aus lauter weichen Materialien, besonders aus Wolle, Haaren, und Federn. Sie bedienen sich auch desselben: welches nicht leicht von andern Vögeln geschiehet: noch zur zwoten Hekke, doch nicht, ohne selbiges vorher wieder ausgebessert zu haben.

Die meisten Vogelbeschreiber pflegen das Garten- oder Waldrothschwänzchen von dem Hausrohtschwänzchen zu unterscheiden. Das erste habe ich vorher, nach meines verstorbenen Freundes, des Hrn. D. Günthers Anleitung, beschrieben. Vom leztern sagen Zorn und die Herren Verfasser der Onomatologia forestalis, es niste gern in Häusern und Gebäuden, habe zwar einen röthlichen Schwanz, aber in der Mitte desselben zwo schwärzlichte Federn. Das Männchen, fährt er fort, ist im Frühjahr, wenn sichs gefärbet hat, kohlenschwarz am Kopfe, doch mit etwas weiß untermischt. Hals, Brust und Rükken haben eine schwärzliche, der Bauch eine schwarzgraue Farbe. Das Weibchen

e) S. Zorns Petinoth. II. Th. p. 153. §. 59.

ist überall, bis auf den röthlichen Schwanz, mehr aschgrau, und singt so gut, als das Männchen. Sie kommen früher, als das Waldrothschwänzchen, lassen ihre helle Stimme schon frühzeitig im März auf den Dächern ertönen, und pflegen unsere Gegenden erst im Anfange des Oktobers wieder zu verlassen. Uebrigens gilt von ihnen alles, was oben von dem Wald- oder Gartenröthling gesaget worden, ausser daß dieses erst mitten im April, wenig Tage vor der Nachtigall ankömmt, und an Lieblichkeit seines Gesanges dem Hausrothschwänzchen überlegen ist.

Beyde können anders nicht, als mit Mehlwürmern, durch Hülfe der Leimruthen oder Maisenschläge, die man für das Hausröthlein auf den Dächern, für das Garten- oder Waldröthlein auf den Bäumen hinstellet, gefangen werden. So lieblich indessen diese Vögel singen, so pflegt man sie doch darum nicht sonderlich zu achten, weil die harmonische Melodien der Nachtigall ihren Gesang weit übetreffen, letztere aber kaum so zärtlich, als diese Vögel will gehalten seyn. f) Cf. Persischer Gelbschwanz.

Bachstelze. Schwarzkehlchen, gelbes. (Pennant.) S. Weißkehlchen.

— schwarzköpfige
— der Schwarzkopf. } S. Klosterwenzel.
— Schwarzplattl. (Kramer.)

— Schwarzschwanz, schwarzkehliger. (Klein), S. die rothe Bachstelze.

— Senegalische. g)

Ein

f) S *Onom. Forest* III. p. 211.

g) *Motacilla Senegalensis* fusca, remigibus interiùs rufis, rectricibus nigris, apice albis. *Linn.* S. Nat. XII. pag. 333. n. 22. *Rube-*

Ein afrikanischer Vogel, so groß als eine kleine Grasmükke. Seine ganze Länge beträgt etwa fünf Zolle, des Schnabels acht Linien, des Schwanzes nicht völlig zween Zolle, der mittlern Zee 7 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, die zusammengelegt nicht völlig an die Mitte des Schwanzes reichen, 7 Zoll und einen halben.

Die Farbe dieser Vögel ist oben durchaus dunkelbraun; die Schwungfedern haben inwendig eine rothe, die zwölf Ruderfedern eine schwarze Farbe mit weissen Spitzen, an denen, die an den Seiten stehen. — Schnabel, Füße und Klauen sind braun gezeichnet.

Bachstelze, schön singende. S. Baumnachtigall.
— Simon, der kleine. S. Bachstelze von der Insel Burbon.
— Sommerkönig. Tyrannchen. (Klein) S. den Läufer.
— Sommerrötele.(Gesn.) S. Schwarzkehlchen.
— Spanische. S. Rothe.
— Sperling, grüner Indian. S. Wasserstelze.
— Spiegelvögelchen der märkischen Vogelfänger. S. Blaukehlchen.
— Spitzlerche (Pontopp.) S. Feigenfresser.
— Spottvogel. S. Nachtsänger.
— Sprosser
— Sproßvogel) S. Nachtigall.

Rubetra Senegalensis. Le *Traquet de Sénégal. Brisson.* Av. 410. Vol III. p. 441. in 8vo. Vol I. p. 432. n. 29. Müllers Linné. II. p. 611. n. 22. *Onomat. Hist. nat.* VI. p. 849.

Bachstelze. Steinfletsche.) (Klein) S. Braunkehlchen und
— Steinpatsche.) Rohrsänger.
— Steinschmatzer.)
— Steinschnapperle.)
— Steinschwakker, der grössere (Kramer). Weißkehlchen mit schwarzen Bakken, (Klein). Weißschwanz. Schwarzrükkige Grasmükke. (Frisch) h)

Der

h) *Motacilla Oenanthe*, dorso cano, fronte albâ, oculorum fasciâ nigrâ. *Linn.* S. N. XII. p. 332. n. 15. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 217. Ed. II. n. 254. p. 93. *Oenanthe*, s. Vitiflora. *Bellon.* Av. 352. *Gesn.* Av. p. 639. *Aldrov.* Orn. II. p. 762. T. 763. *Jonst.* Av. 123. T. 45. f. 13. *Will.* Orn. 168. T. 41. f. 4 *Raji* Av. 75. n. 1. *Albini* Av. 1. p. 53. T. 55. *Oenanthe* Aristot. Vitifera vel *Vitiflora*, vel à colore simili uvis germinantibus, quod vini tempore appareat, vel quod vini uvis delectetur. *Charl. Onom.* p. 91. XIII. *Vitiflora.* Le *Cul-blanc*, *Mateux*, *Vitrec. Brisson.* Av. 4to. Vol III. p. 449. in 8vo. Vol. I. p. 434. n. 33. *Curruca major*, pectore subluteo. Frischs Vögel Tab. 22. β) *Motacilla* subtùs pallida, rectricibus introrsùm albis, dorso undulato. *Faun. Suec.* I. n. 219. *Oenanthes* vitiflorae *femina*. *Albin.* Av. I. p. 53. Tab. 54. *Vitiflora* grisea. Le *Cul-blanc gris*. *Brisson.* Aues. 4to. Vol. III. p. 452. T. 21. f. 2. Pennants Britt. Thiergesch. p. 115. Tab. 54 f. 5. 6. *Pennant British. Zoology*, Vol. I. 383. Hallens Vögel p. 339. n. 314. Kleins Vogelh. p. 147. n. IX. D. Günthers Skopol. Vögel. p. 190. n. 230. D. Günthers Wirsing. Vogelnester. Tab. 26. f. 1. Zorns Petinotheol. II. pag. 378. §. 1. Pontopp. Dänn. p. 174. Müllers Linné II. p. 609. n. 15. Tab. 25. f. 8. *Zinanni* Uoua p. 41. *Brünnich.* Ornith. boreal. p. 71. n. 276. *Müller.* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 274. *Krameri* Austr. p. 374. n. 4. *Cinclus* Turneri. Olavsen's und Povelsen's Reise durch Island. I. Band. §. 677. f. *Onomat. H. nat.* VII. 752. *Dict. des Anim.* Vol. I. p. 806. *Bomare* Dict. d'Hist. nat. Vol. III. 507. *Cours d'hist. nat.* IV. 71. *Cathol.* C. p. 795, 796. Franz. *Cul-blanc. Vitrec. Mateux.* Briss. & Belon. *Cou-blanc.* Alb. Ital. *Culo-bianco. Fornasola Petragnola.* Eng. *The Wheat-ear. White-tail.* Charl. *Harse-match.* *Fallow-Smiter.* Dän. *Steendolp. Steensprete.* Norw. *Steensquette, Steengylpe.* Isländ. *Steinde-Pill.* Olass. Griech. Οἰνάνθη.

An Grösse gleicht unser gegenwärtiger Vogel einer Feldlerche, und hat noch wohl eine breitere Brust, als diese: nur der Schwanz ist kürzer, und hierdurch scheint er etwas von seinem Ansehen zu verlieren.

Das Männchen ist aschfarbig auf dem Kopf und Rükken. Ueber dem Schnabel hat es etwas weisses, zu beyden Seiten aber, nach den Augen zu, schwarze Flekken, und über den Augen weisse Streifen. Kehle, Brust und Unterleib haben auf dem Grund ein hellweisses Ansehen. Dies Weisse fällt aber am äussersten Ende der Federn etwas ins Braune. Der kurze Schwanz, den es immer bewegt, ist schwarz und weiß gespiegelt. Auf dem Bürzel hat es schneeweisse Flekken. Die Schwungfedern sind schwarzbraun; doch ist auf dem Rükken ihrer Fahnen und an ihren Spitzen auch etwas Weisses oder Graulichtes wahrzunehmen. Es hat schwarze Füße und Klauen, und einen gleichfarbigen spitzen Schnabel, inwendig ein schwarzes Maul, und einen Regenbogen von nußfarbiger Bräune.

Das Weibchen ist auf dem Kopf und auf dem Rükken fast so braun, als eine Lerche, an der Brust ein wenig rothgelb. Mit seinem Gatten hat es nicht viel mehr gemein, als den weissen Flekken auf dem Bürzel. Herr Frisch hat unter angeführter Benennung ein solches Weibchen abgebildet, Herr Pennant aber Männchen und Weibchen in Kupfer vorgestellet.

Bey warmem Wetter pflegt dieser Vogel schon in den letzten Tagen des Märzes oder mit Anfange des Aprills anzukommen, und im September wieder fortzuziehen. Er hat einen kurz absetzenden Gesang, und läßt ihn auf Stein-

haufen,

hausen, Felsen und Büschen, öfters auch wohl im Auffliegen hören. Er brütet im Jahre zweymal in Steinhausen oder Felsenlöchern i), und bringt allemal vier, fünf oder sechs Junge aus hellmeergrünen Eyern, wie sie Klein in seinen illuminirten Vogeleyern p 25. T. X. f. 9. abgebildet und beschrieben. Im Wirsing sind vom Steinschmatzer, ausser dem Neste, zwey weisse grünlicht schattirte und gelbgrünlicht geflekte Eyer zu finden k). Das Nest wird aus kleinen Reiserchen, Heu, Vogelfedern und Wolle oder Haaren erbauet, sehr mühsam bearbeitet, und sehr standhaft vertheidiget. Nach Herrn D. Günther in seinen Anmerkungen zum Skopoli legt er sechs länglichte, blaulicht grüne, bleyfarbige Eyer, so groß, als eine Haselnuß.

Bachstelze. Steinschmatzer, kleiner. (Hallen). S. Braunkehlchen.

— Sticherling, gelber. S. gelbe Bachstelze. Oben.

— Stiftsfräulein. (Klein) S. gemeine weisse Bachstelze.

Bachstelze.

i) Sie bauen ihre Nester auch in leere Kaninchenhöhlen. Das hat uns gelehrt, ihn mit seinem eigenen Naturell zu hintergehen. Man legt queer vor das Loch ausgestochne länglichte Rasen, und bevestigt an der Mitte derselben etliche Schlingen. Sobald eine trübe Wolke oder ein Habicht am Himmel gezogen kömmt, kriecht sogleich der furchtsame Vogel unter die Rasen, und erwürgt sich in der Schlinge. Im Herbste sind sie am fettesten, und eine ganz angenehme Speise. Um Castbourn in Süssex werden sie von den Schäfern in grosser Anzahl in roßhärnen Schlingen, die unter einem langen Rasen versteckt liegen, gefangen: Man hat in diesem Strich allein manchmal 1840 Duzend erhalten, und jeden für sechs Stüber oder achtzehn Kreuzer verkaufet, und es kommen dennoch alle Jahre genung dergleichen Vögel wieder. S. Hallen und Pennant a. a. O.

k) Il suo Uovo, sagt *Zinanni*, è di guscio sottile, e di colore di perla.

Digitized by Google

Bachstelze. Strandbachstelze. 1)

Der Schnabel dieses rußischen Vogels ist einer Schuhpfrieme ähnlich; dünne, gerade, gelblich, und oberhalb etwas dunkel, die Nasenlöcher sind länglich eyförmig, blaß, und befinden sich an der Grundlage des obern Kiefers. Man bemerkt an demselben auf beyden Seiten drey borstenförmig schwarze Barthaare, zwischen welche sich noch einige andere kleine unmerkliche beymischen. Die Zunge ist lanzenförmig, und an ihrer Spitze ausgezakt.

Der Kopf, der obere Hals, der Rükken und Bürzel sind dunkelgrün, die Federn sind nämlich alle in der Mitte dunkelgrau, und dieses Dunkelgrau, erstrekt sich bald mehr, bald weniger in die Breite; sie endigen sich aber alle rund umher mit grünen Zakken. Der oberste Theil des Rükkens ist gesättiget aschfarben.

Die Gegend um die Augen fällt von dem Gelben ins Weißliche, der Stern und der Regenbogen sind dunkelschwärzlich.

Der untere Theil des Vogels ist weißgelblich, mit schwarzen in die Länge laufenden Flekken, die den Kopf, den untern Hals, und die vordere Brust bekleiden.

Der Schwungfedern sind an der Anzahl achtzehn, welche sich fast bis auf die Mitte des Schwanzes ausdehnen. Sie sehen dunkelschwärzlich aus, und fallen an ihrem äussern Rand ins Grüne. Die Dekfedern besitzen mit ihnen einerley Farbe, die Rände aber sind an denselben um ein merkliches grüner. Unten werden beyde dunkel aschgrau.

Zwölf

1) *Motacilla littorea.* Gmelins Reise durch Rußland, III. B. p. 98. Tab. 19. f. 1.

Zwölf gleiche schwärzliche, mit grünen Rändern versehene Regierfedern machen den Schwanz aus. Die beyde äusserſten auf beyden Seiten sind weiß, und inwendig halb weiß und halb dunkelgrau. Ihre Dekfedern sind grünlich.

Die Schenkelbeinfedern sehen weißlich aus, die Füße und Zeen fleischfarbig oder gelblich, und die Nägel, wovon der hinterste der längste und der geradeste, fast wie bey den Lerchen ist, sind dunkelblaß.

Der Vogel hält sich beständig am Strande oder in keiner allzugrossen Entfernung von demselben auf. Es scheint daher, er nähre sich hauptsächlich von den Würmern. Sein Gesang ist nicht unangenehm zu hören.

Bachstelzen, Surinamische. Der rothbäuchige Blauvogel. (Bankr.). Blaurothe Grasmükke. (Klein). Die purpurfarbige Grasmükke. (Onom.) m)

Nach Herrn Edwards Beschreibung hat dieser Vogel, der nach Herrn Bankroft in Guinea eigenthümlich zu Hause ist, einen dünnen, scharfspitzigen Schnabel von mittelmäßiger Länge, und einer dunkeln Bleyfarbe. Kopf, Nakken, Brust, Flügel, Schwanz und oberer Theil des Rükkens haben eine purpurblaue, zum Theil glänzende, zum Theil dunkle Farbe; die Seitentheile des Kopfes, die Brust, imgleichen die Dekfedern der Flügel schimmern im angenemsten Glanze.

Der

m) *Motacilla Velia*, caerulea, ventre uropygioque fuluis. *Linn.* S. N. XII. 336. n. 41. Syluia Surinamensis caerulea. Le petit-Bleu de Surinam. *Brisson.* Av. 4to. Vol. III. 536. in 8vo. Vol. I. p. 456. n. 73. Muscicapa caerulea, ventre rubro. *Edw.* I. T. 22. *Oiseau bleu à ventre rouge.* The *red Velly'd blue Bird.* Seligm. Vögel. I. T. 43. *Luscinia* ex caeruleo & luteo varia. Kleins Vogelhist. p. 142. n. XV. Bankrofts Guiana. pag. 110. *Onom. hist. nat.* IV. p. 895. Le Pipit bleu de Surinam. Müllers Linné II. 617. n. 41.

Der obere Theil des Nakkens und Rükkens sind schmuzig blau, zum Theil etwas grün gefärbet. Vom untern Schnabel an, bis etwas über die Kehle hin, erscheint er in einem schmuzigen Blau oder in einer dunkeln Farbe.

Die Schwung- und Ruderfedern sind schwärzlich, mit einem blauen Rand eingefasset; der untere Theil des Rükkens ist hell und etwas matt rosenfarbig, der Schwanz mit schönen purpurblauen Federchen bedekket. Schenkel, Bauch und Dekfedern unter dem Schwanze haben ein schmuzig röthliches Orange, Beine, Füße und Klauen eine dunkle Bleyfarbe.

Bachstelze. Tagphilomele. } S. Nachtigall.
— Tagschläger. }
— Todenvogel. S. Braunkehlchen.
— vom Vorgebirge der guten Hofnung. S. Kapische.
— Waldröthlein (Klein) S. Rothkehlchen.
— Waldrothschwänzchen. } (D. Günth.) }
— Waldrothschweifl. } (Kramer.) }
S. Schwarzkehlchen.
— Waldsänger. (Müll.) Weißkehlchen (v. Murr beym Pennant.) n)

Eine

n) *Motacilla Sylvia* suprà cinerea, subtùs alba, rectrice primâ longitudinaliter dimidiato albâ, secundâ apice albâ. *Linn.* S. N. XII. p. 330. n. 9. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 228. Ed. II. n. 250. p. 90. *Staparola. Aldrov.* Orn II. p. 732. *Will.* Ornith. 154. *Raji* Av. 77. *Jonst.* Tab. 44. p. 124. *Curruca cinerea* s. cineraria. La *Fauvette grise*, ou la *Grisette. Brisson.* Av. 4to. Vol. III 376. T. 21. f. 1. in 8. Vol. I. p. 415. n. 4. *Motacilla* subcinerea. *Barrere.* Pennants Britt. Thierg p 117. Tab. 53. f. 4. *Ejusd. British. Zool.* 8vo. I. 387. *Brünnich.* Ornith. Bor. p. 71. n. 275. *Müller* Prodr. Zool. Dan. p. 32. n. 269. *Cathol.* F. p. 82. *Onomat. H. Nat.* VII. 309. Müllers Linné II. p. 606. n. 9. Engl. *White-throat.* Holl. *Grauw Zingertje.* Schwed. *Snesar. Skogsknetter.*

Eine Art Linnéischer Wakkelschwänze, noch etwas dikker, als eine Grasmükke, sechstehalb Zolle lang. Der spitzige Schnabel hält 7 Linien, der Schwanz, $2\frac{2}{3}$ Zolle, der mittlere Zee, $7\frac{1}{2}$ Linien der Durchmesser der ausgespannten Flügel, die zusammengelegt über den dritten Theil des Schwanzes reichen, $8\frac{1}{8}''$. Obenher am Kopf, und über den ganzen Leib herunter herrscht ein reines Aschgrau, unten am Leibe, beym Weibchen eine ganz weisse Farbe, bey dem Männchen mit etwas Roth angelaufen. Rükken und Flügeldekfedern sind eichenfarbig, die Schwungfedern schwärzlich, und, wie der Schwanz, röthlich braun eingefasset. Die äusserste Schwanzfeder ist ihrer Länge nach zur Hälfte, die zunächst folgende nur an der Spitze weiß gezeichnet. Der Schnabel ist braun, Füsse und Klauen sind graubraun. Dieser Vogel erfüllet die europäischen Wälder mit seinem ziemlich angenehmen Gesange.

Nach Herrn Pennant ist er im Sommer auch in unsern Gärten zu finden, und pflegt uns im Winter zu verlassen. Sein kleines Nest bauet er in niedrigen Gebüschen, ziemlich nahe am Boden. Auswärts ist es von zarten Kräuterstängeln und getroknetem Stroh in der Mitte von zarten Binsen und Gras, inwendig von Haaren erbauet. Er legt fünf weißlicht grüne, mit schwarzen Flekken gesprenkelte Eyer.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des vierten Jahrgangs

Drittes Quartal.

Berlin,
bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrukker
in der Wilhelmsstraße, 1780.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

183ste Woche.

Beschreibung des ausserordentlichen schönen Nordlichts vom 28sten Julius 1780 aufgesezt von J. L. Böckmann, Prof. der Naturlehre zu Carlsruhe.

Mit einem Kupfer.

Unter den mancherley schönen und prächtigen Erscheinungen am Himmel, verdienen die Nordlichter ohne Zweifel eine vorzügliche und anhaltende Aufmerksamkeit eines jeden Naturforschers, da sie, in Ansehung der Art ihrer Entstehung und ihres physischen Einflusses auf unsere Erde, noch immer sehr räthselhaft sind. Diese Phänomene werden aber für jeden Beobachter desto anzüglicher, und für den Meteorologen und Physiker desto wichtiger, je seltener und sonderbarer die Umstände sind, unter welchen man sie erblikt, und je grösser und ausgezeichneter sie in ihrer Art sind, es sey wegen ihrer weiten Ausdehnung am Horizont, oder wegen ihrer Helligkeit und Glanz, oder wegen der Schönheit, Abwechselung und Spiel der Farben, oder der Stellung und Figur, oder wegen der Höhe, zu welcher sie ihre Strahlen schiessen, oder endlich wegen ihrer langen Dauer, u. s. w. Und eben diese vorzüg-

lichen, prächtigen, und merkwürdigen Nordlichter sind es, die man als feste Punkte annehmen muß, wenn man dereinst auch in Ansehung dieser Lufterscheinung, wie es denn nicht unwahrscheinlich ist, etwas periodisches beweisen, oder die merkliche Einwürkung derselben auf Witterung, Thiere und Pflanzen untersuchen will. Da es dem calculirenden Physiker sehr daran gelegen ist, von so vielen Orten, als möglich, deutliche, genaue, ausführliche Beschreibungen ansehnlicher Nordlichter zu erhalten, indem er theils daraus erkennet, wie weit sich solche erstreken, welche Veränderungen sie in Gestalt und Farbe in den verschiedenen Gegenden erlitten haben; und theils wie hoch die Atmosphäre, der Hauptsiz dieser Phänomene gewesen sey, so nehm' ich blos in dieser Rüksicht mir die Freyheit, diese meine Beschreibung des so schönen und seltenen Nordlichts vom 28sten Julii bekannt zu machen; und wenn sie Freunden der Natur auf irgend eine Weise nüzlich wird, oder einiges Vergnügen macht, so ist meine Absicht dabey vollkommen erfüllt. Jenes merkwürdige Phänomen, welches in seiner Art im Ganzen genommen das einzige ist, nahm hier wenig Minuten nach neun Uhr seinen Anfang. Der ganze Himmel war sternhelle, bis auf einige lichte Wolken, die sich am westlichen, nordlichen und östlichen Himmel, wenige Grade über dem Horizont, hingelagert hatten. In Westen erhoben sich zuerst schöne leuchtende, roth und orange gefärbte Lichtkegel, die 30 — 40 Grade vom Gesichtskreis herauf schossen. Nach einigen Minuten überzog sich der Himmel von W. S. W. bis O. S. O. mit einem grünlicht gelben phosphorischem Lichte, welches vom Horizonte an bis in die Höhe des grossen Bärs sich erstrekt, wobey in kleinen Zwischenzeiten schöne Farben, Pyramiden, vorzüglich

von

von der westlichen und östlichen Seite, feyerlich bis an das Zenith empor stiegen. Nachdem dieses herrliche Schauspiel eine Zeitlang gedauert hatte, und die Natur gleichsam etwas auszuruhen schien, so sah man 20 Minuten nach 9 Uhr mit der angenehmsten Verwunderung folgende ganz sonderbare Erscheinung gegen Süden. Fünf hellglänzende, fast elliptische Klumpen, weiß schimmernd, wie der schönste Phosphor schwammen in gleichem Abstande, ungefähr 19 Grade weit von einander, und bestimmten ein Bogenstük, dessen gröste Höhe 17 bis 18 Grade war. Jeder dieser Klumpen nahm am Himmel in der Länge und Breite ungefähr 3 Grade ein. Das Licht von einigen derselben schwächte sich zuweilen so, als wenn man gegen eine mit Phosphor geschriebene Schrift bläßt: den Augenblik darauf glänzte es nur noch schöner. Manchmal schien ein Lichtpinsel seitwärts gegen einen von den andern Klumpen ausströmen zu wollen, wie wenn man gegen einen nicht wohl polirten geladenen elektrischen Leiter die Hand zwar nahe, aber doch in einer solchen Entfernung hält, daß noch keine Funken sich fortschleudern können. Dieses ausgenommen blieben die phosphorischen Massen 12—14 Minuten unverändert in Figur und Lage stehen, bis sie endlich kurz nacheinander entweder verlöschten oder von der Luft aufgelöset wurden. Ich habe nie, so viel ich mich erinnern kann, bey irgend einem Schriftsteller ein Phänomen gelesen, das mit diesem eine wirkliche Aehnlichkeit hätte zu haben geschienen, ausser etwa demjenigen, welches Hr. von Mairan in seiner Abhandlung vom Nordlicht aus dem Cornelius Gemma anführt. Dieser sah im Jahr 1575. eine weißliche Wolke gegen Westen mit hellem phosphorischen Lichte, welcher sich 5—6 helle, runde, leuchtende farbigte Wolken näherten: worauf jene erste grosse Wolke

verschwand, und dann die schönsten Strahlen den ganzen Himmel überdekten. Da aber jener Beobachter weder die eigentliche Gegend noch die Lage der Kugeln, die bey unserem Phänomen vorzüglich merkwürdig ist, beschreibt; so bleibt noch immer ein Zweifel übrig, ob jenes Phänomen mit dem hier beschriebenen übereinkomme. Bald nach der Verschwindung jener runden phosphorischen Wolken nahm das eigentliche Nordlicht in seiner Pracht zu. Es zeigten sich zu verschiedenenmalen sehr schöne Lichtbogen, deren Rand oder Limbus $\frac{1}{2}$ Grad breit zu seyn schien; die Höhe der Segmente betrug 13—14 Grad, und der Mittelpunkt wich gegen Westen 19—20 Grade vom Nordpunkte ab. Um 11 Uhr war das dichte phosphorische Licht, womit der ganze Himmel von W. S. W. bis O. S. O. überzogen war, und welches nur selten einige Sterne, z. E. die Capella durchscheinen ließ, so helle, daß man beym Mondscheine jeden entfernten Gegenstand erkennen und auch die kleinste geschriebene oder gedrukte Schrift in gewöhnlichem Abstande vom Auge lesen konnte. Zwischen $\frac{1}{4}$ nach 11 Uhr und $\frac{3}{4}$ auf 12 Uhr bildeten sich kurze Zeit nacheinander drey schön gefärbte Kronen oder Sonnen, deren Mittelpunkt 8—9 Grade vom Zenith gegen Süden abwichen. Die Krone selbst schien $1\frac{1}{2}$—2 Grade im Durchmesser zu haben. Jede dauerte 3 bis 4 Minuten. Weder das prächtige Nordlicht von 1726, wovon uns Herr von Mairan die schöne Zeichnung liefert, noch jedes andere, wovon ich eine Abbildung gesehen habe, gleichen an Pracht und Schönheit dem unsrigen. Nur vor etwa 26 Jahren erinner' ich mich in Lübek, als meiner Vaterstadt, eine Krone gesehen haben, die etwa dieser verdiente an die Seite gesezt zu werden; doch hatt' ich damals zu wenige Kenntniß von diesen Erscheinungen, und wie man be-

obachten

obachten soll, als daß ich mir getraute, itzt ein zuverläßiges Urtheil hierinnen zu fällen. Bey dem hier beschriebenen Nordlichte erschienen die Lichtausschüsse, die den leuchtenden Dohm bildeten, so deutlich und bestimmt, wie die Rippen eines Regenschirms. Man konnte ganz leicht 12 bis 14 solcher grossen Rippen zählen, da die Anzahl der kleinen Strahlen sich vielleicht auf 90 oder 100 beliefen. Der Grund des Himmels, aus welchem alle Strahlen aufschossen, war weißgelb, und die Gewölbebögen fast von allen Farben. Vorzüglich schön war das violete, rothe und orange. Kurz vor 12 Uhr schoß, gegen S. S. W. aus der am westlichen Horizonte ruhenden leuchtenden Wolkenmasse, ein langes hell leuchtendes Zikzak, etwa ½ Grad breit, nicht völlig so schnell, wie ein Bliß, schief 16—18 Grade in die Höhe, und verschwand wieder in einigen Secunden. Nach 12 Uhr ward das Nordlicht immer schwächer, zog sich näher gegen Norden zusammen, und die Strahlenausschüsse erschienen seltener und schwächer. Es dauerte aber sonst noch bis gegen halb 3 Uhr fort, da der aufgegangene Mond diesem seltenen Schauspiele immer mehr von seinem Glanze raubte.

Seit einigen Monathen herrschte in der Luft eine ganz ungewöhnlich anhaltende Trokne. Schon 5—6 Tage vorher waren fast alle Abende ziemlich deutliche Anzeigen von Nordlichtern, viele Sternschnuppen, auch nähere oder entferntere Bliße oder Donnerwetter. Eine ganz sonderbare Veränderung bemerkt' ich am nämlichen Tage an meinem grossen viertehalbschuhigen Elektrophor; eine Veränderung, die ich in diesem Sommer schon einigemal vorher, obgleich lange nicht so stark und auffallend wahrgenommen, und deswegen wieder aus der Acht gelassen hatte. Seit dem 28sten Julius aber hab' ich angefangen, solche ordentlich in mein

Witterungsjournal einzutragen, weil ich glaube, daß diese Bemerkung bey mehrer Untersuchung wichtig werden könne. Das Elektrophor steht unbeweglich in einem Zimmer gegen Norden. Der harzigte Ueberguß war schon einigemal mehr oder weniger schrumpfigt geworden. Die Runzeln hatten sich aber immer wieder nach und nach vertheilet. Seit einigen Wochen hatte der Elektrophor so viele und so tiefe Falten, oder Furchen über seiner ganzen Oberfläche, daß ich mir vornahm, bey der ersten Gelegenheit ihn entweder durch glüendes Eisen wieder zu ebenen, oder, wenn dieses nicht ganz gut thun sollte, ihn wieder umzugiessen. Am 27sten Julius glaubt' ich, die Furchen weniger tief zu finden, und am 28sten des Nachmittags, etwa um 3 Uhr ward der Elektrophor vollkommen spiegelglatt. Dieses fiel mir so sehr auf, daß ich diese Erscheinung nicht nur sogleich niederschrieb, sondern auch einige meiner Freunde, die ihn oft mit Runzeln gesehen hatten, zu mir bitten ließ, um diese sonderbare Veränderung selbst zu sehen. Die Elektrizität war an diesem Tage ausserordentlich stark. Der Wind war schon seit dem 24sten Julius immer N. und N. O. Den Tag nach dem Nordlichte war er O. und blies nach dieser Richtung unverändert bis den 11ten August, an welchem Tage er sich gegen Westen drehte. Der Thermometer stand des Abends beym Nordlicht auf den 59sten Fahrnheitischen Grad. Des Mittags war die Hitze nur 69, da die Wärme des Tags vorher 82 gewesen war. Das Quecksilber in der Torricellischen Röhre war seit dem vorigen Tage von 27″ 9‴ 5. auch 28″ 1‴ 2. gestiegen. Das Lambertsche Hygrometer, dessen mittler Stand 180 Grade ist, und wo der höchste seit fast drey Jahren von mir beobachtete Grad 340 war, stand an diesem Tage auf 402, und einige Tage

nach-

Digitized by Google

nachher auf 436 und 440. An der Magnetnadel hab' ich keine Veränderung bemerkt, ungeachtet sie neun Zoll lang, und sehr empfindlich ist, und mein Beobachtungszimmer grade gegen Norden, und auch 3, bis 400 Schritte von gegenüberstehenden Gebäuden frey liegt.

Eben so wenig hab' ich auch diesmal, wie bey so vielen andern beobachteten starken Nordlichtern, nur die geringste Spuhr von Elektricität an einem gut isolirten mit Spizen versehenen Leiter, der nahe am offenen Fenster hing, bemerken können.

Dieser seltene Nordschein ist hier von vielen Menschen aus der Stadt, und vom ganzen versammelten Hofe mit vieler Bewunderung gesehen worden. Unser so einsichtsvolle Fürst, der nicht nur durch edle Wißbegierde, sondern auch durch Ausdauern, Genauigkeitsliebe, und eigentlichem Beobachtungsgeist mit manchem Physiker von Profeßion wetteifern könnte, fand ein unterhaltendes Vergnügen darin, zugleich mit dem Durchl. Herrn Erbprinzen dieses prächtige Schauspiel bis nach Mitternacht in meiner Gegenwart zu beobachten, und sich zugleich über dessen Entstehung, Natur und Folgen, mit der Wärme, Einsicht und Theilnehmung eines Kenners, mit mir zu unterreden. Zur Ehre der Wissenschaften halt ich es für Pflicht, diese Umstände bekannt zu machen. Glüklich sind die Musen, wenn der Fürst des Landes ihnen nicht nur Schutz und Pflege ist, sondern wenn er, müde von den Lasten der Regierung sich selbst ihrem Heiligthume nähert, und in ihren Armen diejenige Heiterkeit und Ruhe findet, die er im Geräusche des glänzenden Hofes, leider immer vergeblich, suchen würde!

Anzeige.

Geschichte des Steinsalzes und der Steinsalzgruben im Großfürstenthum Siebenbürgen, mit einer das Streichen des unterirdischen Salzstoks durch mehrere Länder andeutenden Charte und anderen Kupfern. Verfasset von Johann Ehrenreich von Fichtel, K. K. wirklichen Kammerrath 2c. 2c. und herausgegeben von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Nürnberg. 1780. in gr. 8vo.

Ein nicht weniger wichtiger Beytrag zur unterirdischen Erdbeschreibung, durch dessen Bekanntmachung die hiesige naturforschende Gesellschaft sich gleichfalls ein grosses Verdienst um alle Naturfreunde erworben hat. Man hat bisher von den unterirdischen Lagerstädten des Steinsalzes (wenn man die im Hamburgischen Magazin befindliche Beschreibung der polnischen Steinsalzgruben vom Herrn Schober ausnimmt) so wenig gewußt, daß wir gegenwärtige auf vieljähriges Nachforschen und sorgfältige Prüfungen gegründete Nachrichten des Herrn v. Fichtel als ein sehr willkommenes Geschenk betrachten müssen.

Gegenwärtige Schrift kann nicht nur als ein besonderes Werk, sondern auch als eine Fortsetzung der bereits angezeigten angesehen werden, und hat die Gesellschaft aus dem leztern Grunde beyden den allgemeinern Titel eines Beytrags zur Mineralgeschichte von Siebenbürgen gegeben, wovon gegenwärtige Schrift den zweeten Theil ausmacht.

Das Steinsalz ist unter allen Produkten, mit welchen die Natur dieses Land in so reichem Maaße gesegnet, ohnstreitig das wichtigste, und eine noch ergiebigere Quelle seiner Staatseinkünfte, als selbst das Gold. Nicht nur in diesen, sondern

sondern auch in mehrern Rüksichten, widmet Herr v. Fichtel diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit, und betrachtet denselben au, der naturhistorischen und mechanisch-ökonomischen Seite. Da in Absicht des unterirdischen Salzstoks, der Salzerzeugungsart ꝛc. es mit der Wallachey, der Moldau und der Marmaroscher Gespanschaft des Königreichs Hungarn eine gleiche Beschaffenheit hat, so ist das, was der Herr Verfasser von Siebenbürgen sagt, auch auf selbige auszudehnen.

Wir schreiten zur näheren Anzeige der in diesem Buche vorkommenden Sachen.

Erstes Hauptstük. Vom unterirdischen Salzstokke.

Unter dem Worte Salzstok versteht der Hr. Verfasser eine zusammenhängende Steinsalzmasse, die unter unserer Erdoberfläche, nach Art eines Gebirges, bald steigend, bald fallend fortstreicht, auch bisweilen zu Tage ausgeht, und ihrer Tiefe nach bis jetzt noch nicht ergründet worden ist.

Am Tage zeigt sich der Salzstok, wenn er entweder in Gestalt der Felsen entblößt und sichtbar vor unsern Augen liegt, oder höchstens nur mit weniger Dammerde bedekt ist. Im leztern Falle dekken ihn unmittelbar Aekker, Wiesen, Wälder, Flüsse, Landstraßen, ja ganze Ortschaften, und es ist nichts seltenes, daß die Einwohner gewisser Gegenden an das Einschlagen der Zaunstökke in die Erde durch das zu nahe Salz verhindert werden. Wenn der Salzstok durch die unterirdischen Wasser, besonders im Frühjahre, im Grunde aufgelöset wird, so geschieht es öfters, daß ungeheure Salzmassen von dem Stokke sich trennen, und mit fürchterlichen Krachen einstürzen.

Die mittlere Lage des Salzstoks ist diejenige Salzgegend, wo der Stok nicht weniger als drey Klafter tief, aber auch nicht unter der achtzehnten Klafter in der Erde stekt: beyde sowohl seichtere, als tiefere Lagen, sind zu Anlegung regelmäßiger Gruben nicht wohl tüchtig. Schwarzer Thon,

der

der in einigen Gruben durch den Salzstok durchsetzt, ist der sichere Vorbothe des nahen Salzstoks, welcher auf seiner Oberfläche jederzeit etwas mürbe ist. Wenn man beym Versuche mit dem Bergbohrer den Salzstok höchstens in der achtzehnten Klafter nicht erreicht, so wird der Platz verlassen, und ein anderer gesucht: einen solchen verlassenen, und der Tiefe wegen zu einer Grubenanlage untauglichen Platz, rechnet der Herr Verfasser schon zur tiefen Lage des Salzstoks.

Zu dieser tiefen Lage des Salzstoks gehört auch ein jeder, welcher noch tiefer und an solchen Orten verborgen liegt, wo man ihn nicht sehen kann, sondern sein Daseyn nur durch Salzquellen ꝛc. verrathen wird.

Zwischen Siebenbürgen und der Moldau sieht man die höchsten Kettengebürge auf Salz aufgesetzt, so daß das Salz das Unterlager derselben ausmacht. Worauf der Salzstok liege, und wie weit derselbe in die Tiefe gehe, ist unbekannt. Wenn die Umstände es erlauben, so werden die Gruben in Siebenbürgen bis zu einer Tiefe von 80 Klafter bearbeitet.

Der Salzstok streicht mit den Carpathen parallel, und zwar auf beyden Seiten derselben. Er nimmt gegen Mittag zu Okna bey Rimnik in der Wallachey seinen sichtbaren Anfang, und endigt sich gegen Mitternacht, und zwar in Hungarn, oder westwärts der Carpathen bey Sowar: in Polen aber, oder ostwärts der Carpathen, zu Wielicza bey Krakau. Die letztere Länge des Salzgebirges beträgt ohngefähr 120 deutsche Meilen. Seine Breite ist verschieden, und von 15 bis 22 Meilen zu rechnen. Die höchsten Spitzen des Salzstoks, so weit man sie sieht, sind in Siebenbürgen bey Parayd, Szovata, Obla-Pintek, Billak, Hormorod und Szek: in der Moldau aber zu Okna, und bey Groseschd. Aus verschiedenen Gründen ist zu vermuthen, daß die ganze Kette der Carpathen auf Salz aufliegen mag. Von den grössern Flüssen nehmen die Alt-Marosch, Szamosch, Theiß, Pruth und der Dniester ihren Lauf über den Salzstok fort.

Die

Digitized by Google

Die Gegend, wo sich der Salzstok befindet, ist allemal bergicht und hüglicht; auch Salzwässer verspürt man kaum irgendwo in ebenen Gegenden. Der Alabaster ist auch hier ein getreuer Gefährte des Steinsalzes. Versteinerungen hat der Hr. Verfasser darin so wenig als Metalle entdekt: beyde Arten der Mineralien bleiben in Siebenbürgen voneinander entfernt, und so, wie das Salz den östlichen Theil dieses Landes besetzt hält, also behaupten die Metalle für sich den westlichen.

Als eine Wirkung des Salzstoks sind die Salzquellen zu betrachten. Diese können, in Siebenbürgen wenigstens, als ganz sichere Kennzeichen des in der Tiefe anwesenden Salzstoks angesehen werden. Dergleichen Quellen kann man auf mehr denn 300 rechnen. Es lassen sich die Salzbrunnen ohne viele Mühe in einer geringen Tiefe graben, und es verhält sich in diesem Lande mit dem Salzwasser eben so, als an andern Orten mit dem süssen Brunnenwasser: ja es giebt Gegenden, welche wegen des gegenwärtigen nahen Salzstoks, Mangel an süssen Wasser leide. Zwischen hohen Gebirgen hat der Herr Verfasser bis jezt keine Salzquellen entdekt: auch selbst in den Mittelgebürgen sind sie selten, desto zahlreicher aber in den Vorgebürgen und zwischen den Bergen und Hügeln des schon anfangenden flachen Landes. Sie entspringen mehrentheils aus sandigem und griesigem Grunde. Zu Korow befindet sich eine in einem Kalkberge, welche einen kompakten, graublaulichen Kalktuff absezt, und die schönsten Blätter- und Kräuterabdrükke, u. dgl. hervorbringt. Die Salzigkeit der Quellen ist nicht durchaus gleich, aber doch so groß, daß, wenn man daselbst Salzsiedereyen anlegen wollte, man keiner Gradierhäuser und Lekwerke nöthig haben würde. Es giebt Beyspiele, wo eine Quelle ihre Salzigkeit gänzlich verloren hat. So wenig in Siebenbürgen, als in der Wallachey trift man Salzsiedereyen an. Es ist nicht nur zum Ausfahren und zur inländischen Consumtion Steinsalz genug vorhanden, sondern eine jede Ortschaft, auf dessen Grund und Boden

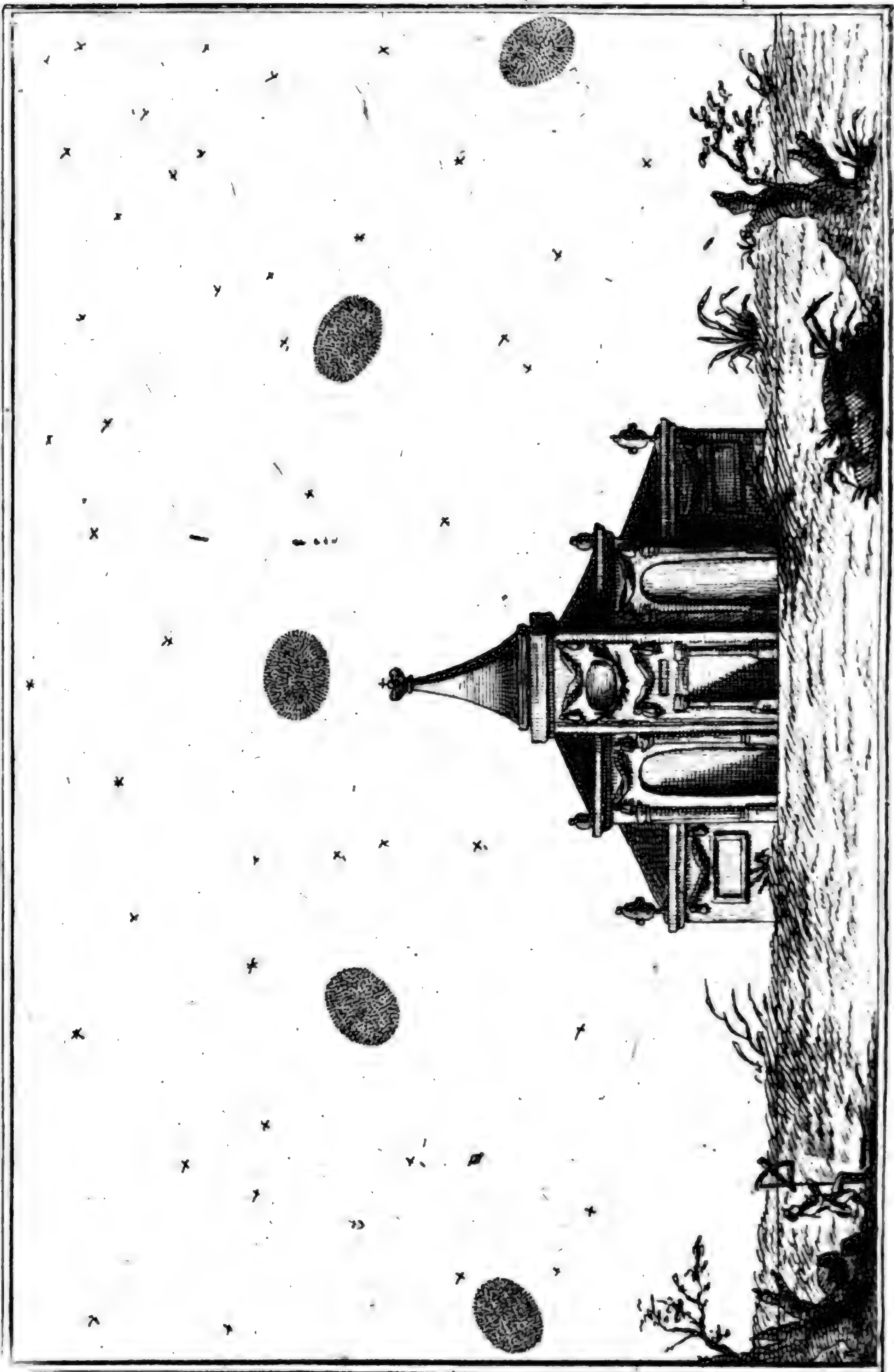
Boden Salzwasser hervorquillt, gebraucht das Wasser selbst, als welches die Stelle des Salzes vertritt. Der Landmann in der Bukowina bedient sich einer sehr einfachen Südmethode, ein derbes Salz zu erhalten. Er zündet nämlich ein starkes Feuer an, in welches er nach und nach das Salzwasser so hinein gießt, daß das Feuer nicht ausgelöscht wird. Das wässerigte Wesen geht alsdann im Dunst fort, und die Salztheile setzen sich als ein Klumpen auf den Boden.

Nächst den Salzquellen finden sich in Siebenbürgen auch Salzteiche und Salzlaken: jene entstehen auch an solchen Stellen, wo ehemals Salzgruben gewesen. Es werden nämlich die Tiefen der aufgelassenen Gruben von Tagwassern mit der Zeit ausgefüllt, und dadurch dergleichen Stellen in Teiche verwandelt. Bisweilen zieht sich ein Bach in eine solche aufgelassene Grube, oder er wird auch wohl durch Kunst dahin geleitet, um die Tiefe desto eher auszufüllen. Im letztern Falle verliert dergleichen Salzteich bisweilen seine salzige Eigenschaft. In Szek nähret ein solcher süß gewordener Teich schmakhafte Fische, die man darinengesetzt hat, welche in einem gesalzenen Teiche gar nicht leben würden, sondern sogar in dem Flusse Kukel von einem ausgerissenen Salzteiche bey Paraw gestorben sind.

Aus dem, was der Hr. Verf. erwähnt, schließt derselbe nunmehro auf die ausserordentliche Mächtigkeit des Salzstoks, welcher ein ganzes zusammenhangendes unterirdisches Gebirge sey; er vermuthet aus Gründen, daß es dergleichen in mehrern Landen und allen Theilen der Welt auch unter der Fläche des Meeres gebe; daß unsere ganze Erdkugel bis auf eine gewisse unbekannte Tiefe mit Salz, bald mehr, bald weniger, versetzt sey, und daß diese ungeheure Menge Salzes auch mit Hülfe unterirdischer Gemeinschaft des Meeres mit der Erde, wo nicht dem Meere seine erste Salzigkeit gegeben habe, doch selbiges dabey erhalte; daß aber die demselben eigene Bitterkeit von dem Erdöle herrühre, mit welchem eine Erde getränkt ist, die man mit dem Steinsalze zusammen findet, und durch den Stok in eine ewige Täufe fortsetzt.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google



Neueste Mannigfaltigkeiten.

184ste Woche.

Auszug eines Schreibens des Herrn Prorektors Diebold zu Durlach an Hrn. S. zu W.

Sie ersuchen mich, mein wertheſter Herr, Ihnen einige nähere Nachrichten von der Verfertigung meiner Erd- und Himmelskugeln zu geben, die Sie neulich bey Ihrer Durchreiſe durch Carlsruhe in dem dortigen phyſiſchen Kabinette, wie Sie mich verſichern, mit Vergnügen und Beyfall geſehen haben. Sie wünſchen zu wiſſen, wie ich unter ſo vielen Geſchäften von einer ganz andern Gattung darauf gefallen bin, dieſe langſamen und ſchwürigen Arbeiten zu übernehmen; ob und was für Gehülfen ich hierbey habe, und bis zu welchem Grade der Vollkommenheit ich dieſe Arbeit zu bringen gedenke? Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ganz ungekünſtelt die Geſchichte dieſer Unternehmung erzähle.

Ich bin ſchon ſeit mehrern Jahren erſter Lehrer an dem Pädagogium zu Durlach, und habe als ſolcher die Pflicht, meinen Schülern jährlich die erſten Anfangsgründe der Geometrie zu erklären. Ich verfertigte daher, zu mehrerer Deutlichkeit im Vortrage der Stereometrie, nach und nach die gewöhnlichen geometriſchen Körper von Pappe

unter welchen mir die Kugeln, ungeachtet aller Sorgfalt, die ich auf das Zeichnen der Segmente verwandte, die mehrsten Schwierigkeiten verursachte, und immer meinem Wunsche nicht recht entsprechen wollten. Nach manchen übelgerathenen Versuchen, gelang es mir endlich, einige ziemlich genaue zu Stande zu bringen. Und da ich gerade zu dieser Zeit in meinen geographischen Stunden bey der Erklärung der Planigloben war, und die verschiedenen Aufgaben davon meinen Lehrlingen anschauender, begreiflicher, und angenehmer zu machen wünschte; so fiel ich auf den Gedanken, eine meiner geometrischen Kugeln zu einer Erdkugel einzurichten. Ich verfertigte mir einen Meridian von Pappe, befestigte solchen an meiner Kugel, und zog durch dessen Hülfe die sämtlichen Meridiane auf der Kugel: und nachdem ich mit etwas mehrerer Mühe auch die vornehmsten Parallelzirkel auf denselben verzeichnet hatte; so trug ich nach einem Hofmannischen Planiglob die vier Haupttheile der Welt, nebst den dazu gehörigen Inseln nach ihrer Länge und Breite hinein; verfertigte darzu einen Stundenzirkel und einen Horizont von Pappe, den ich auf ein gewöhnliches hölzernes Gestell befestigt, und worinn ich die Kugel hineinhing, und überzog alles mit einem Lak. So entstand nun die erste gewagte Probe einer von mir verfertigten Erdkugel.

So unvollkommen und mangelhaft dieser Versuch war, so zeigte ich solchen dennoch meinem ehemaligen Lehrer, dem Herrn Hofrath und Professor Böckmann zu Carlsruhe, in der angenehmen zuversichtlichen Hofnung, weitern Unterricht und Unterstützung bey ihm zu finden: und meine Hofnung ward erfüllet. Er billigte nicht nur meine Idee, sondern ermunterte mich auch zu fernern Versuchen, und unterstützte

mich

mich so thätig, daß ich mich entschloß, diese Arbeit zu einen höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen. Dieser mein Lehrer und Freund zeigte mir verschiedene Quellen, die ich benutzen muste, und lieh mir nicht nur das chysologische montirte Planiglob von 2 Schuh im Durchmesser, welches in Paris 1778 herauskam, und worauf bereits diejenigen Entdekkungen verzeichnet sind, welche Cook auf seiner ersten Reise in der Südsee gemacht, sondern auch mehrere zu diesem Geschäfte nützliche Bücher und Tabellen. — — — Und weil ich nach und nach immer bessere Methoden erfand, sowohl die Kugeln runder und glätter, als auch die Zeichnung feiner und richtiger zu machen, so wagt' ich mich mit ähnlichem Glükke auch an die Himmelskugeln, wozu ich gleichfalls von meinem Freunde die chrysologischen Planigloben von 2 Schuh geliehen bekam, verfertigte einige Erd- und Himmelskugeln von 8 bis 10 Zoll, ließ die Meridiane sauber von Meßing machen, und brachte es noch im vorigen Jahre so weit, daß ich auf Anrathen des Herrn Prof. Böckmann unserer Durchlauchtigsten Fürstin mit einem Paare von 13 französischen Zollen im Durchmesser unterthänigst aufzuwarten mich erkühnte. Diese gnädige, einsichtsvolle Dame nahm meine Arbeit nicht nur huldreichst auf, sondern beehrte mich zugleich mit einem mir immer theuren und kostbaren Angedenken. Gleich darauf nahm ich ein Paar von 14 Zoll in die Arbeit; dieses ist dasjenige, welches Sie in dem physischen Kabinette gesehen haben. Mein Muth wuchs immer, und ohngeachtet ich keine einzige Person zu meinem Gehülfen hatte, so bracht' ich endlich mit unbeschreiblicher Mühe, und ohne ein Modell zu haben, eine vollkommen runde Kugel von 2 pariser Schuh zuwege. Diese bestimmte ich zur Erdkugel, theilte sie ein, bezeichnete sie, überzog sie mit Lak, versah sie mit einem in ¼tel Grade ge-

theilten meßingenen Meridian und Stundenzirkel, und hängte sie innerhalb des Horizonts in einem Gestelle auf, und ließ solche durch meinen Lehrer, meinem Durchlauchtigsten Fürsten unterthänigst überreichen. Dieser bekannte hohe Beschützer jeder nützlichen Kunst und Wissenschaft würdigte dieselbe nicht nur seiner genauesten Untersuchung, sondern erklärte sich, solche als die Seinige anzunehmen, und befahl mir, so bald als möglich, die Himmelskugel dazu zu verfertigen, die vielleicht auch noch gegen Neujahr oder gegen Ostern fertig werden soll.

Wie ich glaube, so hat meine Arbeit vor den gewöhnlichen Erd- und Himmelskugeln folgende Vorzüge:

1. Sie ist eine hohle Kugel, und besteht aus 80 übereinander gepappten papiernen Segmenten. Um solche vor den Würmern zu sichern, ist der Kleister mit bitterm Wasser gekocht. Die Lagen sind so aufeinander gepappt und geebnet, daß die Kugel an Härte dem Holze nichts nachgiebt, und daher wie anderes Holz mit der Holzfeile geraspelt auch wohl abgedrehet werden kann. Folglich ist die Kugel selbst dauerhafter, als die bisher gewöhnlichen von Gyps oder Holz, und zugleich um ein merkliches leichter. Sie ist dabey überall in ihrem Gewichte so gleich, daß sie, ungeachtet der Leichtigkeit, womit sie bewegt werden kann, dennoch in jeder Lage unverändert ruht.

2. Ich habe gleich, nachdem der Ueberzug von Postpapier gemacht worden, den in $\frac{1}{4}$ Grade getheilten meßingenen Meridian an der Kugel befestigt, und durch dessen Hülfe mit aller erforderlichen Sorgfalt die Mittags- und Parallelzirkel gezeichnet, und die Oerter nach den Längen und Breiten aufgetragen.

3. Ausser-

3. Ausserdem, daß ich mich vorzüglich des von der Pariser Akademie approbirten chrysologischen Planiglobs bediente, so bearbeitet' ich doch Nordamerika insbesondere nach Anville. Bellin und Schlözer.

4. Auch die Reisen, welche Mendana, Quiros, Tasmann, Halley, Bonnet, Byron, Wallis, Carteret, Surville, Bougainville, Cook und Fourneaux bis 1775 gethan, nebst den dadurch gemachten Entdekkungen, sind auf dieser grossen Erdkugel aufgezeichnet, wobey ich mich der Hawksworthischen Charten, und der Cookschen Reisebeschreibung, welche 1778 zu Paris in groß 4to heraus kam, bediente.

5. Es sind auch die Reisen, welche Gmelin, Pallas, Georgi und Falck von Petersburg aus, um das Caspische Meer durch Sibirien und die rußische Tartarey bis hinter den See Baikal gemacht haben, schon mit bemerkt.

6. Ist der Aequator zur Zählung der Längen doppelt eingetheilt; oben von der Insel del Ferro gegen Osten in 360 Grade, und unten von Greenwich aus in 160 Grade gegen Osten und 180 Grade gegen Westen. Diese Eintheilung ist zum leichtern Gebrauch der englischen Seereisen, wie ich glaube, sehr bequem. Auch ausserdem, daß meine verfertigten Kugeln aus den angeführten Gründen schon einige Vorzüge vor andern haben, ist auch noch dieses zu bemerken, daß man sie von jeder beliebigen Grösse auch einzeln oder Paarweise haben kann, indem ich sie von $1\frac{1}{2}$ Zoll bis zur Grösse von 3 — 4 Schuh glaube zu Stande bringen zu können: doch sind die 2schuhigen meinem Ermessen nach zum Gebrauche wohl die vorzüglichsten. Bey Nichtken-

nern könnte nun dieser vielleicht ein Einwurf gegen dieselbe seyn, daß sie im Preise jene aufgekleisterten nothwendiger Weise übertreffen müssen: allein, da ich nicht aus Gewinnsucht arbeite, so glaub' ich auch in Zukunft ein Paar von 14—15 Zoll mit meßingenen Meridianen und sauber laquirten Gestellen für 9—10 neue Louis d'or, und ein Paar von 2 Schuh im Durchmesser für 60—70 Louisd'or fertig liefern zu können. — — —

Ich bin 2c. 2c.

Kalte

Kalte Quellen.

Es giebt Quellen, welche sogar im heissesten Sommer eine ausserordentliche Kälte haben, wenn gleich die Sonne alles umher erhizt. Herr Charas *) auf seiner Reise durch Frankreich fand drey Quellen dieser Art, welche ihm besonders merkwürdig zu seyn schienen.

Die erste ist auf der Höhe des Bergs Pila, an den Gränzen des Gebieths von Lion und Auvergne, nah' an der kleinen Stadt St. Chaumont. Oben auf dem Gipfel dieses sehr hohen Bergs ist eine Tiefe von 4 bis 5 Ruthen im Diameter befindlich, daraus so viel Wasser quillt, daß davon ein kleiner Fluß entsteht. Herr C. wollte von dem Wasser aus der Tiefe trinken, fand es aber so kalt, daß es ihm nicht möglich war, dasselbe im Munde zu behalten. Er stekte eine Hand in dasselbe: fühlte aber eine so heftige Kälte, daß er sie bald wieder zurükziehen muste, und er glaubt, daß wenn man die Hand nur eine kurze Zeit in diesem Wasser liesse, man Gefahr laufe, lahm zu werden. Demohngeachtet war es damals sehr heiß, und die Sonnenstrahlen trafen auf das Wasser in der Tiefe, denn sie war offen.

Die andere Quelle befindet sich am Fuße des Bergs Ventour, an der Grenze von Dauphinee und der Grafschaft Venaißin. Es entsteht aus ihr gleichfalls ein Fluß, der fünf bis sechs Meilen davon einen andern, Lauveze genannt, antrift, und sich mit ihm zwo oder drey Meilen

 tiefer,

*) Mémoires de l'Académie à Paris.

tiefer, in die Rhone ergießt. Die Kälte dieser Quelle muß der auf dem Berge Pila wenigstens gleich seyn: dann eine Viertelmeile von ihrem Ursprunge hat sie Herr C. noch so kalt als Eis angetroffen, obgleich die Sonnenstrahlen den ganzen Weg lang auf sie gefallen: und dies war am Ende des Junius.

Die dritte ist auf dem Berge Genevre in Oberdauphinée. Sie ist nicht weniger kalt, und erzeugt zween Flüsse, die Durance und den Po.

Es ist wahrscheinlich, daß die Kälte dergleichen Quellen von besondern dem Wasser beygemischten Theilen, besonders dem Salpeter bestehe. Wem ist es unbekannt, daß der letztere nicht nur das Wasser sehr erkälte, sondern auch gar in der grösten Sonnenhitze in Eis verwandele?

Fort-

Digitized by Google

Beschluß der im vorigen Stükke abgebrochenen Anzeige.

Zweytes Hauptstük. Von den Gattungen und Eigenschaften des Steinsalzes.

Der Herr Verfasser theilt das Steinsalz in das ursprüngliche und später entstandene: jenes unterscheidet er in das gemeine Steinsalz und Cristallsalz. Das gemeine Steinsalz ist eine genaue und innigst vereinigte Zusammenhäufung von Salzkristallen, die auf dem frischen Bruche allemal ein glasigtes, hellglänzendes Ansehen haben, hell oder ganz durchsichtig und von einer unordentlichen und unbestimmten Gestalt sind. Es ist weiß, grau, oder schwärzlich: in Praid zeigt sich bisweilen ein dunkelrothes und zu Visakna fand der Herr Verf. ein hellrothes Stük, beydes auf der Oberfläche des Salzstoks. Diese Farben sind aber zufällig, so wie die hochgelbe, welche man in der Marmarosch, und die orangenfärbige Farbe, die man zu Paraid fand: denn ein jedes Kochsalz ist seiner Natur nach weiß. Es hat eine ziemliche Festigkeit, und zerfällt nur durch die Gewalt der Hämmer und Aexte in lauter Cristalle. Das schwärzliche besitzt diese Eigenschaft in einem höhern Grade, als das weisse. Das Salz zunächst an der Oberfläche des Salzstoks ist nicht so hart, als das, welches man zween bis drey Schuh tiefer aushauet. Auch wechselt selbst das Salz in einerley Lage, wie das aus verschiedenen Gruben, in Ansehung der Dichtigkeit miteinander ab. In der freyen Luft verliert dasselbe am Gewicht; ein Salzstein von 85 bis 90 Pfund nahm in einem Zeitraum von zwey Jahren 8 bis 9 Pfund an Schwere ab. Indessen behält das Siebenbirgische Steinsalz an der Luft immer seine ganze Consistenz, zerfällt und verwittert niemals, verliert aber seinen ersten hellen Glanz. In einem trokkenen

nen Zimmer und vom Staube wohl verwahrten Kasten, erhält es seinen Glanz lange Zeit, und seine Schwere beständig. Im Wasser löset es sich nur langsam auf: an einem gelinden Feuer wird es calcinirt, ein stärkeres bringt es bald in Fluß, und wann es lange anhaltend ist, wird es flüchtig rc.

Das Cristallsalz unterscheidet sich von dem vorigen, durch die regelmäßige Gestalt seiner Cristalle, durch die ordentlichere Zusammensetzung derselben und durch die daher entstehende mehrere Festigkeit. Es ist also das Siebenbirgische Cristallsalz ein aus durchaus gleichen cubischen Theilen ordentlich zusammengesetztes, wie Glas durchsichtiges, reines, ungefärbtes Bergsalz. Es kommt im Salzstok eben nicht häufig, und nur in solchen Gruben vor, die Erde führen. In Ansehung der Härte ist es von dem gemeinen nicht unterschieden. In der Luft und dem Feuer verhält es sich auf gleiche Art: im Wasser löset es sich aber etwas später auf. — Einige besondere Eigenschaften des Cristallsalzes. —

Unter dem später entstandenen Steinsalz versteht der Herr V. dasjenige, welches, nachdem der Salzstok so, wie er ist, schon vorhanden war, erst in der Folge der Zeit durch neue Cristallisirungen gebildet worden, und noch täglich gebildet wird. Man kann es in zwo Gattungen theilen, in das faserigte Salz, und die so genannte Salzblüte, die sich gemeiniglich in Drüsen bilden. Jenes findet man allein zu Parajd theils gefärbt, theils ungefärbt: dieses gleicht dem reinen Südsalze, und ist noch um etwas schärfer, als selbst das Steinsalz. Die Salzblüte ist entweder vor sich allein in Stükke von mancherley Gestalten zusammen gesetzt, oder sie legt sich mehr an fremde Körper an. In jenem Falle haben wir entweder derbe Salzblüte in ungeformten Stükken, oder nach einer gewissen Ordnung gebildeten Salzdrusen: in diesem Falle entstehen aber die Salzincrustationen.

Drit-

Drittes Hauptstük. Von den in dem Salzstokke eingeschlossenen fremden Körpern.

Der Hr. V. macht einen Unterschied zwischen den nur auf der Oberfläche des Salzstoks befindlichen, und erst in späteren Zeiten zufälliger Weise dahin gerathenen fremden Körpern, und denen, welche in der Tiefe des Salzstoks, mitten in dem ursprünglichen Salze verborgen liegen. Zu den leztern gehört die Thonerde, welche sich in den mehresten Gruben bis in die Tiefe adernweise fortzieht: ferner Gipssteinarten, vorzüglich Alabaster seltener selenitische Cristallen; Wasser, Moose, Gräser und Strohhalme. Am merkwürdigsten schienen dem Hrn. V. die Holzkohlen, welche er vor etwa eilf Jahren zu Deschakna in den jezt schon aufgelassenen Gruben antraf. In der so genannten kleinen Grube zu Visakna fanden die Salzhauer vor einigen Jahren, nach einer losgebrochenen Salzbank, einen noch mit seinen Aesten versehenen, dikken, gegen 8 Schuh langen Holzkloz, in der 50sten Klafter des Salzstoks liegen, der in das Salz gleichsam eingewachsen zu seyn schien. Bey Thorda fand man in der tiefsten Grube einen gegen 2 Centner schweren Stein, aus welchem bey dem Schlagen des Hammers Funken heraus kamen, und den der Herr Verf. für einen Quarz hielt.

Viertes Hauptstük. Von der Entstehung des Salzstoks.

Nach einer kurzen Vorbereitung, und nachdem der Hr. Verf. die Meynungen einiger Gelehrten von der Entstehung des Salzes angeführt und geprüft, gründet derselbe die Theorie von der der Entstehung des Steinsalzes auf das Leibnitzische kosmogenische Lehrgebäude. Als die Erde brannte, entstanden dadurch Oefnungen, Spaltungen, Abgründe. Wie der Brand auf der Oberfläche nachließ, fielen die vom Feuer in die Höhe getriebenen Feuchtigkeiten, vermöge ihrer Schwere, verdikkt auf die Erde herab, und verursachten Ueberschwemmungen und das Chaos. Das erste Wasser löste

die salzigen und öllichten Theile der Asche auf, nahm solche an sich, und suchte, damit geschwängert, die Tiefen: eine dergleichen enthielt das Grosfürstenthum Siebenbirgen, und füllte sie an. Bey dem fernern Fallen der Gewässer, ging das folgende mit Salztheilen weniger versehene, über die bereits gefüllten Tiefen hinweg in die entfernteren Abgründe, und bildete Meere. Unter den vollgefüllten Tiefen setzte der Brand fort, und die Erde, die das Wasser umschloß, war noch nicht abgekühlt. Dadurch ward das Salzfluidum erhitzt, die überflüßigen wäßerichten Theile wurden demselben entzogen und fortgetrieben, die wesentlichen mehr concentrirt, und so die Cristallisation hervorgebracht. Das mit dem Salzwasser zugleich dahin mit eingeflossene Oel setzte sich als ein leichterer Körper auf die Oberfläche des stehenden Gewässers an. Die später erfolgten Ergiessungen wälzten und häuften Asche, Thon, Sand und Steine über das schon erhärtete Salz, worunter die Asche in das oben schwimmende Oel gerieth; daher der aschgraue mit Sand gemengte Thon, der an allen Orten ohne Ausnahme den Salzstok dekt, und mit Oel durchdrungen ist. Als dies alles geschah, die Wasser sich schon gesetzt hatten, und die obere Rinde der Kugel bereits erhärtet war, brannten die noch tieferen Abgründe immer fort, die entbrannten Mineralien suchten einen Ausgang, brachen durch die Erdfläche mit Gewalt hindurch, und verursachten Vulcane. Zu dieser Zeit wurden auch die Zugänge und Verbindungen zwischen dem Meere und dem Innern der Erde eröfnet, und durch diese erhält sich das erstere immerfort bey seiner Salzigkeit.

Nun geht der Hr. V. von dem physischen zu dem ökonomischen des Siebenbirgischen Steinsalzes, und handelt im

Fünften Hauptstük von den Siebenbirgischen Steinsalzgruben überhaupt.

Von dem Alter des dasigen Salzgrubenbaues, und den Salzgruben zu Thorda, Kolosch, Deschakna, Visakna,

Szek

Szek und Paraid: — um den Begriff von der Aussicht eines Grubenamts zu geben, liefert der Hr. Verf. in der 2ten Tafel einen Prospect des Salzgrubenamts Thorda.

Hierauf eine Nachricht von den Beamten und andern Officianten der Grubenämter. Das Siebenbirgische Salzwesen wird von der Königl. Siebenbirgischen Kammer in Hermanstadt verwaltet, welches Collegium unter der K. K. Hofkammer zu Wien steht: das Marmaroscher Salzwesen hingegen ist der Königl. Hungarischen Hofkammer in Presburg untergeordnet.

Sechstes Hauptstük. Von der Eröfnung, dem innern Bau und der Auflassung einer Steinsalzgrube.

Die Salzgruben werden jederzeit auf einer Anhöhe oder dem Abhange eines Berges oder Hügels angelegt. Nachdem man dazu zuförderst einen schiklichen Platz ausgesucht, wird der erste Versuch mit dem Bergbohrer gemacht, und wenn der Salzstok höchstens in der 18ten Klafter nicht erreicht wird, der Platz aufgegeben. Wenn man den Salzstok in der gewünschten Tiefe erhält, so wird sogleich in einer Entfernung von 3 Klaftern auch die zwote Bohrung für den zweeten Schacht unternommen, um zu erfahren, ob auch hier der Salzstok in gehöriger Tiefe liege.

Hierauf schreitet man zur Planirung und Eindachung des Platzes, auf welchem die Grube zu stehen kommen soll; dann zur Abräufung der zween Schächte, wovon der eine zum Treibschacht, durch welchen das Salz mit dem Aufzugsseil befördert wird, der andere aber zur Mannsfahrtschacht, wo die Salzhauer auf einer senkrechten Fahrt ein- und ausfahren, bestimmt wird. So bald man den Salzstok erreicht, wird die aus einem Quadrat von 9 Schuhen bestehende Oefnung eines Schachtes in der 3ten Klafter allmählig erweitert, und man nimmt hiernächst die Bauung

des

des so genannten Fundaments vor. Nach vollendetem Schachtbau, wird weiter abwärts, doch nicht mehr in der vierekkigten, sondern in zirkelförmiger Gestalt, konisch unter einer nach und nach zunehmenden Erweiterung fortgefahren: dadurch treffen denn beyde Schächte ohngefähr in der vierten Klafter zusammen, welches man das Durchschlagen, die dadurch zwischen beyden Schächten hangen bleibende Schneide aber den Kamp, und die beyderseitigen Gewölbe den Salzhimmel nennt. Die nunmehr anfangende Grube erhält eine eyförmige Gestalt, welche unterm weitern Abteufen nach und nach in eine zirkelförmige verwandelt wird, und von der Zeit an, daß die Grube dergestalt abgeteuft ist, daß der Salzhauerrichter in der Mitte der Grube, auf einem Salzsteine stehend, mit dem Salzhammer in der Hand, den Kamp nicht mehr erreichen kann, wird die Grube für ganz fertig angesehen, und von diesem Augenblikke fällt der Salzhauerlohn auf den gewöhnlichen herab.

Hierauf handelt der Hr. V. von den Beschwerlichkeiten bey einer neuen Grube; von der Mannsfahrt; dem Aufzugsseile, der Gefährlichkeit der Reparaturen an den innern Grubengebäuden, und von den äusseren Grubengebäuden, als den Mündungen der Schachte, den Gazlgebäuden, Salzhalden, u. s. w. worauf wir der Kürze wegen unsere Leser verweisen müssen.

Eine angehende Grube giebt in den ersteren zwey und drey Jahren nur 5000 bis 8000 Steine, welche allemal über 80, nie aber über 90 Pfund wiegen müssen; eine mittelmäßige, die schon zehen bis zwanzig Jahre im Umtriebe steht, 30,000, bis 50,000 Steine; eine schon vierzig bis funfzig Klafter tiefe Grube aber, (welche die besten und ergiebigsten sind) 140,000 bis 146,000 Steine. Es giebt in Siebenbirgen mehrere, im Umtriebe stehende Salzgruben, deren Umfang unbekannt ist. Eine im Jahre 1763. zu Thorda aufgelassene 78 Klafter tiefe Grube hatte 416

Jahr

Jahre gestanden. Aufgelassen wird eine Grube nicht nur einer zu grossen Tiefe, sondern auch anderer Ursachen wegen, als wann Risse und Spaltungen entstehen, durch das zu häufig zudringende Wasser u. d. gl. Das letztere ist ein gefährlicher Feind des Salzgrubenbaues. Der Grubenbau in der Wallachey, Moldau und der Gespannschaft Marmarosch ist mit dem Siebenbirgischen bis auf einige Kleinigkeiten einerley.

Siebentes und achtes Hauptstük. Von der Erzeugung und der Ausführung des Steinsalzes.

Unter dem Worte Salzerzeugung versteht man in Siebenbirgen die Ausförderung desselben über das Dach. Nun handelt der Herr Verfasser von dem Salzhau und der Salzförderung. Bey einer grossen Grube wird Tag und Nacht gefördert; bey kleinen nicht. Salzhauerlöhnung. Wie viele Steine ein Salzhauer im Jahr aushauet. Das Siebenbirgische Salzamt Paraid.

Auch in diesem Lande ist das Salz ein Regal des Landesfürsten. Wer dasselbe beeinträchtigt, wird, wenn er ein gemeiner Mann ist, mit 20 Gulden, wenn er aber von Adel ist, mit 200 Gulden bestraft. Das Siebenbirgische Salz wird zum Theil im Lande selbst, grössern Theils in Hungarn, und in einem Theile von Kroatien und Sclavonien, auch im Temeswarer Banat verbraucht. Für jeden Centner werden 50 Kreuzer erlegt. Die inländische Consumtion eines Jahres kann auf 220,000 bis 230,000 Centner angeschlagen werden. — Von der Verführung des Siebenbirgischen Salzes ausserhalb Landes. Die Hauptsalzlegstadt Marosch-Porto. Von hier aus werden im Durchschnitt in einem Jahre für Hungarn 400,000 Centner, für das Temeswarer Banat aber 120,000 Centner fortgeschaft. Salzfloßfahrt auf der Szamosch u. s. w.

Ueber-

Ueberhaupt verlangt das Königreich Hungarn gegenwärtig gemeiniglich gegen 600,000, das Temeswarer Banat aber wenigstens 120,000 Centner. Hierzu das Salz, welches im Lande consumirt wird, à 130,000 Centner, und es beträgt der Siebenbirgische Salzdebit beynahe eine Million Centner. Hiebey wird das Minuziensalz nicht mit in Anschlag gebracht, von welchem jährlich über 400,000 bis 500,000 Centner über die Halden verstürzt werden. Ein Verzeichniß aller erwähnten und dererjenigen Salzörter, welche längst des Zuges der Karpatischen Gebirge, sowohl jen- als diesseits derselben bisher entdekket worden sind, macht den Beschluß.

O.**.

Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

185ste Woche.

Beschluß des D. F. W. H. Martini's Naturgeschichte der Bachstelze.

Bachstelze. Wassernachtigall. (Zorn) S. Blaukehlchen.

Bachstelzen. Wasserstelze. Bengalische Bachstelze, grüner indianischer Sperling. (Onom.) grüner indianischer Fliegenschnäpper. (Seligm.) Die bunte bengalische Grasmükke. (Klein) a)

Dieser bengalische Vogel hat einen dunkeln oder schwarzen, an der Wurzel etwas gelblichen, vorn ein wenig unterwärts gebognen Schnabel, einen ziemlich dunkelgrünen Kopf, Hals und Rükken, einen grünen, aber etwas hellern Bürzel, und eben so helle Dekfedern des Schwanzes. Die Seiten am Kopfe, die Kehle, die Brust, der Leib, die Schenkel und Dekfedern unter dem Schwanze sind gelb, und nur etwas weniges mit Grün untermischet. Am

a) *Motacilla Tiphia* viridis. subtùs flauescens, alis nigris, fasciis duabus albis *Linn.* S. N XII. p. 331. n. 13. *Ficedula Bengalensis.* Le *Figuier de Bengale. Brisson.* Av. 4to. Vol III. p. 484. in 8vo. Vol. I. p. 442. n. 47. *Muscicapa indica viridis.* La *Moucherolle verde des Indes.* The *green Indian Fly-Catcher.* Edw. Av. T. 79. Seligm. Vögel. IV. Tab. 53. Kleins Vögelhist. p. 142. n. XVII. Müllers Linné II. p. 608. n. 13. *Onomat.* Hist. nat. III. p. 892. *Cathol.* F. p. 160.

Am Kopf und an den Seiten des Halses, verliert sich das Dunkelgrüne der obern Fläche, und das Gelbe der untern ineinander. Die Flügel haben eine schwärzliche oder dunkelbraune, einige Schwingfedern am Rand ihrer Fahnen eine gelbe Farbe, die erste und zwote Reihe der Dekfedern oben am Flügel weisse Spitzen, wodurch am obern Theile desselben zween weisse Streifen entstehen. Innenher sind an beyden Flügeln die Federn etwas heller, als von aussen. Der Schwanz ist eben so dunkelgrün, als der Rükken. Beine, Füße und Klauen haben eine schwarze oder dunkelbraune Farbe.

Die ganz Länge dieses Vogels beträgt etwa $4\frac{2}{3}$ Zolle, des Schnabels, ohngefähr 7 Linien, des Schwanzes, $1\frac{2}{3}$ Zolle, der mittlern Zee, 7 Linien. Die zusammengelegten Flügel erreichen kaum die Mitte des Schwanzes.

Bachstelze. Wasserstelze, gelbe. S. gelbe Bachstelze.
— — gemeine. }
— Wassersterz. } S. gemeine weisse Bachstelze.
— Wedelschwanz. }
— Wegesterz. } S. Ebend.
— Wegsteklein. (Gesn) S. Blaukehlchen.
— Weidengukker. }
— Weidenmükke. }
— Weidenzeisig. }
— Weiderich. } S. Blaukehlchen, Rohrsänger und gekrönter Zaunkönig.
— Weißbartel. (Kram.) S. Bachstelze der Dornhekken.
— weisse. S. gemeine weisse.
— Weißkehlchen. S. Steinschmätzer und Waldsänger.
— Weißkehlchen. Christophel. (Kram.) Fliegenfänger, gelbes Schwarzkehlchen. Der schwarze Flie-

Fliegenstecher mit weissem Halsring. (Hallen)
Gelbbrüstiger Fliegenvogel. (Penn.) b)

Dieser Vogel ist, nach dem Verhältniß der Grösse seines Leibes ziemlich dik. Die Länge seines Körpers beträgt etwa $4\frac{5}{8}$ oder 5 Zolle, des Schnabels, $7\frac{1}{2}$ Linie, des Schwanzes, $1\frac{3}{4}$", der mittlern Zee, über 8 Linien, des Durchmessers der ausgespannten Flügel, die zusammengelegt kaum an die Mitte des Schwanzes reichen, $7\frac{1}{2}$ Zolle. Der untere Theil des dünnen, etwas gebogenen Schnabels, ist ein merkliches kürzer, als der obere; die Farbe seiner Federn obenher am Leibe schwärzlich, mit rothen Rändern, unten blaßröthlicht gelb, am Bauche noch blässer. Bakken und Kehle sind schwarz, unter der Kehle lauft aber eine weisse Binde in die Quere, und auf den Flügeln erblikt man einen weißen Flek. Die obere Dekfedern des Schwanzes haben eine weisse Farbe, und jede derselben ist mit einem kleinen schwarzen Flek bezeichnet, und an der Spitze röthlich. Die zwölf Ruderfedern des Schwanzes haben ein schwärzliches, am äussersten Rand und an den Spitzen, ein blaßröthliches Ansehen.

b) *Motacilla Rubicola* grisea, subtùs rufescens, jugulo fasciâ albâ, loris nigris. Linn. S N. XII p. 332. n. 17. *Rubetra Aldrov.* Ornith II. 739. T. 740. *Bellon.* Av 360. *Albini* Av. I p. 50. T. 53. *Charl. Onom.* 91 n VII. *Brisson. Aues.* III. p. 428. T. 23. f. 1. in 8vo. Vol. I. p. 42. n. 25. Le *Traquet. Muscipeta. Aldrov.* Orn. II. p. 734. T. 735. *Jonst.* Av. Tab. 45. *Oenanthe tertia. Will.* Ornith. 169. T. 41. *Raji* Aves 76. & *Sibbaldi Culicilega flaua. Pennant. Brit. Zool.* 8vo. Vol. I. p. 386. Dessen Britt. Thiergesch. p. 118. Tab. 55. f 5.6. (mas & fem.) *Zinanni Uoua.* p. 52. Tab. VII. f. 40. Hallens Vögel. p. 343. n. 323. Muscipeta torque albo. *Brünnichii* Ornith. p. 72. n. 283. *Müller* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 276. *Kramer* Austr. p. 375. n. 6. D. *Zück.* Mat. alim. p. 114. *Cours d'hist. nat.* IV. 69. *Onomat. H. Nat.* VI. 845. Müllers Linné II. p. 610 n. 17. Tab. XXVI. f. 1. Franz. Le *Traquet.* (Briss.) *Groulard. Tarier, Thyon.* Bell. & Alb. Ital. *Occhio di Bue.* Engl. *Stone-Snich* (Briss.) The *Stone-Chatter. Blackberry-eater, Black cap. Mortetter.* (Charlet.) *Moor-Titling.* Will. Dän. und Norw. *Rotgel. Röd-Finke. Rödkielde. Roed-Hals.*

Der Regenbogen in den Augen ist nußfarbig, der Schnabel schwärzlich, Füße und Klauen sind ganz schwarz gefärbet.

Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß es am Kopfe weniger schwarz, als röthlich, an der Kehle nicht schwarz, sondern blaßroth, an den Bakken wie am Kopf, und auf den obern Dekfedern des Schwanzes ganz roth gezeichnet ist.

Dieser, in ganz Europa gewöhnliche und bekannte Vogel, gehört unter diejenigen, welche das ganze Jahr hindurch in unseren Gegenden verbleiben, ganz abgesondert oder einsam leben, und ihren Aufenthalt am liebsten in entfernten Einöden suchen. Ausser der Paarungszeit siehet man ihrer selten mehr zweene beysammen. Es ist ihm natürlich, wenn er auf einem Gebüsche sitzt, beständig die Flügel zu schütteln, und zu schreyen: denn er ist von Natur sehr unruhig und lärmend. Er pflegt nicht hoch zu fliegen, und sein Nest sehr künstlich zu verbergen, um desto heimlicher und unbemerkter aus und eingehen zu können. Er brütet eine Menge Jungen aus, und nähret sie mit Insekten, die er ihnen lebendig bringt.

Nach des Grafen von Zinanni oder Ginanni c) Beschreibung bauen diese Vögel ihr Nest unter die Wachholderbäume oder an anderes Wurzelwerk, wenn sie an einem Berge nisten, auf Ebenen aber mehrentheils zwischen Binsen, in Form einer Halbkugel oder einer Schüssel. Sie weben es überaus künstlich zusammen, auswärts mit kleinen Wurzelfasern und Baummoosen, inwendig mit Viehhaaren und Wolle. Sie legen vom Anfange des Monats May über fünf Eyer, und pflegen, so bald sie die ersten Jungen zur nöthigen Vollkommenheit gebracht haben, zu einer neuen Brut sich anzuschikken.

Die Eyer haben eine sehr feine, zarte, hellmeergrüne Schale, die besonders am stumpfen Ende häufig, aber sehr fein mit gelblichen Flekken und Punkten bezeichnet sind.

Bach-

c) S. dessen Uoua degli Uccelli, p. 52. T. VII. f. 40.

Bachstelze. Weißkeblchen. Luzonisches. S. Zaunhüpfer.
— Weißschwanz. S. Steinschmätzer.
— Wenzel mit rothem Kamisol. (Klein) S. Amerikanische Bachstelze.
— Winterzaunkönig. S. Zaunkönig.
— Wittwaldlein. } (Zorn). S. Bachstelze der
— Wittwerlein. } Dornhekken.
— Wolgastelze. d)

Diese Art von Bachstelzen, welche Herr D. **Lepechin** bey Sarulow und anderwärts an der Wolga an Gräben gefunden, hat überhaupt 6″ 2 Linien, der Schnabel, 6 Linien, die mittlere Zee, eben so viel, der Durchmesser der ausgebreiteten Flügel, 8″ 6 Linien, der Schwanz, 2″ 2 Linien in der Länge. Die anliegende Flügel berühren mit ihrer Spitze die Mitte des Schwanzes.

Weiß erscheinen an diesem Vogel der Kopf, Nakken, Unterleib, der Bürzel von oben und unten, auch der gröste Theil des Schwanzes; — dagegen haben die Bakken, die Nasenlöcher, der Hals vorn und an den Seiten, der obere Theil der Brust, der Rükken, die Flügel und äussere Dekfedern derselben eine schwarze Farbe. Die unteren Dekfedern spielen aus dem Schwarzen ins Aschfarbige, die kleine Schwungfedern sind an ihrer Spitze mit einer schmalen weissen Spitze bezeichnet. Von den zwölf Ruderfedern haben die zwo mittelsten fast gänzlich eine schwarze Farbe, die an den Seiten sind weiß, und endigen sich in eine breite schwarze Binde. Schnabel und Füße haben ein schmuziges, die Klauen ein schwarzes Ansehen.

Dieser Vogel gräbt sich nach Art der Uferschwalben, gewisse tiefe, horizontale Hölen an abschüßigen Ufern, und pflegt auch wohl die Hölen des Immenwolfes, (Merops apiaster L.) einzunehmen. Ihr Nest ist einfach zusammen gewebt

d) *Motacilla Pleschanka*, dorso pectoreque nigris; capillitio abdomineque albis. *Comment. Petropol.* XIV. 1. p. 503. T. XIV. f. 2.

gewebt, und Hr. Lepechin hat in selbigen auf einmal zehn Jungen wahrgenommen.

Bachstelze. Der Wüstling. (Cathol.) S. Feigenesser.

— der Wurmfresser. S. pensylvanische Bachstelze.

— Zaunhüpfer. Das luzonische Weißkehlchen. e)

Dieser Vogel ist mit dem so genannten Weißkehlchen von gleicher Grösse, nur nicht so dik von Leibe; die Farbe des Männchen überall braunschwarz, und auf den Flügeln befindet sich ein weisser Flek. Die obere und untere Dekfedern des Schwanzes haben ebenfalls eine weiße, die Ruderfedern eine schwärzliche Farbe. Die Farbe des Weibchens ist obenher braun, unten braunröthlich und weißlicht an der Kehle, blaßroth auf dem Bürzel, und auf den obern Dekfedern des Schwanzes schmuzigroth, an den Dekfedern unter dem Schwanze mit braunen Ruderfedern versehen. An beyden Geschlechtern findet man den Schnabel an der Wurzel mit schwarzen, steifen, borstenähnlichen und vorwärts liegenden Federchen besetzet. Schnabel, Füsse und Klauen haben bey den Weibchen eine dunkelbraune, bey den Männchen eine ganz schwarze Farbe. Ihr Aufenthalt ist auf der luzonischen Insel, die Länge des ganzen Körpers, $4\frac{3}{4}''$, des Schnabels gerade 7 Linien, des Schwanzes, $1\frac{5}{6}''$, der mittlern Zee, 8 Linien, des Durchmessers der ausgebreiteten Flügel, welche in ihrer Ruhe bis an die Mitte des Schwanzes reichen, $7\frac{2}{3}$ Zolle.

Bachstelze. Zaunkönig. — Zaunschliefer. — Zaunschlüpfer. } Konikerl. (Kram.) Dornkönig. (Klein) Nessel- Nössel- Schnee- oder Winterzaunkönig. Meisekönig. (Schwenkf. und Klein).

Schupp-

e) *Motacilla caprata* nigra, uropygio, crisso maculâque tectricum alari albâ. *Linn.* S Nat. XII p. 335. n. 33. *Rubetra Lucionensis.* Le *Traquet de l'isle de Luçon. Brisson* Av. 4to. Vol. III. p. 442. T. 24. f. 2. 3. in 8vo Vol. I. p 432. n. 30. Müll. Linné II. 1 614. n. 33. *Onomat. H. Nat.* VI. p. 847.

Schuppkönig. (Klein) Thomas im Zaun. (Pontopp.) f)

Die erste, gewöhnlichste Benennungen haben diese Vögel daher bekommen, weil sie sich, besonders im Winter, gern

 bey

f) *Motacilla Troglodites* grisea, alis nigro cinereoque undulatis. *Linn.* S. N XII. 337 n. 46. *Faun. Suec.* Ed. I. n. 232. Ed. II. n. 261. p. 95. *Passer* Troglodites. *Gesn.* Av. p. 651. *Aldrov.* Ornith II. p 654. *Will* Ornith p 164 T. 42. *Jonst* T. 42 p. 117. *Raji* Av. p. 80 *Schwenckf.* Av. Siles. p 314. & Passer sepiarius. Regulus apricus. *Charlet.* Onom. p 79. n. 11. it *Sibbald.* & *Rzacz. Passer Trochlodites.* Offic. *Schraed.* 322. *Dalech Pharm.* 422. *Merrett* Pin. 177. *Trochilus*, Rex Avium, Senator & Regulus *Belon.* des ois. p 343. *Triat* obs. 12. *Geoffr. mat med.* VII. 602. &c. *Olina* uccelli. p. 6. *Trochilus* remigibus tessellatis. Frischs Vögel. T 24. f 3. *Trochilus* fuluus. *Barrere Regulus.* Le *Roitelet. Brisson.* Av. 4to Vol. III. p 425 in 8vo Vol I. p. 428. n 24. *Passerculus* in cauernis degens, Regalidus, s. Basilicus Avis, *nonn illorum.* Pennants Brit. Literg. p. 114. *Pennant. British Zool.* 8vo Vol. I p. 380. Wirsings Nester. p. 28. Tab. 2. Meiers illum. Thiere II. B. p. 17 T. 79. Hallens Vögel. p. 327 n 298. Kleins Vögelhistorie. p. 143 n I. Troglodytes Regulus. Zorns Pethinotheol I. 324 II. 154 393. u. 704. Müllers Linné II. 619. n. 46. D. Günthers Stopol. Vögel. p. 196. n. 239. Syluia Trochlodytes. Gründl. Anweis. zum Vögelf. p. 575. Berl. Samml. I. 458. Hanovs Merkw. würd. der Nat. I 290. Pontoppid. Dännem. 174. D. Fermins Surinam. II. 184. Elzholz Tischbuch p 170. *Seibiz.* de aliment. facultat p. 890. *Kramer.* Austr. p. 378. n 20. *Brünnich.* Orn. boreal. p. 72. n. 284. *Müll. Prodr.* Zool. Dan. p 33. n. 279. *Onomat. Hist. nat.* V. p. 273. *Onom. Forest.* &c. III p. 1048. *Onom. med.* p 1171. *Dict. des Anim.* Vol III, 706. *Vallm. de Bomare Dict* Vol X. p. 63. Roitelet ordinaire *Cours d'Hist. nat.* IV. p 65. Franz. Le *Roitelet* (ordinaire) *Briss.* Alb. *Passereau Troglodyte.* Geoffr. *Boeuf de Dieu Berichot, Roy Bertaud.* Bel. *Rebetre Rebetrin* der Norm. *Roy des Oiseaux* der Savoyarden. *Radillon, Roitillon* in Orleans. *Revenet* in Perigord. *Beurrochon,* in Anjou. *Beurrichot, Berighot, Berichon, Beruchet.* Ebend. *Roi de Froiture* in Burgund. *Roybondi* in Saintonge. *Arrepit* in Guyenne. *Kion-kion* in Poitou (S. Geoffr. l. c. p. 608.) Ital. *Reatino,* Olin. *Regillo.* (Müll.) *Perchu cagie.* (Seibiz.) Engl. The *Wreen* (Charl.) Holl. *Kuni g en* (Briss.) *Winter Koningje.* (Müll.) Dänisch *Nelle-Konge Gierd-Smutte,* auf Bornholm. *Tommeliden.* Norw. *Peter Mausmed, Thomas i Gierdet* auf Ferroe; *Musebroder.* Brun. & O. Fr. Müll.

bey den Zäunen aufhalten, und alle daran hängende Raupen absuchen. Trochlodytes heissen sie, weil sie mitten durch die Hekken, auch durch die Löcher der Graben und Mauern kriechen. Dunkelbraun ist ihre herrschende Farbe; doch sind auch die Federn überall mit schwärzlichen oder dunkelbraunen Querstrichen, die achtzehn Schwungsedern aber besonders noch mit schwärzlichen Einfassungen versehen. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, spitzig und abwärts gebogen, wie eine Ahle, unten gelblich, oben braun. Das Maul inwendig von gelber Farbe. Ueber den Augen stehen weißliche Streifen, die sich nach dem Genikke hin erstrekken. An der Brust und am Bauche fällt das Braune mehr ins Weiße. Die braunen Füsse sind nach der Grösse des Vögelchens ziemlich stark, und mit guten Sehnen versehen. Den kurzen Schwanz, welcher aus zwölf Ruderfedern besteht, pflegen sie beständig hurtig zu bewegen, ihn meistens in der Höhe zu tragen, die Flügel aber unter denselben herabhängen zu lassen.

Diese Vögelchen haben unter ihren Federn vielen Flaum am Bauche. Dadurch sind sie gegen die Winterkälte, welche sie recht wohl ertragen können, geschützet. Sie fliegen kurz und niedrig. Ihr Gesang ist sehr angenehm, laut und abwechselnd, stärker, als man ihn von einem so kleinen Vogel erwarten sollte. Zur Zeit ihrer Parung und Vermehrung, oder im May, wird er vorzüglich stark gehört. Zorn hat ihn über den Gesang der Kanarienvögel erhoben. Das Nest bauen sie ziemlich ansehnlich und groß, von aussen mit Baummoos, von innen mit einer Menge Haare und Federn. Sie hängen es an alte Stökke, Bäume, Holzstösse und Büsche, bisweilen gar an hervorragende Balken am hintern Theil der Bauerhäuser, oder zwischen die Strohdächer derselben, lassen oberwärts nur eine kleine Oefnung, legen sechs oder sieben Eyer, und brüten zweymal des Jahres, im May und August.

Die Eyer der Zaunkönige haben eine schneeweisse Farbe, und sind mit feinen ziegelfarbigen und braunrothen Punk-

Digitized by Google

Punkten, am breiten Ende durchaus am dichtesten bestreuet. g) Indessen giebt es einige, woran diese Flecke gänzlich fehlen. Jedes Ey ist 7 Linien lang, 6 Linien breit, und gehört in Ansehung seiner Grösse zur vierten Klasse. Kaum sollte man glauben, daß der Legedarm so kleiner Vögel, deren jeder, nach Herrn Brisson, kaum drey Quentchen wäget, ein Ey von solcher Grösse fassen könne?

Die Jungen füttern sie mit allerhand fliegenden Insekten und kleinen Würmern, bleiben den Winter über bey uns, und kommen, wenn es kalt wird, aus den Wäldern in die Dörfer, wo sie sich in den Holzflössen gewöhnlich finden lassen, und aus den dürren, broklichen Rinden des Holzes die Würmchen und verstekte Fliegen aufsuchen.

Männchen und Weibchen haben in ihrer Farbe nichts Unterscheidendes voneinander. Aus Neubegierde setzen sie sich auf den Heerden oft auf die ausgestekte Kloben, gehen auch in die Meisenschläge, und werden da gefangen. Ihre Kleinheit ist ihnen aber oft behülflich, unbemerkt wieder zu entwischen; denn die Länge des ganzen Körpers beträgt kaum 4″ und einen halben, des Durchmessers der ausgebreiteten Flügel, nicht über 6½ Zolle. Er lebt eine Zeitlang in Stuben und Kammern, verliert sich aber endlich, ohne daß man merkt, wie er fortgekommen.

In so fern das künstliche Nest unserer Zaunkönige, unter die regelmäßigen, bedekten, kugel- oder bakofenförmigen Vogelnester gehört, welches aber in den Wirsingischen Abbildungen ziemlich verschoben, oder verzerrt vorgestellet worden, verdient es wohl, hier etwas ausführlicher beschrieben zu werden. Sie bedienen sich einer hinlänglichen Menge vom Wald- oder Gartenmoose zum Unterlager des Nestes, und pflegen selbiges auf der Stelle, worauf das Nest liegen soll, durch Verwirrung und Einflechtung der Moosblätter, so gut als möglich, zu befestigen. Auf diesem Grund werden die Wände nach einer Zirkellinie von grünem Moose aufgeführet, oben aber nach Art eines Gewölbes, geschlossen.

g) S. Zorn l. c. II. p. 154. §. 64.

Sie sind stark, fest, und haben wohl einen Zoll in der Dikke. Zwischen das Moos findet man einige dünne Fichtenreischen und Graswurzeln eingewebet, welche leztere sonderlich um den Eingang des Nestes in die Runde herum geleget, und so mit einander verbunden sind, daß dadurch diese Oefnung zum Aus- und Eingang eine ziemliche Vestigkeit erlangt. Dieser Eingang ist vollkommen rund, und sein Durchmesser wird nicht leicht über 1 Zoll betragen. Er ist mehrentheils recht in der Mitte dieser Mooskugel angeleget; ob man ihn gleich bisweilen auch mehr seitwärts, oder gegen den obern Theil ein wenig verschoben antrift. Wer die gewöhnliche Bakofen der Landleute kennet, dem wird es gleich einfallen, warum solche Nester bakofenförmige Nester heissen. Die Höhe dieses Gebäudes, von aussen gemessen, beträgt fünf Zoll, die Breite wird meist einen halben Zoll schmäler befunden. Ist nun diese Mooskugel zu Stande gebracht, so bemühet sich der Zaunkönig unablässig, eine Menge Pferde Kühe und Hirschhaare in dieselbe zu tragen. Diese werden mit einer starken Portion Vogelfedern vermenget, h) und gleich nach Vollendung dieser Tapete wird ein Ey geleget, in diesem fruchtbaren Geschäft aber fortgefahren, bis die Anzahl derselben zu sechsen oder sieben angewachsen. Herr D. Günther hat in einem Neste dieser Art niemals neun Eyer, wie Herr Hallen, oder zehen, wie Herr Geoffroy, deren Zahl bestimmet, angetroffen.

Es hat kaum den Schein der Glaubwürdigkeit, wenn man hört, daß der Kukuk auch in dieses Nest eines von seinen Eyern zu legen pflege. Man begreifet kaum, wie es dieser Vogel möglich mache, durch den kleinen und engen Eingang ein Ey unterzuschieben. Dennoch versichert Hr. D. Günther, im Neste des Zaunkönigs mehr als einmal selbst ein Kukuksey entdekt zu haben; so unbegreiflich es auch ihm selbst geschienen, wie der junge Kukuk in dem engen Raume dieses kleinen Bakofens Platz gefunden. Vermuthlich wird er, so bald er kielet, sich aus dieser engen Wohnung

h) Cf. Zorn l. c. I. p. 324.

nung heraus begeben, und sich ausser dem Neste durch seine Stiefältern groß füttern lassen.

In gewissen Provinzen Frankreichs machen sichs die Landleute, wie Geoffroy versichert, i) zu einer Gewissenssache, diesen Vogel zu tödten, oder auch nur sein Nest anzurühren, weil sie es als eine geheiligte Sache betrachten. Der Aberglaube zeigt sich in Ansehung dieses Vogels noch in mehrerley Gestalten. Aldrovand will uns überreden, daß der Zaunkönig am Heiligen drey Königstag alle Jungen, die er in selbigem Jahr auferzogen, um sich versammle, und mit ihnen ein gemeinschaftliches Konzert ertönen lasse. rc.

Herr Geoffroy hat einen Liebhaber natürlicher Merkwürdigkeiten gekannt, welcher in einigen besondern dazu verfertigten Käfichen die Zaunkönige mit Nelkenbrod von Straßburg, wo man viel Oel von Nelken oder schwarzen Mohnsamen erhält, aufzuziehen wuste. Sie sangen im Käfig, wie auf dem Feld, auch im stärksten Winter.

Zum Gebrauch in der Medizin werden ihn wohl heut zu Tage wenig Aerzte vorschlagen. Zu des Zakutus Lusitanus Zeiten aber empfahl man ihn, wegen seines flüchtigen Salzes und Oeles, als ein besonderes Mittel zu Heilung und Verhütung des Steines, auch wider die Harnstrenge, bald in Substanz, mit etwas Pfeffer und Salz gewürzt, oder gedürrt und pulverisiret in einem Glas von gutem weissen Weine. k)

Sicherer gehören die Zaunkönige unter die kleinen und nützlichen Geschöpfe, welchen die Natur die Sorge aufgetragen, weil man sie auch im Winter in den Gärten immer an den Knospen und Baumzweigen pikken siehet, dem Anwachs der Insekten und Würmer Einhalt zu thun, welche die Früchte verzehren, und sich allenthalben leicht und hurtig ausbreiten, so bald sie von der erwärmenden Frühlingssonne belebet werden. l) Cf. gelber Zaunkönig.

Bach-

i) S. Geoffroy mat. med. VII. p. 606. &c.

k) S. *Geoffr.* l. c. u. *Onomat.* med. p. 1171. Reguli usti.

l) S. Berl. Samml. I. 458.

Bachstelze. Zaunkönig, gekrönter. Gold- oder Rubinge- krönter (Seligm.) Goldhähnchen. Goldvögelein. (Wirs.) Haubenkönig. Gekröntes Königlein. (Wirs.) Der deutsche Kolibri. (Hall.) Ochsenäuglein. (Schwenkf.) Sommerzaunkönig. Sträuslein, Tannmeislein, Waldzeislein. (Schwenkf.) Weidenmaise, Weidenzeislein. (N. Sch. d. N.) m)

Einer

m) *Motacilla Regulus* remigibus secundariis exteriori margine flauis, medio albis, vertice luteo *Linn.* S. N. XII. 338 n 48. *Faun. Suec.* Ed I. n. 235. Ed II n. 26½ p 95. *Parus* syluaticus. *Gesner.* Av 643 *Parus* nigricans, maculâ rubente in vertice. *Barrere. Jonst.* T. 44. p. 123. *Regulus* & Regulus cristatus. *Aldrov.* Av. II. p 649. vel Libr. XVII c. 1. *Will.* Orn 163. T. 41. *Raji* Aues 79 n. 9. *Albin.* Ornith. I p. 51. Tab. 53. *Schwenkf.* Av. Siles. p. 344. & Acanthis syluatica. *Charlet. Onom* p. 89. n. 1. Regulus Trochilus Rex Senator. *Gesn. Olinae* Uccelli. p 6. *Orchillus.* Rzacz *Calendula, Regulus cristatus* vulgò dicta. Le *Pou* ou *Souci*, appelé vulgairement *Roitelet hupé. Brisson.* Av. 4to Vol III p. 579 in 8vo Vol I p 472. n. 17. Tyrannus *Belon.* Ois p. 345. *Tettigoe* Obs. 12. *Trochilus* cristatus Frischs Vögel. T. 24. f. 4. *Olina* Uccell. p. 6. Fior ranceo Wirsings illum. Vög. T. XIV. Meyers illum Th. I. B. p. 26. T. 34. Pennants Britt. Thierg. p. 114. T. 53. f. 2. *Ej British. Zool* gr. 8. I. 379. p. 13. *Catesby Append* T. 13. Regulus cristatus Roitelet hupé The crested-wreen. *Edw.* Av. T. 248. u. VII. T. 44. Seligm. Vögel. IV. Band. Tab 110 Bekm. Naturg. 55. Eberh. Thierg. p. 85. *Geoffr.* mat med VII. p. 604. *Seibitzii* aliment. facult. p 889 Hallens Vögel. p. 328 n. 300. f. 19. Kleins Vögel p. 143. n 111. Zorns Petinoth. I. p. 150. D. Günthers Stop. Vögel. p. 197. n. 240. Müllers Linné. II. 620. n. 48. Hanovs Seltenh. der Nat. I. p. 284 &c. leg. Gründl. Anweisung zum Vogelf. p. 575. *Kramer.* Austria. p. 378. n. 21. *Brünnich* Ornith. Bor. p. 72 n. 285 *Müll* Prodr. Zool. Dan. p. 33. n. 280. *Onomat, Hist. nat.* V. 270. *Onomat. Forst.* I. 1055. Neuer Sch. d. Nat. III. p. 478 &c. *Dict. des Anim.* III. p. 707. *Vallm. de Bomare.* Dict Vol X. 65. Franz. Le *Poul* ou *Souci. Roitelet hupé.* Briss. *Soucie Sourcicle.* Bel. *Roitelet couronné d'or* Edw Ital. *Fior rancio*, oder Ringelblume wegen seines goldgelben Kammes. Olin. Engl. The *copped-crested-* or *Golden-crowne'd Wreen.* Charl Edw *Wood-Titmouse* (Borl.) Holl. *Goud-Haandtje.* (Müll.) *Koningje* Br. Schwed. *Kongs-fogel.* Norw. *Fugle-konge* Isländ. *Rindell Musa-Broder?* (Brun. & O Fr Müll.) Griech. Τύραννος Arist. Τρόχιλος Plin. Πρέσβυς. Βασιλεὺς Βασιλικός.

Einer der kleinsten europäischen Vögel, kaum eines halben Quentchens schwer n), $3\frac{1}{2}$ Zolle lang, mit einem pfriemenformigen, schwarzen, funf Linien langen Schnabel, und einer langen, spitzigen getheilten Zunge; von oben olivenfarbig, von unten bräunlich weiß, auf dem Wirbel des Kopfes mit einer goldgelben, roth untermischten und schwarz eingefaßten Krone von Federn, so weich als die feinste Seide, gezieret. Seine Flügel erreichen geschlossen $\frac{2}{3}$ des Schwanzes, ausgebreitet haben sie einen Durchmesser von 5 bis 6 Zollen. Sie sind von oben mit kleinen Federn bedekt, welche die Farbe des Oberleibes haben, mit ihren parallel aneinander liegenden, gleich langen weissen Spitzen aber einen weissen Querflek bilden. Die Schwungfedern selbst sind schwärzlich, von aussen olivenfarbig, von innen weißlich eingefasset. Der Schwanz, $1\frac{5}{12}''$ lang, besteht aus zwölf langen, gräulich schwarzen, an den Rändern olivenfarbigen Federn. Die Füße haben bis an die Knie eine Bedekkung von gräulich weissen Federn, unter den Knien bräunlichte Schuppen. Sie theilen sich in vier unverbundene Zeen, alle mit schwarzen starken Klauen bewoffnet.

Ohne sehr vom Männchen unterschieden zu seyn, pfleget das weibchen doch einen blaßgelben Flek und einen dunklern Rükken zu haben.

Das Goldhähnchen ist nicht bloß in Europa, sondern auch in Amerika zu Hause. Gemeiniglich hält sichs in Wäldern, auf den höchsten Bäumen, als auf Eichen, Fichten oder Tannen, worauf es hin und her zu klettern pflegt. Im Herbst besucht es die Gärten, und findet auf den Bäumen seine Nahrung. Es zieht endlich mit andern Vögeln, jedoch am spätesten aus unseren Landen. o)

Es

n) Die Herren Verf. des N. Schaupl. d. Nat. l. c. geben zu seinem Gewicht $\frac{1}{2}$ Quentchen, oft nur einige und 20 Graue an. In Wirsingischen Werk ist es vermuthlich ein Druckfehler, wenn man es auf 3 Quentchen setzet.

o) Herr Skopoli muß es indessen auch im Winter bemerket haben, weil er sagt, es halte sich zur Winterszeit in den Obstgärten auf, frieche

Es hält sich, wie Geoffroy l. c. sagt, gern allein auf, und wenn ein Männchen das andre findet, so schlagen sie sich so lange miteinander, bis einer von beyden überwindet. Für den siegenden Theil ist es genug, den andern fliehen zu sehen.

Sein Nest baut es hier zu Lande unter dikke Fichtenbüsche, nicht weit von der Erde, in Form eines Bakofens, oben länglicht gewölbt und verschlossen, vorn mit einer kleinen Oefnung versehen. Die Materialien zu Erbauung desselben bestehen in langem dürrem Gras und Moose, welche dicht ineinander geflochten werden. Nach Verhältniß der Grösse des Vogels bauet er ein sehr grosses, zugleich aber sehr dichtes Nest, um seiner zahlreichen Brut Platz zu schaffen, und sie desto bequemer ausbrüten zu können. Die Anzahl der weissen Eyer beläuft sich von fünfen bis auf sieben, welche die Grösse von einer Erbse haben, und röthlicht am stumpfen Ende gesprenget sind.

Die Nahrung dieses kleinen Vogels besteht in Fliegen, Gewürmen, und anderen Insekten, die er allenthalben mit seinem spitzigen Schnabel, und seiner langen Zunge hervorzusuchen weiß.

Einige haben unserm Goldhähnchen auch den Namen Weidenmaise, von ihrer Aehnlichkeit mit den Maisen, und weil sie auf den Weiden nisten, beygelegt, andere haben es auch den Weidenzeisig benennt. Vom eigentlichen Weidenzeisig läßt sichs aber leichtlich durch die goldgelbe Kuppe unterscheiden. p) Die ausführlichste Beschreibung der Goldhähnchen hat ohnstreitig Hanov am a. O. geliefert. Er erzählt unter andern, man habe 1745 bey Prenzlow an einem Weidenzweig ein Vögelchen in seinem Nest gefunden, das von den gewöhnlichen Goldhähnchen sich blos in der Farbe einiger Theile unterschieden; denn Schnabel und Füsse wären bey diesem himmelblau, die Federn am Kopf und Bau-

che

kriche an den Bäumen, fast wie ein Baumläufer herum, und hänge sich oft an die äussersten Spitzen der Aeste. Katesby bestätigt ebenfalls diese Beobachtung.

p) S. N. Schaupl. d. Nat. III. p. 479.

che weißlicher, und um die Augen ein schwarzer Ring zu sehen gewesen. Er habe in seinem N ste zwey onichfarbige Eyer, nicht völlig so groß, als eine Erbse, gehabt Das Nest selbst habe aus einem dichten Gewebe von Hanf, Daunen, und Wolle bestanden, und viel Aehnlichkeit mit der Form eines Magens gezeiget. Vielleicht könnte man dieses das goldschnablichte Goldhähnchen nennen.

Bachstelze. Zaunkönig, gelber. q)

Eine muthmaßliche Abänderung des gemeinen Zaunkönigs, die Hr. D. Browne auf Jamaika bemerkt. Beine und Pfoten sind schwarz; der obere Theil des Kopfes, der hintere Theil des Halses, Rükken, Bürzel, Flügel und der Schwanz braungrünlich oder dunkel olivenfarbig. Die Spitze der Federn, welche die Flügel dekken, ist etwas heller, welches an jedem Flügel zween schiefe Streifen bildet. Der untere Theil der Schwungfedern ist aschfarbig; die Dekfedern unter den Flügeln, wie auch der ganze untere Theil des Vogels vom Schnabel an bis zum Schwanze, sind von einer glänzend gelben Farbe. Durch das Auge zieht sich ein brauner Streif, den vom Winkel der Oefnung des Schnabels bis zum Bakken auch noch ein anderer gleichfarbiger Streif begleitet. Catesby meldet, daß diese Vögel auf Karolina Junge brüten, und bey Annäherung des Winters von da hinwegziehen. Bey ihm heissen sie gelbe Meisen. Herr Edward glaubt eben diesen Vogel von Bengalen in Ostindien erhalten zu haben, und vermuthet, er möge sich wohl in allen Welttheilen ausgebreitet haben.

Bachstelze. Zaunkönig, grüner. S. der Läufer.

— — **gold- oder Rubingekrönter.** S. die gelb- oder goldköpfige Bachstelze und gekrönter Zaunkönig.

Bach-

q) *Regulus luteus. Edw.* Le *Roitelet jeaune.* Seligm. Vogel. VIII B. Tab. 68. Oenanthe fusco lutea minor. *Sloan.* Jam. II. p. 310

Bachſtelze. Zimmtvogel. r)

Der ehemalige Gouverneur von Britton, Hr. Lothen, ſandte dem Herrn v. Linné aus den daſigen Zimmtwäldern eine Bachſtelze, die ſich dem Rothſchwanz (Erithacus) vorzüglich nähert. Ihr Körper iſt oben weißgrau, die Kehle ſchwarz. Bruſt, Bauch und Bürzel haben eine ſcharlachrothe Farbe. Die Schwungfedern ſind ſchwarz, die vier erſten ausgenommen, die an der Wurzel roth erſcheinen, und ſo den Flügeln eine rothe Binde geben. Auch die Ruderfedern haben eine ſchwarze Farbe; die vier mittlern ſind aber bey den Männchen von der Seite ſchief roth geflekket.

Bachſtelze, der Fiſcher. S. Madagaskariſche Bachſtelze.

Bachſtelzenſteine. s)

Die Alten reden von einem grasgrünen Stein, welcher im Magen der Bachſtelzen ſoll gefunden werden. Da man aber in allen neuen Schriftſtellern und Beobachtern keine weitere Nachricht von ihm antrift, als welche Plinius vom magiſchen Gebrauche deſſelben hinterlaſſen, ſo ſcheint er unter die fabelhaften Steine zu gehören.

r) *Motacilla cinnamomea* cana, ſubtùs coccinea gulâ nigrâ, remigibus quatuor primis baſi rubris. *Linn.* S. N. XII. p. 335. n. 32. Müllers Linné II. p. 614.

s) Calculi animalium Motacillarum. *Chlorites* S. *Onomat. H. Nat.* III. 417. Leſſers Lithotheol. §. 199. p. 320. *Plin. H. Nat.* Lib. XXXVII. c. X. *Chlorites* herbacei coloris eſt, quem dicunt Magi inueniri in Motacillae auis ventre, congenitum ei, ferroque includi debent ad quaedam prodigioſa moris ſui. Waller. Mineral. p. 522. N. Sch. d. Nat. I. 475.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

186ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Fünf und zwanzigster Brief.

St. Clou.

Wenn ich in Paris wohnen müste, mein Lieber! so gieng ich gewiß oft aus der ungesunden, dumpfigen Stadt nach St. Clou, das nur zwo Stunden von Paris ist. Der Weg geht durch die Tuillerien, durch das angenehme Wäldchen von Boulogne, wo überall lustige Gesellschaften im Grase sassen, durch das schöne Boulogne selber, über einen Platz, den die Blanchisseurs von Paris gemiethet haben, und wo so viele Stangen stehen, an welchen die Wäsche zum Trokkenen aufgehangen wird, als wenn es Rebenfelder wären, und endlich über eine grosse Brükke über die Seine, die hier sehr breit ist. An dieser Brükke sind viele weite und starke Netze angebracht, die man an Haspeln hinabläßt, um die Menschen, und die Sachen, die in Paris in die Seine fallen, darin aufzufangen. In den sechs Sommermonaten springen allemal am ersten Sonntag im Monat die Wasserkünste

in St. Clou. — Nun können Sie denken, welche Menge von Fremden an diesen Tagen hier zusammen kommt. Beym Eingang in den königlichen Schloßgarten sieht man Boutiquen, und hie und da Fontainen, die aber nicht viel bedeuten. Weiter hinunter kommen schon welche, die höher springen. Ungemein artig sind die zu beyden Seiten im Grase. Wasser belebt überhaupt die Natur, und gibt den Wiesen ein frisches und munteres Aussehen. Allemal sind um die Hauptfontaine herum kleinere wieder angebracht, die das Wasser in parabolischen Linien auswerfen. Geht man immer weiter hinab, so erblikt man auf einmal eine grosse Cascade, die oben auf dem Schloßberg anfängt, in drey Treppen vertheilt, und mit einer Menge grosser und kleiner Statüen geziert ist. Unten an diesen Treppen ist ein rundes Baßin, mit einer langen, geraden fortlaufenden Fortsetzung, die unten wieder rund, weiter und breiter wird. Auch sind oben an den Treppen überall kleine Springbrunnen angebracht. Wo nur eine Fläche, eine Seite ist, da stehen Menschenköpfe, da liegen Fische, Crokodile, Wallfische aus Steinen gehauen, die Wasser ausspeyen. Erst war nun alles ruhig. Um halb sechs Uhr ward die Hauptmaschine in Bewegung gesetzt, da fiel das Wasser plötzlich vom Berge über alle Treppen herab, alle, alle die unzählichen Springbrunnen wurden belebt, auch in dem langen Baßin waren zu beyden Seiten noch emporstrudelnde Röhren angebracht. — Stellen Sie sich das herrliche Schauspiel an einem schönen Sommerabend vor, und denken Sie nun den prächtigen Contour von Menschen in den prächtigsten Kleidern dazu! Auf der linken Seite ist, nicht weit vom Berge und von den Baßins, eine Fontaine, die das Wasser 130 Schuh hoch wirft. Dieses Jet d'eau zog freylich viele

tausend

tausend neugierige Augen auf sich. Ehemals warf es das Wasser noch höher, weil aber durch die Gewalt des Wassers die Maschinen zerschmettert wurden, so hat man es auf 130 Schuh eingerichtet. Da kam auch Madame la Duchesse de Chartres mit ihren Kindern hergefahren, und die Carosse hielt eine Zeitlang an dem unvergleichlichen Springbrunnen. Wenn man auf dem Berge noch höher gegen das Schloß zu steigt, so findet man da Fontainen, die das Wasser schief gegeneinander werfen, und den angenehmsten Staubregen verursachen. Im Schlosse selbst konnte man die königlichen Zimmer sehen, besonders das, wo die Gemählde von der königlichen Familie hängen, auch die Orleanische Prinzeßin von Baaden. — Im Kleinen sieht man also hier gerade das, was der Winterkasten bey Cassel im Grossen ist.

Auf dem Rükwege sah ich noch im Walde das königliche Schloß La Meute, das klein ist, nur zwo Stokwerke und einen weitläuftigen altmodischen Garten hat. Da geht die königliche Familie hin, wenn eine Trauer einfällt. Wie glüklich bin ich, mein Bester! daß ich das alles nicht brauche! Auf meiner Stube bin ich immer bey mir selbst. Da bin ich oft freudig, oft traurig, da mach ich Plane, und zernichte sie wieder; da erinnre ich mich an den faden Prunk der Welt, und sammle mir bessre Weisheit. Wozu sollten uns die vielen Schlösser und Häuser? die schöne Natur ist mein Tempel, und der Geist der edelsten und besten Menschen besucht mich in meinem Museum, wenn ich ihm rufe. Der Mensch braucht wenig, wenn er sich selber leben, sich auch geniessen will. Der Mensch braucht viel, wenn er eine falsche Grösse annehmen will, oder muß. Doch was predige ich Ihnen? Leben Sie recht wohl. In der Pozellanfabrik sprechen wir uns bald wieder.

Sechs und zwanzigster Brief.

Reise nach Versailles. Seve.

Nach Versailles, mein lieber Freund! ist es gar nicht schwer zu kommen. Bey der königlichen Brükke in Paris ist ein Büreau, wo man fast zu allen Stunden am Tag fortfahren kann. Gemeiniglich wartet man in den schon angespannten Chaisen, bis 3—4 Personen zusammen kommen. Ich traf auch zwey an, die schon in einer Carosse sassen, und die sich sehr über meine Ankunft freuten. Mehr als 4 Stunden ist es nicht von Paris bis nach Versailles. Ich ging einmal an einem schönen Morgen in aller Frühe den ganzen Weg zu Fuß. Man fährt an dessen Seite der Thuillerien hin, und hat bis an die Residenz eine schöne breite, freylich nicht immer gerade, mit Bäumen besetzte, und in der Mitte gepflasterte Allee. Ferner stehen auf diesem ganzen Weg von Distanz zu Distanz grüne Pfosten zu beyden Seiten, an diesen sind Schnüre, die über die Strasse herüber gehen, und an diesen hängen herrliche Laternen, wodurch also der Weg alle Nacht illuminirt wird, weil auch keine Stunde in der Nacht ist, wo nicht Carossen und Wägen hin und herfahren, und weil öfters die Königin Abends nach Paris in die Komödie fährt, und alsdann noch in der Nacht nach Versailles zurükkehrt. Nahe bey Versailles werden die Strassen gar ausserordentlich breit, und eigene Reihen von Bäumen fassen den Weg für die Fußgänger, und andre den für die Kutschen ein.

Auf diesem Weg hatte ich einmal einen gewissen Mr. Barthelemon zum Gesellschafter, der in London Direkteur

vom

Vauxhall, und Maître de la Chapelle de Musique ist. Er kam von einer musikalischen Reise nach Mannheim, Stuttgardt, München und Italien hieher, zeigte mir ein Schreiben von der Königin in Neapel, vor welcher er sich hören ließ, an ihre Schwester, die französische Königin, und reißte nach Versailles, um von dieser Empfehlung Gebrauch zu machen. Als wir über die französische Musik miteinander sprachen, gab er mir darinnen Recht, daß ich beym Singen der Franzosen das Zittern mit der Stimme, wobey sie keinen Ton souteniren, für einen Fehler ansah. Barthelemon meynte, dieser Uebelstand, den das deutsche und englische Ohr gleich bemerkt, käme daher, daß die Singmeister die Kinder singen lehrten, ohne ein Klavier dazu zu gebrauchen, und darauf den Ton anzugeben. Er urtheilte, daß es unmöglich sey, in der zarten Jugend, ohne den festeren und schärferen Klang der Saite zu hören, Melodie oder Harmonie zu lernen, und sich anzugewöhnen. In dem in solchen gemischten Gesellschaften so gewöhnlichen Discurs über die Vorzüge und wechselseitigen Verhältnisse der verschiedenen Nationen gab Barthelemon den Deutschen grosse Lobsprüche wegen ihrer Solidité und Honneteté. Er erzählte eine Anekdote aus einer kleinen deutschen Stadt, nicht weit von dem Ort, wo ich dis schreibe, die zu schön ist, als daß ich sie nicht widerholen sollte, um so mehr, da ich sie in Frankreich aus dem Munde eines Engelländers, der zunächst von den Alpen herkam, erfahren habe. In D — — trank er zwo Tassen Koffee, seine Frau auch zwo, sein Kind zwo Tassen Thee, mit einem Brod. Dafür foderte der Wirth vier Gulden. Barthelemon ward unwillig, gab ihm aber doch zwo Gulden. Der Postillion, der im Zimmer auf seinen Passagier wartete, sah die offenbare

Geldschneiderey, und als der Reisende sich doch zur Hälfte der ungerecht gefoderten Summe gutwillig verstand, fing der ehrliche Postknecht selber an, auf seinen Herren zu schimpfen, hielt ihm seine Betrügereyen ernstlich vor, frug ihn, ob er sich nicht seiner Sünden fürchtete, schlug mit der Peitsche auf den Tisch, und erklärte, daß er so einem öffentlichen Spitzbuben nicht weiter dienen wollte. — Der Engelländer, und seine Familie bemerkte mit Vergnügen diesen herzhaften Ausbruch der Rechtschaffenheit an einem deutschen Postilion. Es saß ein Franzose neben uns, der aber noch nie von seinem Seinewasser weggekommen war, und der bey dieser Gelegenheit manche bittre Wahrheit hören muste. Barthelemon gestand, daß man in Engeland, und am wenigsten in Italien das nicht erleben würde, und ich versicherte ihn, daß er in Paris, und in kleineren französischen Städten ehrliche Leute, ehrliche Dienstboten auch nicht suchen müste. Freylich kann man nicht nach einzelnen Erfahrungen über die ganze Nation den Stab brechen, aber in den meisten Fällen urtheilen wir nach dem, was gewöhnlich geschieht, wenn es gleich Ausnahmen giebt.

Indem man von Paris nach Versailles reiset, kommt man auch durch einige Dörfer, unter welchen Seve der wichtigste Ort ist. Es ist hier die königliche Porzellanfabrik. — Man nennt es so, aber es ist freylich nur eine schöne, sehr feine Fayence. Man findet sie in einem grossen, weitläuftigen Gebäude, wozu ein sehr angenehmer Garten gehört. Das Haus ist voll kleiner Zimmer, wo die Arbeiter sitzen, wo gemahlt und verguldet wird, aber man zeigt den Fremden nichts, als das Magazin. So höflich ich auch nach der Erdart und nach den Kieseln frug, so oft ich auch sagte, daß ich von beyden Materialien, wenn sie zwo brauchten, nichts mitneh-

Digitized by Google

mitnehmen wollte, daß ich sie nur zu sehen wünschte; so war doch der Schweitzer hier der gröbste, der mir in Frankreich vorgekommen ist. Indessen hab' ich doch die Erdart nachher von einem würdigen Gelehrten für meine Sammlung erhalten, und hab sie auch glüklich herausgebracht. Das Magazin steht in einem der obersten Stokwerke, und füllt eine Reihe von breiten Zimmern, die alle mit den herrlichsten Sachen angefüllet sind. Die Gemählde sind meistens äusserst fein. Sie haben die ganze französische Delicatesse, und die brennendsten Farben. Jährlich wird hier eine grosse Menge Gold consumirt, allein ich konnte nichts genau erfahren: zulezt durft ich gar nichts mehr fragen, die Bedienten nahmen die wichtige, kalte, geheimnisvolle, Mine des Staatsmanns an, und ich erinnerte mich nachher, daß wir gedrukte Nachrichten von Seve, aus Frankreich selber, bekommen haben. Man verfertigt hier Sachen von allen möglichen Formen und Dessein, aber es ist auch alles im höchsten Preis. Kleine Töpfe für die Eyer auf dem Tisch kosten stükweise 3 Livres; kleine Pomadetöpfe 6 Livres. Es sind Tassen da von 2 — 3 Louisdors, Vasen von 10 — 12 — 20 Louisdors. Kleine Medaillons vom Könige, oder von der Königin, die ganz weiß sind, ohne alle Farbe, nur ein Kuchen mit dem Abdruk kosten 3 Livres. Eine Menge Busten, Statüen ꝛc. sieht man da, die unvergleichlich fein sind. Handeln kann man auch nicht: jedes Stük hat seinen Zeddul, der unten angeklebt ist, darauf steht die Zahl, der Catalogus ist da, man schlagt die Nummer auf, und, was da steht, muß man bezahlen. Man sagte mir, daß das, was jezt 6 Livres kostet, vor einem halben Jahr noch 12 Livres gegolten hätte. Das neueste Stück war eine Buste vom Kaiser, die alle mögliche Schönheiten hatte, ihm

wirklich sehr ähnlich war, und die acht Louisdor gelten sollte. Das Stück war eben fertig geworden, und ward der Königin präsentirt. Weil man einem das Magazin gar nicht zeigt, wenn man nicht etwas kauft, wenigstens Medaillons von den beyden Majestäten, so nahm ich zwo recht schöne, fein gemahlte und verguldete Stükke mit, ein Theebüchsgen, und ein Zukkerbüchsgen. An jenem ist die Mahlerey eine ländliche Scene, und gar niedlich. An diesem gefielen mir die eingebrannten Farben, besonders die herrliche Schmalte, und das edle Gold. Beyde Stükke will ich Ihnen vorsetzen, mein Lieber! wenn ich Sie einmal bey mir sehen, und à la Hollandoise mit Thee bewirthen werde. Denn die kostbaren zerbrechlichen Schalen sind unversehrt vor mir her über den Rhein gekommen, und stehen jetzt bey den Naturalien, wo sie freylich nicht mit Recht hingehören. Aber mir ist jede Erinnerung angenehmer Reisen jetzt doppelt angenehm. Ach, damals lag die Welt noch so schön vor mir! Wie ruhig ist man, wenn man alle Tage nichts anders denken darf, als wie man unter der Menge neuer und lehrreicher Gegenstände eine Wahl anstellen, und sich mit dem zuerst laben soll, was am meisten reizt? Wie ganz anders wird die Seele gestimmt, wenn das ewige Einerley des Amts die beste Thätigkeit vor der Zeit unterdrükt, und nicht wieder neuer Lebenssaft gleichsam eingegossen wird in die erschöpften Kanäle!

Nun sind wir aber in der Königsstadt, — da werden wir etliche Tage zubringen müssen. Also nächstens mehr davon.

Sieben

Sieben und Zwanzigster Brief.

Versailles.

Versailles, mein Theuerster, hat wenig äusserliche Pracht. Die Anlage ist ganz ländlich, und hat viele Aehnlichkeit mit Carlsruhe. Man unterscheidet das alte und das neue Versailles. Jenes scheint einem Dorfe ähnlicher zu seyn, als einer königlichen Residenz. Da sind viele niedrige kleine Häuser, viele haben nur ein Stokwerk, aber man baut jezt überall; in 15—20 Jahren wird Versailles ein herrlicher Plaz seyn. Alle Strassen sind breit, und laufen gerade aus; man hat da reine gesunde Luft, sie durchkreuzen einander; man ebnet sie alle; man hat dazu eigene Regimenter errichtet, z. E. das Corps de Pionniers, wovon jeder Kerl täglich 12 Sols, sein Essen, und da, wo er arbeitet, sein Bett in einem Zelt aufgeschlagen hat. Man wollte mich bereden, die Stadt sey grösser, als Straßburg, ich glaube aber, daß sie nicht einmal völlig eben so groß ist. Ich bin mehr als einmal um Strasburg, und mehr als einmal um Versailles herum gegangen. Die meisten Thore sind noch zur Zeit blosse Barrieren, oder Grilles de fer. Die Strassen haben meist die Namen von den Avenües, von Paris, von Marly, von St. Clou, von Trianou ꝛc. Rings um die Stadt herum sind die angenehmsten Gegenden, Fruchtfelder, Berge, Hügel, Ebnen, Lustwälder. — Kurz, die Situationen und die Enwirons sind vortreflich. Hier hört man das wilde Geschrey von Paris nicht. Das Wasser muß auch in die Häuser getragen werden, aber man darf hier das Wasser so wenig als andre Sachen ausschreyen. Da ruhen die Ohren, die in Paris Tag und Nacht gepeinigt werden, wieder aus. Man glaubt beynahe, man sey in einer kleinen Stadt von Deutsch-

land, und man ist doch an der Seite des Königs von Frankreich. Man rechnet die Leute hier auf 80,000 Menschen. (Bey solchen Zahlen und Angaben von Versailles denken Sie allemal, daß ich sie von Hrn. Pfeffel, Juris Consulte du Roi au Departement des affaires étrangéres habe, in dessen Haus ich mit der grösten Liebe und Gefälligkeit aufgenommen wurde, mit dem ich über Tisch, Morgens und Abends sprechen durfte, da er ein alter und höchstschätzbarer Freund von meinem Vater ist, und ein Bruder des liebenswürdigen, aber blinden Dichters Hrn. Pfeffel in Colmar, dessen Liebe ich von Jugend auf genossen habe). Wenn der Hof nach Compiegne geht, so gehen 18000, wenn er nach Fontainebleau geht, so müssen 20000 Menschen mit. — Der Weise, der Mittelmann nimmt aufs Land seinen Freund mit, und ist dort gewiß glüklicher, als der Monarch, den das beständige Gewühl umgibt. — Ich sah hier Regenschirme, deren Stäbe von Stahl sind, und die die schönsten Ressorts, die schnellsten Springfedern haben. Man kann daher den grösten Paraplüye sehr klein zusammenlegen. Sie springen hernach selbst von einander, brechen aber gar leicht. Hier in Versailles kostete das Stük 37 Livres. Ich war in Paris in der Fabrik der Regen- und Sonnenschirme, wo ich aber doch diese Gattung nicht gesehen habe. Von den Sitten und der Lebensart in Versailles mag ich Ihnen nicht viel sagen. Eheliche Treue ist und wird in Frankreich immer seltner. Ich habe manche Scene gesehen, die ich hier nicht schildern darf. Sie scheuen sich gar nicht vor den Fremden, und das allein ärgerte mich immer dabey, weil es ein offenbarer Beweis ist, daß sie jeden Reisenden für einen Menschen von eben solcher schlechten Denkungsart halten. Sie sagen es auch den Fremden ohne Schamröthe ins Gesicht, daß man ohne Zweifel um

der

Digitized by Google

der Wollust willen zu ihnen komme. Das soll dann seine Lebensart, ungenirtes Wesen, savoir faire seyn. Als ich einmal gegen meine Wohnung zurükkam, hatten sich am hellen Tage zween Gardes dû Corps wegen einer H — — duellirt. Der eine war so gut als todt, der andre hatte ihm den Degen unten in den Leib, und oben wieder herausgestossen. Man brachte den Verwundeten nach Hause; vor einem andern Hause war er dem Tod nahe: die Köchin sprang heraus, und gab ihm noch Eau de Carme, das half so viel, daß er doch wenigstens nicht unter unsern Händen starb. Nachher hörte ich, daß man eine Rencontre daraus gemacht hätte. — Ich sah einer Trauung zu, da hielten die Ehrengesellen, wie sie in Deutschland heissen, so lang die Benediktion währt, ein Seidenzeug über die beyde Neuverlobte. Der Arm ward den jungen Leuten oft ganz müde, denn der Pfaffe machte lang. Die Braut schikt nachher den jungen Leuten ein Präsent, ein Noed d'epée rc. dafür. Das soll in ganz Frankreich Mode seyn. Ist das vielleicht noch ein Rest aus der alten Kirche? oder ists vielleicht eine Nachahmung von der alten Chüppa der Juden? Das Holz ist hier erschreklich theuer, und das Pfund Rindfleisch kostete 8 Sols. Wollen Sie eine recht sparsame Art, zu Nacht zu speisen, wissen, so nehmen Sie ein grosses Glas Wasser, lassen Sie darinnen ein ziemliches Stük weissen Zukkers zergehen. Tauchen Sie nun ein Brod hinein, — voilà tout! So leben hier viele Leute, damit sie seidene Kleider tragen können. Unter dem jetzigen König, den man Louis populaire zuweilen nennen hört, waren im Julius 1777 schon über 60 Millionen Livres geprägt worden. Männer von Stand und Einsichten behaupteten einmal gegen mich, daß Frankreich im Handel gegen keine Nation verliere. Ich wandte den Thee ein, den sie doch den Chine-

Chinesern auch mit baarem Geld bezahlen müßten. Aber nein, sagte man, die Schiffe, die dahin gehen, laden französische Waaren, verkaufen diese in Cadix, und für die spanischen Piasters kaufen sie Thee. Gegen Schweden, gab man zu, daß die Franzosen etwas verlieren, aber es sey wenig, man achte das nicht, im Commerce du Nord zusammen genommen, sey doch kein Verlust da. Die Uhrenbänder von Frauenhaar, die jetzt so allgemein geworden sind, waren damals noch eine Neuigkeit in Versailles. Auf die Krönung des jetzigen Königs hat man eine silberne Münze, die neun Livres werth ist, auf der einen Seite sein Bild mit der Krone auf dem Kopf, auf dem Revers ein Altar, vor diesem kniet der König, ein Genius salbt ihn, neben sind Wolken, und über dem Salböhlfläschgen die Sonne, neben dem Altar ein Küssen, auf diesem liegt Krone und Scepter. Die Aufschriften sind: Ludov. XVI. R. Christ. und auf der Kehrseite oben: Deo Consecratori, und unten: Unctio Regis Remis XI. Iun. MDCCLXXV. In eben dieser kleinen Sammlung, wo ich diese Medaille sah, sah ich auch eine andre auf den Baadener Frieden, die wohl ausgedacht ist, von Silber, dik, schwer, die Stadt Baaden auf der einen Seite, ein Genius hält ihr Wappen oben, unten fließt das Wasser, Mars sitzt dabey, und wascht seinen Degen, mit der Umschrift: Has tandem ad thermas fessus Mars abluit ensem. Auf dem Revers steht der Kaiser, und streut Weihrauch auf dem Altar,, der Rauch davon steigt zu den Wolken, in welchen die Sonne glänzt. Hinter dem Kaiser kommt Deutschland als ein Frauenzimmer mit dem Adler auf dem Kleid, faltet die Hände, und will knien. Vor den Füssen des Kaisers liegt der Reichsapfel, das Scepter und die Krone. Hinter dem Frauenzimmer pflügt ein Bauer mit Ochsen auch wieder einmal.

Man

Man sieht die Furchen auf dem Feld, und oben wächst wieder ein junger Wald auf. Exsoluunt grates Cæsar & Imperium steht rings herum. Unter dem Strich unten steht: IanI teMpLo BaDenæ In ArgoVda CLaVso. Alles ist schön, nur die Stellung des Kaisers ist etwas steif, und wunderlich. — In Frankreich werden sehr viele Eyer gegessen, man stellt sie oft auch um Mittag auf, und mancher ißt drey nacheinander. Unglaublich ist es, wie sich die Leute von Jugend auf an die Hunde gewöhnen können. Jeder junge Mensch hat seinen Hund, der liegt in der Nacht bey ihm im Bett, und den Tag über legt er sich aufs Bett, und auf alle Sessel. Stundenlang können sie sich ganz allein mit dem Hund unterhalten. Manche Hunde bekommen alle Morgen Chocolade. Ich sah einen, der seinem Hunde Wein im Hals hinabschüttete, und als ich ihn darüber ansah, und ihm nur die grosse Gefahr zu verstehn gab, der er sich aussetzte, wenn sein Hund wütend würde, so lächelte er nur, und sagte, er könne ja mit seinem Geld anfangen, was er wolle 2c. Hab ich je eine gescheute Policeyverordnung gehört, so ist es die, die neulich vom Fürst-Bischof in Speyer oder Brussel bekannt gemacht wurde, daß in seinem Staat, wenig Leute ausgenommen, Jeder ohne Unterschied des Standes, wenn er einen Hund halten will, die Freyheit dazu jährlich mit zehen Thalern kaufen muß. Die französische Nation erkennt den Schaden dieser überflüßigen Thiere selber. In Versailles sind überall die Befehle des Königs gegen die unnöthigen Hunde in den Häusern angeschlagen, aber man denkt nicht daran. Ich, als ein Fremder, zeigte einem vornehmen Franzosen, dessen Hund mir immer beschwerlich fiel, des Königs Verbot, aber die Nation will den Vorzug haben, über alles,

über göttliche und menschliche, über die weisesten und menschenfreundlichsten Gesetze zu witzeln und zu faseln. Ein andermal pralen sie wieder mit dem königlichen Gepränge, und sagen es den Fremden hundertmal in einem Tage, daß man nirgends bessre Einrichtungen finden könne, als bey ihnen: aber — mit zwey offenen Augen im Kopf sieht man dann wohl, wie es wirklich steht, und zugeht.

Ich sah einmal auch in einem reichen und grossen Hause zu, wie der Sohn vom Hause unterrichtet wurde. Das war ein Mensch, den man in Deutschland seinem Alter und seiner Grösse nach, bald auf die Universität geschikt haben würde. Er hatte von Jugend auf Hauslehrer gehabt, aber er war noch so roh, so leer, so ungebildet, der Karakter war noch so wildfangmäßig, daß ich den versäumten Jüngling bedauren, und nur über die Abbes böse werden muste. Um eilf Uhr traf ich es gerade, daß so ein französischer Abbé den Livius mit ihm lesen wollte. Er war aber zu faul, das Maul aufzuthun, setzte sich in einen Sessel, und wartete ruhig, bis es dem jungen Herrn gefällig wäre, der indessen den Hund im ganzen Hause herumjagte. Endlich muste der Bediente die Bücher herbeyschaffen. Der junge Mensch kam, las den Livius vor, und sollte ihn nun ins Französische übersetzen. Der Abbé saß darneben, hatte gar keinen Autor in der Hand, hörte nur zu, und verbesserte zuweilen. Stellen Sie sich nun die Genauigkeit, Bündigkeit und Schönheit, womit hier Livius übersetzt wird, selber vor. Ich sprach darüber mit dem Abbé, er versicherte mich aber, daß er das Original im Kopf habe, daß ja auch die lateinische Sprache, wie alle andere, rauh, hart und schlecht wäre, daß sein Eleve den Tite Live vermuthlich heut früh schon gelesen haben würde ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Nach-

Nachricht.

Beschreibung und Gebrauch einiger elektrischer Lampen, von F. L. Ehrmann, beyder Rechten Licentiat und Lehrer der Experimentalphysik zu Strasburg. Aus dem Französischen von ihm selbst übersetzt. Mit Anmerkungen und einem Anhange. Mit einer Kupfertafel. Straßburg, bey Bauer und Treuttel. 1780. Mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Was der Titel dieser kleinen, nicht mehr, als 36 Seiten starken, aber lesenswürdigen Schrift verspricht, das wird in der Ausführung vollkommen geleistet. Die geneigte Aufnahme dieses Werkgens in französischer Sprache, nebst dem Verlangen verschiedener Kenner und Freunde, haben den Verfasser zu gegenwärtiger Uebersetzung bestimmt, welcher noch die mit Sternchen bezeichneten Anmerkungen, und die Ingenhoußische Methode, ein Licht, vermittelst eines elektrischen Schlages anzuzünden, beygefügt ist.

Die hier beschriebenen elektrischen Lampen werden als sehr bequem, besonders zur Nachtzeit geschildert, weil man sich auf der Stelle dadurch im Bette Licht verschaffen kann, ohne sich eines Feuerzeugs zu bedienen, und den Schwefelgeruch einathmen zu müssen. Die Einrichtung dieser Lampen, deren Beschreibung sich in keinen Auszug bringen läßt, ist so beschaffen, daß bloß in Bewegung gesetzte fixe Luft, und ein vermittelst des Elektrophors erregter elektrischer Funken, wenn beyde einander entgegen wirken, diese Lampe anzünden.

Das Mittel, sich brennbare Luft zu verschaffen, wird §. 14. erklärt, und §. 15. gezeiget, wie die elektrischen Lampen damit zu füllen sind. §. 17. wird Nerets Glutpfanne mit brennbarer Luft beschrieben. Ueberhaupt sind vier besondere elektrische Lampen beschrieben und abgebildet. Die erste ist von der Erfindung des einsichtsvollen Naturkündigers und Bürgers zu Basel, Fürstenberger. Die zwote ist ein Werk des gelehrten Augsburgischen Mechanikus Branders. Die dritte hat Degabriel, ein in der Experimentalphysik geschickter Franzos verfertigt. Die vierte hat endlich der Verfasser, nebst seinem jüngsten Bruder, nach seinen Grundsätzen eingerichtet. Da dieselbe im Gebrauch eben so geschwind und sicher ist, aber weniger kostet, und auch weniger Raum einnimt, als die andere: so preiset sie sich selbst an. Alle diese Lampen, besonders die Gabrielische, soll Herr Fahlmer,

mer, ein geschikter Mechaniker in Strasburg verfertigen. Für Kenner und Liebhaber der elektrischen Wissenschaft und Erfindungen haben wir genug gesagt, um ihre Aufmerksamkeit auf diese Schrift, die man mit Vergnügen lesen wird, zu lenken. Ganz Unerfahrne aber werden wohl thun, wenn sie sich von Kunstverständigen den Gebrbuch einer elektrischen Lampe erklären und zeigen lassen.

Beyläufig kann ich den Nutzen nicht unbemerkt lassen, den das Studium der Elektricität, die gewiß anfänglich vielen unbedeutend zu seyn schien, hervorgebracht hat. Wir heilen jetzt damit nicht wenige Krankheiten. Die Gefahr der Gewitter wird dadurch gemildert. Hier haben wir aufs neue eine Probe, uns des Nachts auf eine sehr bequeme Art sicher und geschwinde Licht zu verschaffen. Und vielleicht sind die Entdekkungen nahe, welche auf die Geschützkunst und das Minenwesen einen beträchtlichen Einfluß haben können.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

187ste Woche.

Vom Gefrieren des Weins.

Fas est vini fontem cantare. *Horat.*

Die Natur ist für ihre Freunde unerschöpflich. Im Sommer fangen wir Insekten und untersuchen Blumen, und der Winter, der jene begräbt, und diese tödtet, giebt zu manchen artigen Versuchen Anlaß. Dahin gehören die Proben, die man mit verschiedenen Weinarten durch das Gefrieren machen kann. In einem Lande, wo der Wein nicht wächst, wird man freylich diese Versuche nicht leicht machen, denn der Verlust ist allemal ungleich grösser, als das, was übrig bleibt. Aber in unsern Gegenden, wo die Natur oft den Wein gleichsam von den Bergen herabschüttet, machen auch wohl reiche Bauren diesen Versuch, den der Forscher der Natur aus Wißbegierde anstellt. Jedoch ist auch hier unsre Philosophie nur die Geschichtschreiberin der Natur. Wir können ihre Wirkungen nicht erklären, wir können ihre Mannigfaltigkeit nicht beurtheilen, wir gehen nur der Natur nach, und zeichnen die Erscheinungen auf, die sie uns darbietet.

Wenn man bey einer heftigen Kälte eine bestimmte Portion Wein in einer strengen Nacht der blossen Luft ausseßt, so gefriert das viele Wasser, das von Natur dazu gemischt ist, und der Geist, die Substanz des Weins, wird

näher zusammengebracht und gefriert nicht. Es sammlet sich dieser edlere, geistigere Theil des Weins unter dem Eis, womit das Gefäß inwendig ganz belegt wird, und wenn man noch in der kalten Atmossphäre die Rinde von Eis schnell durchstößt, ehe es noch zerschmelzen kann, so lauft der ungefrorne von vielem Wasser gereinigte Theil heraus, und man hat einen concentrirten, veredelten Wein, dem der beste Weinkenner oft keinen Nahmen zu geben weis. Daß das Wasser allemal der beträchtlichste Bestandtheil des Weins ist, lehrt diese Probe offenbar. Denn vom gewöhnlichen Tischwein ist es fast Regel: daß nach dem Gefrieren von einem Maaße Wein (4 Schoppen) nur ein Glas voll übrig bleibt. Daß durch das Gefrieren nicht alles Wasser bis auf den letzten Tropfen herausgezogen wird, folgt eben so gewiß: denn man kann den nach dem Gefrieren erhaltenen Wein noch einmal gefrieren lassen, so beschlägt er wieder mit Eis, es wird immer weniger, der Wein aber wird immer feuriger, stärker, wie man aus Brannteweín endlich Alkohol macht. Daß bey wiederholtem Gefrieren doch nicht alles Oehl und Salz aus dem Wasser herausgezogen wird, lehrt die Erfahrung ebenfalls. Denn das Eis vom Wein behält immer noch eine rothe oder gelbe Farbe, und läßt man es in der Wärme des Zimmers schmelzen, so hat der Rest, so fade und widerlich auch der Geschmak ist, immer noch etwas Weinhaftes auf der Zunge, und auch immer noch eine Farbe. Wir sind wahrscheinlich nicht im Stande, das eigentliche Principium des Weins von seinen übrigen Bestandtheilen zu trennen. Wüsten wir alle Ingredienzen, wüsten wir die Proportion, womit die Natur das mischt, wüsten wir das Mittel, das alles so genau, so innig miteinander zu verbinden, so wären

Digitized by Google

wir Schöpfer in der Natur, nicht Bürger, und verwandelten zu unserm Schaden alle grosse Ströme in Tockayer und Capwein. —

Daß es so schlechten, vermuthlich durch Betrug und Gewinnsucht so schändlich gemischten Wein giebt, daß beym Gefrieren gar nichts Geistiges zurükbleibt, ist gewiß. Ist die Nacht nicht kalt genug zum völligen Scheiden der edleren Theile von den wässerichten, so gefriert doch so viel Wasser in dem Gefäß, daß das Uebrige ausserordentlich gut ist. Man hat Weine gefrieren lassen, und das Ungefrorne hatte so viel Geist, daß wenn man nur mit dem Glas gegen die Nase kam, von den vielen flüchtigen Geistern ein Niesen erregt wurde. So ein Wein ist freylich hernach brennender, als alle geistige Getränke oder Liqueurs. Nicht durchgängig wahr ist es, daß sich dadurch der Geschmak des Weins verändert: man sollte es freylich vermuthen, aber merklich ist es nicht allemal. Man muß sich auch hüten, den Geschmak des Weins zu beurtheilen, so lang er eiskalt ist. — Mit dem gefrornen Wein kann man andre Weine verbessern. Man spürt die Wirkung von einem Löffel voll in einem grossen Glase. Man weis, daß ein Wirth, dem ein Faß voll guten Burgunderweins aus Versehen der Bedienten im Hofe liegen blieb, und gefror, sich für den Abgang dadurch schadlos hielt, daß er mit dem geläuterten Burgunder eine Menge schlechteren Burgunder verbesserte.

Die silberne Kugel, die sonst von Weinhändlern gebraucht wird, die Güte des Weins zu erfahren, ist, wie mir dünkt, kein so sichres Mittel dazu, als man gemeiniglich glaubt. Das sind hole, silberne, glattpolirte Kugeln von anderthalb Zoll im Durchmesser, mit einem in die Höhe gehenden silbernen Stabe, worauf die Zahlen von 1 — 12

gegraben, und durch Striche bezeichnet werden. Wie ich höre, hat man auch im Handel die in der Hydrostatik bekannten gläsernen Kugeln, in denen einige Schrotkörner liegen, vermuthlich um die Schwere zu vergrössern, und das Untersinken zu befördern. Der Weinkäufer läßt diese Kugel in ein Glas Wein fallen, und indem die Kugel heraufsteigt, und wenn sie ruhig wird, mehr oder weniger vom Wein hinabgezogen wird, wie man das Steigen bey den schlechten, und das Sinken bey den guten Weinen nennt, beurtheilt er darnach die Güte, das Feuer, die Kraft des Weins. Allein, sie muß sehr genau gemacht seyn; wenn sie sensibel seyn soll. Nicht alle Silberschmiede können sie machen. Die Betrüger haben auch eine eigene bey sich zum Verkaufen, und eine andere zum Einkaufen der Weine. Einige behaupten, daß ein ganz kalter Wein die Kugel nicht ziehe. Andre machen den Versuch gleich im kalten Keller damit. Ich habe Kugeln gehabt, die weder im kalten Wein, noch in solchem, der schon Stunden lang im Zimmer gestanden, etwas entschieden haben. Das ist gewiß, daß sie in recht gutem Kirschengeist, oder Kirschenwasser ganz hinabfällt. Rother Wein zieht fast gar nichts gegen den weissen. Ist weisser Wein unter dem rothen, so zieht die Kugel schon mehr. In den Extrakten aus den gefrornen Weinen zogen meine Kugeln auch nicht viel mehr, als im unveränderten Wein; man bekömmt auch, wenn der Versuch nicht im Grossen geschieht, so wenig, daß man die Kugel nicht einmal probiren kann.

Weil wir nun seit dem Neujahr 1779 so eine strenge Kälte hatten, daß der Rheinstrom *) mit Eis an einigen Orten ganz bedekt war, so machte ich den Versuch mit verschiede-

*) S. meine Nachrichten vom gefrornen Rheinstrohm.

Digitized by Google

schiedenen Weinen in der Nacht vom 19ten auf den 20sten Jenner selber, und füllte grüne Burgunderbouteillen mit Wein an bis gegen den Hals des Gefässes. Denn die Physik lehrt, daß das Eis Platz haben muß, sich auszudehnen, wenn das Gefäß nicht zerspringen soll. Ich stopfte sie nur mit Papier zu, um der Luft den Weg dazu offen zu lassen, und doch das allzustarke Ausdünsten des Geistes im Wein zu verhüten. Ich setzte sie aufrecht in den Garten am Haus auf die hartgefrorne Erde zwischen den Schnee, Abends um 7 Uhr, und sah den andern Morgen um 7 Uhr wieder nach. Um das Quantum des Weins zu bestimmen, wog ich jede Sorte von Wein vorher ab, und diese Zahlen will ich bey jeder Art angeben. Nur muß man sich dabey erinnern, daß unter dem genannten Gewicht die Schwere der Bouteille mit begriffen ist, und als ich diese nachher abwog, fand ich mit einigem Befremden, daß eine gewöhnliche Burgunderbouteille von grünem Glas, wenn sie dünne ist, ein und ein Achtel Pfund, und die grössere, die oft dünner sind, ein Pfund und drey Loth wog. Vermuthlich ist das Eisen, womit das Glas grün gefärbt wird, der Grund davon.

Vom ächten Rheinwein wog die Bouteille, so weit gefüllt, als es sich thun ließ, 2 Pf. 1 und $\frac{1}{2}$ Loth. Davon blieb nach dem Gefrieren ein starkes halbes Glas voll übrig. Dieser Rest war freylich ausserordenlich gut. Jeder Schluk davon erwärmte den Magen. —Edel und rein war der Geschmak. Die Farbe war tiefer, und hochbraun. Das Uebrige war nach dem Zerschmelzen noch immer ein guter trinkbarer Wein, noch lange kein blosses Wasser.

Vom Taufener Wein, aus der Herrschaft Badenweiler, hatte die gefüllte Bouteille 2 und $\frac{1}{4}$ Pfund im Gewicht. Zu meinem Erstaunen war dieser Wein, der sonst zu den

besten und vortreflichsten Arten gehört, fast bis auf den Grund gefroren, fast mehr als die, die ich nachher nennen werde. Schnell stieß ich mit einem spitzigen Eisen (die Aktenstecher, die man auf den Kanzleyen und Registraturen hat, sind die besten Werkzeuge dazu,) das dikke Eis durch, stürzte die Bouteille um, und erhielt doch kaum einen Fingerdik hoch ungefrornen Wein in das Trinkglas. Auch hatte dies Wenige kein besondres Feuer, keine merkliche Stärke, und doch war der Ueberrest sehr schwach, so fade, als ein mittelmäßiger Wein kaum seyn kann, wenn er gar zu stark mit Wasser versetzt wird. Sind etwa die Geister in einigen Weinen so flüchtig, daß sie durch die Löcher des Eises durchgehn, und ist in andern, die der Geschmak weit hinter jene stellt, etwa mehr Substanz, mehr Fettes und Bleibendes? Oder wird etwa ein anderer Versuch mit einem anderjährigen Gewächs aus eben dieser Gegend etwas andres lehren?

Die Bouteille, worein Münzesheimer Wein war, schon ein angränzender Nachbar an die Nekkarweine, wog 1 und $\frac{1}{4}$ Pfund. Davon blieb mir ein halbes Trinkglas voll übrig. Die Farbe war hochgelb, und schielte etwas ins Rothe, mehr als vorher. Im Geschmak war mehr Piquantes, wie der Franzose sagt. Der Rest war sehr geschwächt.

Vom rothen Affenthaler Wein, der erst 1778 gewachsen, und ganz vortreflich war, hatte ich mit der Bouteille 2 Pfund $6\frac{1}{2}$ Loth abgewogen. Davon blieben fast zwey Trinkgläser voll übrig, die Farbe war noch tiefer roth, als vorher. Der Wein hatte einen ganz ausserordentlich lieblichen Geschmak, und viel Feuer — So ein Trank, meyne ich, wäre wahre Arzney, wahres Stärkungsmittel, besser, als alle Cordiaca auf der Apothek. Ein anderer, den

dem ich ihn versuchen ließ, glaubte, daß er hintennach etwas Rauhes im Geschmak hätte. Das Residuum war auch noch sehr trinkbar, die Farbe war noch schönviolet. Auf dem Eis sah die Röthe ungemein schön aus. — Sollte wohl dieser Wein mir so viel, und so guten Wein nach dem Gefrieren gegeben haben, weil er noch neu war?

Vom Bacherwein oberhalb Bühl, der sehr mild und sanft, nicht stark und hitzig ist, hatte ich in der Bouteille abgewogen 1 und $\frac{1}{2}$ Pfund $14\frac{1}{2}$ Loth. Mehr als ein halbes Glas voll blieb davon übrig. Die blasse Farbe, die er vorher hatte, war jetzt ein Bisgen verstärkt, und nun war der Wein ungleich stärker, als vorher, aber nicht mehr so mild. Diese einzige Art, glaub ich, hätte ein Weintrinker, der es nicht gewust hätte, für guten natürlichen Wein angenommen.

Von einem Gemische aus Thoder Wein, jenseits des Rheins, und Söllinger Wein im Oberamt Durlach gewachsen, hatte ich mit der Bouteille 2 Pf. weniger 2 Loth. Das gab aber nicht völlig ein halbes Glas voll, die Farbe ward stärker, und die Kraft des Weins ebenfalls. Der Rest hatte einen eigenen, aber noch sehr weinhaften Geschmak.

Ich glaube gern, daß die Angaben bey den nemlichen Weinen von andern Jahrgängen verschieden seyn werden. Weil ich aber nicht von allen sechs Arten das Jahr mit Gewißheit erfahren konnte, so habe ich lieber keine Zahlen angeführt.

Als ich alle Extrakte zusammengoß, kam ein vortrefliches, feuriges, geistiges, und durch den rothen Wein sehr liebliches Getränke heraus. Ein Mann, der an alle Weine gewohnt ist, versicherte mich, daß er sich nicht getraute, eine Bouteille davon zu sich zu nehmen.

Auch alle Residua wurden zusammengegossen, und das gab noch einen leichten, sehr wohl trinkbaren Wein.

Wenn auch dabey nichts angenehm wäre, als die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur, und die unergründliche Kunst, womit die Natur bey allen ihren Bildungen arbeitet, und selber durch entgegengesetzte Kräfte alles wieder trennt, auflöset, und zerstört; — so ist schon diese Bemerkung baarer Gewinnst für den Liebhaber der Natur.

Heinrich Sander.
Professor in Karlsruhe.

Von dem Einflusse der Tonkunst auf die Tugend.

Die schönen Wissenschaften und Künste stehen mit der moralischen Natur des Menschen im genauesten Verhältniß. Wenn man auch keine erfahrungsmäßige Beweise davon hätte: so wäre schon dies eine genug, daß in der Moral und in denen Künsten sich alles zuletzt auf das einzige Gesetz der Ordnung und Harmonie auflösen läßt. D. Luther glaubte besonders, daß diejenigen, die sich an der Musik vergnügen können, eine geheime Anlage zur Tugend haben müssen. Man muß das Sprüchelchen, so wie viele andre, die der alte liebe Mann geredet hat, nicht eben so uneingeschränkt verstehen. Zu seiner Zeit bestand die Musik höchstens in einer erträglichen Melodie zu einem Kirchenliede, und der gute Vater mochte vielleicht von einem Menschen, der sich die Mühe nahm, ein Lied zu singen, oder spielen zu hören, die andächtige Muthmassung gefaßt haben, daß er noch weit von der Freygeisterey entfernt sey, und daß sich bey ihm die Gewissenstriebe regten, die ihn fähig machen würden, gute Eindrükke zur weisen Führung des Lebens anzunehmen. Er mag nun aber seinen Gedanken verstanden haben, wie er will, so können wir ihm doch eine Erklärung geben, die

der

der Natur der Sache angemessen ist. Die Tonkunst, besonders wie sie jetzt ihr Reich anbauet und ausbessert, hat es gewiß nicht mit unsrem Ohr allein zu thun. Wir würden diese Tochter des Himmels beleidigen, wenn wir sie bloß für eine Schöpferin für die Sinne hielten. Nein, sie regt Affekten, Freude, Betrübniß, sanftere Melancholie, erhabne Ruhe, tiefe Stille, Aufmerksamkeit, Zorn, Wuth, Liebe, alles ist ihr möglich, in uns hervorzubringen. Das sagen wir nicht von denen ganz gemeinen Musiken bey allerhand festlichen Gelegenheiten, sondern von dem, was zusammengesetzte, vereinigte Töne durch die Bezauberungen der Bache, Graune und Hasse vermögen.

Wenn nun die Tonkunst schon auf die Affekten wirkt; so ist es eine natürliche Folge, daß die Seele, die die Königin im Reiche der Affekten ist, unmittelbar mit von den Tönen angestossen werden müsse. Es kommt alsdenn auf ihre eigene Aufmerksamkeit an, wozu sie die Gewalt der Harmonie, und die neue, in ihr rege gewordene Affekten brauchen will. Wenn sie eine gutdenkende Seele ist, so wird sie sich dadurch zu demjenigen Sentiment bestimmen, welches ein Erwekkungsmittel einer und der andern Tugend ist. Sie wird, indem sie sinnlich empfindet, zugleich vernünftig denken, und die freudigen oder betrübten Eindrükke bey dem jetzt vorkommenden Vorfall zu Handlungen anwenden. Die lebhaft gewordne Freude während eines Concerts wird ihren widrigen Gram, ein gewisses mürrisches Wesen, eine gehabte Aergerniß überwinden lehren. Die erhabene Stille wird sie gleichfalls zur Erhabenheit in Gesinnungen bringen, und indem sie doch von einem, vom Himmel herabgeholten Feuer, dergleichen die Musik ist, entzündet wird, so kann sie unmöglich in einer Kälte zu Handlungen bleiben. Wie viel Thränen der Dankbarkeit, wie viel

reines Gefühl von der unendlichen Kunst der göttlichen Allmacht, durch welche auch die Musik ihr Daseyn erhalten hat, werden nicht in ihr hervor strömen, wenn sie das majestätische der Töne empfindet. Da wird sie eine Demonstration vom Daseyn Gottes hören, und kräftiger davon überzeugt seyn, als wenn sie zehn andre Demonstrationen lesen mögte. Da wird das weichgeschmolzne Herz sich denen Trieben der Menschenhuld öfnen, und ich glaube, daß, wenn zwo Feinde in einem künstlich betriebenen Concert die Macht der Tonsprache empfinden könnten, sie in gewissen Augenblikken, wo der Künstler die Töne weinen, bitten, um Erbarmung schreyen läßt, den Andrang zur Versöhnlichkeit und brüderlichen Umarmung unmöglich verläugnen können. Wieviel die wahre tugendhafte Liebe Nahrung, Zuwachs und reines Feuer aus verhaltungsmäßigen Tonstükken hernehmen kann, überlasse ich tugendhaften Eheleuten zum Beweise. Ich traue meinen Lesern so viel Scharfsinn zu, einzusehen, daß ich alles auf das eigne Wollen der Seele, und auf ihre Anwendungskraft ankommen lasse, indem ich behaupte, daß die Musik der Tugend zu Hülfe komme. Dies ist eine sehr nöthige Voraussetzung, weil man nun gleich daraus beweisen kann, woher so viele Tonkünstler lasterhafte Leute gewesen sind? Woher kam es denn, daß die Kunst, die gleichsam in ihrem Hause und in ihren Händen wohnte, sie selbst nicht besserte? Sie trieben sie nur mechanisch. Sie wollten eben nicht durch sie gebessert seyn: kurz, sie dachten nicht, indem sie spielten, oder empfanden, was gespielt wurde. Phantasie und lebhafter Eindruk, nebst unmittelbar bestrebter Zueignung der Gewalt der Töne müssen sich vereinigen, wenn wir unsere sittliche Neigungen durch sie reinigen, erhöhen, verschönern, oder wenigstens, so wie sie sind, anstossen wollen, daß sie in

ihren

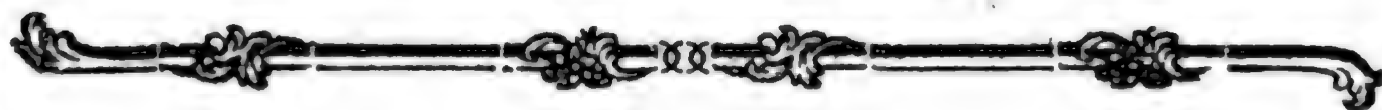
Digitized by Google

ihren guten Bewegungen fortrollen. Es bleibt freylich alles, was dadurch ausgerichtet wird, nur Temperamentstugend. Aber wie glüklich sind wir zu unsern Zeiten, wenn auch nur unser starkes Temperament durch die Tonkunst in eine Lage gesetzt wird, wodurch es der unmännlichen Erniedrigung zu schändlichen Wollüsten ausweichen kann.

Es hat mich immer geärgert, daß die Römer ehemals, wie Nepos erzählt, nicht viel von Musik hielten, und die attische Artigkeit, auf der Flöte zu spielen, bleibt immer der entscheidende Schluß, daß Athen damals sittlicher dachte, als Rom. Die grossen Progressen, welche die Musikschulen in Deutschland gemacht haben, geben immer einen Beweis ab, daß die Nation reell denkt, und die alte Lustigkeiten, die Possen bey den Trinkgläsern, und die Harliquinaden ihrer Vergnügungen zu vertauschen gewust habe.

Und eben diese Anmerkung ist ein neuer Beweis, daß die Tonkunst mit den Sitten in Harmonie stehe. Wir müssen es dahero noch immer unter die Räthsel der Natur setzen, wenn wir bey dem allen Leute kennen, die nicht zu dem Pöbel gehören, sonst vernünftig denken, und wohl gar Gelehrte sind, und dennoch an der Tonkunst kein Vergnügen empfinden. Wir überlassen sie ihrer Harthörigkeit, und freuen uns, daß uns der Schöpfer ein zärteres Gefühl gegeben hat. Wir sagen es daher zum Preise der Tonkunst, daß sie uns manche schwermüthige Stunden überwinden half, daß sie uns oft milde Triebe zur Gütigkeit, zur Gefälligkeit und zur freymüthigen Lebensart eingeflößt hat, und wir hoffen, daß wir durch sie noch manchen wilden Tyger der Affekten werden bändigen können. Unser Vaterland empfängt hiebey den billigsten Dank von uns, daß nun in den meisten Familien von einigem Ansehn die

Tonkunst geliebt, und die Jugend darin unterrichtet wird. Unsere Jünglinge und Demoisellen werden nun manchen schlüpfrigen Zeitvertreib weniger haben dürfen, seitdem der Flügel oder die Laute ihnen Stunden raubt, die man sich gerne rauben läßt.



Die wilde Jagd, oder das wütende Heer; aus natürlichen Gründen erklärt.

Ohnerachtet aller Aufklärungen in der Naturgeschichte haben sich dennoch gewisse Vorurtheile bis auf unsere Zeiten fortgepflanzet und erhalten. Die Stille und Dunkelheit der Nacht begünstiget noch immer hie und da eine Gespensterhistorie, und unterstützt auch den alten Aberglauben von einer wilden Jagd oder einem wütenden Heere. „Man hört das Rufen der Jäger, das Bellen der Hunde, den Schall des Hifthorns. Man sieht in der Ferne Menschen und Thiere mit feurigen Augen; der Zug nähert sich gleich einem brausenden Sturmwinde“ —

„und wer ihn hört, und wer ihn sieht;
bekreuzt sich, zittert und entflieht“.

und so weis eigentlich niemand, was er gesehen und gehört hat. Auch hier redete man so oft und so ernsthaft von dieser höllischen Erscheinung, daß ich es müde ward, eine so alberne Erzählung länger anzuhören, ohne sie widerlegen zu können. Ich faßte also den Entschluß, mich und andere von der wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeugen. Mein alter Landsmann, ein guter ehrlicher Bauer, gab

gab mir die Nachrichten, die ich brauchte; von ihm erfuhr ich die Zeit, wenn die Jagd anfienge, und den Ort, den ich zu meinen Beobachtungen wählen müste. Ich brachte den Rest des Tages in einer sehr angenehmen und unterhaltenden Gesellschaft zu, entfernte mich gegen 10 Uhr, bestieg mein Pferd, und erreichte nach einer halben Stunde den Berg, den ein verjüngtes Buchenwäldchen mit seinem niedrigen Vorholze beschattete, und den mir der Alte angewiesen hatte. Nicht lange nach meiner Ankunft hörte ich in der That ein mir unbekanntes Geräusche, das mit dem Rufen der Jäger und dem Kliffen der Jagdhunde viel Aehnliches hatte; ich wurde aufmerksam, — und wurde es noch mehr, da ich den Zug wirklich ankommen sahe. Je mehr er sich meinem Standorte näherte, ie mehr schrekbares ging vorher. — Ich war voller Erwartung, als mein sonst folgsames Roß mir allen Gehorsam aufkündigte, sich so wild mit mir herumtaumelte, und endlich so wütend durchgieng, daß ich nur auf meine Sicherheit und auf die Beruhigung des Thieres denken muste. Meine Beobachtungen waren also unterbrochen, und ich kehrte verdrüßlich gegen Mitternacht zu meiner väterlichen Wohnung zurük. Mit Ungeduld erwartete ich den Abend des folgenden Tages. Er kam, und fand mich auf meinem Posten. Mein Pferd hatte ich in einiger Entfernung angebunden und zurükgelassen. Eine feyerliche Stille umgab mich, und unterhielt einige Lieblingsvorstellungen in meiner Seele: aber sie dauerte nicht lange diese Stille. — Die Höllenjäger, kündigten mir fürchterlich genug ihre Ankunft an, und je näher sie kamen, desto deutlicher glaubte ich, das verschiedene Anschlagen der Hunde von dem Rufen der Menschen unterscheiden zu können. Nun rauschte der Zug schon durch

die dichten Zweige daher, und ich erstaunte nicht wenig, da ich allerley abscheuliche Gestalten, von Feuerflammen umgeben, theils unten auf der Erde; theils oben in der Luft gerade auf mich einstürmen sahe. In der That zog ich mich itzt hinter eine alte ehrwürdige Eiche zurük. Die wilde Jagd brausete vorbey; und ich war so glüklich zu bemerken, daß diese wilde Jagd nichts anders, als ein Heer von 20 bis 30 Nachtvögeln war. Ich folgte dem Zuge, so gut ich konnte: und dieser kehrte da, wo ein ausgehauener Fichtenwald seinen Anfang nahm, wieder zurük. Auch itzt begleitete ich ihn so geschwinde, als es Berg und Thäler, Finsterniß und Gebüsche erlaubten. Eine gute Viertelmeile dauerte dieser Zug fort: dann schien alles ruhig zu werden. Nach einigen Minuten aber trennte sich die ganze Gesellschaft, und ließ mich in einem tiefen schauervollen Thale zurük. Ich merkte mir diesen Ort, und eilte mit meinem Pferde nach Hause. —

Es waren also gewiß Eulen, welche den abergläubischen Landmann durch ihr Geschrey erschrekten, und zwar diejenigen von der grössern Art, welche man hier Schufute nennt. Ich schoß eine davon, und fand ihre Gestalt mit der Büffonschen Zeichnung der grossen Ohreule oder des Uhus so übereinstimmend, daß ich lieber die Beschreibung dieses grossen Naturforschers, als meine eigene mittheilen will: „Man erkennt sehr leicht, (sagt dieser verehrenswürdige Gelehrte) „einen Uhu an seiner dikken Figur, an seinem ungeheuern Kopf, an den weiten, tiefen Ohrenmuscheln und an seinen zween Federbüschen, die an seinem Kopfe wenigstens über zween und eine halben Zoll in die Höhe ragen, an seinem kurzen, schwarzen gekrümmten Schnabel, an seinen grossen, starren und glänzenden Augen, an

seinen

„seinen breiten, schwarzen, mit einem gelben Ring eingefaß„ten Augäpfeln, an seinem Gesicht, welches mit haarförmigen „Flokken, oder mit kleinen, weissen einfachen Federchen be„sezt ist, die wieder von andern kleinen gekräuselten Federn „umgeben werden, an seinem kurzen Hals, an seinem Ge„fieder, das auf dem Rükken hellbraun, schwarz und gelb „geflekt, am Bauche gelb, mit schwarzen Flekken bezeichnet, „und mit einigen braunen, unregelmäßig untereinander ge„mischten Banden durchkreuzt erscheinet; an seinen Füssen, „welche bis an die Klauen stark mit Daunen und röthlich „braunen Federn bedekket sind, und endlich an seinem fürch„terlichen Geschrey: Huihu, Huhu, Buhu, das er in der „Stille der Nacht erthönen läßt, wenn keines andern Thie„res Stimme mehr gehöret wird." *) Diese Licht- und Menschenscheue Thiere nehmen gewöhnlich ihren Aufenthalt in die dikſten Buchwälder. Hier sizt in einem Bezirke von einigen hundert Schritten eine ganze Familie zusammen. Im Winter verbergen sie sich einzeln in den Hölungen der Bäume, wo sie bey anhaltender Kälte von sehr wenigen Nahrungsmitteln ihr Leben nothdürftig erhalten, — vielleicht auch einen guten Theil ihres Daseyns verschlafen. In der Mitte des Frühlings oder zu Ende des Mays, verlassen sie ihre kümmerlichen Winterquartiere, und ziehen in die kleinen Buchenwälder, die nahe an den Vorhölzern und freyen Feldern grenzen. Hier halten sie sich, so viel ich bemerkt habe, den Sommer über auf. Bey Tage schlafen sie; des Nachts ziehen sie auf die Jagd. Wir werden daher niemals in den Wintermonaten, oder in ihrer Brutzeit

*) Im dritten Bande der Naturgeschichte der Vögel nach der Martinischen Ausgabe. S. 27. u. f.

zeit, die im Junius fällt, — wohl aber im Julius, August und September von einem wütenden Heere sprechen hören.

Die ganze Erscheinung läßt sich also sehr natürlich erklären, wenn man bedenkt, daß der Frühling, der die ganze Natur mit Leben und Vergnügen erfüllt, auch den Trieb zur Fortpflanzung erregt, und daß dieser Trieb in allen Thieren, welche den Tag über schlafen, viel heftiger zu seyn scheinet, weil sie einer längern Erholung geniessen, und bey der Ausübung desselben nicht so sehr ermattet werden. Diesen zu befriedigen, durchziehen sie die Vorhölzer, und verfolgen mit der ungestümsten Wollust und Eifersucht ihre Weibchen. Das dauert gemeiniglich eine Stunde, auch länger, dann kehren sie einzeln zu ihren Wohnungen zurük, für ihre Erhaltung zu sorgen, oder sich Nester zu bauen. In den übrigen angezeigten Monaten machen sie eine noch grössere Gesellschaft aus, weil sie alsdenn ihre Jungen mit ausführen, um ihnen die Gegenden bekannt zu machen, und sie zum Raube anzulehren; und itzt ist ihr Geschrey desto fürchterlicher, je verschiedner die Töne sind.

S..

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

188ste Woche.

Nachricht von vier rußischen Matrosen, die auf der wüsten Insel Ost = Spitzbergen sich lange aufgehalten haben.

Im Jahr 1743. rüstete Jeremias Okladenkof, ein Kaufmann zu Mesen, in der Provinz Jugovien, des Gouvernements Archangel, ein Schiff aus, das er mit 14 Mann besetzte, und zum Wallfischfang und Robenschlag nach Spitzbergen bestimmte. Nachdem es ausgelaufen war, behielt es acht Tage lang günstigen Wind, am neunten aber änderte er sich, so, daß man gezwungen war, anstatt an die Westseite von Spitzbergen zu gelangen, welches der gewöhnliche Weg aller holländischen und andern diese Gegenden befahrenden Schiffe ist, an der Ostseite dieser Insel zu bleiben. Nach einigen Tagen befand sich das Schiff ganz nahe bey einer dieser Inseln, die den Namen Ost-Spitzbergen hat, und im Rußischen Maloybrouw. Als sie mit dem Schiffe dieser Insel ohngefähr auf drey Werste, das ist etwa zwo englische Meilen, nahe gekommen waren, wurde es plötzlich mit Eis besetzt, und kam hierdurch in einen sehr gefährlichen Zustand. Man überlegte, wie man sich werde helfen können, und bey dieser Gelegenheit sagte der Steuermann Alexis Hunkof: er erinnere sich, gehört zu haben, daß einmal einige Leute von Mesen

sich entschlossen, auf dieser Insel zu überwintern, und zu dem Ende Bauholz von da mit sich genommen, und wirklich eine Hütte nicht weit vom Ufer aufgebauet hätten.

Diese Nachricht bewegte die ganze Gesellschaft zu dem Entschlusse, daß sie ebenfalls den Winter da abwarten wollten, im Falle nemlich die Hütte, wie sie hofften, noch vorhanden sey: denn ihre Umstände waren so, daß sie unvermeidlich umkommen musten, wenn sie auf dem Schiffe blieben. Es wurde also beschlossen, vier Mann abzuschiffen, die Hütte aufzusuchen, oder vielleicht ein anderes Mittel zu finden, durch welches sie zu retten wären. Diese aber waren **Alexis Hunkof**, dessen Vetter **Iwan Hunkof**, **Stephen Scharapof**, und **Fedor Weregin**.

Da das Land, an welches sie treten wollten, unbewohnt war, so musten sie sich freylich mit einigem Vorrath versehen. Sie hatten fast zwo englische Meilen über bewegliche Eisschollen zu gehen, die von den Wellen in die Höhe gehoben, und vom Winde gegen einander getrieben wurden; hierdurch wurde der Weg so mühsam als gefährlich, und es war die Ursache, warum sie sich nicht mit zu grosser Last beladen durften, wenn sie nicht in Gefahr gerathen wollten, auf dem Eise zu glitschen, und ins Meer zu fallen.

Weil sie dieses überlegt hatten, nahmen sie weiter nichts mit sich, als eine Flinte, ein Pulverhorn mit zwölf Schuß Pulver, eben so viel Kugeln, eine Axt, einen kleinen Kessel, einen Beutel mit Mehl, ein Messer, eine Zunderbüchse mit Zunder, eine Blase mit Tobak, und ein jeder seine hölzerne Pfeife. So ausgerüstet gelangten diese Matrosen

trosen bald ans Land, unbesorgt wegen des Schiksals, das ihrer erwartete.

Sie durchstrichen das Land, und fanden die Hütte sehr bald, die sie suchten, ohngefähr anderthalb englische Meilen vom Ufer. Sie war 36 Fuß lang, 18 hoch, und eben so breit. Inwendig bestand sie aus einem kleinen Vorgemach, ohngefähr 12 Fuß lang, das zwo Thüren hatte, deren eine nach aussen, die andere aber nach dem inwendigen Zimmer ging. Dieses trug viel dazu bey, daß sich das grosse Zimmer länger warm hielt, wenn es einmal geheitzt war. In der grössern Kammer war ein irdener Ofen nach rußischer Weise, das heißt, ohne Schorstein, welcher zugleich zum Bakken, zum Erwärmen der Zimmer, und in sehr kaltem Wetter auch wohl zur Schlafstelle bey den rußischen Bauren dient.

Da einer Stube mit einem Ofen ohne Schornstein Erwähnung geschehen ist, so müssen sich die Leser erinnern, daß die Häuser der geringern Klasse von Menschen in Rußland selten anders gebauet sind. Wenn in diesen Oefen Feuer angelegt wird, so ist natürlicher Weise das ganze Zimmer voll Rauch, und diesen auszulassen, pflegt man die Thür, und drey oder vier Fenster zu öffnen. Diese Fenster sind ohngefähr einen Fuß hoch, und sechs Zoll breit; sie sind in das Holz geschnitten, woraus das Haus gebauet ist; mit Hülfe von Schiebebrettern können sie ganz dicht verschlossen werden. Wenn nun im Ofen Feuer ist, so kömmt der Rauch niemals weiter herunter, als bis in die Höhe der Fenster: denn so bald er mit diesen gleich steht, zieht er entweder durch die Fenster oder durch die Thür hinaus, je

nachdem der Wind von einer andern Seite kommt. Weil die Fenster nun immer etwas hoch angebracht sind, so können die Leute im Zimmer seyn, ohne grosse Beschwerde vom Rauche zu haben. Man kann leicht denken, daß das Zimmer von den Fenstern bis zur Dekke so schwarz sey wie Ebenholz, aber unterhalb der Fenster bis nach dem Fußboden bemerkt man keine beträchtliche Veränderung der Farbe des Holzes.

Die Kundschafter waren sehr erfreut, die Hütte gefunden zu haben, obwohl sie seit der ziemlich langen Zeit, daß sie gebaut war, viel vom Wetter gelitten hatte, und sie versuchten eine Nacht darin zuzubringen. Früh am folgenden Morgen eilten sie nach dem Ufer zu, voller Ungeduld, die Schiffsgesellschaft von dem glüklichen Erfolge ihrer Expedition zu unterrichten, und Anstalt zu machen, daß der nöthige Vorrath zu ihrer Ueberwinterung von dem Schiffe herabgeschaft werden möge.

Man kann es dem Leser überlassen, sich das Erstaunen und den Schrekken dieser armen Leute vorzustellen, als sie bey ihrer Ankunft an dem Landungsplatz nichts sahen, als die offne See, die von allem Eise befreyet war, das sie am Tage vorher bedekte. Ein starker Wind, der die Nacht über geweht hatte, war die Ursach dieser Erscheinung. Doch wusten sie nicht, ob das Schiff von dem Eise, das es vorher umgab, zerdrükt worden, oder ob ein Strom (die in diesem Meere nichts seltenes sind) es in die See getrieben. Was aber auch dem Schiffe zugestossen seyn mag, so sahen sie nie etwas davon wieder: und da man auch niemals wieder Nachrichten davon erhalten, so ists sehr wahrscheinlich,

daß

daß das Schiff untergegangen, und alle Personen am Bord umgekommen seyn müssen.

Als diese unglüklichen Leute sich hiedurch aller Hoffnung beraubt sahen, jemals von diesem elenden Wohnplatze erlöset zu werden, kehrten sie nach der Hütte voll Bekümmerniß und Traurigkeit zurük.

Das erste, worauf sie bedacht waren, war, wie man leicht denken wird, Mittel auszusinnen, ihren Unterhalt zu finden, und ihre Hütte auszubessern. Die zwölf Schüsse Pulver, die sie hatten, verschafften ihnen nachgerade eben so viel Rennthiere, die glüklicher Weise in ziemlicher Menge auf dieser Insel sind. In der Hütte fanden sich viele Ritzen zwischen den Brettern, wodurch die Luft eindringen konnte; diesem Fehler halfen sie durch ihre Art bald ab: denn, da das Holz noch gut war (welches sich in den kalten Gegenden überhaupt länger hält, und von Würmern nicht leidet) so konnten sie es leicht zwingen, daß die Bretter einigermaßen an einander schlossen, und die übrigen Oeffnungen stopften sie mit Moos zu, womit die ganze Insel wie bedekt ist. Diese Arbeiten waren den guten Leuten weniger fremd und beschwerlich, da sie Russen waren, denn es ist bekannt, daß alle rußische Bauern sich aufs Zimmern verstehn, und ihre Häuser selbst bauen.

Die strenge Kälte, welche macht, daß nur wenige Arten Thiere in diesen Gegenden leben können, ist auch dem Fortkommen der Gewächse hinderlich. Kein Baum, ja kein Busch ist auf allen Inseln von Spitzbergen zu finden. Dieses war ein schlimmer Umstand für diese unglüklichen

Leute, denn ohne Feuer konnten sie in der strengen Witterung nicht ausdauren, und ohne Holz konnten sie kein Feuer haben. Doch hat es die für alles sorgende Vorsehung so geordnet, daß in diesem Stükke die See das ersetzt, was dem Lande fehlt. Als sie am Ufer umher gingen, fanden sie so viel Holz, als zu ihrem Bedürfniß hinreichte, zuweilen Schiffstrümmer, manchmal ganze Bäume mit Wurzeln, (die Frucht eines mildern Himmelsstrichs) welches von den Wellen in allen nördlichen Gegenden häufig ans Land geworfen wird, wie man aus den Beschreibungen der Reisen in diese Länder weis.

Nichts wurde diesen Leuten während des ersten Jahrs ihres Aufenthalts nützlicher, als einige Bretter, daran sich ein grosser eiserner Haken fand, und einige grosse Nägel, von 5 bis 6 Zoll lang, und verhältnißmäßig dik, nebst einigen andern Stükken Eisen; vermuthlich der Ueberrest eines in diesen Gegenden untergangenen Schiffs. Diese Stükke fanden sie zu einer Zeit am Ufer, da der Mangel an Pulver sie fürchten ließ, sie würden dem Hunger zum Raube werden, weil die Rennthiere, die sie geschossen hatten, beynahe verzehrt waren. Dieser glükliche Vorfall war noch mit einem andern begleitet, sie fanden am Ufer eine Wurzel von einer Tanne, die der Gestalt eines Bogens ziemlich nahe kam. Die Nothwendigkeit, die Mutter der Erfindung, lehrte sie, diese Wurzel mit Hülfe ihres Messers zu einem Bogen zu bilden, der ihnen gut gerieth. Aber nun fehlte es an einer Sehne und an Pfeilen. Hierzu aber wußten sie nicht zu rathen; sie entschlossen sich also vor der Hand nur ein paar Lanzen zu machen, womit sie sich gegen die Wuth der weissen Bären vertheidigen könnten, welches die

grau

grausamsten ihrer Art sind, und vor welchen sie grosse Ursach hatten, sich zu fürchten.

Sie fanden, daß sie die Spitze weder an den Lanzen noch an den Pfeilen ohne Hülfe eines Hammers machen könnten, und versuchten deswegen aus dem vorerwähnten grossen Haken einen zu verfertigen. Sie glüheten ihn, erweiterten das Loch, das sich von ohngefähr in der Mitte fand, mit Hülfe des grösten erwähnten Nagels, worin sie hernach den Stiel befestigten, und ein runder Knopf an der einen Seite des Hakens diente zum Kopf des Hammers. Ein grosser Kiesel diente für dem Ambos, und ein paar Rennthierhörner brauchten sie statt der Zange. Mit Hülfe dieser Werkzeuge brachten sie ein paar Spitzen zu Speeren hervor, schärften sie auf Steinen, und banden sie so fest als möglich, mit Riemen von Rennthierhäuten an Stecken, ohngefähr eines Mannsarms dik, die von Zweigen ans Ufer geworfener Bäume genommen waren.

Mit diesen Waffen entschlossen sie sich, einen weissen Bären anzugreifen, welchen sie auch nach einem hartnäkkigen und sehr gefährlichem Widerstande erlegten, und dadurch ihre Lebensmittel vermehrten. Das Fleisch davon fanden sie sehr schön, und am Geschmak fast wie Rindfleisch. Die Sehnen liessen sich ohne Mühe spalten, so fein, als man wollte; und dieses war ohne Zweifel die glüklichste Entdekkung, die sie hätten machen können; denn ausser dem Nutzen, welchen sie daraus zogen, und wovon nachher Erwähnung geschehen wird, diente es ihnen auch zur Schnur für den Bogen.

Der glükliche Fortgang dieser Unternehmung munterte sie auf, mehr zu versuchen. Sie schmiedeten kleine Stükgen Eisen zu Pfeilspitzgen zurecht, und nachdem sie scharf gemacht waren, banden sie solche mit den Sehnen vom Bären an Stükchen Tannenholz, woran sie ebenfalls, aber mit feinen Bärensehnen, Federn von Seevögeln befestigten. Auf diese Art waren sie nunmehro mit vollständigem Pfeil und Bogen versehen, mit welchen sie über Erwartung glüklich waren: denn sie haben in der ganzen Zeit ihres Aufenthalts auf dieser Insel nicht weniger als 250 Rennthiere, und eine grosse Anzahl blaue und weisse Füchse erlegt, deren Fleisch ihnen ebenfalls zur Nahrung, und die Bälge zur Kleidung und anderm Gebrauch gegen die Kälte eines Landes dient, das dem Pole so nahe ist.

Weisse Bären haben sie aber in der ganzen Zeit nur zehn getödtet, und zwar mit äusserster Gefahr: denn sie haben ausnehmende Stärke, und vertheidigen sich mit erstaunlicher Heftigkeit und Wuth. Den ersten griffen sie vorsetzlich an, die übrigen neune aber erlegten sie in der Gegenwehr: denn die Bären gingen zuweilen auf sie los, obwohl sie sich niemals einzeln weit von der Hütte entfernten, und einige dieser Thiere wagten sich so gar in die erste Kammer der Hütte, um die unglüklichen Menschen zu fressen.

Doch zeigten nicht alle Bären gleiche Unerschrokkenheit und Muth, vielleicht wenn sie weniger vom Hunger geplagt, oder überhaupt nicht so gefräßig waren. Zuweilen flohen sie, so bald die Leute auf sie losgiengen. Dennoch aber standen diese armen Schiffer in beständigen Sorgen und Angst, einmal eine Beute dieser grausamen Thiere zu werden.

Man

Digitized by Google

Man sieht niemals gleich Anfangs alle Wege, durch die man sich helfen kann: aber die Nothwendigkeit macht erfinderisch, und bringt eine Sache bald zu einem Grade von Vollkommenheit, den man ohne sie nicht leicht würde erreicht haben. Die vier Schiffer haben die Wahrheit dieser Beobachtung vielmal bestätigt. Sie waren eine lange Zeit hindurch gezwungen, das Fleisch fast roh zu essen, und ohne Brod und Salz, weil sie es nicht hatten. Die schwere Kälte und der Mangel am nöthigen Geräthe hatten sie gehindert, ihre Speisen gehörig zuzubereiten. Der einzige Ofen in der Hütte war auf rußische Weise gemacht, und sah daher mehr einem Bakofen ähnlich, war also nicht geschikt, etwas darin zu kochen. Mit Holze waren sie auch nicht hinlänglich versehen, um zwey Feuer zu unterhalten: denn, wenn sie die Speisen ausserhalb der Hütte hätten zubereiten wollen, so würde dem ohngeachtet auch in derselben Feuer nöthig gewesen seyn, um Wärme zu haben. Eine andere Ursach, die sie abhielt in der freyen Luft zu kochen, war die Furcht vor den Angriffen der weissen Bären. Auch würde dieses, wenn es ja zu einer Jahrszeit thunlich gewesen wäre, in den übrigen unmöglich gewesen seyn, theils der grossen Kälte, theils des Schnees und Regens wegen, welche hier, jedes zu seiner Zeit, lange anzuhalten pflegen.

Sie halfen der unangenehmen Nothwendigkeit, ihr Fleisch halb roh essen zu müssen, in der Folge einigermaßen dadurch ab, daß sie in den Sommermonaten einen Vorrath in der freyen Luft dörreten, den sie hernach oben in die Hütte hingen, welche erwähntermaßen, bis auf die Fenster herab, immer mit Rauch angefüllt war, der es vollends austroknete. Des auf diese Weise zubereiteten Fleisches, be-

 dienten

dienten sie sich statt des Brods, und das frische würde ihnen dadurch wieder desto angenehmer. Sie fuhren mit diesen Handgriffen nachmals immer fort, so lange sie auf der Insel blieben, und hatten dadurch beständigen Vorrath. Ihr einziges Getränk war im Sommer das Wasser, das in geringer Menge von den Felsen herabfloß, im Winter aber, was sie aus Schnee und Eise aufthaueten; und das einzige Geschirr, dessen sie sich hiezu bedienen konnten, war der kleine Kessel.

Man weis, wieviel die Seefahrenden vom Scorbut auszustehen haben, und daß dieses Uebel desto mehr Stärke habe, je mehr man den Polen sich nähert. Diese unglüklichen Schiffer sahen wohl, daß es ihnen an den nöthigen Mitteln fehlen würde, von dieser Krankheit geheilt zu werden; sie waren daher bedacht, diese Krankheit durch ihre Lebensart zu verhüten. Iwan Hunkof, einer von den Insulanern, der schon mehrmals an der Küste von West-Spitzbergen überwintert hatte, gab seinen Gefährten den Rath, rohes hart gefrornes Fleisch in kleine Stükke zu brechen, und niederzuschlukken, hiernächst warmes Rennthierblut, so wie es aus den Adern flösse, zu trinken, sich so viel Bewegung zu machen, als möglich, und Löffelkraut zu essen, welches auf der Insel, aber etwas sparsam, wuchs.

Es ist wohl nicht ausgemacht, ob gefrornes rohes Fleisch, und warmes Rennthierblut gegen diese Krankheit etwas vermögen, aber das Löffelkraut und Bewegung sind von bekannter Wirksamkeit, nicht nur gegen die Anlage zu diesem Uebel, sondern auch selbst da, wo es schon ausgebrochen ist. Dem sey aber, wie ihm wolle, geschienen

hatte

hatte es, daß diese Mittel sich durch Erfahrung diesmal bewährt erwiesen, denn, die drey von der Gesellschaft, welche den obigen Regeln nachlebten, blieben vollkommen frey, dahingegen der vierte, *Fedor Weregin*, der von Natur träge war, kein Rennthierblut trinken wollte, und die Hütte nicht verließ, wenn er es vermeiden konnte, bald nach ihrer Ankunft vom Scorbut angegriffen wurde, und zwar nachgerade sehr schlimm; er brachte sechs Jahre in einem höchstelenden Zustande hin, und in der letzten Zeit wurde er so schwach, daß er nicht aufrecht sitzen, und nicht einmal die Hand zum Munde bringen konnte, so daß seine mitleidigen Gesellschafter ihn bis an seinen Tod füttern, warten, und behandeln musten, wie ein neugebohrnes Kind.

(Die *Fortsetzung* folgt künftig.)

Die Macht einer frommen Vaterthräne.

Ein Vater, welcher es zu seiner grösten Pflicht gemacht hatte, den ehrwürdigen Vaternamen nicht umsonst zu führen, wollte itzt seinen einzigen Sohn in die Fremde schikken. Alles, was zur Ausbildung der guten Anlagen und Fähigkeiten, die dieser junge Mensch hatte, nur immer beytragen konnte, war auf ihn verwandt: allein seine bisher geäusserte Gesinnungen und Lebensart, liessen dem Vater wenig Aussichten übrig, daß er einmal seines Alters Freude werden würde.

Jetzt war sie da, die für einen Vater so bedenkliche Stunde, daß sein Sohn sich aus seinen Augen entfernen, und unter eine Menge guter und böser Menschen treten sollte. Ganz durchdrungen vom Anblik der Gefahr, welcher sein Sohn entgegen ging, sammlete der Vater, alles was in dem Innersten seiner Seelen von Ernst und Güte aufzubieten war, den Liebling seines Herzens zu unterrichten, zu warnen, zu bitten, und einen tiefen Eindruk auf sein Gemüth zu machen, der lange darin bleiben sollte.

In diesem Aufruhr väterlicher Empfindungen und Zärtlichkeiten entfiel dem Greise eine fromme Thräne. Der Sohn, welcher seinen Vater noch nie weinen gesehen, ward beym Anblik dieser Thräne aufmerksamer, als er bey allen seinen väterlichen Ermahnungen gewesen, und fragte den Vater: **Woher diese Thräne?**

Mein Sohn, sprach der Vater, dies ist eine fromme Vaterthräne, welche die Macht der empfindsamsten Zärtlichkeit,

lichkeit, welcher meine Seele nur fähig ist, nur ausgepresset hat. — Es ist eine Vaterthräne, die dir itzt noch Segen zuweint. — Es ist eine Vaterthräne, mit welcher ich die Seufzer begleite, welche itzt aus dem Innersten meiner Seelen zum Thron göttlicher Erbarmung aufsteigen. — Aber — hier sah er den Sohn mit bedenklicher Mine, aus welcher Wehmuth und Liebe strahlte, an — mit dieser vielbedeutenden Mine sprach er: Aber mein Sohn, willst du auch wohl haben, daß diese Vaterthräne dich auf der Welt verfolgen, und künftig vor Gottes Gericht verklagen soll? — —

Unmöglich war es dem Jünglinge hier kalt zu bleiben. Er hatte noch zu viel feines Gefühl, als daß er dies mit Gleichmuth hätte anhören können. — Hingerissen von Empfindung der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen einen so guten Vater, in vollem Aufschluß seines von kindlicher Liebe wallenden Herzens, warf er sich seinem Vater zu Füssen, netzte mit kindlichen Thränen seine wohlthätigen Hände, und that ihm die feyerlichsten Gelübde, daß er ein so gutes Vaterherz nie kränken, sondern dessen Liebe sich würdig zu machen suchen wollte. —

Er reisete — und zärtliche Blikke des Vaters beteten seinem Sohne Segenswünsche nach, und wehmüthiges Flehen vor Gott suchte den Beystand von oben, der seinem Sohne so nöthig war.

Bald erhielt der Vater Briefe von seinem Sohn, und er erkannte noch unauslöschliche Spuren von der letzten Unterredung in denselben. Nachrichten, die von den Lehrern seines Sohnes einliefen, erleichterten öfters die unwidertreibliche bange Ahndung, die oft seine Seele empfand,

pfand. Er hielt an mit Bitten, und ertheilte Rath; suchte das Herz seines Sohnes von den empfindlichsten Seiten anzugreifen, um es vor Abweichung vom Wege der Wahrheit und Tugend zu bewahren.

Aber — dürfte ich itzt doch nicht weiter erzählen — jugendlicher Leichtsinn, böse Gesellschaften, sich aufdringende Gelegenheiten hatten zu starke Macht über das noch unbefestigte Herz dieses Jünglings. — Nicht auf einmal, — durch wiederholte Versuche geringscheinender Abweichung erlosch nach und nach der Eindruk, den der Abschied von seinem Vater auf sein fühlbares Herz gemacht hatte; es ward weniger fühlbar, es ward fühllos; es verwandelte die erst furchtsamen Schritte auf dem Wege der Laster in freche Riesenschritte. Gott war hinter ihm, das Verderben vor ihm; seine Augen aber so blind, daß er es nicht sahe, da er schon am Rande desselben stand. Taumelnd wälzte er sich einem Abgrunde entgegen, und sein Herz war ihm oft viel zu ungetreu, als daß es ihn von demselben hätte zurükbeben sollen.

Ein heitrer Sommerabend lokte ihn und eine ganze Gesellschaft aus der Stadt, um, wie es denn so heissen sollte, auf einige Stunden die Landfreuden zu geniessen. — Unschuldiges Vergnügen, — aber wie lange dauerte es? Bald — nur zu bald entwich die Unschuld diesem Vergnügen, Unmäßigkeit öffnete der Wildheit die Bahn, und diese — doch weg mit weiterer Schilderung! — es entspann sich in der Gesellschaft Eifersucht, diese reizte unsern Jüngling zum unedlen Meuchelmorde. — Er war gerüstet, und im Begriff, die schärzeste That des Bösewichts auszuführen, als — Dank sey es dem Gebieter auch der Bösewichter! — als

als die Worte des ihn segnenden Vaters: Willst du wohl haben, daß diese Thräne dich auf der Welt verfolgen, und vor Gottes Gericht verklagen soll? den Abgrund seines Herzens erschütterten, die gestählte Brust zerrissen, Schaudern durch die Seele tobten, so, — daß er das Mordmesser aus seiner Hand warf, — sich aufmachte, und zu seinem Vater ging.

Sag's nicht nach, Begleiter seiner Rükkehr! was sein Herz auf diesem Wege zum Vater empfand, — du, der du sein Führer seyn solltest, und es zu deiner Schande und seinem Unglük warest. — Sag es aber nach, was der Vater empfand, als er die Macht seiner frommen Vaterthräne in den Wirkungen zur Besserung seines Sohnes sahe. Sag es nach, wie herzlich der Vater dem Sohn vergeben, und wie schön der zurechtgebrachte Sohn dem Vater die Vaterthränen abgewischet hat. — Was weiter von dir zu sagen ist, möge ewige Nacht bedekken. — Doch — Magna non latitant mala. SENECA.

G...

An=

Anzeige.

Da ich mich entschlossen habe, meine herauszugebende Schriften anders nicht mehr, als unter meinen Augen drukken zu lassen, und es sich nicht fügen wollte, einen Verleger zu finden, der mir diese Bedingung zugestanden hätte, so schlage ich hier meinen Freunden und Gönnern eine Subscription auf vermischte medicinische Schriften vor, deren erster Theil zum Druk fertig liegt.

Gelegenheitliche Aufsätze, Leichenöfnungen, merkwürdige praktische und chirurgische Beobachtungen, Versuche mit neuen Arzneymitteln, medicinische Polizey und Statistik, gerichtliche Arzneywissenschaft, werden die Rubriken dieser Schriften ausmachen.

Der erste Theil wird etwa ein halbes Alphabet betragen, und soll auf die Ostermesse 1781. geliefert werden. Druk und Papier werden sauber, und das Format klein Octav seyn. Der Subscriptionspreis ist 12 ggr., und nimmt in Berlin der Herr D. Bloch darauf Subscription an. Auf zehen Exemplare wird das 11te ohnentgeltlich zugestanden.

Von dem Beyfall, den der erste Theil erhalten wird, soll es abhängen, ob mehrere nachfolgen werden.

Königsberg, den 19ten October. 1780.

Metzger.
d. A. W. D. u. P. rc.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

189ste Woche.

Allgemeine Betrachtung über die Fische.

Nichts ist prächtiger, als die ungeheure Menge Wassers, dessen Oberfläche weit mehr Raum einnimmt, als die Oberfläche der Erde, und welches insgemein der Ocean genennet wird. Es ist majestätisch in seiner Ruhe, und schreklich in seiner Wuth; es bringt unsere Einbildungskraft in Verwirrung, und bezaubert sie. Welches Vergnügen müste nicht ein Mensch empfinden, der im Schlafe weit von der Küste aufs Meer gebracht würde, und in einer schönen Nacht den Ocean zum erstenmal betrachtete! Seine erste Empfindung würde, wenn er so zwischen dem unendlichen Raum des Himmels, und der ungeheuern Tiefe des Abgrunds schwebete, Entsetzen seyn. Die allgemeine Stille um ihn her würde ihn nicht beruhigen; sein Auge würde flüchtig an dem äusserſten Ende des Horizonts die Wellen aufsuchen, welche sich ganz langsam auf ihn zu wälzen, und vor seinen Füssen zerschlagen. Er würde endlich ruhiger werden, und mit Vergnügen sehen, wie kleine Stükchen von beweglichem Kristall das Licht zurük werfen, und die Pracht des Firmaments erhöhen. — Aber welch ein Schrekken würde seine Sinne betäuben, wenn auf einmal die Winde anfiengen, wider ihn zu rasen; wenn er den Himmel mit einem dikken Schleyer verhüllet

sähe, welchen die Blitze alle Augenblikke zertheilten; wenn er bey ihrem Lichte nichts als schäumende Gebürge von einem entsetzlichen Umfange erblikte, — wenn er ein dumpfiges Gebrülle wahrnähme, welches sich bis in die innersten Winkel des Schiffes erstrekte, — den Wind die Segel aufschwellen, und den Mast durch seine Gewalt beugen, krümmen, und am Ende brechen sähe.

Majestätisch ist das Meer, wenn wir seine Oberfläche betrachten; aber weit mehr ist es noch sein Abgrund. Hier entdekt man neue Wunder, die uns in Erstaunen setzen. Hier findet man Höhen, Thäler, Ebenen, steile Klippen, und allerley Landschaften. Die Inseln sind nichts anders, als Gipfel ungeheurer Gebürge, zwischen welchen sich zuweilen reissende Ströme befinden, welche sich den allgemeinen Gesetzen der Bewegung zu entziehen scheinen; manche halten ihre Richtung genau, manche gehen wieder zurük, und bleiben allezeit in ihren Grenzen, welche eben so unveränderlich sind, als die Ufer der Flüsse auf dem festen Lande. Da findet man stürmende Gegenden, wo die rasenden Winde beständig Ungewitter erregen, wo das Meer und der Himmel, welche gleich stark bewegt werden, aneinander zu stossen, und sich zu vermischen scheinen. Da sieht man innerliche Bewegungen, Aufwallungen, Wasserhosen, und andere ausserordentliche Bewegungen, die von unterseischen Feuerbehältern herkommen, deren bedekte Mündungen aus dem Schooße des Wassers, Feuer speyen, und einen entsetzlichen Dampf von Wasser, Schwefel und Harz bis an die Wolken empor treiben. In einer andern Gegend siehet man Wasserwirbel, denen man sich nicht nähern darf, und welche die Schiffe an sich zu ziehen scheinen, um sie zu verschlingen. Wieder in einer andern siehet man das Meer beständig ruhig und stille, a) welches

a) Die Windstille auf dem äthiopischen Meere.

welches aber deswegen nicht weniger gefährlich ist: die Winde haben allda ihre Herrschaft niemals ausgeübet, die Kunst der Schiffleute wird unnütze, man muß stehen bleiben und umkommen. Wenn ich meine Augen gegen die beyden Pole der Erdkugel wende, so sehe ich eine erstaunende Menge Eis, welches schwimmenden Gebürgen gleichet, und in gemäßigteren Gegenden schmelzet. Dies sind die vornehmsten Gegenstände, die uns das weite Reich der Meere darbietet. Myriaden Einwohner von verschiedenen Gattungen bevölkern diese Gegenden von ungeheuerm Umfange. Einige derselben sind mit dichten Schuppen bedekt, und durchwandern mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit verschiedene Gegenden; andre sind mit einer dichten Schaale beschwert, schleppen sich mühsam fort, und lassen die Spuren ihres langsamen Ganges hinter sich auf dem Sande zurük; einige, welchen die Natur Floßfedern in Gestalt der Flügel gegeben hat, erheben und erhalten sich mit Hülfe derselbigen eine Zeitlang in der Luft; andere, welche gar keine Bewegung haben, hängen fest an den Klippen, wo sie wachsen und leben. Sie wissen alle in diesem Elemente ihre Nahrung zu finden. Im Grunde des Meeres kommen Pflanzen und Moos im Uberfluß hervor, und auch Gewächse von ganz besonderer Art. Wenn wir der Natur in ihren Wirkungen nachspühren, so zeigt sie uns beynahe beständig einerley Sachen, aber sie stellet sie uns aus verschiedenen Gesichtspunkten vor. Wir müssen uns gewöhnen, bey den Fischen Organen zu sehen, die ohngefähr eben so beschaffen sind, wie wir sie bey den Menschen, den vierfüßigen Thieren, und den Vögeln betrachten, die aber auf eine Art gebauet sind, davon wir bey andern Thieren kein Beyspiel finden. Besonders müssen die Werkzeuge des Athemholens in Ansehung ihres Baues

ganz von ihnen abgehen. Wir leben in der Luft, und hauchen sie unmittelbar ein. Dieses Element muß eben so viel auf die Fische, als auf die andern Thiere wirken, wenn sie fortdauern sollen: aber es kann erst durch Hülfe des Wassers zu ihnen gelangen. Die Fischohren, welche eigentlich das bey diesen Thieren sind, was bey andern die Lunge ist, musten also auf eine Art gebauet seyn, daß die zum Leben nöthige Luft dadurch aus dem Wasser herausgezogen werden konnte. Welche Feinheit findet man nicht in der Organisation der Theile, welche das ihrige zum Ein- und Ausathmen der Luft beytragen! In einigen besondern Artikeln werden wir diesen wunderbaren Bau auseinander setzen, und man wird sehen, daß die Natur, welche alle Wesen nach einem allgemeinen Modell gebildet hat, und wovon man die Züge in allen Klassen und Arten findet, eben so wunderbar durch die unendliche Verschiedenheit bey allen Geschlechtern der Thiere sey, als wenn die erschaffenen Wesen weder in ihrer äusserlichen Gestalt, noch in ihrem innern organischen Bau ein wesentliches Verhältniß untereinander hätten.

An den Fischen, die eben aus dem Wasser gekommen sind, bemerkt man eine sehr lebhafte und in die Augen fallende Farbe; die Wirkung einer silberfarbigen Materie, mit welcher sie überzogen sind. Kein Firniß ist so glänzend. Eben diese Materie verursacht die Verschiedenheit der Farben; von ihr allein werden sie zusammen gesetzt, und durch sie allein entsteht diese reizende Abwechslung. Eine Farbe, die z. B. nur röthlich gelb scheinen würde, ist durch Hülfe dieser Materie eine wahre Goldfarbe. In einigen Fabriken wird die Natur auch in diesem Stükke nachgeahmt,

Digitized by Google

geahmt, und hieraus können wir die Verschiedenheiten dieser Farben noch leichter begreifen. Es ist bekannt, daß die goldenen Ledertapeten, nichts anders, als versilbertes Leder sind, worüber ein röthlicher Firniß gezogen wird, durch welchen das Silber, wie Gold scheint. Eben so ist es auch bey den Fischen, nur in einer entgegen gesetzten Ordnung: die Blutfarbe wird, wenn sie durch die silberfarbige Materie scheint, eine Goldfarbe. Wenn die Häute über den zarten Gefässen, welche das Gewebe der Schuppen bilden, dicht sind, dann haben diese kleinen Gefässe eine blaue Farbe, wie unsere Adern, und der Fisch scheinet glänzend blau. Es wäre zu weitläuftig, wenn wir von allen Farben und von ihren feinen Schattirungen reden wollten. Man kann aber versichert seyn, daß die Lebhaftigkeit dieser Farben von jener silberfarbigen Materie herkomme, womit die Fische, unter und über den Schuppen bedekt sind. Aber diese Farbe verliert sich bald, wenn die Fische aus dem Wasser gezogen werden, und wenn sie ersterben, wird sie noch schwächer. —

Nach einer deutlichern und weniger Schwierigkeiten unterworfenen Methode, als die Methode der mehresten Systematiker ist, wollen wir die Fische geradezu in Fische der süssen Wasser, und in Seefische eintheilen. Wir wollen von den bekanntern und nützlichern anfangen, und dann auf die Seefische und Meerwunder kommen. Wir werden erstlich die Gegenstände beschreiben, die uns vor Augen sind, und unvermerkt zu den entfernteren fortschreiten: vorher müssen wir jedoch noch etwas von dem organischen Bau der Thiere reden, die wir beschreiben wollen.

Ob wir gleich nicht die Klaßifikation der Gelehrten bey den Fischen zum Grunde legen werden, so müssen wi doch die Namen erklären, die sie verschiedenen Gattun gen derselben beygelegt. Diese sind um so mehr zu wisse nöthig, da man sonst ausser Stande ist, die Werke, die vo den Fischen handeln, zu lesen und zu verstehen. Wir wol len also vorher einen deutlichen Begriff geben, was wir un ter Fische überhaupt verstehen.

Fisch, im eigentlichen Verstande ((Piscis) ist ein blu reiches Thier, das beständig im Wasser lebet, welche keine Füsse, aber Floßfedern hat. Er ist mit Schuppe oder mit einer glatten Haut ohne Haare bedekt, athm entweder durch die Lungen, oder durch die Kiehmen, (Fisc ohren), und hat nur eine Herzkammer. Man kann d Fische aus verschiednen Gesichtspunkten betrachten, entw der nach ihrer unendlichen Verschiedenheit in gesalzene und süssem Wasser, oder nach ihrem organischen Bau, od auch nach dem sehr grossen Nutzen, den sie in den Kü sten und Handwerken haben.

Die Wasserthiere werden eingetheilt in wallfischar ge, weich- und hartschalige, Knorpel- und Grätfisch Diese leztern sind die eigentlich so genannten Fische, w che die Fische der süssen Wasser ausmachen. Diejenig Seefische, welche sich in dem Sande und an den Kl pen aufhalten, werden Steinfische genennet. Der N me wallfischartig wird überhaupt allen Seethieren von u geheurer Grösse beygelegt: es ist aber besser, wenn n die Bedeutung dieses Worts auf die grossen Seefische ei schränken, welche Junge werfen, sie säugen, wie der gro Wallfisch, der Delphin 2c. Plagiures werden diese Fis

au

auch deswegen genennet, weil sie sich beständig in der offenbaren See aufhalten. Ihre Wohnung ist in der Mitte des Oceans. Sie halten sich beständig von dem Ufer entfernt, wo sie aus Mangel des Wassers stranden würden; welches ihnen doch zuweilen begegnet, wenn sie die Fische allzuhitzig verfolgen; sie bleiben alsdann auf dem Sande sitzen, wo sie in kurzer Zeit sterben. Sie schwimmen ganz lange in der offenbaren See, und gehen niemals aus eigenem Antrieb und ohne Gefahr ihres Lebens gegen die Küsten: hieher gehören diejenigen, welche sprudeln, nemlich die verschiedenen Wallfische. Die wallfischartigen Fische haben einen nakkenden länglichten Körper, und fleischerne Floßfedern; sie sind, wie die vierfüßigen Thiere, mit zwo Herzkammern versehen, und athmen durch die Lunge. Sie gleichen ihnen auch in der Struktur aller innern Theile.

Unter den weichschalichten versteht man Thiere, welche mit einer Rinde, die zwar an und für sich hart, aber in Vergleichung mit den festen Schuppen und den Muscheln der hartschalichten weich ist, bedekt sind. Zu den weichschalichten rechnet man alle Arten von Krebsen rc. Diese Art von Thieren hat kein eigentliches Blut, und auch kein Bein: man bemerket an ihnen einen Kopf, einen Magen, einen Bauch und andere Eingeweide. Der Kopf und der Bauch dieser Thiere sind unbeweglich, und unterscheiden sich nicht von dem ganzen Körper; jener ist mit zwey kleinen Hörnern bewaffnet, womit sie sich wider ihre Feinde vertheidigen, und ihrem Weg nachspühren: sie haben acht Füsse, und noch zwey Glieder, welche Arme vorstellen: ihr Fleisch ist röthlicht, und mehr oder weniger schmakhaft. Sie halten sich in gesalzenen Seen, an dem Ausfluß der Flüsse,

an schlammichten Orten und in den Ritzen der Felsen auf. Das Weibchen trägt kleine rothe Eyer, die mit einer leichten Membrane überzogen, und an dem Bauche befestiget sind. Diese Eyer müssen erst nach und nach ihren Wachsthum erreichen. Alle weichschalichten ändern jährlich die Dekke, wie wir bey den Krebsen sehen werden.

Die hartschalichten sind die Austern, die Conchilien ꝛc. Die Materie, welche sie bedekt, ist kalkartig und hart, wie Stein.

Bey den knorplichten müssen die Knorpeln die Stelle der Knochen vertreten. Die Fische sind vivipares und ovipares; nemlich einige entstehen schon ganz gebildet, andere aber sind noch in Eyern eingeschlossen, woraus sie erst nach einigen Tagen hervor kommen.

Jedermann weis, daß man durch Amphibien solche Thiere verstehe, welche im Wasser und auf der Erde zugleich leben können. Man muß aber auch wissen, daß einem solchen Thiere diese beyde Elemente demohngeachtet nicht ganz gleichgültig sind; eines ist ihnen eigen, ohne welches sie nicht lange leben können, und dieses ist das Wasser. Die Amphibien kommen nur auf das Land, um ihre Nahrung zu suchen, oder einen Augenblik auszuruhen: aber sie gehen bald wieder in das Wasser.

Die Flüsse, die Bäche, die Seen und die Teiche sind mit einer Menge Fische angefüllt, welche alle, in Ansehung der Bildung, der Gestalt, der Farbe und des Geschmaks von einander unterschieden sind. Die ungeheure Tiefe des Meers enthält eine noch weit größere Anzahl. Einige sind wollicht und mit Haaren bedekt, als das Seekalb, und das

See-

Seepferd, und dies sind eigentlich keine Fische; andre haben eine sehr starke Haut, mit und ohne Haare, als der Delphin, der Seehund. Es giebt auch einige, welche mit einer Schaale bedekt sind, als die Schildkröten: andre haben so harte Dekken, wie Steine, als die Austern und alle Muschelfische; man siehet einige, welche eine Art von Rinde haben, als die Meerheuschrekke; andre sind mit Stacheln versehen, wie die Igel, und diese Spitzen dienen ihnen zur Vertheidigung wider die Fische, welche mit ihnen Krieg führen. Einige haben eine so rauhe Haut, daß man sich derselben bedienet, um Elfenbein und Holz glatt zu machen, als die Murene und der Meerwolf. Man findet auch einige, welche eine weiche Haut haben, als der Lampret, der Aal; und andere, welche ganz ohne Haut sind, und einigermassen den Austern, ausser den Schaalen gleichen: diese hängen sich an die Klippen, so, wie ein gewisser kleiner Fisch in Italien (Anivelle de mer) der einen sehr feinen Geschmak hat. Zu dieser Klasse kann man alle Arten von Polypen rechnen. Unter den Fischen, welche steinharte Schaalen haben, giebt es auch einige, welche schwimmen, als die Muschel, welche der Schiffer oder das Seegelschiff (Nautilus) genennet wird. Aber die meisten bleiben beständig im Grunde des Meers, so wie auch die Austern, und gewisse grosse Schnekken, welche nur im Grunde des Wassers und an den Klippen herum kriechen.

Die Natur hat nicht nur die äussere Hülle der Fische abwechselnd gebildet, sondern auch ihre Form unter tausend verschiedenen Gestalten vorgestellt. Einige sind platt, als die Rochen, die Scholle und der Platteis, die sich aber demohngeachtet im eigentlichen Verstande bewegen. Einige

sind vollkommen rund, andere formiren ein Vierek, oder ein Dreyek; einige sind zwar von ungeheurer Dikke, aber kaum zween Schuh lang: andere hingegen dünne, und von einer erstaunlichen Länge. Die Fische sind auch, nach Lage des Kopfes, der Floßfedern und des Schwanzes verschieden. Einige haben das Maul unten am Bauche, man siehet auch an den Fischen zwey und mehrere Floßfedern, und an manchen gar keine. Bey einigen Fischen ist der Schwanz getheilt, andere haben gerade Schwänze, wie die Vögel, einige haben einen starken und dünnen Schwanz, wie die Schweine, z. B. die Roche. Die Anordnung, die Form und die Farbe der Schuppen ist bey diesen Thieren auch sehr verschieden.

Viele halten sich nur in gewissen Meeren auf, und man findet sie nirgends, als in gewissen Gegenden. Einige nähern sich gerne dem Lande, andre kommen nur an die Klippen. Diejenigen, welche begierig nach der Speise sind, bleiben gerne im Grunde des Meeres, wo sie überflüssig Kräuter und kleine Fische finden. Es giebt auch einige, welche nach den Jahreszeiten von einem Meer in das andere ziehen, wie auf dem Lande die Zugvögel thun.

Die Wallfische bleiben im Winter in den Eismeeren von Grönland, Spitzbergen und Nova Semla. Die Heringe kommen gegen das Ende des Herbstes in unsre Meere haufenweise. Der Thon ziehet zu eben dieser Zeit von dem Ocean in das mittelländische Meer. Es giebt mit einem Worte verschiedene Arten von Zugfischen, und auch viele, welche sich beynahe beständig im Grunde des

Meeres

Meeres aufhalten, und sich nur zu gewissen Zeiten des Jahres sehen lassen, als die Makrellen, welche man nur im Monat April, May und Junius siehet. Einige Fische suchen zu gewissen Zeiten das süsse Flußwasser, und steigen sehr weit gegen das Land hinauf; von diesen kennen wir die Else (Alose), den Stör und den Salm; diese Arten von Fischen werden gewöhnlicher in den Flussen, als in dem Meere gefangen.

Die Amphibien können eine gewisse Zeit im Wasser und auf dem Lande leben: aber die eigentlich so genannten Fische sterben beynahe so bald, als sie aus dem Elemente gezogen werden, in welchem sie leben. Demohngeachtet kann man mit gehöriger Sorgfalt einige Fische ausser dem Wasser lebendig erhalten. In England und Holland hänget man die Karpfen auf feuchtem Moos in die freye Luft, wo sie so lange leben, daß man sie mit Brodkrümchen und Milch fett machen kann. b) Das Element, welches die Fische gemeiniglich bewohnen, ist mehr kalt, als warm, man sollte also glauben, daß sie nur im kalten Wasser leben konnten: man findet aber doch auch, welche in halbwarmen Quellen; denn in einigen Bächen Islands, wo das Wasser lau ist, werden vortrefliche Salme und Forellen gefangen. Eben dieses hat man auch zu Bourset bey Aachen ange-

b) Der Abt Nollet sagt, daß er diesen Versuch zweymal ohne glüklichen Erfolg gemacht habe; „aber ich konnte," sind die Worte dieses grossen Naturkündigers, „nichts gewisses daraus „schliessen, weil die Karpfen, die ich dazu brauchte, durch einen „langen Weg ermüdet, und bey dem Fahren sehr übel behandelt „wurden. Ich konnte sie nicht so weit bringen, etwas zu ver„schlukken; sie sind innerhalb vier und zwanzig Stunden gestor„ben. Sie müssen zwey bis drey Wochen leben, wenn sie fett „werden sollen."

angemerket, wo in den Bächen, die zu den Bädern gebraucht werden, verschiedene Arten von Fischen, und absonderlich Karpfen sich befinden, welche den übrigen in dieser Gegend vorgezogen werden.

Die Fische sind fast alle gegen den Kopf ein wenig zugespitzt, und diese Figur macht sie geschikt, daß sie eine flüssige Materie durchschneiden können. Der Schwanz kann sich vermöge seiner Muskeln auf allerley Arten krümmen: er ist stark und sehr biegsam; er krümmet sich von der Linken gegen die Rechte, und wenn er sich wieder gerade richtet, stößt er das Wasser hinter sich zurük; sogleich krümmet er sich wieder von der Rechten zur Linken, und durch dieses wechselsweise Anstossen rükt der Kopf und der ganze Leib viel besser vor sich, als eine Barque, welche durch Ruder, die beständig abwechselnd zur Linken und zur Rechten schlagen, fortgetrieben wird.

Von den Floßfedern.

Die Floßfedern unten am Bauche dienen dem Fische das Wasser wegzustossen, den Leib zu bewegen und stille zu stehen, wenn der Fisch sich ohne Bewegung ausstrekt. Ihr Nutzen besteht hauptsächlich darin, daß sie die Bewegung nach einer gewissen Richtung leiten, und den Körper im Gleichgewichte halten. Wenn der Fisch mit den Floßfedern an der rechten Seite spielet, und die an der linken Seite an den Leib anschliesset, so geht die ganze Bewegung gegen die linke Seite zu: so, wie ein Fahrzeug, wenn man auf der einen Seite aufhöret zu rudern, sich allezeit auf die Seite wendet, wo kein Ruder gegen

gen das Wasser gestemmet ist. Man nehme den Fischen die Floßfedern, so fällt der Rükken, welcher viel schwerer ist, als der Bauch, weil er nicht mehr im Gleichgewichte gehalten wird, auf eine Seite, oder liegt wohl ganz unten, wie es bey den todten Fischen geschiehet.

Die Anzahl der Floßfedern ist bey den Fischen nicht bestimmt; viele haben nur zwo, einige vier, andere drey, es giebt auch einige, welche gar keine haben. Die langen und schlüpfrigen Fische haben gemeiniglich nur zwo Brustflossen, als der Meeraal und der Flußaal: doch haben auch einige von dieser Gattung gar keine Floßfedern, als die Muräne und der Lampret, wenn man den fleischernen Auswuchs zu beyden Seiten des Halses gegen den Kopf keine Floßfedern nennen will. Einige Plattfische haben gar keine Floßfedern, diese schwimmen also nur auf dem Boden. Die ganz weichen Wasserthiere, als die Polypen, haben ebenfalls keine Floßfedern, aber ihre Füsse vertreten die Stelle derselben. Alle lange Fische krümmen sich, wenn sie schwimmen, bald auf diese, bald auf die andere Seite, wie die Schlangen, wenn sie auf der Erde kriechen.

Von der Blase.

Durch Hülfe einer mit Luft erfüllten Blase kann der Fisch steigen, fallen, und sich in einer gewissen Höhe des Wassers erhalten. Unter diesen Blasen ist bey verschiedenen Fischen eine grosse Mannigfaltigkeit; denn in einigen besteht sie nur in einer Höhlung, wie bey dem Aal, den Forellen, den Hechten, den Schellfischen ꝛc.: bey andern hat die Blase zwo Höhlungen, wie bey der Barbe, dem Karpfen ꝛc.: wieder

wieder bey andern hat sie drey, wie bey der Seeschleihe ꝛc. Redi versichert, daß der Goldfisch eine Blase habe, die aus vier Höhlungen bestehet. Viele Gattungen von Fischen haben gar keine Blasen; als der Taubfisch, der Lampret, der Delphin, der grosse Wallfisch, wenn man sie gleichwohl in dem Wasser fallen und steigen sieht, so geschieht dieses durch verschiedene Hülfsmittel. Sie haben Lungen, die sie mit Luft anfüllen, und sich dadurch mit dem Wasser in das Gleichgewicht setzen können, wie z. E. der Frosch. Die Amphibien schwimmen durch das Anziehen und Ausstrekken der Füsse.

Diese Blase, dieser Luftsak, der fast allen Wasserthieren so wichtig ist, befindet sich bey den meisten Fischen im Bauche, und ist gemeiniglich bey allen geformt, wie bey dem Karpfen. Jedoch was ist es nöthig, sie weiter zu beschreiben? Wer sollte wohl in seiner Kindheit nicht eine Fischblase gesprengt haben, um die Luft mit Gewalt heraus zu treiben, und durch das Zerplatzen einem Flintenschuß nachzuahmen?

Wie kann nun die Blase dem Fische die Kraft geben, alle Bewegungen im Wasser zu machen? Man muß erstlich als einen gewissen und durch die Erfahrung bestätigten Satz annehmen, daß ein Körper auf dem Wasser schwimme, wenn er nicht schwerer ist, als das Wasser, welches er einnimmt; oder, wenn er nicht schwerer ist, als das Wasser, das gleichen Raum mit ihm einnimmt. Man muß auch wissen, daß ein Körper schwerer ist, nachdem seine Theile fester aneinander liegen, oder nachdem er weniger Luft enthält; und daß er leichter ist, nachdem er mehr Zwi-

schen-

Digitized by Google

schenräumchen (Pori) hat, und also mehr Luft an sich ziehen kann. Eine gefüllte Weinflasche fällt im Wasser zu Grunde, weil die Flasche und der Wein zusammen mehr wägen, als das Wasser, welches sie einnehmen, das ist, die gefüllte Flasche wägt mehr, als das Wasser, welches sie zu beyden Seiten durch ihren Druk wegstößt. Eben diese Flasche mit Luft angefüllt, schwimmt, weil die Flasche und die Luft zusammen nicht so schwer sind, als das Wasser, dessen Stelle sie einnehmen. Ein Körper sinkt nicht im Wasser, als wenn seine Schwere eine grosse Menge von dieser flüßigen Materie aus ihrer Stelle treibet: desto tiefer gehet er in das Wasser, weil alsdenn nicht Wasser genug da ist, ihn zu erhalten. Mit einem Worte, ein jeder Körper sinket im Wasser, weil er mit dem Wasser, das seiner Schwere gleich ist, nicht mehr im Gleichgewichte stehet.

Wenn wir diese allgemeineu Säze von dem Sinken der Körper im Wasser auf die Fische insbesondre anwenden, so müste ein Fisch, dessen Körper schwerer ist, als das Wasser, welches gleichen Raum mit ihm einnimmt, allezeit zu Boden fallen, wo er nur mit Mühe fortkriechen könnte, wenn er in seinem Eingeweide kein Luftgefäß hätte, wodurch er sich an einem jeden Ort im Wasser erhalten kann. Dieser Sak bläst dem Fisch ein wenig auf, und macht ihn grösser, als er von Natur ist, ohne seine Schwere merklich zu vermehren. Er nimmt also mehr Raum ein, als er ohne diesen Luftsak einnehmen würde. Dieses sezet ihn mit dem Wasser, dessen Stelle er einnimmt, in das Gleichgewicht, und durch dieses Gleichgewicht ist der Fisch im Wasser sicherer, als wir auf der Erde. Aber darzu wird erfordert, daß seine eigene Schwere und die Schwere des Wassers

sers, das er einnimmt, beständig einerley Verhältniß gegen einander haben; ohne dieses würde der Fisch bald wider seinen Willen entweder auf die Oberfläche, oder auf den Boden des Wassers gezogen werden. Und doch kann dieses Gleichgewicht nicht lange bestehen: denn der Fisch wird schwerer, wenn er mit Speise angefüllt ist, und wenn das Wasser von der Sonne erwärmet wird, so dehnet er sich aus, und wird folglich leichter. Was mußer also für Mittel gebrauchen, wenn er in Ruhe bleiben, und kein Spiel des Wassers seyn will? Die Blase ist sein Anker, welche er nach verschiedenen Umständen erweitern, oder zusammenziehen kann; und nach dem Verhältniß der mehrern, oder wenigern Luft, womit diese angefüllt ist, theilt sie auch dem Fische mehr oder weniger Schwere mit, und hält ihn mit dem Wasser, das gleichen Raum mit ihm einnimmt, im Gleichgewichte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

190ste Woche.

Beschluß der Nachricht von vier rußischen Matrosen, die auf der wüsten Insel Ost-Spitzbergen sich lange aufgehalten haben.

Unter den Sachen, die diese Leute mit sich ans Land brachten, war ein Beutel mit Mehl: hiervon verbrauchten sie ohngefähr die Hälfte zur Speise, das übrige wurde ihnen auf andre Weise sehr nützlich. Sie fanden, daß es für ihre Verfassung, und in diesem kalten Klima sehr nöthig sey, ein beständiges Feuer zu unterhalten: denn, wenn sie es unglüklicher Weise ausgehen liessen, so fehlte es an Werkzeugen, es wieder anzufachen, weil ihnen Zunder, Lunten und Schwefel mangelte, obwohl sie Stahl und Stein hatten.

Die amerikanischen Wilden haben das bekannte Mittel, Feuer dadurch hervorzubringen, daß sie ein vierekkigtes Stük hartes Holz zwischen zwey andern Stükken von einer weichern Art reiben: sie drükken dieses zwischen den Knien, indem sie es reiben, so fest als möglich zusammen, wodurch es sich so erhitzt, daß es anfängt zu rauchen, und sich wirklich entzündet. Vermuthlich war dieser Weg den Leuten unbekannt; sie wusten aber, daß, wenn man zween trokne Stökke, einen harten und einen weichen, aneinander reibt,

Digitized by Google

der letzte sich entzünde. Denn, ausser daß die Bauern in wenigen Theilen von Rußland auf diese Art Feuer machen, wenn sie in Wäldern sind, so ist es auch ein Religionsgebrauch bey ihnen, in allen Dörfern, wo Kirchen sind, (in denen man das darin nöthige Feuer, Swoy-Agon, das ist, lebendiges Feuer, nennt,) es auf diese Weise hervorzubringen.

Aber auch die Wissenschaft hiervon konnte ihnen nicht viel helfen, denn es fehlte ihnen an Materialien, Versuche zu machen. Das Holz, welches sie hatten, war alles einzig von Tannenarten; weil es sehr naß war, so ließ sichs schon deswegen nicht so bald dazu brauchen, aber ausserdem auch verursachen die Salztheilchen, daß es sich schwerer entzündet. Es kam darauf an, ein Mittel auszufinden, durch Hülfe dessen sich ein beständiges Feuer, ohne zu grossen Aufwand von Holz, unterhalten liesse, und das sie sicherte, dieses so nothwendigen Elements nicht beraubt zu werden. Nachdem sie dieses lange Zeit hin und her überlegt hatten, fielen sie endlich auf folgenden Anschlag: in ihren Streifereyen durch die Insel hatten sie, ohngefähr in der Mitte derselben, eine Art Thon oder Lehm gefunden; hieraus dachten sie eine Lampe zu machen, die sie mit dem Fett von den Thieren, die sie tödten würden, beständig brennend zu erhalten dachten. Der Einfall war gewiß für ihre Umstände sehr gut, denn in einer solchen Weltgegend, wo es verschiedene Monate hindurch nicht Tag wird, ohne Licht zu seyn, das ist schon an sich traurig. Sie bildeten also aus dem Thon eine Lampe, oder doch ein Geräthe, das dem ähnlich war, trockneten es, füllten es mit Rennthierfett an, machten aus zerschnittenen Leinen einen geflochtenen Docht, und branuten ihn an. Sie fanden aber zu ihrer Bekümmerniß, daß das

Fett,

Digitized by Google

Fett, so bald es geschmolzen war, sich in den Thon zog, und hernach allerends durchlief. Es kam nun darauf an, diesem Uebel abzuhelfen, das nicht von Ritzen oder Borsten herkam, sondern von der Porösität des Thons. Sie formten eine neue Lampe, trokneten sie an der Luft, glüheten sie nachher im Feuer, und letzlich tauchten sie sie in den Kessel, worin sie von ihrem Mehl etwas zur Consistenz einer dünnen Stärke gekocht hatten. Als sie trokken war, füllten sie dieselbe mit geschmolzenem Fette an, und nun fanden sie zu ihrer grossen Freude, daß sie nicht lekte. Um desto sicherer zu gehen, machten sie leinene Lappen mit diesem Kleister naß, und legten sie auswendig um die Lampe. Als sie in diesem Versuche glüklich gewesen waren, verfertigten sie sogleich noch eine solche Lampe, damit sie auf allem Fall, wenn die andere vielleicht zerbräche, oder unbrauchbar würde, nicht ohne Licht wären; den Ueberrest des Mehls aber verwahrten sie sorgfältig zu etwanigem ähnlichen Gebrauche.

Da sie alles sammleten, was die See ans Land warf, anfangs vornehmlich aus der Ursach, sich mit Brennholz zu versorgen, so hatten sie unter den Bruchstükken von Schiffen auf einmal etwas weniges von dem Werg aus aufgedreheten Thauen, so, wie es gebraucht wird, die Schiffe zu kalfatern, gefunden, und aufgehoben, und dieses bedienten sie sich jetzt, Dochte für die Lampe daraus zu machen: als aber dieser Vorrath verbraucht war, nahmen sie ihre Hemder und die leinenen Ueberhosen, die die Schiffer gewöhnlich tragen, zu diesem Gebrauch. Auf diese Weise erhielten sie ihre Lampe ohne Unterlaß brennend, von dem Tage, da sie fertig war, an, (welches nicht lange nach ihrer Ankunft auf der Insel geschah) bis zu dem Augenblik, da

sie die Hütte verliessen, um nach ihrem Vaterlande zurük zu kehren.

Die Nothwendigkeit, so wesentliche Kleidungsstükke zu diesem Ende zu gebrauchen, sezte sie den Wirkungen der strengen Kälte dieses Klima's um so viel mehr aus. Ebenfalls auch hatten sie bald Mangel an Schuhen, Stiefeln, und andern nothwendigen Kleidungsstükken. Der Winter war vor der Hand, und sie musten auch hierein ihre Zuflucht zu der Erfindsamkeit nehmen, die das Bedürfniß in uns erwekt, und die im Augenblikke der Noth uns selten im Stiche läst.

Sie hatten schon einen ziemlichen Vorrath Rennthier- und Fuchsfelle, deren sie sich bisher bloß statt der Betten bedienten; sie begriffen aber, daß sich wohl ein wichtigerer Gebrauch davon machen liesse, wenn sie nur wüsten, auf welche Weise sie ihnen die nöthige Bereitung geben könnten. Nach mancherley gemachten Anschlägen, beschlossen sie, es damit auf die folgende Weise zu versuchen: Sie stekten die Häute auf einige Tage in frisches Wasser, so lange, bis das Haar ziemlich leicht heruntergieng; alsdann rieben sie die Häute mit den Händen, bis sie meist trokken waren, schmierten sie hierauf mit ausgeschmolzenem Rennthierfett ein, und rieben sie damit wieder durch. Das Leder wurde hiernach so weich, geschmeidig und bequem, daß es ihnen zu jeder Absicht, wozu sie es nöthig hatten, brauchbar wurde. Die Häute, die sie als Pelze tragen wollten, wurden nur einen Tag lang ins Wasser gestekt, und um ihnen so viel Geschmeidigkeit zu geben, als nöthig war, sie verarbeiten zu können, verfuhren sie eben so damit, als mit den übrigen, ausgenommen, daß sie das Haar darauf sitzen liessen.

Auf

Auf solche Art versorgten sie sich bald mit den nöthigen Materialien zur Bedekkung. Aber nun hatten sie wieder mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie hatten weder Pfriemen, ihre Schuhe oder Stiefeln damit zu machen, noch Nadeln, die Kleider, damit zu nähen. Um diese Werkzeuge aus den kleinen Stükchen Eisen, die sie vorräthig hatten, hervorzubringen, musten sie vorher wieder ein ander Handwerk üben. Sie brachten es auch darin zu einer ziemlichen Vollkommenheit. Die Nadelöhre machte ihnen die meiste Schwierigkeit, welche sie endlich mit ihrem Messer hervorbrachten, das sie zu dem Ende ziemlich scharf zuspitzten. Sie glüheten nämlich ein Stükchen Eisen, das schon zu dieser Absicht zubereitet war, und aussah, wie ein Ende von einer Viere. Indem es von der Hitze weich war, stachen sie mit der Spitze des Messers an der einen Seite ein Loch durch; hernach machten sie das andere Ende durch Wetzen auf Steinen spitz, und brachten solchergestalt eine ganz schikliche Figur von einer Nähnadel hervor; wovon sie noch einige mit in ihr Vaterland zurükbrachten, die man als Merkwürdigkeiten wies, und woran man keine weitere Unvollkommenheit fand, als eine Schärfe des Oehrs, die den Faden bald durchschnitt, die aber bey ihren ungeschikten Werkzeugen nicht zu vermeiden war.

Nun wieder fehlten ihnen Scheeren, die Felle zurecht zu schneiden. Das Messer ersetzte am Ende deren Stelle, und obwohl weder ein Schneider noch ein Schuster unter der Gesellschaft war; so glükte es ihnen dennoch gut genug, die Felle und Pelze ihren Bedürfnissen gemäß zu schneiden. De Sehnen von den Bären, die sich, wie vorher gesagt ist, spalten liessen, und von Rennthieren, dienten statt des Zwirns. Nunmehro waren sie mit allen Notwendigkeiten versehen, deren sie bedurften, um sich Kleider machen zu können.

Ihre Sommerkleidung bestand aus Kamisölern und Beinkleidern aus den auf obbeschriebene Art bereiteten Fellen: im Winter aber fanden sie lange Kleider von Pelzwerk zuträglicher, auf die Weise, wie sie die Samojeden, oder auch die Lappländer tragen, die hinten eine Kappe haben, um sie über den Kopf zu ziehen, damit ausser dem Gesichte alles bedekt sey. Diese Rökke waren rund um zugenäht, so daß sie über den Kopf angezogen werden musten, wie ein Hemd.

Das Unangenehme ausgenommen, was eine gezwungene Einsamkeit hat, hätten diese Leute ziemlich mit dem Schiksal zufrieden seyn können, das sie dem unvermeidlichsten Untergange entrissen hatte, und das sie auch nunmehro gegen den Mangel an den Nothwendigkeiten des Lebens in Sicherheit sezte: doch konnte keiner von ihnen der höchsttraurigen Besorgniß sich erwehren, er möchte der seyn, der die übrigen überlebte, und alsdann in einem hülflosen Zustande vor Mangel umkommen müssen, oder eine Beute der wilden Thiere werden. Der Steuermann Alexis Hinkof war noch durch eine Ursach mehr unglüklich. Er hatte eine Frau und drey Kinder zurükgelassen, und von diesen getrennt zu seyn, verursachte ihm den innigsten Schmerz; der unglukliche Mann erzählte nachmals, ohngeachtet der Noth, die er auszustehen gehabt, und ohngeachtet der langen Zeit seiner Entfernung, haben ihm doch diese Verlassenen immerfort in Gedanken gelegen, und die Vorstellung, daß er sie niemals wieder sehen werde, sey ihm allemal sehr niederschlagend geblieben.

Ehe wir zu der unerwarteten und glüklichen Erlösung unsrer Schiffer aus diesem traurigen Aufenthalt kommen, auf welche sie längstens Verzicht gethan hatten, ist noch eines

Digitized by Google

nes Umstandes, seiner Besonderheit halber, zu gedenken. So lange die Leute sich auf dieser Insel aufhielten, bemerkten sie weder Läuse, noch Flöhe, die sie gleichwohl auf der Rükreise schon wieder spürten. Es ist eine gemeine Anmerkung, daß das Schiffvolk, welches bekanntlich von diesen Insekten sehr stark heimgesucht wird, wenn ein Schiff die Linie paßirt, gänzlich davon befreyt werde; daß sie aber so bald sie bey ihrer Rükkunft diesseits der Linie wieder sind, eben so viel davon auszustehen haben, als vorher. Nun ists merkwürdig, daß in diesem Stük der Aufenthalt in der Nähe der Mittagslinie, und in der Nähe beym Pole einerley Wirkung habe, wovon man wohl die Ursach nicht so leicht einsiehet.

Als die Matrosen beynahe sechs Jahre ihres traurigen Aufenthalts auf dieser Insel zählten, starb Feodor Weregun an der oberwähnten Krankheit, nachdem er lange äusserst schwach gewesen war, und die lezte Zeit hindurch grausame Schmerzen ausgestanden hatte. Obwohl die drey übrigen hiedurch der vielen Mühe überhoben wurden, die seine Verpflegung ihnen machte, und nun nicht weiter gezwungen waren, den Anblik seines Elends zu dulden, ohne ihm helfen zu können, so gieng ihnen doch sein Tod sehr nahe. Sie merkten, daß ihre Gesellschaft sich anfing zu vermindern, und jeder wünschte, daß er der erste seyn möge, der ihm folgte. Er starb im Winter, und sie gruben ihn daher so tief in den Schnee, als sie konnten, und bedekten die Leiche, so gut als möglich, um sie vor den Nachsuchungen der weissen Bären zu sichern.

Bald nachher, als das Schiksal ihres Gefährten allen noch im frischen Andenken war, und jeder unter ihnen nicht anders glaubte, als er werde einmal diese lezte Pflicht auf

eben dieselbe Weise den übrigen beyden Gefährten entweder leisten müssen, oder sie werde ihnen von jenen geleistet werden, wurden sie an einem Tage ganz unvermuthet eines russischen Schiffs ansichtig, und dieses am 15ten August 1749.

Das Schiff gehörte einem Kaufmanne von der Secte, wie sie sich selbst nennen, Stowa Vieva, (der alte Glaube). Er war damit nach Archangel gekommen, und war Willens in Nova Semla zu überwintern. Glüklicher Weise für unsere Insulaner, schlug man dem Kaufmann vor, sein Schiff auf West-Spitzbergen überwintern zu lassen, wozu er sich nach vielen Einwürfen entschloß.

Durch widrige Winde war es ihnen unmöglich geworden, den Ort zu erreichen, wo sie hin wollten, und sie kamen statt dessen an die Ostseite in die Nähe der Insel, auf welcher die Matrosen waren. So bald diese das Schiff sahen, eilten sie, auf den nächsten Hügeln bey ihrer Wohnung Feuer anzulegen, alsdann ans Ufer zu laufen, und eine Fahne zu schwenken, die aus einer Rennthierhaut an einer Stange bestand.

Die Leute auf dem Schiffe bemerkten diese Zeichen, schlossen, daß Menschen auf der Insel wären, die ihre Hülfe suchten, und kamen daher ans Land.

Es würde vergebens seyn, die Freude beschreiben zu wollen, die die armen Leute empfanden, als sie den Augenblik ihrer Befreyung so nahe sahen. Sie wurden bald mit dem Eigenthümer des Schiffs einig, daß sie auf der Reise arbeiten, und nach ihrer Ankunft achtzig Rubel bezahlen wollten, wofür er sie mit allen ihren Reichthümern, die aus 50 Puid (2000 Pfund) Rennthierfett, vielen Häuten von diesen

ed by Google

diesen Thieren, von blauen und weissen Füchsen, und von den weissen Bären bestanden, an Bord nahm. Sie vergassen ihren Bogen und Pfeile nicht, noch die Lanzen, die Axt und das Messer, die fast ganz abgenutzt waren, so wenig wie ihre Pfriemen und Nadeln, welche sorgfältig in einer knöchernen Nadelbüchse, die blos mit dem Messer artig genug gemacht war, aufbehalten wurden.

Sie erreichten Archangel am acht und zwanzigsten September 1749, nachdem sie sechs Jahre und drey Monate in der traurigen Einsamkeit zugebracht hatten.

Der Augenblik des Landes hätte beynahe der Frau des Aelxis Hunkof das Leben gekostet. Sie war bey der Ankunft des Schiffes am Hafen, erkannte ihren Mann, und indem sie mit allzugrosser Sehnsucht seinen Umarmungen entgegen eilte, gleitete ihr Fuß aus, sie fiel ins Wasser, und wurde nur mit genauer Noth erhalten.

Alle drey waren bey ihrer Ankunft gesund und stark. Sie konnten aber kein Brod wieder essen lernen, und beklagten sich, daß es sie aufblähe. Mit gegohrnen Getränken konnten sie sich vollends nicht vertragen, und tranken daher bloß Wasser.

Unterschied des Verhältnisses bey dem männlichen und weiblichen Geschlechte.

Nicht nur sind die Weiber im Ganzen genommen, kleiner als die Männer; sondern sie haben auch den Kopf kleiner, den Hals länger, die Schultern und die Brust mehr gedrängt, die Brüste und den Unterleib etwas niedriger, (so, daß jene halbe Nasenlänge weniger von dem Nabel entfernt sind, als bey Mannspersonen), die Hüften breiter, die Arme und Beine stärker, die Hände schmäler, die Dikbeine kürzer, den Bauch grösser, die Füsse schmäler. Ihre Muskeln sind weniger sichtbar, ihr Umriß ist daher gleicher und ineinanderfliessender, und ihre Bewegungen sind sanfter.

Wenn man diesen Unterschied etwas genauer angeben will, so bedienen sich die Mahler einer Abtheilung des Kopfes in vier Theile, davon jeder wieder in zwölf Theile getheilt ist, welche man Minuten nennt. So wie man sie heut zu Tage annimmt, sind es folgende:

Der Kopf eines Mannes in der größten Breite von den Knochen des Bakkens an den Ohren hat zween Theile und drey Minuten. Der Kopf einer Weibsperson hat zween Theile und zwo Minuten.

Die Breite des Körpers, die Schultern mit eingeschlossen, acht Theile, acht Minuten; bey Weibspersonen sieben Theile.

Die Breite unter den Brüsten bey einer Mannsperson fünf Theile, fünf Minuten; bey Weibspersonen vier Theile, zehn Minuten.

Die Breite der Hüften bey Mannspersonen fünf Theile drey Minuten; bey Weibspersonen sechs Theile, zwo Minuten.

Die gröste Dikke des Dikbeins bey Mannspersonen zween Theile, zehn Minuten; bey Weibspersonen drey Theile.

Die

Die Breite des Knies bey Mannspersonen ein Theil, neun Minuten; bey Weibspersonen zween Theile.

Der breiteste Ort an der Wade bey Mannspersonen zween Theile; bey Weibspersonen zween Theile eine Minute.

Die Breite des Knöchels bey Mannspersonen ein Theil, drey Minuten; bey Weibspersonen ein Theil, drey Minuten.

Die gröste Breite des Fusses, vom Gelenke der grossen Zee bis zur kleinen, bey Mannspersonen ein Theil, sieben Minuten; bey Weibspersonen ein Theil sechs Minuten.

Die gröste Breite des Vorderarms bey Mannspersonen ein Theil, zehn Minuten; bey Weibspersonen ein Theil, neun Minuten.

Der Arm in seiner grösten Breite hat einen Theil, sieben Minuten bey Mannspersonen; und bey Weibspersonen eine Minute weniger.

Das Gelenke, wo die Hand sich am Arm bewegt, bey Mannspersonen ein Theil, eine Minute; bey Weibspersonen ein Theil.

Die Hand einer Mannsperson, ein Theil, acht Minuten; die Hand einer Weibsperson ein Theil sechs Minuten.

Höhe.

Die Höhe eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kommt, ist ein Fuß und eilf Zolle rheinisch, und die kleinste ist von 1 Fuß, 6 Zoll.

Die Höhe der Erwachsenen ist sehr verschieden. Der ansehnliche Wuchs bey Männern ist zwischen 5 Fuß und 4 bis 5 Zoll, und zwischen 5 Fuß und 8 oder 9 Zoll. Die mittlere Grösse ist von 5 Fuß, oder 5 Fuß 1 Zoll, bis 5 Fuß 5 Zoll, und die geringste ist unter 5 Fuß.

Der Mensch ist kleiner des Abends als des Morgens. Man hat diese Erfahrung in Engelland bey vielen Personen von verschiedener Lebensart bestätigt gefunden. Vom Morgen bis Abend betrug der Unterschied in der Höhe aller dieser Leute beynahe einen Zoll. Der Unterschied, den man

man zwischen Leuten, die viel sitzen, und denenjenigen, die den Tag hindurch gearbeitet haben, wahrgenommen hat, bestand blos darin, daß die ersten mehr Zeit brauchen, um etwas von der Höhe, die sie des Morgens gehabt haben, zu verlieren, und überhaupt im Ganzen weniger verlieren, als die letzten. Man konnte niemals wahrnehmen, daß man den Tag hindurch dasjenige, was man einmal an der Höhe verlohren hatte, weder durch die Ruhe, noch durch den Gebrauch kalter Bäder hätte wieder herstellen können.

Gewicht.

Die größte Schwere eines Kindes, das zu rechter Zeit zur Welt kommt, geht selten über acht Pfunde, und die geringste ist wenig unter fünf Pfund.

Personen von mittlerer Grösse zwischen 5 Fuß 1 Zoll, und 5 Fuß 4 Zoll französischen Maßes, wägen ohngefehr 150 Pfunde; diejenigen, welche zwischen 4 Fuß und 9 Zoll, und 5 Fuß und 1 Zoll hoch sind, wägen gemeiniglich nur 135 Pfunde.

Die Schwere des Menschen ist nicht weniger veränderlich, als seine Höhe. Menschen, die sich wohl befinden, und ein ordenliches Leben führen, werden alle Monathe um ein oder zwey Pfunde schwerer, welche sie aber auch wieder verlieren, und am Ende des Monats aufs neue zu ihrer natürlichen Schwere gelangen.

Im Sommer wiegt ein gesunder Körper gegen drey Pfunde weniger als im Winter. Das Gewicht des Körpers steigt mit dem Anfange des Herbsts, und fällt mit dem Anfange des Sommers.

Haare.

Der Mensch bringt gemeiniglich Haare mit auf die Welt. Diejenigen, welche blond werden sollen, haben blaue, die rothen brennend gelbe, und die braunen blaßgelbe Augen.

Die Farbe der Haare bey Erwachsenen ist mannigfaltig. Man unterscheidet vier Hauptfarben: die blonde, die braune,

Digitized by Google

braune, die schwarze, die rothe, davon aber jede wieder verschiedene Abweichungen hat. Das goldgelbe Blonde wird dem Milchblonden vorgezogen: das aschfarbige Blonde hingegen wird für das schönste gehalten. Das eigentliche Braune, das Hellbraune und das Dunkelbraune giebt die gemeinste Farbe der Haare. Unter dem Schwarzen ist das glänzend Schwarze dasjenige, welches man ohne Puder tragen kann: aber man bekommt es selten zu sehen. Das Rothe geht durch vielerley Abstiche von dem Goldgelben bis zu dem Brennrothen. Der europäische Geschmak will sich nicht an diese Farbe gewöhnen. In andern Ländern gehört sie unter die Schönheiten.

Die Haare an den Schläfen werden zuerst grau: hernach die an dem Haupte, an den Augenbraunen, an den Augenwimpern, an dem Barte. Die krausen Haare werden später grau, als die glatten.

Es giebt sehr verschiedene Gattungen grauer Haare. Diejenigen, welche man mohrengrau nennet, sind vorher glänzend schwarz gewesen, die schmutzig grauen finden sich an braunen Personen. Das weisse Haar auf gelbem Grunde ist die Farbe blond gewesener Haare.

Unter den durch Alter weiß gewordenen Haaren werden die agathweißen für die schönsten gehalten. Gemeiniglich bekommen sie diejenigen Personen, deren Haare am allerschwärzesten gewesen sind.

Das Perlenweiße ist die Farbe der kastanienbraunen Haare. Das Milchweisse kommt von blonden oder rothen. Die, welche blond gewesen sind, haben keine so guten Eigenschaften, als die rothen: diese sind stark, gleich, beständig, fein an der Spitze, und von Natur zum Kräuseln geschikt.

Zwischen blonden und andern Personen ist dieser Unterschied, daß je älter jene werden, je dunkeler ihre Haare werden; dahingegen bey den andern die Haare immer stärker und höher an Farbe werden, je mehr sie mit den Jahren grau werden. Jedoch geschiehet dieses Zunehmen nur bis gegen

gegen das sechzigste Jahr: weiterhin haben die Haare nemliche Nahrung, sie werden daher trokken und werkicht.

Man nimmt überhaupt wahr, daß die Haare der Personen, welche die Mäßigkeit lieben, sich länger erhalten: dahingegen die von Männern und Weibern, welche der Liebe zu sehr ergeben sind weniger Saft haben, eher austroknen, und eher ihre gute Beschaffenheit verlieren. Die Haare der Weiber, welche auf dem Lande leben, halten sich länger, als der Weiber, welche in der Stadt wohnen.

Das Kahlwerden ist dem männlichen Geschlecht eigen: die Natur hat das weibliche Geschlecht von diesem Uebelstande frey gemacht, wofern äusserliche Zufälle die Haare nicht ausfallen machen.

Zähne.

Der Mensch hat gemeiniglich 32 Zähne. Der Schneidezähne sind 8 an der Zahl, davon vorne in jedem Kinnbakken vier oben und vier unten stehen. Sie kommen nicht eher, als im siebenten Monathe zum Vorschein, und zuweilen erst gegen das Ende des ersten Jahres.

Die vier Augenzähne brechen in dem neunten und zehnten Monath hervor.

Gegen das Ende des ersten, oder Anfang des zweyten Jahres erscheinen sechszehn andere. Man nennt sie Bakzähne an den Augenzähnen.

Die zween Schneidezähne, die Augenzähne, und die vier ersten Bakzähne fallen von dem funften bis auf das achte Jahr wieder aus: sie werden aber durch neue ersetzt, davon einige zuweilen erst in dem mannbaren Alter erscheinen.

Es giebt noch vier Zähne, welche zu beyden Enden der Bakzähne stehen. Viele Personen haben sie gar nicht. Sie kommen überhaupt spät zum Vorschein, nie eher, als mit dem mannbaren Alter, und oft sehr viel später. Man nennt sie Weisheitszähne.

Digitized by Google

Naturhistorische Bemerkungen.

Zu den merkwürdigen Beyspielen eines hohen menschlichen Alters gehört vielleicht auch der seltene Fall, den ich vor einigen Jahren in einer nicht sehr zahlreichen Dorfgemeine erlebt habe. Eine Frau hatte hintereinander zween Männer gehabt, davon ein jeder ein Alter von neunzig Jahren erreichte, und von denen der eine im ein und neunzigsten Jahre, der andere im neunzigsten starb; die Frau selbst aber folgte endlich im 86sten Jahre ihres Lebens.

✣ ✣ ✣

Bey der anhaltenden Dürre dieses 1780sten Jahrs haben in hiesigen Mannsfeldischen Gegenden die Erdflöhe (Chrysomela saltatoria oleracea L.) dergestalt überhand genommen, daß viele Pflanzen, Kräuter und Gewächse, auch diejenigen, welche sonst eben nicht von ihnen geliebt werden, von der aufsitzenden grossen Menge derselben ganz schwarz aussahen, und die Blätter zum Theil dergestalt von ihnen zerfressen wurden, als ob sie von einem Heere Raupen wären heimgesucht worden.

✣ ✣ ✣

Als ein Beyspiel einer sehr heterogenen Vermischung beyder Geschlechter ist mir neulich eine zu Brüssel wirklich geschehene Begattung eines Kaninichens mit einem Huhne erzählt worden. An der Wahrheit der Erzählung habe ich keine Ursach zu zweifeln: aber was der Erfolg davon gewesen, habe ich nicht erfahren können.

✣ ✣ ✣

Unter die sehr grossen Bäume gehört auch eine Eiche, in dem Forste zu Burow, einer Kommende des deutschen Ordens, ohnweit Dessau. Der Stamm hält unten im Umkreise 48 Fuß Rheinl. Maaß, und der Schaft bis an die

ersten Zweige ist 16 Ellen hoch. Sollte nicht ein solcher langsam wachsender Baum ein Alter von mehr als tausend Jahren haben?

✣ ✣ ✣

Es ist immer eine schöne und zugleich nicht sehr gewöhnliche Spielart, die Pfirsche, welche gefüllte Blüten trägt. Noch merkwürdiger aber ist sie mir deswegen vorgekommen, weil sie zu zwey, drey und vierfachen Früchten an einem und ebendemselben Stiele ansetzt, die aufs genaueste in und miteinander verwachsen sind. Indessen gelangen diese Zwillings- und Drillingsfrüchte meistentheils nicht zu ihrer völligen Reife. An dem nämlichen Baume, der wohl dreyßig und mehr junge Früchte hatte, die doppelt und dreyfach waren, habe ich in der Zeit ihrer Reife kaum zwo oder drey doppelte gefunden.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

191ste Woche.

Beytrag zur Naturgeschichte des Federharzes,

von

Dr. M. E. Bloch.

Mit einem Kupfer.

1. Vom amerikanischen Federharze.

Die Erkenntniß zu erleichtern, und dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, haben sich die Naturkündiger von jeher bemüht, alle bekannten Körper unter gewisse Klassen, Ordnungen und Geschlechter zu bringen. So rühmlich auch diese Bemühung ist, so unvollständig wird sie doch auf immer bleiben, weil von Zeit zu Zeit neue Körper entdekt werden, welche von denen bisher bekannten gar sehr abweichen. Das elastische Harz, oder der Katschuk der Amerikaner a) mag hier zum Beyspiel dienen. Wegen seiner sonderbaren Eigenschaften, kann es mit keinem andern Körper in Parallele gesetzt werden.

Dieses

a) *Résine ou Gomme élastique de Cayenne.* v. Hist. de l'Acad. Roy. des Sciences de Paris. 1712. 1715. *Rozier* Observ. sur la Phisique. T. I. mois Juin. 1743. Engl. *Resine of Cayenne.*

Digitized by Google

Dieses Produkt des Pflanzenreichs, welches wir bisher allein aus Amerika erhalten haben, läßt sich weder im Wasser, noch im Weingeist auflösen, und kann daher weder zu den Gummen, noch zu den Harzen gezählt werden. Es ist also die französische Benennung Gomme elastique, eben so wenig passend, als der deutsche Name: elastisches Harz. Bey den Portugiesen heißt es Baracho. Es ist braun und durchsichtig wie Horn, fühlt sich glatt an, und wenn es zusammengedrükt oder ausgedehnt wird, so nimmt es, sobald jene Kraft nachläßt, sogleich mit seiner ersten Gestalt auch seinen vorigen Raum wieder ein. Diese Federkraft ist bey ihm ausserordentlich stark, und es ist einer sehr grossen Ausdehnung fähig, ehe es zerreißt. Ein Stükchen von einem Zoll Länge und einer Linie Breite, dessen Dikke auf der einen Seite wie ein Messerrükken, auf der andern aber wie die schärfste Schneide war, ließ sich bis auf 5 Zoll lang auseinander dehnen, ohne zu zerreissen. Jedoch läßt sich der Grad der Federkraft nicht genau bestimmen, denn je dikker das Stük ist, desto weiter läßt es sich dehnen, und desto geschwinder nimmt es seinen vorigen Raum wieder ein. So kann man, zum Beyspiel, einen aus ihm geformten Ring, in welchem in seiner natürlichen Gestalt die zusammengeschlossenen fünf Finger Raum haben, dergestalt ausdehnen, daß nicht allein der Arm, sondern auch der ganze Leib durchgeht; die Amerikaner brauchen ihn unterweilen statt eines Gurts. Ist es in Form einer Kugel gebildet, so springt sie, wenn sie mit Gewalt auf die Erde geworfen wird, 20 bis 30mal wieder in die Höhe, und dies, nachdem sie mehr oder weniger glatt ist: läßt man sie aber nur langsam aus der Hand fallen, so springt sie etwas über die Hälfte zurük. Mein Freund, der Hr. Hofr. Heyne

ed by Google

Heyne in Spandau besitzt eine dergleichen Kugel von 3 Zoll im Umfange, welche, da sie noch in einem Gefäß von eben dieser Materie eingeschlossen war, einige 30mal auf und nieder sprang, als man sie aber aus selbigem heraus nahm, diese Sprünge nur einige 20mal wiederholte, denn sie ist sehr höckerig.

Herr de la Condamine hat dieses Harz zuerst in den Gedenkschriften der Pariser Akademie vom Jahre 1751 bekannt gemacht. In der Folge nahm Maquer b), und noch kürzlich, mein gelehrter Freund, Herr Achard c), eine chymische Zergliederung desselben vor. Man erhält dieses Harz von einem Baume. Dieser Baum wird von den Wilden Kaothove, in Guiana und in der Provinz Quito, Heve und von den Portugiesen Pao seringa, oder Sprizholz genannt. Aublet hat uns zuerst mit diesem Baume bekannt gemacht, und eine Abbildung von ihm gegeben, die ich hier mittheile. Er nennt ihn Hevea Gujanensis, und beschreibt ihn besonders. d)

b) Mémoires de l'Acad. de l'Année 1768. p. 209.

c) Dritter Band der Beschäft. Naturf. Freunde. p. 359.

d) L'histoire des Plantes de la Guiana p. 871. Arbor trunco sexaginta pedali, ad summitatem ramoso, ramis longis nudis late et undique sparsis, ramulis foliosis & fructiferis. Folia alterna, dense posita, ternata; foliolis ouatis, acute superne glabris, integerrimis, inferne cinereis, subsessilibus, ad apicem longi petioli adnexis. Flores non obseruaui. Fructus spicati, terminales; pericarpium capsula glabra oblonga trigona, apice acuto, trisulcata trilocularis, singulis loculis biualuibus, valuulis crassis, lignosis extrorsum elastice dehiscentibus; semina 2. 3. quandoque unum, ouata, testa e cinereo & ferrugineo

Um das Federharz von diesem Baume zu erhalten, waschen die Indianer ihn rein ab, machen Einschnitte in die Rinde desselben, aus welchen denn ein milchichter Saft hervorquillt, welcher mittelst eines in die Gestalt einer Rinne gebogenen Blatts oder durch einen hohlen Körper, in ein Gefäß geleitet wird. Nach dem Berichte des Hrn. *de la Borde Chozier*, (Observ. sur la physique T. I) soll dies am meisten zur Regenzeit geschehen, und alsdenn die Erndte am stärksten seyn. Aus diesem Safte bereiten die Wilden verschiedene ihnen sehr nützliche Sachen, als Lichte, Fakkeln, Dekken, Stiefeln, Eimer, Flaschen und Ringe. Bey der Verfertigung der Lichter und Fakkeln lassen sie den Saft an der Sonne oder am Feuer gehörig verdikken, und geben ihm hernach seine Figur. Die Lichte brennen ohne Dacht, und geben keinen übeln Geruch von sich. Eine Fakkel von zween Fuß in der Länge, und $1\frac{1}{2}$ Zoll in der Dikke brennt 24 Stunden. Wenn sie den verdikten Saft in eine breite Form ausdehnen, so dienet er ihnen statt einer Dekke, um sich vor dem Regen zu schützen. Wenn sie aber Stiefeln oder kleine Flaschen verfertigen wollen, so geben sie einer angefeuchteten Erde die Gestalt eines Fusses, einer grossen Birn, u. s. w. überziehen diese Modelle mit dem Safte, und hängen sie in einen dikken Rauch, bis er trokken ist. Alsdenn überziehen sie ihn von neuem, lassen ihn wieder trokken

gineo varigeata, tenui, fragili, tecta introrsum angulo valuularum affixa. Nucleus dulcis & edulis. E cortice inciso manat succus luteus. — Fructum ferebat Aprili & Maio.

Fig. 1. Fructus tribus, capsulis simul coniunctis.
2. Capsula officulosa elastice aperta, biualuularis.
3. Semen.

Diese Beschreibung ist unvollkommen, und der Baum um so weniger durch botanische Kennzeichen zu bestimmen, da Aublet seine Blüte nicht gesehen hat.

trokken werden, und fahren auf diese Art so lange fort, bis das Gefäß die erforderliche Stärke erreicht hat. Hierauf zerstossen sie das Modell, und spülen die Erde mit Wasser heraus. Sie geben diesen Flaschen nach Gefallen, bald die Gestalt der Erdschokken, bald kleiner Hunde und anderer kleiner Thiere: allein ihre Aehnlichkeit ist, wie man von einer ungebildeten Nation erwarten kann, sehr schlecht. Auf diese Gefässe drükken sie auch, wenn sie noch weich sind, allerhand Blumenfiguren ein. Die Flaschen und Stiefeln haben völlig das Ansehen, als ob sie von Leder wären; leztere erhalten die Füsse bey nasser Witterung trokken und die ersteren sind auf der Jagd und auf der Reise sehr gut zu gebrauchen, da ihnen auch der heftigste Stoß nicht schadet. Dieser kleinen Flaschen bedienen sich die Indianer statt der Trinkgefässe. Wenn sie auf eine angefüllte Flasche drükken, so sprüzt ihnen das Getränke in den Mund. Ohnerachtet sie nur mit einem engen Halse versehen sind, so lassen sie sich doch leicht anfüllen. Man darf sie nur zusammendrükken, den Hals in das Getränke stekken, alsdann mit dem Drukke nachlassen, so sind sie auch in demselben Augenblik voll. Bey dem Zusammendrükken wird die Luft aus dem Fläschgen herausgepreßt; läßt man nun mit dem Drukke ab, so nimmt das Fläschgen, vermöge der Schnellkraft, sogleich seine vorige Gestalt wieder an, es entstehet innerhalb desselben ein LuftleererRaum, in welchem die äussere Luft sofort das Getränke herein preßt. Zum Zusammendrükken eines Fläschgens, welches in warmer Luft biegsamer als bey kalter Witterung ist, hatte ich ein Gewicht von 12 Pfund nöthig. Dieses Fläschgen wog an sich 2, und mit Wasser angefüllet 6 Loth. Ein dergleichen Fläschchen

 kostet

kostet in London ohngefähr $\frac{1}{2}$, und ein paar dergleichen Stiefeln 3 Guineen. Zu Lissabon wird es hingegen um einen weit billigern Preiß verkauft. Twiß sagt in seiner Reise durch Spanien und Portugall, daß das elastische Gummi zu Lissabon in den Läden häufig verkauft werde. Es ist zu bedauern, daß dieses amerikanische Produkt hier so theuer ist, und daß selbst die bishero bekannt gewordene Auflösungsmittel desselben in so hohem Preise stehen: denn man kennt bis jetzt noch kein anderes, als den Aethervitriol und die distillirten Oele. Das Nußöl löset es zwar auch auf: allein da es ihm die Elastizität benimmt, so beraubet es ihm dadurch auch zugleich seiner vorzüglichsten Eigenschaft.

Dem Hrn. Gen. Chirurgus Theden hat man die Erfindung, aus demselben Catheder zu verfertigen, zu verdanken, und man findet davon eine Nachricht in einem Sendschreiben an den Hrn. Prof. Richter. Nach der Zeit hat er auch verschiedene andere Werkzeuge daraus verfertiget, als eine Maschine zu Aussaugung der Milch, des ausgetretenen Bluts in der Brusthöhle, imgleichen den Urin, nach des Celsi Art, aus der Harnblase zu ziehen. In beyden leztern Fällen ist die Thedensche Maschine den bisher bekannten vorzuziehen: denn man braucht nicht, wie bey jenen, eine Sprize und ein Schraubwerk, um die Flüßigkeiten herauszuziehen, anzubringen, sondern es wird dieses durch das Saugen mit dem Munde verrichtet, und ein in die elastische Blase eingelegter Schwamm zieht die Feuchtigkeiten an sich.

Es thun erstgedachte Catheder nicht nur in den Krankheiten der Harnwege, sondern auch bey Geschwüren, wo ein beständiger Abfluß erforderlich ist, sehr gute Dienste. So war kürzlich die Anwendung eines solchen Röhrchens

bey

Digitized by Google

bey einem Geschwür in der Brust (Empyema) von dem besten Erfolg begleitet, wovon ich bey einer andern Gelegenheit umständlicher reden werde.

Der kürzlich verstorbene Pensionär Hemann hat nach geöffnetem orificio uteri, um den mensibus einen Ausgang zu verschaffen, durch Einbringung eines solchen Röhrchens die Wiederverwachsung desselben verhindert. (S. dessen medicinische Bemerkungen). Hr. le Blanc hat bereits vor fünf Jahren, und der englische Wundarzt Hammilton vier Jahr später, vorgeschlagen, daß man bey Durchbohrung der Harnblase im verhaltenen Urin, nach Florants Methode, eine biegsame silberne Röhre in die Oefnung bringen solle, um dadurch den übeln Folgen, die eine steife silberne Röhre verursacht, vorzubeugen; allein auch die biegsame silberne Röhre bleibt doch immer hart, hingegen hat man dieses von einer Röhre aus elastischem Harz nicht zu befürchten, und überdem wird diese nicht so leicht wie jene, übersintert. Ein italienischer Wundarzt, Herr Troja, hat aus diesem Harze Bruchbänder und verschiedene andere sehr brauchbare chirurgische Geräthschaften gemacht. Ein Gürtel von elastischem Harz hält den Nabelbruch besser zurük, als alle bisher bekannt gewordene Bruchbänder. Nicht nur bey den erwehnten, sondern auch bey mehrern andern Gebrechen des menschlichen Körpers, könnte man sich dieses Harzes mit vorzüglichem Nutzen bedienen: besonders in den Fällen, wo ein anhaltender gleichförmiger Druk vonnöthen ist; bey geschwollenen Füssen, bey alten Schäden, um den Zufluß abzuhalten, bey Pulsadergeschwulsten, beym Ueberbein u. s. w. Bey gebrechlichen Personen würde man durch dieses Mittel weit eher seinen Endzwek erreichen,

als durch die gepanzerten Schnürleiber. Wir würden überhaupt die schädlichen Schnürbrüste, wider welche sich die Aerzte bisher umsonst heiser geschrien haben, entbehren können, da die Mütter die so beliebte trichterförmige Gestalt des Körpers ihrer Töchter durch das elastische Harz ebenfalls erzwingen könnten, ohne sich den übeln Folgen auszusetzen, welche die Schnürleiber leider allzuhäufig nach sich ziehen. Auch sind die grossen elastischen Blasen weit nützlicher als die übrigen zum Klistier zu gebrauchen, denn sie sind sicherer, als die Klistierspritzen, und treiben die Feuchtigkeiten höher, als die gewöhnlichen Blasen. Pauw erzählet in seinem Traité sur les Américains, daß die Weiber der Wilden sich der aus dem elastischen Harze verfertigten Ringe wider die Kaltblütigkeit ihrer Männer bedienten. Dieser Gelehrte glaubt auch, daß man das elastische Harz im Durchfall und in der Ruhr mit Nutzen anwenden könne: allein, wenn man bedenkt, daß es sich nicht anders, als in scharfen und hitzigen Mitteln auflösen läßt, so würde man sich desselben nur selten bedienen müsten; überdem haben wir ja schleimigte Mittel genung, die wir in den erwehnten Krankheiten mit Erfolg gebrauchen müssen. Der frische Saft hingegen möchte vielleicht in diesen Fällen gut seyn.

Wie dieses Harz in der Wirthschaft und zur Vermehrung der Pracht (luxus) zu nutzen wäre, davon will ich nicht einmal etwas erwähnen, denn wir können es in beyden Fällen ohne Nachtheil entbehren; indessen kömmt es beym Zeichnen zu statten, da man die Striche des Bleystifts und andere Unreinigkeiten auf dem Papiere weit besser und geschwinder damit wegschaffen kann, als mit Semmel und Brodkrumme. e) Einen wichtigen Vortheil aber, den es

e) Herr Magellan hat diese Eigenschaft zuerst bekannt gemacht. Hist. de l'Acad. roy. 1773, I, Part.

Digitized by Google

es uns gewähret, kann ich nicht unberührt lassen; nämlich die Erhaltung der Gemälde. Wenn man sie mit einer Auflösung von diesem Harze überziehet, so lassen sie sich von dem darauf sitzenden Schmutze, sowohl mit Branntwein, als mit Seifenwasser ohne allen Schaden reinigen, und es entstehen keine Risse und Sprünge, wie bey den gewöhnlichen Firnissen. Schade ist es nur, daß es das Colorit wegen seiner braunen Farbe etwas verdunkelt: damit aber auch die braune Farbe des Harzes den Farben nicht schade, so löset man es im wesentlichen Oele auf; hierdurch bekommt es eine gelbe durchsichtige Farbe, und um es auf eine wohlfeile Art zu erhalten, kann man sich des rektificirten Terpentinöls bedienen. Diese Auflösung der Resina elastica in Terpentinöl, und die Scheidung durch die Zugießung des Weingeistes, giebt ein sehr bequemes und wohlfeiles Mittel an die Hand, daraus verschiedene Sachen zu verfertigen, und dem Harze eine jede beliebige Form zu geben: denn das auf diese Art aufgelöste und niedergeschlagene Harz ist von einer Breyartigen Consistenz, läßt sich sehr gut auf die Formen mit einem Pinsel auftragen, und wenn es getroknet, (wozu freylich mehr Zeit erfordert wird, als wenn man es in der Naphta vitrioli auflöset) so ist es wieder so elastisch, als zuvor in seinem unaufgelösten Zustande: es ist aber nöthig, auf das Harz etlichemal Weingeist aufzugiessen, um alle Theile des Terpentinöls davon zu bringen, weil es sonst gar zu langsam troknen, und auch wegen des dabey bleibenden Oels on seiner Elasticität verlieren würde.

---

2. Vom chinesischen Federharze.

Aus China erhalten wir seit kurzem kleine elastische Kugeln, welche in der Mitte durchbohrt sind, und im Durchmesser $\frac{2}{3}$ Zoll betragen. Sie sind von zweyerley Farben, einige gelb und von der Farbe des klärsten und durchsichtigsten Bernsteins, die andern aber undurchsichtig, und von rother Farbe, so, daß sie den Korallenperlen gleichen, welche das pohlnische Frauenzimmer zu tragen pflegt, und die von der Blutkoralle (Isis nobilis L.) verfertiget werden. Beyde Sorten sind glatt, und haben einen schönen Glanz. Sie gleichen ihren Originalien so sehr, daß man sie kaum durch das Gesicht unterscheiden kann; sie sind eben so leicht wie das amerikanische Harz, aber bey weitem nicht so elastisch als dieses: denn das amerikanische Harz ist allenthalben gleich stark elastisch, das chinesische hingegen äussert nur auf der Rinde der Kugel seine Federkraft, indem der innere Theil nur gleichsam mit einer elastischen Rinde überzogen ist. Diese Rinde ist nicht über eine Viertellinie dik. Ein Streifchen davon ließ sich zwar etwas ausdehnen, allein bey einer starken Ausdehnung zerriß es. Schneidet man eine solche Kugel durch, so läßt sich der innere Theil zwischen den Fingern zerbrökkeln. Diese beyde Eigenschaften unterscheiden (wenigstens bey dem innern Theil einer solchen Kugel) das chinesische von dem amerikanischen, welches leztere sich auf keinerley Art zerreiben läßt, und es gehört bey jenem schon eine grosse Kraft dazu, um ein Stükchen zu zerreissen. Ob nun der Unterschied in dem Harze selbst liege, oder ob nicht vielmehr das Harz durch eine vorhergegangene Auflösung, um erwehnte Kugeln daraus verfertigen zu können, eine Veränderung erlitten, läßt sich nicht eher entscheiden, als bis wir etwas vom chinesischen elasti-

schen Harze in seinem natürlichen Zustande erhalten werden. Da ich nur wenige Stükke von diesen Kugeln besitze, so konnte ich nicht mehr als vier Stük davon der Untersuchung unterwerfen, wenn ich anders meinem Kabinette nicht diese Seltenheit ganz entziehen wollte. Aeusserlich riechet sowohl das amerikanische, als das chinesische elastische Harz nur ein wenig nach Fett, und brennt wie Spek, jedoch ohne zu prasseln. Das amerikanische giebt einen räuchrigen, das chinesische hingegen einen mehr fettigen Geruch von sich, der einem halb verdorbenen animalischen Fette gleich kömmt. An dem Unterschiede des Geruchs kann die verschiedene Art, es zu troknen, Schuld seyn. Da, wie erwähnt worden, dieses in Amerika in einem dikken Rauch geschieht, so wird es von diesem so sehr durchdrungen, daß dessen Geruch vor dem fettigen hervorsticht. Sollte wohl der fettige Geruch dieses Harzes, von einer Art Baumwanzen herrühren? mir ist es wahrscheinlich: denn bey beyden hat der widrige Geruch viel ähnliches mit dem Geruche, welchen dieses Insekt von sich giebt. Eine genaue Untersuchung wird uns auch in der Folge über diesen Umstand mehrere Gewißheit geben. Läßt man die elastischen Harze heiß werden, so wird das amerikanische so erweicht, daß es sich wie warmes Wachs auf dem Papier herumziehen läßt, das chinesische hingegen bleibt trokken, und läßt sich durch das Reiben auf dem Papier wohl zerkrümeln, aber nicht herum schmieren. Jenes wird weich und zähe, ohngefähr wie Terpentin, wenn man es einem solchen Grade der Hitze aussetzet, der den Grad des kochenden Wassers übersteiget: dieses aber spröde, und läßt sich alsdenn zu einem ziemlich feinen Pulver zerreiben. Setzt man aber das amerikanische sowohl als das chinesische einem noch höhern

Grad

Grad der Hitze aus, so entzünden sich beyde bey Annäherung eines brennenden Körpers. Beyde Arten der Harze lösen sich in der Naphtha vitrioli salis und nitri auf; von der Naphtha aceti werden sie nur sehr wenig angegriffen, und von der Naphtha vitrioli am leichtesten und vollkommensten aufgelöset. Die meisten wesentlichen Oele lösen diese Harze auf, besonders das Oleum Therebinthi und Ricini. Giesset man zu dieser Auflösung etwas Weingeist, so fällt das Harz sogleich in Gestalt einer schmierigten Substanz zu Boden, die in der Luft nach und nach wieder erhärtet.

Die rothe Farbe des chinesischen Harzes rühret ohne Zweifel vom beygemischten Zinnober oder Mennige her. Die Bernsteinfarbe aber scheint durch das Trokneu an der Sonne bewirkt zu werden. Die Amerikaner geben ihm die braune Farbe, wie wir angeführt haben, durch die Austroknung im Rauche. Es kann auch seyn, daß die Chineser dasselbe, ehe sie die Kugeln daraus machen, vorhero läutern oder reinigen. Dieses gereinigte und annoch schmierige Harz bringen sie wahrscheinlicher Weise in eine Form, und wenn die Kugeln nachhero an der Sonne oder auf dem Ofen gehörig getroknet sind, so poliren sie dieselbe, und machen sie zu einer Galanteriewaare. Beyde Arten des elastischen Harzes, sowohl das West- als Ostindische werden von den alkalischen Salzen eben so wenig angegriffen, als von der konzentrirten Vitriol- und der Salzsäure. Die schwache Salpetersäure verändert selbiges auch nicht: in der rauchenden aber löset es sich vollkommen und mit Heftigkeit auf. Thut man auf einmal eine Menge Harz in diese Säure, so entzündet sich die Mischung von selbsten, daher man bey der Auflösung des elastischen Harzes in dieser

Säure,

Säure, nur kleine Stükchen und zwar nach und nach hineinwerfen muß. Durch Zugiessung des Wassers wird das Harz aus dieser Auflösung in Gestalt gelber Flokken niedergeschlagen. Dieser Niederschlag löset sich alsdann in den alkalischen Laugen, in Weingeist, und in allen wesentlichen Oelen auf, hat aber alle seine Elastizität verlohren. Besonders merkwürdig ist es am Westindischen elastischen Harze, daß es, wenn es zuvor in der Salpetersäure aufgelöset worden, bey einer Hitze, welche dem kochenden Wasser noch nicht gleich kommt, sich von selbst entzündet; ob man aber bey dem chinesischen diese Erscheinung auch wahrnehme, kann ich nicht entscheiden, da mein kleiner Vorrath nicht zureicht, mit ihm diesen Versuch anzustellen.

Naturhistorische Bemerkungen.

Wie weit und häufig sich die in den feinsten Theilchen aufgelöseten soliden Körper ausbreiten, davon kann man sich durch folgendes Beyspiel überzeugen. Verschiedene Salzmagazine in Lüneburg sind mit dikken Mauern von Baksteinen aufgeführt. Dennoch setzt sich nicht allein auswendig an dieselben, sondern auch an die innern Wände der daran stossenden Häuser eine ziemlich starke Kruste von Salz an, das doch sonst nur ein wenig durch die Ausdünstung verliert. Sammeln sich diese Partikeln in der diese Häuser umgebenden Luft, oder schlagen sie durch die Zwischenräume der Mauern durch, oder findet beydes statt? — Pietra del Porko ein animalischer Bezoar, wo ich nicht irre, vom Stachelschweine, soll eine solche penetrante Kraft haben, daß, wenn man ihn eine Zeitlang in der zugemachten

ten Hand hält, und dann mit der Zunge die Oberfläche der Hand berührt, die durchgedrungene Bitterkeit desselben deutlich durch den Geschmak empfunden werden kann.

✣ ✣ ✣

Zur Prüfung dieser und jener Steinarten habe ich gewöhnlich ein Glas mit Scheidewasser im Fenster stehen. Ein wächserner Stöpsel verschließt zwar die Oefnung, aber doch wird es zuweilen vergessen, das Glas wieder zuzumachen. Wie fein, und zugleich angreifend, müssen die Ausdünstungen solcher sauren Geister seyn. So oft das Glas geöfnet gestanden hatte, bemerkte ich, daß ein nicht weit davon gelegenes Federmesser angelaufen, und an seiner Schneide stumpfer geworden war.

✣ ✣ ✣

Wenig Regen dringt immer tiefer in die Erde, als man denken sollte. Ein Regen, der noch nicht 3 Pariser Linien hohes Wasser ausgießt, senkt sich 2 Zoll und 4 Linien tief in das trokkenste Erdreich. Ich hatte einen Kasten mit gesiebter, völlig getrokneter, grau aussehender Erde dicht ausgefüllt, und der freyen Luft ausgesetzt. Als es nun regnete, fand ich in meinem Regenmäßgen 96 Aß Wasser, welches noch nicht volle 3 Pariser Linien macht, da 36 Aß auf eine Linie gerechnet werden. Nun durchschnitt ich die Erde in den Kasten, und fand, daß sie, wie gesagt, 2 Zoll und 4 Linien tief schwarz, und also bis dahin angefeuchtet worden war. Wo viele Kräuter und Pflanzen mit ihren Wurzeln stehen, die einen Theil des Wassers bald einsaugen, mag wohl dieses tiefe Eindringen nicht so stark seyn.

J. C. M . . . . e.

zed by Google

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

192ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Beschluß des sieben und zwanzigsten Briefes.

Wirklich sieht man hier auch auf allen Zimmern erbärmliche französische Uebersetzungen von den Griechen und Lateinern. Die vom Virgil überschwemmt die schönsten Stellen mit einem unausstehlichen Geschwätze. Dieser Abbe hatte dafür, daß er täglich zwo Stunden daselbst saß, monatlich vier Louisd'ors, und sollte einer der besten seyn, die man haben konnte: denn, wie man mir sagte, und wie ich auch selber zum Theil sahe, so hatte er die Söhne der Ministers und Ambassadeurs zu unterrichten. So schlecht indessen der Unterricht ist, so groß ist demohngeachtet die Menge künstlicher Bedürfnisse, grosser Ausgaben, und überflüßiger Sachen, an die Kinder von Jugend auf auch in mittelmäßig reichen Häusern gewöhnt werden: Z. B. an das Halsband des Hundes kaufen sie die künstlichsten Mahlschlösser, (Cadenats) seidene Bänder, den Hund zu führen ꝛc. Mit dem

Calendriers Royal, ou Almanac de Versailles, der alle Jahr von neuem gedrukt wird, wird viel Luxus schon in Kinderstuben getrieben. Das kleine Ding kostet an sich viel. Ausserdem wird es prächtig eingebunden, das Wappen von Frankreich in Gold darauf geschlagen, der Kupferstich vom König dazu gekauft, bald darauf verlieren sie es, und mancher braucht jährlich 6, 7 solcher Calender rc. Was Wunder, daß fester männlicher Ernst, und geordnete Mässigkeit und Munterkeit ohne Ausschweifung und Laster nie das Erbtheil der Nation werden kann, wenn man dem jungen Aufschößling alles erlaubt, was er an andern sieht, was seine immer erregte Einbildungskraft verlangt? das Sprichwort, daß kein Schwabe vor dem vierzigsten Jahr klug werde, ist von den Schwaben gewiß nicht wahr. Franzosen müssen halb Greisenalter haben, ehe sie liebenswürdig werden.

Nach diesem Mischmasch von Bemerkungen und Erzählungen fangen wir nun am

Königlichen Schloß selber an. Da man viele Kupfer, und Beschreibungen davon hat, so sage ich Ihnen nur, wie ich es angesehen habe. Es ist groß, reich, prächtig, künstlich, und doch macht es auf die Fremden wenig Eindruk, wenn man es nur von aussen sieht. Man sieht nichts, als ein Assemblage von vielen schwarzen trüb aussehenden Thürmlein, Säulen, Fenstern und Statüen. Ewig Schade ist es, daß dies Meisterstük der Bau- und der Bildhauerkunst aus den gelblichweissen Steinen, wie ganz Paris und Versailles, gebaut ist, die an der Luft nach einigen Jahren so häßlich schwarz werden. Man muß es sehr in der Nähe sehen, wenn man es bewundern soll. Dann sieht man aber an jedem Fenster Gesimse, Menschenköpfe,

Blumen

Blumen, Laubwerk, Säulen, und auf dem Dach über jedem Fenster eine Satüe. Prächtig, göttlich müsse es aussehen, wenn das alles aus einem Stein gemacht wäre, der eine dauerhafte Farbe, die hell ins Auge fiel, hätte: aber so ist der gröste Theil dieser kunstvollen Sachen für die meisten Augen und Lunetten verloren. Es hat übrigens eine ungeheure Ausdehnung, steht sehr hoch, geht weit herab in die Stadt, hat majestätische breite Treppen, eine Menge Thore und Nebenthüren, und eine ganz unzählbare Menge Fenster. Das, was man immer, auch in der grösten Entfernung oben hervorstehen sieht, ist der Dom der Capelle, von der ich nachher sprechenwill. Geht man eine Haupttreppe hinauf, auf welcher zu beyden Seiten die prächtigsten Waaren ausgestellt sind, so kann man immer in die grands Apartements hineingehen, eine Reihe von Zimmern, wo an den Böden, Wänden, Platfonds, an Spiegeln, Säulen, Girandolen, überall Gold dik aufgetragen, überall wahre königliche Pracht ist. Unmöglich ist es, nur das vornehmste zu beschreiben. Man sieht zu viel, manches ist zu fein, man ist überhäuft, man ist beständig mit so vielen Fremden umstellt, daß man Jahre dazu nehmen müste, wenn man alles sehen wollte. Auf dieser Seite war für mich merkwürdig:

1) Das Ochsenauge, ein grosses Zimmer, mit einem einzigen ovalen grossen Fenster.

2) La grande Galerie, 37 Toisen lang, und 18 breit, die Voute oben ist ganz bemahlt von Charles le Brün. Es sind die Kriege von Ludwig XIV. Aber beschreib es einer, wenn er kann! Sehen muß man es, und dann steht man da, staunt, und kann nimmer wegkommen. Die im Palais Royal à Paris ist gewiß schön, aber diese ist

noch schöner. Unten stehen Pfeiler aus weissem Marmor, woran die alten Kleidungen gar prächtig sind. Ueberall Marmorsäulen, die in ihrer erstaunenswürdigen Höhe so fein zusammengesetzt sind, daß man sie leicht für ein Stük halten sollte. Wenn diese Galerie bey den Fetes de la Cour illuminirt wird, so muß die Pracht freylich unbeschreiblich seyn.

3) Im Schloß sind über zwanzig tausend Gemählde. M. Pfeffel sagte mir, daß sie in grossen Sälen hintereinander stünden, wie man Bücher aufstellt, weil man nicht Platz genug habe. Daher werden die in den Zimmern aufgehängte Stükke wenigstens alle Jahre einmal verändert. Unter denen, die jezt aufgestellt waren, sah ich besonders

a. einen Karl I. von Engelland, von Vandyk. Man hält es für das Meisterstük von Vandyk, und schäzt es auf 30000 kleine Thaler. Der König steigt vom Pferd, ein Bauer hält es, er sieht ehrlich, gutdenkend aus, hat das Haar hinten am Halse fliegend, ein runder Hut ohne Krempen, ein schlechter Stok, ein Wämschen — das alles ist herrlich gemacht.

b. Ludwig XV., von Rigaud, wie der König aussah, als er ins Parlament gieng. Ein blau seidenes Oberkleid mit goldenen Lilien.

c. Seine Gemahlin, Stanislai Tochter, von Vanloo, zierlich, ihr Staat ist mäßig, der kleine Hund, den sie so gern hatte, ist nicht vergessen.

4) Eine Stokuhr, von Morand, soll ein Meisterstük der Mechanik seyn. Durch Fensterscheiben sieht man das Räder-

Räderwerk zu beyden Seiten. Die Stunden schlagen Männer mit ihrem Stab: es ist auch ein Glokkenspiel daran. Als dies um 1 Uhr gespielt hatte, sprangen oben zwo kleine Thüren auf, und eine Statüe, Ludwig XIV. gerade so, wie er à la Place Victoire steht, tritt heraus, und die Thüren verschliessen sich wieder.

Ueber der mittelsten Thüre des ältesten Theils des Schlosses steht eine Uhr, die stille steht, so lang der König lebt. Sobald er stirbt, läßt man sie gehen, richtet sie hernach auf die Stunde, wo der König gestorben ist, und da muß sie dann wieder so lange stehen, als der König lebt. Die Alten, die das anfiengen, hatten dabey die gute Absicht, den König durch den beständigen Anblik dieser Stunde auf der Uhrentafel an den Tod aller seiner Vorfahren und an seine eigene Sterblichkeit zu erinnern. Jetzt steht sie auf drey Uhr, denn das war die Stunde, in welcher Ludwig XV. starb. Und weil wir denn gerade da sind, wo wir zu dem Schloß gehen können; so lassen Sie mich hier abbrechen. Leben Sie wohl.

Acht und zwanzigster Brief.

Königliches Schloß.

Als der König einmal Abends in die Messe gegangen war, bekam ich mit einer grossen Gesellschaft auch die Zimmer Seiner Majestät zu sehen. Die Suisses zeigten alles, nur das nicht, was ich am liebsten gesehen hätte, seine Bibliothek. Wir sahen sein Schlafzimmer, sein Audienzzimmer, das Kabinet, wo er eben Briefe geschrieben hatte, seine prächtige Penduln, die besonders für ihn gemachten unvergleichlichen Vasen von Sever Porzellan, die Bronzen, die Spiegel rc. Man kann die Majestät, die Delikatesse, den Geschmak, den Aufwand, der hier durchgängig herrscht, nicht beschreiben. Es sind hier simple Betten von grüner Seide, mit einem Himmel, ganz französisch, dünn, leicht, ohne Küssen, blosse Würste, und wieder andre Betten, die so reich, so gestikt, so schwer mit Gold besetzt sind, daß man den Umhang kaum aufheben kann. Vor jedem Bett sind vergüldete Barrieren. Von allen königlichen Statüen in Paris sind hier kleine Bronzen da. Eine grosse Tischplatte aus Achat. Eine alabasterne Büste mit einem kohlschwarzen Kopf darauf, die zugleich antike ist. Eine Tischplatte von Mahagonyholz, deren Diameter 36 Fuß hat. Diese Platte hat keine schadhafte Stelle, keinen Flekken, und wird alle Tage gewächst, damit sie nicht springt. Sie soll, wie man behauptet, aus einem Stamm seyn, sie ist so schwer, daß sie einen Tischlersjungen, der zu nasenweis war, als man sie auf dem Gestell befestigen wollte, umschlug, und ihn ganz platt drükte.

drükte. Uhren sind da mit den besten astronomischen Einrichtungen. Lichtstöcke, maßiv von Gold, mit den schönsten Verzierungen. Silberne Leuchter von den artigsten Façons, wieder auf silbernen Platten. Kleine niedliche Büffets, woran viel fremdes Holz eingelegt ist, und alle Leisten verguldet sind. Ich sah da viele Kunstsachen, viele Gemählde, viele Dinge, denen ich gar keinen Namen zu geben wuste.

Die Königin hatte damals einen Anfall vom Fieber, und da war es unmöglich, ihre Zimmer zu sehen, aber in die Zimmer der Mesdames de France, der Tanten vom König, die damals in Bellevüe waren, führte man mich. Auch hier ist alles königlich, und man sieht in jedem Zimmer viel, und mancherley. Die Umhänge, Tapeten, und Betten waren überall unies, und von eben dem schönen geflammten Modezeug, das ich schon in Choisy le Roi bewundert habe.

1. Bey der Madame Sophie sah ich besonders herrliches Porzellan von Seve, an dessen Schönheit, weisser Farbe, und Verguldung man nichts mehr hinzu wünschen kann: nur ist es immer noch schwer, und hat nicht die Leichtigkeit des Dreßdener. Eine Platte mosaischer und mussivischer Arbeit von den Environs de Versailles. Mein Begleiter machte mir eine lächerliche Beschreibung von der Arbeit, weil er sie nicht mit dem rechten Namen zu nennen wuste, und weil er glaubte, daß man so etwas, ausser diesem Zimmer, in der ganzen Welt nicht sehen könnte. Die Platte ist aber wirklich ausnehmend schön. Ihre Toilette — und Gemählde von der königlichen Familie, worauf nach meiner

Empfindung die Clotilde de Piemont avec la Guitarre à la Main die schönste Person ist.

2. Bey der Madame Victoire auf der andern Seite fanden wir noch die Wintermeubles, viele Sachen von grünem Sammt. Auch hier waren die grünen Betten reich und schwer mit Golde gestikt. Sie hat hier ein Gemählde vom verstorbenen Dauphin und seiner Gemahlin, die jezige Königin en Migniature, in einer Rose, gar fein in einem Kasten von Rosenholz, eine kleine Orgel, auch ein herrliches Clavier von Rosenholz, ein Almanac astrologique, eine kleine Bibliothek, wo ich la sainte Bible etlichemal sah.

Aber vorzügliche Aufmerksamkeit verdient die königliche Kapelle. Man müste ein Buch schreiben, wenn man ihre Pracht beschreiben wollte. Unsre Schloßkirche hier in Carlsruhe hat das nemliche Dessin, nur daß die Kanzel in Versailles in der Mitte steht, und unter der Orgel der hohe Altar ist. Von schwarzem, rothem und weissem Marmor ist der Fußboden. Unten im Schiff der Kirche stehen gar keine Stühle. Unten und oben sind zu beyden Seiten Altäre, und kleine Kapellen. Zwischen der untern und obern Emporkirche stehen die prächtigsten korinthischen Säulen mit Cannelures. Die ganze obere Voute ist mit den feinsten Gemählden ausgefüllt. Sie stellen meistens Scenen aus der Bibel vor: sie sind aber so klein, und so zart, daß man sie auch mit dem Augenglas nicht erkennen kann. Die schönsten sind:

1. Die zwölf Apostel auf beyden Seiten.

2. Die

Digitized by Google

2. Die Mittheilung des heil. Geistes an die Apostel — über dem königlichen Stuhl: er kommt aber, wie eine körperliche Taube ins Zimmer geflogen.

3. Die Auferstehung Jesu Christi — über dem hohen Altar. Das Schrekken der Wächter ist wohl ausgedrukt, und Engel erwarten ihn.

4. Die Einsezung des heiligen Abendmahls, — ganz hinten. Christus hat hier, wie billig, keinen Heiligenschein um den Kopf, aber sein Gesicht ist redend genug.

Fast ganz von Gold ist der hohe Altar; zwo Engel mit grossen Flügeln umgeben ihn. Die herrliche Stuccaturarbeit von Gyps in dieser Kirche übertrift alles, was ich sonst von der Art gesehen habe. Die Brustlehnen am königlichen Stuhl und an den Galerien sind von rothem und weissem Marmor. Die königliche Tribune selbst hat zwo Flügelthüren, die fast ganz verguldet sind. Fenster sind keine daran, es stehen auch keine Stühle darinnen, sondern nur lange, schmale, rothsammtne Bänkgen. Darneben steht auf jeder Seite eine Art von Prie-Dieu, wie ein Kasten mit Glasthüren; oben darauf steht eine stark verguldete Krone. Ehe der König kam, kam noch ein Bedienter, und dekte über die Brustlehne des Stuhls eine rothe sammtne Dekke mit goldenen Quasten. Die Kanzel hat viel Gold, aber nichts besonders, und steht sehr niedrig. Ein Fehler, den ich in protestantischen und katholischen Kirchen gar oft gefunden habe. Die Orgel ist groß, und sehr durchdringend. Alle Fenster haben eine Einfassung von gemahlten Scheiben. Die Kapellen, wo der Graf von Provence, und der Graf von Artois mit ihren Gemahlinnen Messe hören, sind unten. Am Sonntag hört die Königin oben die Messe im

königlichen Stuhl, nach der Messe des Königs, und hat dazu ihren eigenen Aumonier. Als ich aber einmal am Sonntag, da dies prächtige Gebäude, wie gewöhnlich geschieht, mit Menschen ganz erstaunlich angefüllt war, in der Kapelle war, hörte die Königin, weil sie nicht recht wohl war, die Messe en particulier in einer Kapelle linker Hand dem königlichen Stuhl gegen über, um halb zwölf Uhr. Eine Menge Gardes du Corps besetzten schon vorher den Platz mit ihren Spiessen. Sie kam mit ungemein viel Grazie und Majestät, in einem weissen seidenen Kleid, mäßig coeffirt, geschminkt, eine Dame d'honneur in einem gelben Kleide begleitete sie, und es kamen noch mehr bewaffnete Gardes du Corps mit. Auf Ihrem Stuhl kniete sie sehr andächtig, und gieng wieder freundlich und lieblich durch die gedrängte Menge der Zuschauer durch. Viele tausend Augen zog sie auf sich, sobald sie nur die geringste Bewegung machte, und eben so viele tausend folgten ihr nach, bis sie der lüsternen Menge wieder verschwand. Um zwölf Uhr kam Seine Majestät der König selbst. Noch eine stärkere Wache brachte ihn mit einem freylich nicht feyerlichen und nicht anständigem Lärmen zu dem wartenden Volk, und besetzte die Kirche unten und oben. Beym Eingang in die Kirche ward stark getrommelt; die Garde trieb den neugierigen Haufen aus dem Weg, und rangirte sich zu beyden Seiten. Die Musik erhob sich, die vom Kleiderputz schimmernde Menge sah nun allein auf den Königsstul hin. Erst kam die Garde, und stellte sich hinten und an die Seiten hin, darauf brachte einer das aufgeschlagene Gebetbuch; nun erschien der Graf von Artois, und endlich der König. Man hat so viele rothe und schwarze Kupferstiche von Ihm, daß ich nichts sagen darf. Viel Farbe im Gesicht hat er

nicht,

nicht: damals trug er ein ganzes fleischfarbenes Kleid, mit Silber reich besetzt, auch auf den Achseln Silber, einen silbernen Degen mit Brillanten, und weisse seidene Strümpfe. In der Messe, die ganz gesungen, und mit einer feyerlichen langsam daher schwebenden Kirchenmusik begleitet wurde, gab er den Hut weg, und nahm ihn nachher wieder. Es kam auch mehr, als ein, ganz schwarz gekleideter Aumonier mit ihm. Jede Bewegung, jede veränderte Stellung, die er annimmt, wird ihm nachgemacht. Nach der Messe drang die ganze Menge des Volks wieder nach der grossen Galerie, wo der König durchkommen muste, und da gieng er auch wieder, von der bewafneten Garde umringt, sehr gnädig und leutselig durch die Menge durch. Da kann man ihn auch nach der Tafel sehen, auch im Garten, am Fenster, man findet überall Gelegenheit. Aber es ist unbeschreiblich, was für ein Getümmel alsdann in den grands Apartements ist. Die vielen Gerüche aus den unzähligen Flacons nehmen den Kopf ein. Man findet immer alle Nationen da: unten im Park rauschts, wie auf der Messe in Straßburg, und ist wie ein Gewühl an der Börse in Hamburg, oder gar in Amsterdam.

Ihnen, mein Liebster! hätt' ich das vielleicht nicht nöthig gehabt, zu erzählen. Aber wie viele Leute sind nicht in der Welt, die sich gar keine Vorstellung machen von dem, was König, und königliche Pracht ist! Wir segnen uns, daß wir nicht immer hundert Soldaten um uns herum haben müssen, und freuen uns über das stillere Glük des Privatlebens. Leben Sie wohl.

Neun und zwanzigster Brief.

Menagerie und Orangerie.

Der Thiergarten, und die Gärten in Versailles gehen uns nun schon näher an, und sie machten mir wirklich, so lange ich dort war, viel Vergnügen.

Wir fuhren im Cabriolet nach dem Thiergarten, als ich das erstemal mit einer Gesellschaft hinabgehen wollte. Der Weg dahin ist nicht lang, und hat viele Annehmlichkeiten. Vorn am Eingange steht ein Haus, das wenigstens so meublirt ist, daß die königlichen Herrschaften zuweilen beym Spazierengehen hier abtreten können. Man sieht in einem Zimmer die Gemählde der hier vorhandenen Thiere, in einem andern die Vorstellungen von Lafontaines Fabeln, und in einem andern alte Ritterspiele und Turniere. Durch das ganze Haus geht eine prächtige Wendeltreppe. Der Aufseher über die Menagerie wohnt hier vortreflich. Ein Lustwäldchen mit vielen kleinen Häuschen hie und da gesetzt. Die Stille der Nacht wird durch das Brüllen der asiatischen Thiere unterbrochen. Am Tage hat man an jedem Fenster eine andere Aussicht. Nachmittags sind immer Fremde da. Der Anblik so vieler und verschiedener Thiere bietet immer ein abwechselndes Vergnügen an. Am allerangenehmsten war es mir, wenn ich am frühen Morgen, ehe noch die französische grosse Welt Ehrenhalber das Bette verlassen durfte, hier war, und zusah, wie man den Thieren das Morgenfutter gab. Ich will Ihnen einiges, was ich mir aufgezeichnet habe, hiehersetzen.

1. Der

Digitized by Google

1. Der Elephant war 1777. fünf Jahr alt, gleichwohl war er sehr groß, und sahe ganz schwarz aus. Er kam zwar ganz weis hieher, ward aber schwarz, weil man ihm die Haut alle Tage mit Oel einschmierte. Er war am Halse mit einer Kette angebunden. Seine Füsse waren schöner, als ich sie noch an Elephanten gesehen hatte. Es ist ein Weibchen, und partes genitales fœmineæ inter pedes posteriores emicuerunt rubro colore. Die Zähne waren nur klein, und stumpf. Die Bouteille Wein, die wir im Cabriolet bey uns hatten, stieß er aus in seinen Rüssel. Man rechnet, daß das Thier dem Könige alle Tage 6 Livres koste. Alle Morgen wird er spatzieren geführt. Er hat gerade die Höhe seiner Thüre. Von allem dem, was Perrault von der Oberhaut dieses Thieres gesagt hat, kann man am lebenden Thier nichts sehen, noch fühlen. Ich ließ mir etliche von den schwarzen Schwanzhaaren ausreissen, und habe sie noch zum Andenken an dies Thier, das man immer mit Vergnügen wieder sieht, besonders, weil es mehr, als alle andere Thiere, unsere Sprache, unsere Winke, unsere Pantomimen zu verstehen scheint, und sie durch seinen folgsamen und gelehrigen Charakter, besser als andere Thiere, beantwortet.

2. Das Rhinoceros. — Um dieses Thiers willen war ich oft in der Menagerie: ich darf Sie aber hier nicht damit aufhalten, da ich meine aufgezeichnete Bemerkungen darüber schon im Naturforscher St. XIII. S. 1. ꝛc. auf Verlangen des seel. Walchs in Jena bekannt gemacht habe.

3. Le Rat-Musc. — Kleine borstige Haare, der Farbe nach schwarzbraun und weiß.

4. Ono-

4. Onocrotalus. — Die Tasche ist doch nicht so groß, als man sie oft mahlt. Die obere Mandibula hat sehr deutliche Lacinias, und vorn einen Haken. Die Schwimmhaut war ein sehr grosser Lappen, und doch konnte der Vogel sehr schnell laufen.

5. Ein Bär, der jezt ganz schwarzbraun ist, und vor zehen Jahren, als er kam, ganz weiß gewesen seyn soll.

6. Ein Hirsch, dem das eine Horn aufwärts, das andere herabgebogen war.

7. Auch das Bastardthier von Wolf und Hund. s. Büffon.

An eben diesem Tage sah ich auch im Vogelhause eines Privatmannes einen Kanarienvogel mit brauner Farbe auf dem Rükken.

Von den Thieren gehen wir zu den Gewächsen. Die königliche Orangerie ist sehr ansehnlich, zahlreich, und hat — ich weis es aber nicht, ob Sie es, als eine Merkwürdigkeit, oder als einen Fehler ansehen wollen, viele alte Stükke. Zum Theil sind die Bäume noch von Franz I. aus Italien gebracht worden. Ein Orangenbaum heißt Connetable Bourbon, weil er noch vom Vater des grossen Connetable Bourbon gekauft worden, und ist 362 Jahr alt. Er hat gerade die Höhe der Thüre, wo im Winter die Caisses hineinkommen. Seine Krone hat 18 Schuh im Diameter, und 54 Schuh im Umkreise, und der Baum trägt noch. Im Orangeriehause, das wegen seiner majestätischen Gewölbe gesehen zu werden verdient, steht eine egyptische Göttin, die Turenne an Ludwig XIV. schikte, und die, wie man versichert, in der Donau gefunden wurde. Da, wo die Gewölbe von beyden Flügeln zusammenstossen, läßt

die

die Königin (denn die Orangerie steht gleich unter der Terrasse am Schloß) zuweilen Musik machen, und die Wirkung, die das Concert hier thut, soll ganz unvergleichlich seyn. In der Mitte der einen Hälfte steht in der Nische eine Bildsäule von Ludwig XIV., die M. Dejardin verfertigt hat. Die römische Kleidung, die er dem König gegeben, ist ein Meisterstük: aber nun hören Sie die Unterschrift: Pace beat totum, bello qui terruit orbem. Sollte man nicht beynahe vermuthen, daß die Franzosen das Wort Orbis eben so brauchten, wie die Römer? Aber auf eben der Seite, wo die Orangerie steht, sind hinter dem Schlosse, gegen dem Park zu, unten an der Terrässe zwo grosse Treppen, die eben so prächtig, als nützlich sind. Man nennt sie auch les grands Escaliers. Sie sind ausserordentlich breit, jede in vier Absätzen von 110 Stuffen: unten sind Gewölbe, und zwischen innen liegt die herrliche Orangerie, wenn man von oben herab sieht.

Der ganze Berg, auf dem das Schloß gebaut ist, wird durch diese zwo Treppen gestützt. Sie sind die Bastionen, die Contreforts von der ganzen fürchterlichen Masse. Denn der Berg, auf dem das alles, was Ludwig XIV. zu dem schon vorhandenen Schloß von Ludwig XIII. hinzubaute, steht, ist gröstentheils auch durch Menschenhände aufgeführt worden. Die Treppen sind aus einem weissen glatten Stein, den man aus den Provinzen hiehergeschleppt hat, und der noch jetzt seine hellweisse Farbe hat: daher die Treppen von weitem ungemein schön aussehen.

Weil wir gerade in den Gärten sind, so muß ich Ihnen auch ein Wort vom königlichen Küchengarten sagen. Ein sehr grosser Platz, der aber so voller Mäuse ist, daß überall

Digitized by Google

all auf den Wänden und an den grünen Spalier-Geländern Fallen für diese Thiere stehen. Die Schnekken sind ebenfalls in solcher ungeheuren Menge da, daß alle Morgen vier Kerls im ganzen Potager herumgehen müssen, die sie auflesen und umbringen. Auch ist ein eigener Taupier da, der die Maulwürfe, wenn sie aufstossen, beschleicht, wie bey uns. Ich sah hier unter andern eine Menge Erdbeeren von Chili, Canada ꝛc. Ehemals machte man zur Zeit der Blüte durch Zusammenstellung in und unter den Wind verschiedene Mariages des fraises, um neue Spielarten zu bekommen: aber jezt unterläßt man das. Der König hat den richtigen Geschmak, daß er die gewöhnliche und natürliche am besten findet, und davon sind auch ganze Felder da. Ueberhaupt ist diese Frucht in Frankreich eine wahre Delicatesse, und behagte mir wenigstens ausserordentlich. Wenn Sie nur oft dabey gewesen wären, wie ich in manchem Paradies der Natur so munter und heiter war; alles, was lebte und empfand, genoß, und des harten Pflasterwegs vergaß, den man oft in einem Amte, das uns mit vielen schlechten Menschen in Verbindung sezt, laufen muß. Leben Sie wohl.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Neueste Mannigfaltigkeiten.

193ste Woche.

Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung über die Fische.

Wenn der Fisch gegen die Oberfläche des Wassers steigen will, so füllt er seinen Luftsak, welcher ihn grösser, aber nicht schwerer macht; er nimmt alsdann einen grössern Raum ein, als vorher, und da er auch leichter ist, so muß er nothwendig im Wasser in die Höhe steigen. Will er wieder in die Tiefe gehen, so drükt er die Blase zusammen, und preßt die Luft heraus, er wird kleiner, nimmt weniger Raum ein, und muß also sinken.

Es ist ausgemacht, daß diese Blase den Fischen das Vermögen giebt, sich auf einer beliebigen Höhe des Wassers zu erhalten, da die Krebse, die Austern, die Schollen ꝛc. welche dergleichen nicht haben, beständig auf dem Boden bleiben, ohne sich gegen die Oberfläche erheben zu können. Man nahm einem lebendigen Karpfen die Blase, ohne seinem Körper eine Verletzung zuzufügen, woran er hätte sterben müssen, und that ihn wieder in sein Behältniß; er lebte noch einen Monat, kam nicht mehr über das Wasser, und kroch beständig auf dem Grunde.

Die Ausdehnung und das Zusammenziehen der Fischblase wird nach Belieben dieses Thieres vollzogen, und zwar

vermittelst kleiner Muskeln an der Blase, die sie erweitern und zusammen drukken.

Von dem Athemholen der Fische und ihren Ohren (Kiehmen).

Die Luft ist allen Thieren zum Leben unentbehrlich, sogar die Pflanzen können nicht vegetiren, wenn sie dieses Elements beraubt sind. Die ersten athmen durch den Mund, und andre Oefnungen des Leibes. Die Pflanzen empfangen die Luft in allen ihren Theilen durch die Luftröhren; a) welche die neuern Naturkundiger entdekt haben; und die Fische durch die Kiehmen. Diese Thiere, welche im Wasser leben, und gemeiniglich, wenn sie in die Luft kommen, bald sterben, können doch ohne sie schlechterdings nicht bestehen; es ist erwiesen, daß ein Fisch, genau genommen, länger in der Luft und ohne Wasser lebet, als im Wasser, welchem die Luft genommen ist.

Die Fische sterben also in den Teichen und Flüssen nicht von grosser Kälte, wie einige Leute glauben, sondern nur von dem Mangel der Luft: denn sie sterben nicht, wenn man in dem Eise an verschiedenen Orten Oefnungen machet,

a) Bey einer andern Gelegenheit wird gezeigt werden, was diese kleinen Zwischenräumchen (Punkte, stigmates) in Ansehung der Luftröhren und Luftgefässe der Pflanzen sind; diese Entdekkung haben wir dem Malpighi zu danken. Es sind gewisse Gefässe, die durch eine sehr dünne Haut formirt werden, welche platt und breit ist, von sich selbst eine Schnekkenlinie und eine lange Röhre bildet, welche gegen das Ende immer enger wird, und sich endlich verliert. Wenn man diese Gefässe zerreißt, so entdekket man eine gewisse peristaltische Bewegung. Diese Gefässe halten die Luft in sich, welche die Bewegung der Säfte erleichtern und sie flüßiger machen muß.

chet, daß sie athmen und ihre Blase mit frischer Luft anfüllen können.

Was die Lungen bey den vierfüßigen Thieren und Vögeln sind, das sind die Kiehmen bey den Fischen. Der ganze mechanische Bau dieser Kiehmen hat nichts anders zum Zwekke, als die Luft aus dem Wasser heraus zu ziehen, und sie mit dem Blute zu vermischen, wie sie bey andern Thieren durch die Lungen damit vermischt wird, welche dieselbe unmittelbar an sich ziehen. Wir wollen diesen Theil des Fisches an einem Karpfen beobachten und auseinander setzen, (bey andern Fischen ist er eben so beschaffen;) dessen mechanischer Bau beynahe in das Unendliche verwikkelt ist.

Das System der Natur ist überall einerley, es ändert nur die äussere Gestalt, der Grund ist unveränderlich. Der organische Bau der Lunge eines Elephanten findet sich in den Fischohren des geringsten Fisches. Eine Art von einem Balken, der aus einer grossen Anzahl subtiler Beinchen zusammengesetzet ist, wovon ein jedes wieder aus einer Menge knöcherner Fäden besteht, ist darzu bestimmt, daß er das Organum in gerader Linie hält, und vielen Nebenästen einer Pulsader, die aus dem Herzen kömmt, die Richtung giebt. Diese Ader ist das bey den Fischen, was fast bey allen anderen Thieren die Arterie in der Lunge ist, das Blut in alle Theile zu bringen. Zwischen den Knöchelchen und in dem ganzen Gewebe der Fischohren, sind eine Menge Zwischenräumchen, in welche das Wasser, welches der Fisch durch das Maul an sich gezogen hat, wie in einen Seiher fällt, wo es in unendlich kleine Theilchen zertheilt wird. Das Blut, welches aus dem Herzen des Fisches geht, verbreitet sich also in alle Fäden, aus welchen die Kiehmen

zusammengesetzet sind, so, daß sich nur sehr wenig Blut mit dem Wasser vermischet, und dadurch können sich diese Bluttheilchen leicht mit den Lufttheilchen, welche sich vom Wasser losreissen, vermischen. Die Kiehmen sind gleichsam wie mit einer Klappe bedekket, welche sich schliesset, und wieder öfnet. Wenn sie sich öfnet, so läßt der Fisch das Wasser heraus, welches er eingezogen hat; denn die meisten Fische verschlukken beständig Wasser mit dem Maul, ziehen die Luft heraus, und geben das Wasser durch die Kiehmen wieder von sich. b)

Je mehr sich die Natur von den Thieren entfernet, die sich unsern Augen in einer beträchtlichen Grösse zeigen, desto vollkommner scheinet sie ihre Werke in Ansehung der Organisation und der Struktur der Theile zu machen. Der Mensch, das vornehmste unter den Thieren, dieses Meisterstük der Natur, hat nur 425 Muskeln zu seinen freywilligen, nicht freywilligen und gemischten Bewegungen nöthig, da ein verächtliches Insekt in den Augen derer, die den ganzen Weltbau nicht in seinen Theilen betrachten, die Weidenraupe, mit 4000 Muskeln versehen ist, die durch ihre Anordnung und Zusammenstimmung noch wunderbarer sind, als durch ihre Anzahl. c) So wunderbar auch die Werkzeuge des Athemholens bey den grössern Thieren im Ganzen sind; so müssen sie doch den Fischen

b) Viele Fische geben das Wasser nicht durch die Kiehmen wieder von sich; einige, als gewisse Wallfische, blasen es sehr hoch, wie ein Springbrunn, durch eine oder zwo grosse Röhren, die sie oben am Kopfe haben, wieder heraus.

c) Traité anatomique de la chenille, qui ronge le bois de Saule &c. (Anatomischer Traktat von der Weidenraupe. Haag. 1762. 4to.) Dieses Werk und die Kupferstiche, welche es zieren, sind gleich merkwürdig. Beydes ist von dem berühmten Lyonnet.

schen in diesem Stükke weit nachstehen. Nur die Anzahl der Knöchelchen, welche bey dem Karpfen zum Einziehen der Luft dienen, von welchem man, wie wir oben erinnert haben, die Anwendung auf die übrigen Fische machen kann, sind an der Zahl, vier tausend dreyhundert und sechs und achtzig. Er hat neun und sechzig Muskeln; die Pulsadern der Muskeln machen, ausser den acht Hauptästen, noch vier tausend drey hundert und zwanzig kleinere, und ein jeder theilet sich auf allen Seiten wieder in unendlich kleine Gefässe, deren Anzahl alle diese weit übertreffen würde. Welche Feinheit in dieser Organisation! Er hat eben so viele Nerven, als Pulsadern, und alle diese unendlich kleinen Gefässe sind von eben so kleinen Nerven begleitet, welches ein bewundernswürdiges Netz formirt, welchem auch das beste Auge nicht nachfolgen kann, und wovon die subtilsten Theile mit dem vortreflichsten Vergrösserungsglase nicht mehr erkannt werden können.

Von den Schuppen.

Die Dekke der Fische hat eine eben so grosse Verschiedenheit, als bey den übrigen Thieren aufzuweisen. In der Folge wird man sehen, daß die wohlthätige Natur den rothen amerikanischen Fisch, die chinesische Goldforelle, und viele andere in unsern Gegenden mit eben so glänzenden Farben gezieret hat, als das Federgewand der Vögel.

Die fettige Materie, welche über den Körper der Fische verbreitet ist, hat eine Farbe und Consistenz, wie Gallert; sie scheinet mit vieler Kunst auf den Schuppen angeordnet zu seyn. Sie wird von Membranen bedekt, und in darzu bestimmten Gefässen aufbehalten. An den Enden dieser Röhren, welche diese Materie einschliessen, entdekt

man kleine übereinander gelegte Blättchen: diese müssen die fette und glänzende Materie, wovon die Schuppe ihren Ursprung und ihren Glanz hat, zusammenhalten, denn es ist wahrscheinlich, daß diese Feuchtigkeit, wie sie nachher vorkömmt, sich unvermerkt verhärtet, und die Schuppen erzeuget.

Man findet aber diese silberartige und fette Materie nicht allein auf den Schuppen; es giebt in den Fischen noch zwey andere Behältnisse, wo sie vielleicht bearbeitet wird. Unmittelbar unter der Haut, welche die Schuppen berühren, ist eine Membrane, die derjenigen gleich ist, welche eben diese Schuppen bedekket; diese ist mit sehr feinen silberfarbigen Blättchen angefüllt, und dadurch entstehen wahrscheinlich die Röhren der Schuppen, ob man schon noch nicht hat entdekken können, durch welchen Weg die Blättchen dahin kommen. Das andere Behältniß, in welchem man eine beträchtliche Menge von dieser fetten und silberfarbigen Materie findet, ist in der Höhlung des Fischbauches; die Membrane, welche die Eingeweide nebst dem Magen umschließt, ist davon völlig glänzend.

Die Einförmigkeit der Gesetze der Natur erfordert, daß die Schuppen bey allen Fischen auf einerley Art gebildet werden. Sie müssen also alle eine klebrige Materie haben, die aus einer Menge kleiner und harter Blättchen zusammengesetzet ist. Alle Schuppen sind also aus einer Materie formiret, deren Quelle in dem Magen des Fisches zu finden ist, und welche aus sehr feinen und harten Blättchen bestehet, die durch besondere Gefäße bis an die äußere Haut gebracht wird, wo sie die Consistenz der Schuppen bekommt. Einige Gelehrte haben behauptet, daß eine jede

Schuppe

Digitized by Google

Schuppe wieder aus unendlich kleinen Schuppen zusammengesetzet sey, die aufeinander gelegt sind. Andre Naturalisten sagen weit natürlicher, daß eine jede Schuppe aus vielen Schichten bestehe, wovon die nächste auf der Haut des Fisches allezeit die gröste ist. Diese Schichten stellen auf der Schuppe eine vortrefliche Arbeit vor. Wenn man sie durch den Vergrösserer betrachtet, so findet man sie mit vieler Kunst gestochen; man entdeckt eine ungeheure Anzahl Striche, die in einem Punkte zusammen laufen. Diese Streifen sind so fein und so nahe an einander, daß man sie nicht leicht zählen kann.

Ehe wir die Lehre von den Schuppen beschliessen, müssen wir noch bemerken, daß sie den Fisch wider die Kälte schützen, ohne der Biegsamkeit seines Körpers etwas zu schaden. Dieser wunderbare mechanische Bau hat auch die Menschen gelehrt, sich Panzer zu bereiten. Die Bosheit der Menschen sucht überall Mittel auf, sich zu üben. Werke, die der Schöpfer zum Nutzen der Menschen gemacht hat, müssen ihnen zum Muster ihrer Grausamkeiten dienen. Man behauptet, daß ein alter Fisch leicht zu erkennen ist, weil er sehr harte Schuppen habe. Man hat auch bemerkt, daß die Fische, welche mit Schuppen bedekt sind, gemeiniglich in Haufen miteinander gehen, welches die übrigen nicht thun.

Von dem Werkzeug des Gesichts, und von dem Sinne des Gehörs.

Die Augen dieser Thiere sind auf allen Seiten platt. Die kristallene Feuchtigkeit d) hat keine Farbe, aber sie ist härter

d) Dies ist der kleine runde, oder linsenförmige Punkt, welchen man in der Mitte des Sehers entdekt. Man hat ihn Cristallin genennet,

härter und gelber, wenn der Fisch älter wird, und man bemerkt, daß sie in der Mitte weit härter ist, als an den Enden.

Die Natur hat bey den Thieren, welche im Wasser leben, den Cristall im Auge sehr erhaben und beynahe sphärisch gebaut, damit sich die Strahlen der Gegenstände im Wasser, welche bey dem Durchgang durch die Hornhaut sehr wenig gebrochen werden, auf der Oberfläche des Cristalls wenden, und im Grunde des Auges wieder vereinigen können. Wenn der Himmel heiter ist, so sehen die Fische bey Nacht so gut, als bey Tage.

Man hat lange Zeit geglaubt, die Fische wären des Gehörs beraubt, und sie hätten keine eigentlichen Ohren; aber man hat sich betrogen. Dieses Organum ist endlich entdekt worden: und war nur deswegen unbekannt, weil es ausserordentlich klein ist. Man kann nur mit Mühe den Knopf einer Steknadel in die Oeffnung bringen, welche bey den meisten Fischen die Stelle des Gehörs vertritt; diese Oefnung führet auf viele kleine knöcherne Cirkel, welche aneinander stoßen, und in welchen sich der Gehörnerve, wie in den Ohren der Vögel verbreitet. Bey den Fischen, welche ordentlich athmen, wie der Wallfisch, der Delphin, und viele andere, ist es nicht schwer, dem Gange des Gehörs zu folgen: aber bey denen, welche, wie der Karpfe, keine Lunge haben, ist das Organum, wo der Siz des Gehörs ist, schwer zu entdekken. Man ist noch im Zweifel, ob diese leztern nicht

nennt, weil er so durchsichtig ist, wie ein Cristall. Wenn die Zergliederer den Bau dieses Cristalls entdekken wollen, so nehmen sie ihm seine Durchsichtigkeit, und machen ihn härter, indem sie ihn in warmes Wasser, oder sonst in eine scharfe Feuchtigkeit tauchen.

nicht durch das Gefühl hören, welches durch die Bewegung der Luft, die sich dem Wasser mittheilet, erregt wird. Die Sache mag nun beschaffen seyn, wie sie will, so ist ausgemacht, daß die Fische hören; denn man mache ein Geräusche, so wird man gleich sehen, daß sie auf ihre Sicherheit bedacht sind, und wenn man mit der Angel fischet, so beobachtet man ein sorgfältiges Stillschweigen. Ein neuer Beweis, daß die Fische hören, ist dieser, weil man sie an gewissen Orten gewöhnet, auf den Schall einer Glokke herbey zu schwimmen, um ihre Speise zu empfangen. In Ostindien ernähret man bey Fürsten und grossen Herren Fische von seltener Schönheit. Man siehet, wie sich diese Fische auf den ersten Pfiff, welchen sie hören, mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit versammlen, um ihre vorgeworfne Nahrung zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Das Reiten.

Unser Lebenslauf ist eine Reihe von Fehltritten ausser dem Geleise der Natur, und ein jeder solcher Fehltritte würde uns unserm Verderben zuführen, wenn wir uns nicht gewisser Mittel bedienten, die uns in diesem Laufe aufhielten, und unsern Fuß wieder in jenes Geleise zurükbrächten. So können wir das Reiten als eine Arzney gebrauchen, die in vielen Krankheiten gewiß unvergleichlich ist. Die Erfahrung bestätigt Galens Worte: daß keine Bewegung in Ansehung ihrer heilsamen Wirkung dem Reiten gleichzuschätzen sey. Die Gewohnheit thut indessen bey dieser Be-

wegung, wie bey einer jeden andern Sache, sehr viel. So kann sich ein Roßhändler nicht die nämlichen Vortheile vom Reiten versprechen, welche der Gelehrte davon zu gewarten hat, bey dem dieses Uebel von einer sitzenden Lebensart herrührt. Die Natur haßt aber jede plötzliche Veränderung, und je grösser hier der Sprung ist, desto größer ist die Gefahr: der Körper muß sich nach und nach daran gewöhnen. Das Reiten lehrt uns zuerst unsere Glieder fest halten, dem Körper eine gerade Stellung geben, und stärkt durch die Arbeit und Anstrengung unsere Muskeln; es hat, wie ich selbst aus der Erfahrung weis, eine anfangende Krümmung des Rükgrads vertrieben. Man bewegt, indem man getragen wird, den Rükgrad, den Hals; die Füße müssen in eine aufrechte Lage gehalten werden; die Augen werden gleichfalls dadurch gestärkt. Ausser diesen Vortheilen, die gewiß beträchtlich sind, befördert das Reiten, indem es eine allgemeine Bewegung des Körpers unterhält, und eine lebhafte Anstrengung der Glieder zum Grunde hat, noch den Umlauf des Bluts, hebt wegen der kräftigen Erschütterung auch eingewurzelte Verstopfungen, stärkt den Körper, wie ihn jede Uebung stärkt, befördert alle thierische Absonderungen, und verhütet, daß der Körper nicht zu stark wird. Man irrt sehr, sagt mein Freund, der Herr D. Akkermann, wenn man die Grade der Gesundheit nach den Stufen des zunehmenden Durchmessers des Körpers schätzt. Ein fettes Thier ist niemals gesund, und selbst das Fett, welches sich während der zu großen Ruhe in das Zellgewebe setzt, besitzt die Eigenschaften nicht, die ein gutes löblich bereitetes Fett haben muß. Aus dem Grunde werden Thiere, die sich sonst stark bewegen, so bald fett, wenn man sie in den Zustand der Ruhe versetzt, und sie dabey eben so stark, als vorher, füttert. Es wäre zu wünschen, daß man die Gewohnheit einführte, sagt

Digitized by Google

sagt Tissot, vornehme junge Frauenzimmer in der Geschiklichkeit zu Pferde zu steigen anzuweisen, und daß in großen Städten Akademien errichtet würden, die blos dazu bestimmet wären, sie in dieser Kunst zu unterrichten. Es würde nicht nur ihre Gesundheit, sondern auch selbst ihre Schönheit unendlich viel dabey gewinnen. Seitdem es in England Mode ist, daß das schöne Geschlecht eben so gut zu Pferde sitzt, wie die Mannspersonen; so sehen die Frauenzimmer auch weit muntrer und gesunder aus, und wissen ihrem Arzte nicht so viel von Vapeurs, und hysterischen Zufällen zu erzählen, wie in andern Gegenden. Ja, blos durch Reiten befördert das englische Frauenzimmer den Ausbruch der monathlichen Zeit. Tissot sagt zwar, daß, wenn es ja verschiedene Damens giebt, (denn unglüklicher Weise gilt dieses nicht von der großen Menge) die sich beym gänzlichen Mangel der Bewegung so ziemlich wohl befinden; so komme es daher, daß sie andre Hülfemittel hätten, den Umlauf zu befördern. Die Natur hat sie zu angenehmen Empfindungen fähiger gemacht; sie sind von Natur mehr lustig, sie schwatzen mehr, und auch dieses ist eine Art von Leibesübung, welche bey ihnen hinreichend seyn kann; sie essen meistentheils weniger; erschöpfen sich nicht durch Denken, welches die Gelehrten ins Grab stürzt; ihr Schlaf wird nicht in der Nacht durch die wider ihren Willen erfolgende Fortsetzung der lebhaften Begriffe, welche sie am Tage beschäftiget haben, unterbrochen und verhindert. Tausend kleine Begebenheiten der Gesellschaft, welche ein Mann, der in seinen Arbeiten vertieft ist, nicht einmal gewahr wird, sind für sie Gegenstände, die wichtig genug sind, ihre Leidenschaften in dem Grade zu bewegen, als zur Beförderung des Umlaufs, ohne die Werkzeuge zu beschweren, nöthig ist. Wenn man Männer antrift, die sich ihrer Unthätigkeit ohngeachtet

geachtet wohl befinden; so wird man bey genauer Untersuchung fast allemal finden, daß sie eben die Vortheile gehabt haben, deren, wie ich eben gesagt habe, das andere Geschlecht genießt.

Bey dem Reitpferde muß man vornehmlich darauf sehen, daß es gemächlich gehe, ohne zu stoßen. Kleine Pferde pflegen gemeiniglich sich in Ansehung eines gemächlichern Trotts auszuzeichnen. Der zu seiner Gesundheit reitet, muß vorzüglich zu diesem Ende eine mäßige Luft wählen; der Vormittag ist dazu die beste Zeit.

Der Nachmittag ist zum Reiten bey weitem nicht so gut, noch weniger der herrannahende Abend, wo die Luft feucht und kühl ist. **Cardanus** war mit den römischen Aerzten nicht zufrieden, als sie dem Pabst **Pius den Vierten** verordneten, des Morgens vor Sonnen Aufgang zu reiten. Er glaubt, daß dieses zu seinem bald darauf erfolgten Tod das meiste beygetragen. Selbst der Zeitraum muß bestimmt seyn, wie lang das Reiten dauren soll. Langes und anhaltendes Reiten kann nicht anders, als den Körper höchst beschwerlich seyn; Kräfte und Gewohnheit müssen hiebey entscheiden. Der Ort ist gleichfalls nicht gleichgültig. So reitet man im Sande und auf Bergen weit beschwerlicher, als auf einem ebenen Boden. Gegen den Wind muß man gleichfalls zu reiten vermeiden. So wie man manche Erfindung, manche Arzney für neu ausgiebt, deren Gebrauch doch schon die Alten längst kannten; so ist ihnen auch der Gebrauch des Reitens, als ein vortrefliches Mittel gegen verschiedene Krankheiten nicht verborgen geblieben. **Aetius, Trallianus** rühmten das Reiten schon in sehr vielen Krankheiten, als eins der besten Hülfsmittel bey anhaltenden und lang-

langwierigen Kopfschmerzen. Trallianus empfiehlt das Reiten bey der schwer zu hebenden Krankheit, der fallenden Sucht, auch sogar zur Heilung der Taubheit ungemein. Morton erhebt diese Leibesübung bey der Schwindsucht mehr, als jede andre, weil sie die Kräfte des Körpers erhält, und die eingewurzelten Verstopfungen, die oft die Ursache der Auszehrung sind, wenigstens sie leichter tödlich machen kann, aufzulösen fähig ist. Sydenham versichert, daß weder der Merkurius in venerischen Krankheiten, noch die China in Wechselfiebern kräftigere Wirkungen äussern könne, als das Reiten bey der Schwindsucht: dieses haben ihn unzählige glükliche Kuren bewiesen. Er wuste zu gut, daß von den prächtigen Titeln, womit manche Arzneyen ausgeschmükt werden, und die noch leider! in öffentlichen Zeitungen ihre Ausrufer finden, so wenig gegen die Schwindsucht, als gegen eine Menge anderer Krankheiten etwas zu hoffen sey; sondern daß sie sogar wohl schädliche Folgen haben. Wenn ja in dieser schweren Krankheit noch Hülfe zu erwarten ist, so müssen die Mittel nach der Art der Krankheit, nach Beschaffenheit des Körpers eingerichtet seyn, denn was dem einen Arzney ist, ist vielleicht dem andern Gift: und doch gestattet man in unsern Zeiten, daß solches Zeug öffentlich zum Verkauf ausgeboten wird! —

Selbst in der Hypochondrie, nämlich der wahren, nicht der Hypochondrie in der Einbildung, und denen Krankheiten, die durch eine lange Reihe von Ausschweifungen und Unordnung entstanden sind, ist das Reiten ein heilsames Mittel. Die Hypochondrie ist auch kein Erbe und Eigenthum der Gelehrten, sondern sie kann den Holzhakker sowohl, als jenen plagen. Da sie bey manchem Arzte das Freyhaus der Unwissenheit wird, indem man Krankheiten,

die

die man nicht zu benennen weiß, gleich zu Hypochondrie macht: so ist es wohl der Mühe werth, eine kleine Beschreibung von diesem Uebel zu geben. Beym wahren Hypochondrist versammlen sich Zufälle ganzer Krankenhäuser, und keine Krankheit, sie sey so häßlich, so selten, als sie wolle, giebt es, welche nicht einmal ein Hypochondrist gehabt hat, wenigstens gehabt zu haben glaubt. Anfangs empfindet der angehende Hypochonderist nach dem Essen ein Spannen und eine Vollheit im Unterleibe; er ist müde, athmet beschwerlich, er hat Herzklopfen, der Schlaf ist unruhig, er ist beständig beängstiget, niemals mit seinem Schiksale zufrieden, es sey so glüklich, wie es wolle. Das Uebel wächst allmählig. Der Hals und Schlund wird von Krampf befallen, und in den Anfällen der Krankheit eine Menge Speichel aus den Speicheldrüsen mit Gewalt ausgepreßt, welchen der Hypochondrist oft mit einer Art von Zwang auswerfen muß. An den äussern Theilen klagt derselbe über beständige Rheumatismen, die bald diesen, bald jenen Ort einnehmen, über Zufälle der Gicht, über Krämpfe, Ausschläge, und der ganze Körper schwindet. Die lebhafte Farbe, die von der Gesundheit zeugt, verliert und verwandelt sich in eine schwarzgelbe; das Gesicht wird erdfahl. Bald brausen dem Hypochondristen die Ohren, bald ist ihm jedes Geräusch unerträglich, bald fliegen ihm Mükken, bald Feuerfunken um die Augen, bald ist Geruch widernatürlich stark, bald mangelt er gar. Ueberhaupt fehlt oft die gewöhnliche Schärfe der Sinne, die sehr oft auch bey den nämlichen Kranken widernatürlich groß ist. Den Geist verändert keine Krankheit mehr als diese. Sehr oft geschieht es, daß der Hypochondrist einen gewissen Stupor empfindet, der ihn unthätig und unfähig macht, auch nur leichte Sachen

zu

Digitized by Google

zu bearbeiten, ihm vergehen die Gedanken. — Er glaubt in sich alles Unglük vereinigt zu finden, hält sich für den verworfensten, unglüklichsten, — zweifelt an seiner Seligkeit, scheint tief zu denken, wenn er eben nichts denkt, ist schamhaft, furchtsam, traurig, faul, flieht jeden Menschen, und thut oft Dinge, die man von keinem sinnigen Menschen erwartet. Er ist für seine Gesundheit äusserst besorgt, unersättlich in dem Gebrauch der Arzneyen, glaubt jedem Quaksalber, und macht seinem Arzt mehr zu schaffen, als zehn andre Kranken. Es giebt aber auch Tage,* wo sich der Hypochondrist sehr wohl befindet; jedoch eine geringe Ursache, und das Uebel kommt wieder zum Vorschein. Veränderung des Wetters, eine geringe Gemüthsbewegung, macht seine Krankheit und Plage wieder rege. Und doch, so fürchterlich diese Krankheit scheint, so ist sie nicht unheilbar, und würde sie gewiß öfterer zu heben seyn, wenn der Hypochondrist nicht bey jedem Hülfe suchte. — Sydenham hat diese Krankheit, durch gehörigen und ordentlichen Gebrauch von Arzney, und ganz vorzüglich durch ein sanftes nach und nach etwas verstärktes Reiten, sehr häufig und aus dem Grunde geheilt.

Es ist bekannt, daß da, wo die Natur einen Abfluß gewohnt ist, der durch eine oder die andre Art gestört wird, die schlimmste und gefährlichste Folgen entstehen können; wenn nun Krankheiten des Unterleibes und die Natur selbst diesen Ausfluß erfodern: so begünstigt und befördert das Reiten diesen Ausfluß am meisten, und sollte es also in dergleichen Fällen nie aus den Augen gesetzt werden. Noch eins, wozu ich das Reiten empfehlen will, um nichts von dem zu verschweigen, wozu diese Uebung schon mit dem grösten Nutzen gebraucht worden. Diese Bewegung ist im Stande, und trägt sehr vieles mit bey, die erloschene Liebe wieder zum Leben zu bringen; obschon dieser Satz einen Widerspruch gegen den Hyppokrates zu seyn scheint, wenn er sagt, daß das Reiten zu diesem Ende nicht dienlich sey: so meynt er ausdrüklich das

(*S. Herrn D. Ackermann, über die Krankheiten der Gelehrten.

das beständige und ermüdende Reiten, wodurch freilich die Leibeskräfte äusserst geschwächt werden; aber ein sanftes, mäßiges Reiten rühmt er eben so, wie die jetzigen Aerzte, zu diesem Endzwekke ungemein. Dies sey genung zum Lobe des Reitens: nur muß ich noch bemerken, daß es kein Universalmittel sey, daß es auch in vielen Fällen schaden könne. Ich werde nur einige anzeigen. Da überhaupt es keine Sache in der Natur giebt, die, so heilsam sie auch immer sey, nicht der Mißbrauch schädlich mache; so gilt dies auch hauptsächlich vom Reiten. Wie mancher hat nicht schon durch unnützes Jagen mit dem Pferde Gesundheit und Leben verlohren. Ramazzini sahe einen berühmten Reuter, der nach einem heftigen Ritt eine Blutstürzung bekam, die ihn, obschon die geschiktesten Aerzte alles, was in der Kunst nur möglich ist, dagegen versuchet haben in einer Zeit von zween Monaten zum Grabe brachte. — Unzählige solche Beyspiele könnte ich anführen, wenn sie nicht die tägliche Erfahrung bestätigte: und so, wie das mäßige Reiten alle Sinnen zu stärken fähig ist; so bewirkt das schnelle Reiten gerade das Gegentheil. Ferner müssen diejenigen das Reiten meiden, die eine Anlage zum Blutspeyen haben, denn sie sind in Gefahr nach einer jeden dieser Bewegung einen neuen Anfall zu bekommen: ja selbst ertragen oft tief eingewurzelte Verstopfungen das Reiten nicht; auch solchen Kranken, die einem Blutfluß aus den Nieren unterworfen sind, und noch weniger denenjenigen, die mit dem Stein geplagt sind, ist das Reiten anzurathen; obschon Avicenna glaubt, daß durch das Reiten der Stein aus den Nieren, in die Blase gebracht werde; allein diese Krankheit ist zu schmerzhaft, als daß Kranke eine solche starke Bewegung ertragen könnten. Bey blinden Hämorrhoiden verursachet der Reiz, welchen das Reiten macht, Entzündungen; und bisweilen hat es bey Personen, die mit Brüchen behaftet waren, den Tod nach sich gezogen.

S. Schlesinger. D.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

194ste Woche.

Fortsetzung der allgemeinen Betrachtung über die Fische.

Von den Zähnen.

Es giebt einige unter den Fischen, welche Kiefer haben, die mit Zähnen besetzt sind; ja man findet sogar einige mit verschiedenen Reihen, als der Meerwolf. Andere haben keine in Kiefern befestigte Zähne, als der Karpfe, die Barbe; aber man findet sie in dem fleischernen Gewölbe des Gaumens, oder in kleinen Knochen an dem Eingange des Schlundes. Noch andere, als die Eise, haben gar keine, weder an dem Kiefen, noch an dem Gaumen, wenn man nicht gewisse kleine Erhöhungen in Gestalt einer Säge, die das Auge kaum entdeckt, diesen Namen geben will; man kann sie an den äussern Theilen der obern Lefze fühlen. Ueberhaupt sind die Zähne der Wasserthiere spitzig und schneidend; sie haben nicht alle einerley Richtung; sie sind entweder aus- oder einwärts gebogen, und zuweilen ragen sie auch weit hervor.

Der innere Bau der Fische.

Wenn wir die Fische inwendig betrachten, so werden wir neue Gründe finden, die einander entgegengesetzten Wege

Digitized by Google

der Natur zu bewundern, auf welchen sie zu einem und ebendemselbigen Zwekke zu gelangen weis.

Die Fische haben nicht so viel Eingeweide, wie die übrigen Thiere. Ihr Herz ist platt, die Wände sind nach dem Maaß der Grösse sehr dicht, und die Fiebern sehr genau zusammen gewebt: es hat auch eine starke Bewegung der Circulation nöhtig. Die Aorta, welche bey anderen Thieren das Blut von dem Herzen in alle äussere Theile bringt, geht bey diesen nur bis an die äussersten Ende der Kiehmen, welche, wie wir schon gesagt haben, die Lungen dieser Thiere sind.

Von der Milch.

Die Milch, welche sehr gut zu essen ist, ist eine weiche Substanz, die aus zween weissen sehr unregelmäßigen Körpern zusammen gesetzet ist. Man findet sie nur bey den Männchen, denn sie ist ihr unterscheidendes Zeichen. In diesem Theile filtriret sich der Saame zur Befruchtung. Man wird weiter unten sehen, daß das Männchen diesen Saamen in dem Augenblik über die Eyer ergiesset, wenn sie das Weibchen in das Wasser legt.

Von der Fruchtbarkeit der Fische.

So viel auch beständig von den Wasserthieren zu Grunde gehen, weil sie sich entweder einander selbst auffressen, oder weil sie verschiedenen Zufällen unterworfen sind, oder weil sie von den Menschen in grosser Menge gefangen werden, so groß auch, sage ich, diese Zerstörung immer seyn mag; so scheinet uns doch die Menge der Fische kaum vermindert zu werden. Durch die unbeschreibliche

Frucht-

Google

Fruchtbarkeit erhält eine jede Gattung ohngefähr beständig die nemliche Anzahl, welche ihr vorgeschrieben zu seyn scheint.

Wir wollen uns einen Augenblik alle Wesen vorstellen, wie sie aus dem Chaos hervorkommen. Auf ein Wort des höchsten Wesens zertheilen sich die Elemente, das Licht vertreibet die Finsterniß, die Erde bedekket sich mit Bäumen und Blumen, und alle Himmelskugeln beginnen ihren Lauf in dem unendlichen Raume. Aber das, was sich der Geist am liebsten vorstellen soll, ist der Augenblik, da eine unendliche Menge so verschiedener lebender Wesen auf einmal aus dem Nichts hervortreten, wo sie begraben waren. Vor ihrer Entstehung herrschte ein tiefes Stillschweigen in der ganzen Natur; der Schlamm, aus dem sie hervorkommen, fängt an sich zu beleben, man hört ein unordentliches Getöse; alles, was sich den Augen dieser neuen Wesen darstellet, reizet, blendet sie, und sezet sie eben so sehr in Erstaunen, als ihre eigene Existenz. Das dumpfe Gemurmel, welches man nach der Schöpfung von allen Thieren, welche die Elemente bevölkern, hören muste, unterbrach auf immer das schrekliche Schweigen, welches die Natur beobachtete, und war der erste Huldigungseid, welchen sie dem Urheber aller Dinge leistete. Man kann mit Grunde muthmassen, daß Gott im Anfange nur ein Männchen und ein Weibchen von einer jeden Gattung erschaffen habe. Sie waren hinlänglich, ihre Anzahl bald sehr stark zu vermehren. Es ist auch glaublich, daß die ersten erschaffenen Thiere von einer jeden Gattung alle Wesen ihrer Klasse in sich enthielten. Aber, ohne uns in dem System des unendlich Kleinen zu verlieren, wollen wir nur sagen, daß die Thiere durch die Zeugung aufeinander folgen, und

daß sich die Anzahl eines jeden Geschlechts durch diese Fort pflanzung ohngefähr beständig gleich erhalte. Wir haben schon angemerket, daß einige Fische ganz gebildet, ander aber durch Eyer entstehen, in welchen sie verschlossen sind Die ersten werden Viuipares genennet, und sind gemeinig lich grosse Fische, die andern werden Ouipares genennet und machen die gröste Anzahl aus.

Die lebendig gebohrnen Fische werden von ihren Müt tern gesäuget, denen sie überall folgen, und welche gross Sorge für sie tragen, bis sie Stärke genug haben, sich selbs zu ernähren und zu vertheidigen. Diejenigen, welche au Eyern entstehen, werden der Sorgfalt der Natur überlassen Durch die Sonnenhitze schliesen sie auf dem Wasser aus wo sie mit den Seegewächsen herum schwimmen; und s bald sie aus der Schale kommen, schwimmen sie und finden ihre Nahrung. Eine allgemeine Bemerkung giebt un leicht zu erkennen, daß alles durch eine weise Vorsehung ge leitet werde! Die Mütter, welche ihre Jungen ernähren müssen, haben gemeiniglich nur zwey, höchstens drey, d diejenigen, deren Jungen alleine fressen, so bald sie da Tageslicht erblikken, eine beträchtliche Anzahl haben. Au dieser Ursache entstehen die Meerkälber, der Wallfisch, un der Seehund in geringer Anzahl, da der Karpf und di Schildkröte eine grosse Menge Eyer legen.

Wir werden uns über die Eyer der Fische nicht weit läuftig einlassen. Sie kommen in Ansehung der Verschie denheit und Grösse und Gestalt mit den Eyern der Vöge überein. Wir wollen nur noch anmerken, daß einige Fisch eyer etwas giftiges haben, wenigstens heftig purgiren

z. B

z. B. die Eyer des Hechts, der Barbe und vieler anderer Fische.

Wenn sich bey der Wiederkehr des Frühlings, da die ganze Natur erwacht, die Fische vermehren wollen, so versammlen sie sich in dem Wasser, in Hauffen; sie springen, und bewegen alle Theile des Körpers. Wenn das Weibchen die Eyer gelegt hat, so befruchtet sie das Männchen, indem es darüber wegschlupft. Die Weibchen legen ihre Eyer im Monat May. Ihre Eyer, welche in dem Wasser zerstreut liegen, werden zum Theil bald von Fischen einer andern Gattung, die den Müttern in der Laichzeit folgen, und zuweilen auch von ihrer eigenen Gattung gefressen. Deswegen hat die unendliche Weisheit, welche den ganzen Weltbau regieret, gewollt, daß die Weibchen eine ungeheure Menge Eyer legen, damit diejenigen, welche der Gefräßigkeit der Fische entgehen, das Geschlecht fortpflanzen.

Man erstaunet über die Menge Eyer, die man in den Weibchen der Fische findet. Der Hering ist so damit angefüllt, daß ein jeder von diesen Fischen sechs tausend derselben im Leibe hat, Die Schleihe hat über zwölf tausend Eyer. Ein Gelehrter hat gefunden, daß ein Karpfe von mittlerer Grösse ohngefähr dreyhundert und zwey und vierzig tausend Eyer in sich habe: aber dieses ist in Vergleichung mit dem, was wir noch sagen wollen, nichts. Man hat durch eine genaue Rechnung befunden, daß ein Stokfisch neun Millionen, drey hundert und vier und vierzig tausend Eyer trage. Man darf sich aber deswegen nicht vorstellen, daß ein Weibchen eine so grosse Menge Eyer lege. Es giebt nur den geringsten Theil zur Laichzeit von sich. Folgendes kann

ein Beweis seyn von dem, was ich behaupte: die Schildkröte trägt viel tausend Eyer, und legt doch zu verschiedenen Zeiten nicht mehr, als zwey bis drey hundert an das Ufer: es ist aber auch richtig, daß eine einzige Gattung von Fischen hinlänglich wäre, wenn man so sagen darf, den ganzen Ocean zu bevölkern, wenn die Eyer, die sie auswerfen, alle auskommen könnten.

In China, wo es gewiß die meisten Fische giebt, sind die Flüsse, die Teiche, die Seen, und selbst die Canäle damit angefüllt. Man findet daselbst fast alle europäische Fische, welche sogar in den Gräben wimmeln, die in den Feldern aufgeworfen werden, damit man Wasser zum Reisbau haben kann. Diese Gräben sind mit Laich oder Fischereyen angefüllet, wovon die Eigenthümer einen Profit ziehen, der die Kosten oft hundertfältig übersteigt: denn sie verkaufen diese Laiche nach Maaßen an die Kaufleute, welche damit Handlung treiben. Es ist wahrscheinlich, daß die Eyer, wenn sie befruchtet sind, durch die Bewegung des Wassers, dessen Oberfläche beständig warm ist, erwärmet, und durch die angenehmen und durchdringenden Sonnenstrahlen zum Ausschliesen gebracht werden. Der kleine Fisch entwikkelt sich nach und nach in seinem Ey, wie das junge Huhn in dem seinigen. Wenn er Wachsthum und Stärke genug erhalten hat, so durchbricht er seine Schale, und schwimmt sogleich im Wasser, wo er seine Nahrung sucht, und sich der Gefahr aussetzet, eine Beute größrer Fische zu werden.

Wenn man den Endzwek und die Bestimmung dieser erstaunlichen Fruchtbarkeit untersuchen will, so siehet man leicht, daß nicht so viel Fische in dem Meere und in den Flüssen entstehen sollen, als man Eyer findet, (denn weder

die

Digitized by Google

die Flüsse noch das Meer können eine so ungeheure Menge Fische fassen,) sondern, daß diese Fruchtbarkeit einen doppelten Nutzen habe: erstlich, daß die Gattung erhalten werde, die Zufälle, mögen auch beschaffen seyn, wie sie wollen, und dann, daß die Fische eine hinlängliche und nahrhafte Speise haben.

Bey einem jeden Schritte, den man in der Betrachtung der Natur thut, erkennt man die väterliche Sorgfalt der Vorsehung. Die Fische, welche ein gesundes und nahrhaftes Fleisch haben, sind sehr fruchtbar. Diejenigen, welche ein unangenehmes, oder wohl gar schädliches Fleisch haben, und deren ungeheure Grösse den andern furchtbar ist, sind seltener, und haben gemeiniglich nur ein oder zwey Junge.

Lebensdauer der Fische.

Die zahlreichen Bewohner der Wasser geniessen nicht nur den Vortheil, daß sie schon fruchtbar sind, wenn sie nur den vierten Theil ihres Wachsthums erreicht haben, (da es die andern Thiere erst werden, wenn sie vollkommen erwachsen sind) sondern die Natur giebt ihnen auch, nach aller Wahrscheinlichkeit a) ein langes und gesundes Leben, und sie werden selten von einer Krankheit angegriffen. Demohngeachtet scheinet es, daß einige besonderen Krankheiten unterworfen sind, weil man zuweilen siehet, daß sie mager sind, und sich kaum bewegen können, da andere von der nemlichen Gattung fett und sehr munter sind: aber dies hat

a) Herr von Büffon sagt, er habe in dem Schloßgraben des Grafen von Maurepas Karpfen gesehen, die in der That 150 Jahr alt waren, und sie schienen diesem Naturkenner noch so munter und lebhaft, als junge Karpfen.

Digitized by Google

hat vielleicht auch seinen besondern Grund; sie haben z. E. mit andern gestritten, oder sind von einem heftigen Feinde verfolgt worden, oder haben sich zu sehr den Lüsten der Liebe überlassen, welches einer jeden Gattung von Thieren gleich schädlich ist.

Es ist wenigstens gewiß, daß die Fische nicht den epidemischen und anstekkenden Seuchen unterworfen sind, welche öfters unter den Thieren auf dem Lande so große Verheerungen anrichten, absonderlich unter den zahmen; das Element, welches sie bewohnen, sichert sie ohne Zweifel vor diesem Uebel. Wenn die Veränderungen der Luft die Hauptursachen der Zerstörung aller lebendigen Wesen sind, so ist klar, daß die Fische, welche derselben am wenigsten ausgesetzet sind, nicht so schnell alt werden müssen, als die andern Thiere. Dieses trägt auch vieles zu ihrem langen Leben bey, daß ihre Knochen von Natur weicher sind, als bey den übrigen Thieren; sie werden nicht härter, auch nicht einmal mit zunehmendem Alter. Ihre Gräten werden länger, dikker, und erreichen ihr Wachsthum, ohne, wenigstens merklich, fester zu werden.

Vom Kriege, welchen die Fische untereinander führen.

Die schnelle Vermehrung der Fische aufzuhalten, war es nicht genug, daß die Menschen jährlich Myriaden zerstörten: sie musten selbst vieles zu ihrer Zerstörung beytragen. Daher kömmt es, daß alle Fische, von den ungeheuer großen an bis auf diejenigen, welche wir mit dem Vergrösserer entdekken b), in einem beständigen Kriege leben: da

b) Wenn man einen Tropfen Wasser aus einem Sumpfe, wo sich viel Moos oder andre Wassergewächse befinden, nimmt, und unter

da ist nichts, als Entfliehen, Ausweichen und Gewalt. Ihr Leben ist nichts, als eine tägliche Jagd, ein beständiger Krieg. Das Bedürfniß ihrer Speise macht ihnen ein Gesetz, daß einer den andern angreift, und sich von dem Fleische des Ueberwundenen sättigt. Die Schwachen werden ein Raub der Stärkeren. Man sieht ganze Haufen, welche, um ihren Feinden zu entgehen, gezwungen werden, die offenbare See zu verlassen, wo sie sich sicher glaubten, und sich den Küsten zu nähern, wo ihnen die arbeitsamen Menschen Netze stellen. Andere verlassen die Mitte des Oceans, nicht nur, um den Nachstellungen der großen gefräßigen Fische zu entgehen, die stärker sind, als sie: sondern sie nehmen auch ihre Zuflcht an die Küsten, wenn sie von den Tauchern und Meven gejagt werden, welche auf die Oberfläche des Wassers stoßen, und fallen dann in die Netze der Fischer. Noch andere, als die Stokfische, die Heringe, gehen von einer Gegend in die andere, und marschiren, wie die Armeen; ihre Märsche und ihre Rasttage sind bestimmt. Sie erscheinen zu bestimmten Zeiten längst den Küsten, wohin sie durch eine unzählbare Menge Würmer und kleiner Fische gezogen werden, die sich an diesen Orten aufhalten.

Dieser beständigen Zerstörung ohngeachtet, die unter den Fischen vorgehet, werden die Wasser allezeit überflüßig bevölkert seyn, denn eine jede Gattung ist mit etwas versehen, daß sie für ihre Erhaltung wachen kann. Die einen haben Stärke, die andern Leichtigkeit und Vorsicht; einige sind

ter das Mikroskop bringet, so entdekt man in diesen Tropfen eine große Menge kleiner Thierchen, welche von verschiedener Gattung zu seyn scheinen, und welche einander auffressen: sie sind alle in Bewegung, die einen bewegen sich, um ihre Beute zu erhaschen, und die andern, um nicht gefangen zu werden.

sind mit schneidenden Zähnen bewafnet, die nicht nur die Fische, von welchen sie angegriffen werden, in Furcht setzen können, sondern auch die bewaffneten Menschen, wenn sie dieselben fangen wollen. Bey dem ersten Anblik könnte es scheinen, daß die kleinen Fische in der Länge der Zeit ausgerottet werden müsten, weil es so viel Ungeheuer giebt, die beständig hungrig sind, und sich mit ihrem Fleische zu sättigen trachten: aber der Erhalter der Welt hat auch hier Vorsehung gethan; niemals wird eine Gattung von Thieren verlöschen. Die kleinen Fische, welche, wie wir schon bemerkt haben, fast alle Eyer legen, vermehren sich erstaunlich, da die größern des Jahrs nur ein oder zwey Junge geben. Da also die Anzahl der erstern diese unendlich weit übersteigt, so folgt, daß allezeit, die Zerstörung mag beschaffen seyn wie sie will, eine große Menge Individua von einer Gattung übrig bleiben müssen. Ausserdem haben auch die grösten Gattungen unter den großen Fischen eine andere Nahrung. Die Wallfische in Grönland nähren sich von einer Art kleiner Krabben, und von gewissen Wasserinsekten, die in diesen Meeren sehr gemein sind. Es giebt einige Arten von Wallfischen, welche nur von Seegewächsen leben. Endlich verfolgen auch viele Wallfischartige nicht die kleinen Fische, sie fallen nur ihres gleichen an, und nähren sich von ihnen, wenn sie stärker sind, oder werden von ihnen gefressen, wenn sie unterliegen müssen.

Die Fische sowohl, als alle lebendige Geschöpfe haben Feinde, welche ihnen den Krieg ankündigen, welchen man einen innerlichen Krieg nennen kann. Sie sind dem allgemeinen Gesetze unterworfen, nach welchem an einem jeden lebenden Thiere kleine Insekten saugen, und sich von

dem

dem Blute nähren, welches sie in sich ziehen: zuweilen nähren sie sich wohl gar vom Fleische, indem sie das Thier nach und nach unvermerkt tödten. Die Fische haben eine Art Läuse, von welchen sie geplagt werden. Einige Schriftsteller haben sogar behauptet, daß diese Thiere Würmer im Leibe haben; man hat auch wirklich in den Eingeweiden verschiedener Fische dergleichen gefunden, und in dem Schellfische kann man sie leicht entdekken. Die Muscheln werden von kleinen Krabben gefressen, wenn sie in ihre Schaale kommen können.

Von der Fischerey.

Nicht vergnügt mit dem, was uns die Natur täglich reichet, unsern Hunger zu stillen, ja auch sogar mit den Gerichten abzuwechseln, wollen wir, daß auch auf unserer Tafel Pracht und Ueberfluß herrsche, welches uns nicht anders, als schädlich seyn kann. Auf alle Gattungen von Thieren, welche den Menschen umgeben, bringt er Tod und Verderben, damit er seine Lüste, die sich täglich erneuern, stillen, und seinen Appetit, der durch ein unmäßiges Leben stumpf gemacht worden, wieder rege machen kann. Umsonst flüchtet eine Menge vierfüßiger Thiere in die dichtesten Wälder, ihre geheimen Zufluchtsorte werden mit ihrem Blute benetzet: umsonst erheben sich die Vögel in die Lüfte, ein mörderisches Bley erreicht sie, und stürzet sie, zu den Füssen desjenigen, vor dem sie fliehen wollten: umsonst verbergen sich die Fische mitten im Wasser, und glauben vor aller Gefahr in dem Elemente, welches sie bewohnen, sicher zu seyn, der Mensch wagt sich muthig hinein, um sie heraus zu ziehen, oder sie durch tausend Listen heraus zu treiben. Es giebt dreyerley Arten von Fischereyen;

die Fischerey in der See, die Fischerey in den Flüssen, und die Fischerey in den Teichen.

Die Fischerey in der See wird in die grosse und kleine Fischerey eingetheilt. Die erste verstehet man, wenn von dem Fange der Wallfische, der Stokfische, der Makrellen, der Heringe, und überhaupt aller Fische die Rede ist, mit denen ein grosser Handel getrieben wird. Die andere besteht darin, wenn verschiedene Gattungen von Fischen eine oder zwo Meilen von der Küste im Meere gefangen, und sogleich in den Seehäfen, oder in den benachbarten Städten verkauft und verzehret werden, ohne daß man sie vorher salzet oder zubereitet.

Der Wallfischfang ist von allen diesen Fischereyen der beträchtlichste, und die Holländer schikken viele Schiffe dazu aus. Diese Fischerey ist aber auch die gefährlichste und beschwerlichste; sie wird an den Küsten von Grönland, Island, Finnland, Norwegen und in der Davisstrasse verrichtet. Wenn wir von dem Wallfische reden, werden wir Gelegenheit nehmen, uns über die Art, wie dieser Fang geschiehet, weitläuftiger einzulassen; dann werden wir auch von dem Nutzen und den beträchtlichen Vortheilen reden, die daraus gezogen werden.

Die Fischer, welche auf die grosse Fischerey ausgehen, müssen eine Erlaubniß von dem Admiral oder dem Kommendanten des Hafens haben, wo sie auslaufen. Diejenigen, welche nur frische Fische fangen, und verkaufen, können einen Paß auf das ganze Jahr nehmen. Diese letzte Fischerey verrichtet man in kleinen Fahrzeugen, die mit Segeln versehen sind, oder in dem Sande des Meers, oder bey den Ausflüssen schiffbarer Ströme. Zur grossen Fische-

Fischerey werden viele Zurüstungen erfordert; die Holländer schikken Schiffe mit zwey bis dreyhundert Tonnen ab, auf welchen sich über vierzig Menschen befinden, nebst drey bis sechs Schaluppen, die Wallfische zu treiben.

In den Flüssen fischet man mit Angeln, Netzen, Hamen ꝛc. Die einen und die andern Instrumente sind nach gewissen Verordnungen, die man deswegen hat, erlaubet, denn die Verordnungen, welche die Fischerey betreffen, sind ein Gegenstand der Policey. In Frankreich ist das Fischen durch diese weisen Gesetze, bey der Nacht verboten: hauptsächlich ist daselbst verboten, gewisse Lokspeisen zu gebrauchen, zu welchen Levantische Körner c) gebraucht werden, welche den Fisch so dumm machen, daß er todt zu seyn scheinet, und oben auf dem Wasser schwimmet, daß er mit den Händen gefangen werden kann. d).

c) Dieses sind kleine Beeren, so groß, als eine Erbse, die wir getroknet aus Ostindien bekommen. Man weis nicht genau, zu welcher Gattung von Pflanzen diese Frucht gehört.

d) Es ist ein sicheres Mittel, wenn man sich mit geringer Mühe eine reiche Fischerey verschaffen will; weil man aber durch die Erfahrung bemerkt hat, daß das Fleisch der Fische, welche auf diese Weise gefangen worden, gefährlich ist, so sind im vorigen Jahrhundert Geld- und Leibesstrafen gegen diejenigen festgesetzet worden, die sich ins künftige dieser Methode bedienen würden.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Digitized by Google

Anzeige.

Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Stadt- Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, von D. Joh. Georg Krünitz, 19ter Theil, von Glau bis Gra, nebst 3½ Bogen Kupfer. Berlin 1780. bey Joachim Pauli. Imgleichen 20ster Theil, von Gre bis Hä, nebst 4 Bogen Kupfer. Ersterer mit den Bildnissen der Gebrüdere Gravenhorst in Braunschweig, und letzterer mit dem Bildniß Sr. Exzellenz, des Königl. Staatsministers Freyherrn von der Schulenburg geziert.

Der Werth dieses Werkes ist schon längst von Kennern bestimmt. Wir begnügen uns also nur, aus den vor uns liegenden Theilen einige der vornehmsten Artikel anzuzeigen.

Der 19te Theil enthält unter mehrern guten Artikeln auch eine schätzbare Nachricht von dem sogenannten Glauberischen Wundersalz, Sal mirabile *Glauberi*, welches von seinem Erfinder, dem berühmten Scheidekünstler, Joh. Rudolph Glauber, den Namen führet. Die Gebrüder Gravenhorst in Braunschweig verfertigen dieses Salz in grosser Menge, welches auf das höchste gereinigt, und dabey sehr wohlfeil ist. Wir fügen noch hinzu, daß auch die Gebrüdere Schwarz im Magdeburgischen schon seit einigen Jahren sich mit der Bereitung desselben mit gutem Erfolg beschäftigen. Von dem mannigfaltigen und grossem Nutzen des Glaubersalzes in der Arzneykunst, bey Viehkrankheiten, in der Färberey, beym Branteweinbrennen u. s. w.

Glied, in der Baukunst: dessen vielfache Bedeutung.

Glokke. Geschichte der Kirchen-Glokken; Ursprung des lateinischen Wortes Campana. Die gröste Glokke in Deutschand ist die zu Wien, auf dem Thurm der St. Stephanskirche. Auf diese folgt die Glokke auf der hiesigen Dohmkirche. Nächst dieser kommt die so genannte grosse Susanna zu Erfurt. Glokkengiessen. Der ehemalige Herr Abt Hähne zu Closterberge bey Magdeburg, erfand verschiedene hier erzählte Mittel zu läuten,

läuten, ohne die Glokke selbst zu bewegen, um die Erschütterung des dortigen baufälligen Thurms zu verhüten. Glokkenspiele. Nachrichten von dem hiesigen auf dem Thurm der Parochialkirche befindlichen Glockenspiel und von dem zu Potsdam; ingleichen von andern in und ausser Deutschland vorhandenen Glokkenspielen.

Glokkenthaler nebst ihren Abbildungen, etwas für die Thalersammler.

Glük, aus Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. Glüksbuden. Glükseligkeit. Gnade. Gnadenjahr. Göpel eine Maschine beym Bergbau.

Gold. Ein interessanter und weitläuftiger Artikel, welcher beynahe 200 Seiten einnimmt. Von den berühmtesten Goldbergwerken in- und ausserhalb Europa. Goldseifen oder Goldwäschen am Rhein. In Ungarn, Slavonien und Siebenbürgen ist das Goldwaschen eine Beschäftigung der Zigeuner. Vergoldung, verschiedene Arten desselben. Goldarbeiter. Gold- und Silberfabriken. Kurze Geschichte von der hiesigen Gold- und Silbermanufaktur. Goldfirniß. Goldgulden, ein Verzeichniß, wie der Werth des Florentinischen Goldguldens nach und nach gestiegen ist. Goldmacherkunst. Der Herr Verfasser hält das Goldmachen nicht für ohnmöglich. Goldschläger. Alles sehr ausführlich.

Gränze. Gras und Gräserarten für den Landwirth sehr unterrichtend.

Doch wir müssen abbrechen.

Der 20ste Theil ist nicht weniger reich an wichtigen Artikeln.

à la grecque. Auf was für Art dieser Ausdruk durch den französischen Dichter Racan in Paris zuerst ist verbreitet worden.

Griesgrammen, ein altes deutsches Wort, seinen Unwillen über etwas durch Geberden ausdrükken, ebenfalls aus Adelungs Wörterbuch genommen. In der alten Soester Gerichtsform stehet: Der Richter soll sitzen auf dem Richterstole als ein grießgrimmender Löwe, und soll den rechteren Fuß schlahen über den linkern. (Eine nöthige Cautel für manchen unbärtigen Richter).

Grille, Hausgrille. Mittel, diese unangenehme Gäste zu vertreiben. Grind. Der Ansprung bey den Kindern. Mittel wider den Grind, welches der jetzige Großherzog von Toscana

na hat bekannt machen lassen. Grindwurzel, angestellete Farbenversuche mit derselben.

Gros = de = Tours. Groschen, dessen ehemalige Benennung bey verschiedenen Völkern.

Grün, Berggrün, Braunschweigisches Grün, Grünspan. Grundbau. Gürtler. Berlinische Gürtlertaxe vom Jahre 1771. Gulden, war anfänglich eine Florentinische Goldmünze, oder Goldpfennig. Vielerley Arten der Gulden und deren Gehalt ꝛc. ꝛc.

Gummi. Gurke. Von den bey uns so bekannten und beliebten Wendischen Gurken.

Gyps. Von dem Gypsbruche bey dem Dorfe Sperenberg im Churmärkischen Amte Zossen, wovon der jährliche Bedarf, sich ohngefähr auf 15000 Centner beläuft, die von vier Menschen gefördert werden. Dessen ökonomischer Gebrauch.

Haar, Menschenhaar; die daraus verfertigten Galanteriewaaren. Vorsichtiger Gebrauch des Menschenhaares zum Frauenzimmerputz. Das Haarbleichen, für die Perukenmacher.

Häkkerling, Häkkerlingslade und Häkkerlingsmühle. Häher, der lustige Häherfang.

Hämorrhoiden, die vermuthliche Plage der Philister. Häring, dessen Naturgeschichte, Fang und Bereitung. Sehr ausführlich.

Häusler oder Hausleute. Nutzen derselben für den Landmann.

Wir könnten noch manchen wichtigen Artikel auszeichnen, wenn wir uns nicht der Kürze befleißigen müßten. Wer wird indessen nicht mit uns dem geschikten und fleißigen Hrn. D. Krünitz, Kräfte und eine dauerhafte Gesundheit zur ununterbrochenen Fortsetzung und glüklichen Beendigung dieses so gemeinnützigen und reichhaltigen Werkes aufrichtig wünschen.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

195ste Woche.

Beschluß der allgemeinen Betrachtung über die Fische.

In Frankreich werden die Teiche nur alle drey Jahr gefischet. Zuweilen geschieht dies alle zwey Jahr, und in vielen Gegenden Deutschlands alle Jahr, aber dazu muß man besondere Gründe haben, wenn z. E. die Sätzlinge a) so groß sind, daß sie in einem oder zwey Jahren eine ansehnliche Grösse erreichen können; wenn zu viele Hechte in dem Teiche sind, daß zu befürchten ist, sie möchten eine große Unordnung anfangen, so muß man die Fischerey vor der gewöhnlichen Zeit vornehmen. Zuweilen fischet man auch einen Teich erst nach vier Jahren, damit die Karpfen und die Hechte größer werden.

Man kann die Teiche zu zweyerley Jahrszeiten fischen, zu Ende des Winters, oder im Herbste. Dieser Fischfang ist sehr leicht. Man ziehet den Schlegel auf, und wenn das Wasser abgelaufen ist, kann man die Fische meistens mit

a) Sätzling, heißt ein junger Fisch, der in einen Teich geworfen wird, welchen man vorher gefischt hat. Einen Teich besetzen ist, wenn man so viel junge Brut hinein thut, als in demselbigen groß werden können.

mit der Hand fangen. Wir können hier nicht weitläuftig von der Fischerey reden: wir wollen nur noch etwas von den bekanntesten und angenehmsten Arten, die Fische zu fangen, sagen.

Die Fischer, welche in Nachen auf den Flüssen oder auf dem Meere fischen, bedienen sich gemeiniglich einer Netzmaschine, welche drey bis vier Schuh lang ist, und an deren beyden Seiten zwo starke Stangen befestiget, und in die Queere gelegt sind, so daß die beyden Enden so genau zusammen kommen, daß sie der Fischer in seinem Nachen erreichen kann, wo sie anstossen müssen. Man kann sich diese Maschine als eine offne Scheere vorstellen. Die Nacht ist zu dieser Fischerey am besten. Man wirft das Netz langsam aus, daß die Fische durch ein starkes Geräusche nicht erschrekt werden; einen Augenblik darnach ziehet man es mit Vorsicht und ganz in der Stille wieder heraus.

Das Fischernetz ist einem Vogel- oder Hasengarn ähnlich. Der einzige Unterschied bestehet darin, daß an der einen Seite bleyerne Kugeln hängen, damit es auf den Grund des Wassers falle, und daß an der andern Seite Stükke von Gorkenholz befestiget sind, welche auf dem Wasser schwimmen, und den Ort bezeichnen, wo das Netz ist, auch durch die öftern Stösse zu erkennen geben, daß eine beträchtliche Anzahl Fische gefangen ist. Das Fischernetz ist gemeiniglich von einer grossen Länge, damit es einen grossen Raum einschliessen kann. Wenn es gezogen werden soll, muß man sich zuweilen mit dem halben Leibe in das Wasser legen. Von der Seite des Landes wird es so angezogen, daß es einen Cirkel beschreibt, damit

es

es die Fische, die es auf seinen Weg antrift, zusammen raffet. Auf einem Zuge kann man zuweilen eine grosse Menge fangen. Es geschiehet aber auch zuweilen, daß der Fisch, wenn das Netz gezogen wird, seinen Kopf in den Schlamm steckt, und es so über sich wegziehen läßt.

Man sagt auch, daß der Fisch Geschiklichkeit genug habe, über die Seile hinweg zu springen, wenn er sie merket. Die Fischer versichern, daß dieses gemeiniglich geschiehet, wenn das Wasser helle ist. Die Zeit, da das Wasser schlammicht ist, ist also zum Fischen bequemer, daher kömmt das Sprichwort: im Trüben ist gut fischen, wenn man von einem redet, der von dem Unglük eines andern Nutzen ziehet, und seine Angelegenheiten in einem bessern Stand setzet.

Man bekömmt den Fisch auch nicht allezeit gewiß, wenn er gleich in dem Netze, das man ausgeworfen hat, verstrikt ist; denn die großen und starken springen zuweilen wieder ins Wasser, wenn man glaubet, man dürfe nur noch die Hand ausstrekken, um sie zu fangen.

Es ist ohne Zweifel unnöthig zu erklären, was eine Fischangel ist; jedermann weiß es. Es ist ein langer Stab mit einem langen Faden, an dem ein eiserner Haken befestiget ist, der eben die Angel genennt wird; die Spitze dieses Eisens wird durch etwas verdekt, wodurch die Fische angelokket werden. Diese Lokspeise bestehet in kleinen Würmern, oder aus einem Stük Eingeweide eines Fisches. Diese Thiere sind sehr gefräßig, und verschlukken alles; doch trauen einige diesem schädlichen Haken nicht, und beissen nicht an.

Es war aber noch nicht genung, daß man so leichte und sichere Mittel erfunden hatte, sich der Fische zu bemächtigen, man bedient sich ausserdem noch vieler andern Mittel. Sie gesellen sich, wie man richtig bemerkt hat, zu ihres gleichen, und wenn sie einen von ihrer Gattung an einem Ort sehen, so schlagen sie sich gleich zu ihm. Anstatt daß wir diesen Hang der Fische zum gesellschaftlichen Leben hätten nutzen, und unsere Gesellschaftsfreunde höher achten sollen, haben wir ihn vielmehr zu ihrem Untergang angewendet. Man bindet an dem Ende eines Netzes, das wie eine Düte gestaltet ist, einen Fisch an: wenn die andern Fische diesen angebundenen sehen, so kommen viele herbey; und wenn eine große Anzahl beysammen ist, so ziehet man das Netz zu.

Man hat auch eine Art von langen Körben oder Fallen erfunden (Fischreise). Wenn ein Fisch hineinkriecht, so kann er nicht mehr heraus kommen, weil die Oefnung zu enge ist, als daß er wieder zurükkehren könnte.

Die Fische, welche sich an den Küsten aufhalten, werden auch auf folgende Art leicht gefangen: man gräbt anden Ufern, die mit Schilf bewachsen sind, Kanäle, welchedas Meer mit den Teichen zusammen hängen, und in diesenengen Pässen kann man die Fische mit Hülfe des geringsten Netzes fangen.

Die Menschen sind unabläßig bemühet, aus den beständigen Kriegen, welche die Thiere untereinander haben, ihren Nutzen zu ziehen. Man hat auch die Kunst erfunden, Fischottern abzurichten, daß sie für ihre Herren Fische fangen müssen. Wenn dieses Thier wohl abgerichtet ist, so bringt es seinen Raub zu seines Herren Füssen, wie ein Hund, der dasjenige wieder bringt, was

man ihm vorgeworfen hat. Nur muß man ihn zuweilen etwas von der Beute geben. In einigen Gegenden Indiens und in China bedienet man sich eines Vogels zur Fischerey, welcher Cormoran genennet wird. Dieser Vogel hat unten am Halse einen breiten Sak, den er mit Fischen angefüllt, daß er nach seinem Gefallen einen nach dem andern verzehren kann. Die Einwohner in diesen Ländern lassen den Vogel in einen Teich oder Fluß, wo er sogleich unter das Wasser fährt; und wenn er seinen Sak angefüllt hat, kommt er mit dem Raub wieder hervor, den er durch Hülfe eines Rings, der unten am Halse ist, wieder von sich geben muß. Dieser Ring verhindert, daß die Fische nicht in den Magen kommen können, denn da könnte man sie unmöglich wieder herausbringen.

Auch unter dem Eise sind die Fische vor den Nachstellungen ihrer grausamen Feinde nicht sicher. Der Mensch verfolget sie, des dichten Gewölbes ohngeachtet, welches sie bedekket. Man kann sie durch diesen Crystall leicht erkennen, und wenn man einen gegen das Eis heraufsteigen siehet, um frische Luft einzuathmen, so thut man mit einer Keule einen gewaltigen Schlag auf den Ort, wo man den Fisch durch das Eis siehet, darnach bricht man das Eis auf, um den Fisch, welchen der Schlag entweder betäubet, oder getödtet hat, heraus zu nehmen: und das heißt man mit der Keule fischen.

Es scheint, als ob sich alles vereinigt hätte, die Bewohner der Wasser zu vertilgen. Feuer und Schwerdt werden gegen sie gebraucht, und dieses haben sie ihrem vortreflichen Fleisch zu danken. Also ist ein jedes Verdienst der Verfolgung ausgesetzt.

Ein sicheres Mittel, viele Fische auf einmal zu fangen, ist dieses: man zündet bey der Nacht nahe an dem Netze ein großes Feuer an; der Schein der Flamme ziehet sie herbey, wie ein Talisman. Diese Art zu fischen gehet so gut von statten, daß man in einer Nacht einen ganzen Teich, oder einen beträchtlichen Theil eines Flusses von Fischen leer machen kann. Eine angezündete Fakkel kann schon viele Fische herbey lokken, und sie werden so geblendet, daß man sie mit der Hand fangen kann. Bey dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, wie viel das Licht fast bey allen lebendigen Geschöpfen vermag. Die meisten Thiere b) und Insekten gehen mit großer Begierde auf das Licht los; die Fliege und der Schmetterling werden so davon gereizet, daß sie so lange um unsere Nachtlichter herumflattern, bis sie sich endlich verbrennen. Wenn wir in einem Zimmer alleine sind, so heften sich unsere Augen auch wider unsern Willen auf das Licht, und unsere Blikke kehren sich gleichsam von sich selbst auf das Feuer, welches im Camin brennt.

Die Flinte, dieses mörderische Gewehr, ist auch wider die Fische gebraucht worden. Wer einen Fisch mit einer Kugel erlegt, muß eben sowohl für einen guten Schützen gehalten werden, als wer einen Hasen auf der Flucht in den Staub strekket. Wenn man einen Fisch durch einen Flintenschuß tödten will, so darf man nicht gerade auf das Thier

b) Einige Thiere, welche in Afrika und Amerika sehr gemein sind, muß man von dieser Regel ausnehmen, diese entfernen sich von dem Ort, wo sie Feuer sehen. Die Reisenden, welche bey der Nacht durch Wüsteneyen gehen müssen, wo sich gefährliche Thiere aufhalten, zünden Holz an, um sie zu zerstreuen. Die Wilden machen es eben so.

Thier zielen, denn man würde gewiß fehlen, weil der Widerstand des Wassers die Kugel hindert, eine vollkommen gerade Linie zu beschreiben, man muß also zwey oder drey Finger tiefer zielen. c)

Man hat noch eine andre Art, die Fische zu jagen erfunden, nemlich mit Bomben, und dieses Kunststük wird absonderlich bey Karpfen angewendet. Diese Fischerey wird das Bombardement der Karpfen genennt. Wenn man in einem Fluß oder Teiche einen Ort ausersehen, wo das Wasser eine Vertiefung hat, so ziehet man ein Netz herum, welches durch die bleyernen Kugeln auf den Grund gehet, und mit Hülfe der Gorken auf der einen Seite oben schwimmet.

Man nimmt funfzehn bis zwanzig Bomben, oder gemeine Petarden, an welche ein Stein gebunden wird, damit sie zu Boden fallen: die Bomben werden angezündet, und schnell eine nach der andern in die Vertiefung geworfen. Die Petarden bewegen das Wasser durch Krachen so sehr, daß die erschrekten Karpfen nicht wissen, wo sie hin sollen, und auf die entgegengesetzte Seite fliehen: und dies ist eben der Ort, wo das Netz ausgeworfen ist; sie befreyen sich also von einer scheinbaren Gefahr, und fallen in die Strikke des Todes.

c) Einige Physiker behaupten, daß man diese Abweichung der Kugel im Wasser für nichts rechnen darf; aber man muß demohngeachtet tiefer zielen. Der Fisch kann nur durch die Strahlen, die von ihm zu unsern Augen kommen, gesehen werden, und weil sich diese, wenn sie von dem Wasser in die Luft über gehen, brechen, so müssen sie uns den Fisch höher vorstellen, als er wirklich im Wasser ist.

Schöne Handlungen von gemeinen Leuten.

I.

Ein Bauer hatte einen Pflegsohn, dem er eine Frau suchen sollte. Der junge Mensch verliebte sich in die Tochter seines Vormundes, und man konnte seine Wahl nicht misbilligen. Aber, ehe diese Liebe bekannt wurde, hatten seine Verwandte ihm schon ein andres Mägdchen bestimmt, das ebenfalls Waise, aber fleißig und sittsam war: der Jüngling hatte sie auch ehemals selber geliebt, und Mine gemacht, sie zu heirathen. Die Anverwandten kamen zusammen; der Jüngling schwankte zwischen beyden Mägdchen. — Der Pfleger war großmüthig, sprach seiner Tochter selber zu, der andern, die keine Eltern mehr hatte, diese Gelegenheit, versorgt zu werden, nicht zu benehmen, und stiftete zwischen zwey verwaiseten Kindern eine glükliche Ehe.

II.

Ein Bauer nahm bey einem fürstlichen Verrechner ein Kapital auf, und zahlte die Zinsen richtig. Zuweilen fehlten einige Gulden, — der Rechner kannte ihn, als einen ehrlichen Mann, hatte Geduld, und wartete. Das rührte die guten Saiten im Herzen des Bauren. Er brachte, als er den Rest bezahlte, einige Geldstükke mehr mit, und ließ sie auf dem Tisch liegen, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit. Aber der Verrechner nöthigte ihn allemal, sie wieder zu nehmen. Der Bauer sann auf ein andres Geschenk, und foderte von seiner Frau, als er wieder Zins zahlen muste, ein großes Gefäß voll Milchrahm, und nahms für die Küche des Rechners mit. Eine halbe Stunde war er noch von der

der Stadt, als er das Unglük hatte, den Topf auf die Erde fallen zu lassen. Es that ihm wehe, daß er seine gute Absicht nicht ausführen konnte, und um den Mann, der ihn so liebreich behandelte, zu überzeugen, daß er ihm gerne Gutes gethan hätte, nahm er die zerbrochene Scherben von der Strasse auf, trug sie in die Stadt, zeigte sie dem Rechner, und beklagte sein Unglük.

III.

Ein junger Mann, der von Jugend auf viel studiert hatte, und doch, weil er nicht reich war, und nur eine kleine Besoldung hatte, kümmerlich lebte, predigte einmal, und die Großen und die Untersten im Volk giengen gerührt aus der Kirche. Abends gieng er spatzieren; — ein Bürger in der Stadt schlich ihm nach, und dankte ihm für seine gute Arbeit. Aber ich höre, sagt er, daß Sie so schlecht wohnen, daß Sie oft krank sind, und daß Sie wenig Bequemlichkeiten haben. — Dem jungen Gelehrten kamen die Thränen in die Augen. Der Mann ward dadurch ausserordentlich gerührt. — „Weinen Sie selber? und haben „uns so schön getröstet? Ziehen Sie zu mir. — Sie sollen „Wohnung und Aufwartung umsonst haben, — und meine „Familie solls nicht wissen. — Wann ich nur zuweilen bey „Ihnen seyn darf. — Auf meine Ehre, lieber Herr, — „Sie sollen eine schöne Wohnung haben, und ich gebs Ihnen frey. — O, ich liebe Sie gar sehr. — Nun, ich weis „es gewiß, Gott wird auch für Sie sorgen. — Aber wollen Sie es nicht annehmen?“ Jedes Wort gieng dem armen Gelehrten durch die Seele, er dankte ihm sehr, riß sich los, gieng nach dem Wald zu, und weinte.

Sander.

Anekdoten.

Die Bekehrung auf dem Todbette.

Ein Geistlicher ermahnte einen Geizigen, der in den letzten Zügen lag, und gab ihm zugleich ein silbernes Kruzifix in die Hände. Der Sterbende konnte zwar noch dies silberne Zeichen der Andacht in die Höhe heben; allein er sagte weiter nichts, als daß es sehr leicht wäre, und daß er nicht viel darauf leihen könnte. So starb der Geizhals.

Belohnung der Kunst.

Apelles hatte den Alexander zu Pferde gemahlt. Die äußerste Verlegenheit und Bestürzung nahm den Künstler ein, als er sahe, daß der Prinz dies Gemälde nicht einmal seines Lobspruchs würdigte. Indessen gieng ein Pferd vor diesem ausgestellten Gemälde vorbey, und wieherte, da es die Gestalt des ihm ähnlichen Thiers erblikte. Dies gab dem Mahler Gelegenheit, dem König Alexander vorzuwerfen, daß jenes Pferd sich besser auf die Malerey verstünde, als der König.

Der unschuldige Mörder.

Ein reformirter Geistlicher in Frankreich wurde durch die Bosheit seiner Feinde seines Amts entsetzet. Einer unter denselben belangete ihn deshalb vor Gericht, daß er gesagt hätte, sein Unglük solle vielen Menschen das Leben kosten. Der Geistliche erschien, und sagte weiter nichts zu seiner Entschuldigung, als daß er entschlossen sey, ein Arzt zu werden, da man ihn nicht länger Prediger seyn lassen wolle.

Erklä-

Digitized by Google

Erklärung eines kleinen Mißverständnisses zwischen mir, und dem Herrn Professor Leske zu Leipzig.

Die Sache betrift die Frage: **Wer von uns beyden zuerst entdekt habe, daß die weissen kleinen Körperchen in der Blase, welche im Hirnmark der drehenden Schafe gefunden wird, wahre Körper und Köpfe eines einzigen Blasenbandwurms sind?**

Mein würdiger Freund und Kollege, Herr Prof. Leske hat in dem Beschluß seiner Abhandlung: vom Drehen der Schafe, und dem Blasenwurm, der diese Krankheit verursacht: Leipz. 8. 1780, wegen einer Anmerkung des Hrn. Prof. Ebert im 2ten Theile von Martinets Katechismus der Natur, Anlaß genommen, die ganze Sache zu erzählen, und auch einige Stellen meiner Briefe abdrukken zu lassen. Er hat dadurch den Verdacht von sich abzulehnen gesucht, als wolle er sich mit den Entdekkungen anderer groß machen.

Da also der Leser in dieser Sache nur einseitig unterrichtet ist; so sehe ich mich genöthigt, dieselbe auch von meiner Seite in dem rechten Gesichtspunkte vorzustellen, damit der Sache Unkundige nun nicht auf mich den Schluß machen: als hätte ich die mir etwan anvertraueten Entdekkungen mißbrauchen, und bey andern für die meinigen ausgeben wollen. Ich werde nichts weiter thun, als die Sache so ehrlich erzählen, wie sie ist, und wie sie alle meine Freunde wissen; folglich eben dadurch zeigen, daß zwischen mir,

mir, und dem Hr. Prof. Leske, dessen Verdienste ich sehr verehre, gar keine Streitigkeit, sondern ein bloßes Mißverständniß vorgefallen sey.

Als ich am 7ten May 1779 meinen Freund L. in Leipzig sprach, zeigte er mir einige solcher, mit weissen Körperchen angefüllte Blasen aus dem Gehirn drehender Schafe, die ich damals noch nicht gesehen hatte, und die wir beyde, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Blasenwürmern des Unterleibes dieser Thiere, für Würmer hielten. Was sind aber, fragte Herr L. in Gegenwart des Optikus Hofmanns, diese weissen Körperchen in der Blase? Hätte mein Freund damals schon alles das gewußt, was er in seiner Abhandlung 1780 davon geschrieben, so würd' er diese Frage nicht gethan haben. Hätte er mirs damals frey heraus gesagt; so wäre das ganze Mißverständniß verhütet worden. Da ich mir aber eine dieser Blasen zur Untersuchung ausbat; so wurde sie mir mitgegeben. Um Johannis 1779 schrieb ich an Hrn. L. ich hätte sie unter dem Preßschieber und Mikroskop untersucht, könne aber nichts deutliches erkennen, weil sich die Körperchen in Weingeist zu stark zusammengezogen hätten: doch hielt ich sie für Ovula des Wurms, und dies vielleicht für den Ort ihrer Generation. War dies nicht alles Ehrlichkeit eines Forschers, der bey seiner ersten Unwissenheit von den ersten Prinzipen den Anfang macht?

Um Michaelis 1779. antwortete mir Hr. L. meine Erklärung thäte ihm, wie auch natürlich war — noch kein Genüge". Weiter aber kein Wort. Hier war es noch Zeit, mich näher zu unterrichten, und mir seine weitere Kenntnisse in dieser Sache gütigst mitzuztheilen; so ließ ich alles beruhen.

Am

Am 7ten Oktober 1779 entdekte ich in den Blasen frischer und warmer Schafsköpfe, meiner Meynung nach, das ganze Geheimniß, ließ die Zeichnungen aufnehmen, schikte solche an den Herrn Prof. Ebert zu Wittenberg, und durch diesen an meinen Freund Leske: schikte selbst einige solcher Blasen mit Zeichnungen an den jüngern Hrn. Graf von Borke, der nach wiederholten Versuchen die Sache bestätigte, und mir seine völlig harmonirenden Zeichnungen zurüksandte. Herr Prof. Ebert ließ darauf obgedachte Anmerkung, ohne mein Wissen und Willen, in Martinets Katech. der Nat. setzen, darinn mir die ganze Entdekkung, selbst der Blasen im Gehirn der Schafe, zugeschrieben wurde, die ich mir nie anmessen werde, wie mein Aufsatz von dieser Geschichte zeigen wird, den ich um diese Zeit dem Hrn. Graf von Borke überschikte, und der, wie ich kürzlich vernommen, in dem ersten Quartal der neuesten Nachrichten der ökonomischen patriotischen Gesellschaft in Schlesien, abgedrukt seyn soll.

Herr Prof. Leske antwortete mir unter dem 22. December 1779: 1) er danke mir für die überschikte Zeichnung, und bäte mich, dieselbe bey seiner Abhandlung in den Schriften der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig nutzen zu dürfen". Ich verbat solches, und schrieb ihm ehrlich, daß ich mir solches selbst bey meiner Geschichte von den Eingeweidewürmern thierischer Körper vorbehielte, weil ich dies für eine meiner wichtigsten Entdekkungen hielte. Das schrieb ich an ihn selbst. War das nicht wieder von meiner Seite die höchste Ehrlichkeit?

Wie wär' es sonst möglich gewesen, daß ich dieser Untersuchung ein ganzes Jahr gewidmet, und meine Entdekkungen

kung ihm selbst, und allen meinen Freunden so freymüthig gemeldet hätte? Ich müste Sinne, Vernunft, und alles Gewissen verloren haben, wenn ich im mindesten vorhergewußt: daß Hr. L. eben dasselbe, eben so genau, unter allen Umständen eben so gut vorhergewußt habe, und mir dennoch diese Entdekkung nachher als die meinige zueignen wollen? Ich bin bey dieser Sache den ehrlichsten Weg gegangen, den ein Mensch, den ein Freund gehen kann. Ein jeder unpartheyischer mag nun urtheilen, ob ich, bey so bewandten Umständen, anders denken, anders handeln können. Insonderheit, ob ich, bey gesunden Sinnen, in meinem Briefe an Hrn. L. selbst, wie er auch in seiner Abhandlung abdrukken lassen, hätte schreiben können:

„nun kann ich ihnen das ganze Geheimniß erklären, was die weißen Körperchen in den Blasen sind.

Vom 22. Dezember 1779 an hab' ich von Hrn. L. weiter keine Zeile gesehen, bis er mir nach der Ostermesse 1780 seine Abhandlung selbst überschikte, und mir schrieb: ich würde über den Schluß derselben nicht zürnen: er hab' es um seiner Zuhörer willen so schreiben müssen. —

Herr Leske bleibt mein Freund, der auch über diese meine Erklärung, die ich mir selbst schuldig war, nicht zürnen wird: ich aber mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sein Freund

Quedlinburg, den 4ten December 1780.

Goeze.

Da Herr Leske einige Stellen meiner Briefe abdrukken lassen; so wird mirs erlaubt seyn, aus seinem letzteren Briefe vom 4ten Oktober 1780, noch etwas zur Erläuterung beyzufügen.

„Bey

„Bey der Erörterung, die Sie von mir wegen der Blasenbandwürmer verlangen, muß ich vorerst erinnern, daß ich diese Abhandlung nicht würde herausgegeben haben, wenn ichs nicht schon ein Jahr vorher, ehe Sie bey mir waren, der Societät versprochen hätte“.

„Als ich das Vergnügen hatte, Sie bey mir zu sehen, sagte ich ja ausdrüklich, daß ich die ganzen Blasen für Bandwürmer hielte. Damals hatt' ich die kleinen Körperchen noch nicht untersucht, und fragte also darnach, und gab ihnen dieselbigen mit. Nun, da Sie von mir erfuhren, daß diese Blasen im Gehirne sind; da Sie bey mir sahen, daß dieselbigen so viele Aehnlichkeit hatten mit den Wasserblasen im Unterleibe, da musten Sie nothwendig mit dem Preßschieber unter dem Mikroskop den Kopf der Tænia sehen.

(Weiter verlang' ich nichts, als dieses ehrliche Geständniß, wofür ich dem Herrn Professor, als meinem Freunde, hier öffentlich danke)

„Als Sie bey mir waren, sagt' ich Ihnen ausdrüklich, was in der Abhandlung S. 42. stehet: daß ich die kleinen Körner für Junge hielte: doch nur als eine Vermuthung, und kurz: als Sie fort waren, entdekte ich, was S. 44. stehet.“

(Und von dem allen gaben Sie mir in zwey Schreiben, um Michaelis, und vom 22sten December 1779, nicht die mindeste Nachricht? Nichts von dem allen erführ ich eher, als bis ichs in der Abhandlung 1780 — ein Jahr nachher las).

„Ich

„Ich ließ Ihnen die Blase mitnehmen, weil ich noch keinen Preßschieber, und kein gutes Mikroskop hatte".

„Ich muste Sie das alles schreiben lassen".

(was ich nämlich davon ehrlich an Ihn selbst, und an alle meine Freunde geschrieben hatte.)

„weil ich noch nicht an Sie geschrieben hatte, auch wegen überhäufter Arbeit nicht schreiben konnte.

(Hätten Sie das nur bey Zeiten gethan; so würd' ich alle meine Entdekkungen für nichts anders, als Bestätigungen der Ihrigen ausgegeben haben.)

„Uebrigens hab' ich in meiner Abhandlung ja nirgends geschrieben, daß ich Ihnen diese **Entdekkung** gemeldet hätte,"

(Also must' ich Sie für die meinige ausgeben, weil ich nichts von der Ihrigen wuste.)

sondern nur, daß Sie nach der Ihnen von mir gegebenen Anleitung das bestätigt hätten, was ich schon hier auch mit dem Handmikroskop gesehen hatte."

(Aber Sie hatten doch damals noch keinen Preßschieber, und kein gutes Mikroskop.)

„Da Sie von mir hörten, daß die Wasserblasen da wären; da Sie die Körnerchen sahen; da ich Sie bat: Sie mögten sie mit dem Preßschieber unter dem Mikroskop untersuchen; so war wohl nichts natürlicher, als daß Sie, als ein — Forscher der Natur das sehen musten, was Sie gesehen haben". Genung hiervon! Wir bleiben vor wie nach Freunde.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des vierten Jahrgangs
Viertes Quartal.
und Register über alle vier Bände.

Berlin,
bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrukker
in der Wilhelmsstraße, 1781.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

196ste Woche.

Fortsetzung der Briefe an Herrn Professor B*** in G*** über eine Naturhistorische Reise durch Frankreich und Holland.

von

Heinrich Sander.

Dreyßigster Brief.

Park und Stallungen.

Lassen Sie uns vom nützlichen Baum- und Küchengarten zum königlichen Lustgarten, oder zum Parc de Versailles fortgehen. Er liegt gerade hinter dem Schloß, hat eine erstaunliche Breite, und eine unabsehliche Länge. Das Mittelstük ist fast ganz den Baßins gewidmet. Von da verbreitet sich also Leben, frisches Aussehen, grüne Farbe, und Anmuth durch den ganzen Park. Unter diesen Wasserbehältnissen sind einige groß, andere klein, auf ihren Einfassungen haben sie die schönsten Statüen von Bronze, und inwendig stehen viele Springbrunnen von allen nur möglichen Erfindungen. Zulezt kommt unten ein grosser herrlicher Canal, auf welchem niedliche rothbemahlte Schiffe stehen, in welchen es zwischen dem grünen Lustwäldchen hinaufzufahren, ein Vergnügen seyn muß. Auf beyden Seiten ist eine unzählbare Menge von Statüen und Vasen überall vertheilt. Darzwischen sieht man wieder viele an-

Digitized by Google

dre Desseins zu Wassersprüzen: einige werden abgebrochen, andre neu aufgesetzt. — Weil das Schloß auf einem Berge liegt, so hat der Garten eine etwas hängende Lage, man kommt auf den Terrassen unvermerkt immer weiter hinab, kehrt man sich endlich um, so präsentirt sich oben und in der Entfernung das Schloß unvergleichlich. Groß wird der Garten besonders durch die vielen Statüen, denen man überall begegnet. Die Kunst erhebt die Natur, und die Natur wirft Licht auf die Kunst. Indem man sich eben den sanftesten Empfindungen überläßt, indem das Auge wollüstig auf den unzähligen Schönheiten der verschönerten Natur ruht, und frey auf Teichen, Seen, Wäldern und Häuschen herum irrt; so erinnert Sie wieder eine steinerne Göttin, daß Sie im Königsgarten von Versailles sind.

In jedem Almanac de Versailles stehen die Nahmen der Bildsäulen, mit ihren Erfindern und Urhebern. Sie sind alle aus weissem Marmor, haben ein hohes festes Piedestal. Ich will Ihnen sagen, welche mir am besten gefielen,

1. *La Deesse Latone.* Sie steht in der Mitte eines tiefen Baßins, auf etlichen Stuffen von Marmor erhöht, und hat die schönste Attitude, indem sie die Hand ausstrekt. Grüne Felder sind um sie herum, und eine Menge Frösche, die alle, wenn das Wasser angelassen wird, Wasser speyen.

2. Ein Ganymed mit einem Adler. Der Adler ist unvergleichlich. Die dikken Pflaumfedern am Bauch und an den Füssen, die Klauen, die Flügel, besonders die äusserste lange Feder am linken aufgehobenen Flügel ist natürlich, wie am Adler.

3. Eine Ceres mit Kornähren. Die Garbe ist etwas kolossalisch, wie alle Sachen von der Art, aber das ganze Stük hat etwas Einnehmendes und Liebliches.

4. Ein

4. Ein Bachus. Er ist oft da, aber hier in dieser Nachbarschaft ist er am schönsten. Er hat Trauben in der Hand, hält mit der Linken die Schüssel unter, quetscht die Trauben mit der Rechten zusammen. Der Saft tropft sehr natürlich herab, und er macht die lächendste freundlichste Mine dazu.

5. *La Fourberie.* — Ein Frauenzimmer mit einer Maske vor dem Gesicht, und einer gezwungenen Mine. Unter ihren Füssen ist ein Fuchs, aber der Schwanz des Thiers, den es hinter ihr auf die andere Seite schlägt, liegt nicht auf dem Stein, sondern er hat im Stein ein ausgehauenes Loch.

6. Eine Vase mit verzogenem *Louis* in einem Kranz von Eichen und Pomeranzen. Laub und Früchte sind unvergleichlich nachgemacht. Einige Eicheln sind ausgefallen, und da sieht man mit Vergnügen die leeren Hülsen, und eben so schön sind die Büschel von kleinen Pomeränzchen.

7. *Venus Medicea:* eine kostbare Kopie vom italiänischen Meisterstük. Die Feigenblätter, die man hie und da an diesen Statüen findet, sind auf Veranlassung der Gemahlin des verstorbenen Königs hinzugesetzt worden, die den Fächer vor die Augen hielt, als sie zum erstenmal mit ihm im Park spazieren gieng.

8. *Apollon sur son Char*, in einem Baßin, mit vier Pferden: alles von Bronze, und Jets d'eau im Maul. In diesem Stük ist gar viel Pracht, viel Majestät. Wenn alle Röhren spielen, soll das Wasser hier 57 Schuh hoch steigen.

9. Ein *Senateur de Rome.* — Der ganze Ausdruk vom Senatorius decor; ein Greis mit einem glatten runden Kopf: der Bart ist ein Meisterstük; am Leib die Toga,

mit der rechten Hand redet er, in der linken eine Rolle Pergament, vermuthlich Gesetze. Das ganze Stük ist ein Gemische von stile sublime, und maniere douce.

10. *Le Dieu du Printems*. Ein stilles Gesicht, aber die Blumenkränze, die serta florum können nicht schöner seyn.

11. Ino und Melicerte. — Mit Recht nennts der Franzos morceau superieur: es läßt sich nicht beschreiben.

12. Pluto entführt die Proserpine. Man muß sich das Stük zeigen lassen; es steht hinter zwo Thüren, da, wo vorher der Labyrinth war. Sehr hoch, aber drey meisterhafte Figuren. Er faßt sie um die Weichen fest an; sie windet sich, strekt beyde Hände in die Höhe, die Gespielin ihrer Jugend und Unschuld schreyt unten. Alles ist Ausdruk der Leidenschaften. Die einzelnen Scenen dieser Geschichte sind am Fußgestell im Kleinen ausgehauen, wie sie Blumen sucht, wie er sie fortschleppt, das ängstliche Suchen der Mutter ꝛc.

13. Dieser Grotte gegenüber ist auf der Nordseite eine andre, an welcher Dorüren von Bley, Symbola von allen Welttheilen sehenswerth sind. In der Mitte ist ein Baßin, und au Basrelief, da, wo man es nicht sucht, ein Hercul, qui étouffe le Lion. Er schmeißt die Keule weg, und faßt die Bestie mit der Hand am Rachen!

14. *La Fidelité*, ein Frauenzimmer mit dem offensten redlichsten Gesicht, hat ein Herz in der Hand, und einen Hund bey sich.

15. *Le Bain d'Apollon*, —auf der Seite linker Hand. Alles ist mit Bouillons überhäuft; Apollo sitzt, drey Nym-

Nymphen hier, drey dort; Gruppen von Pferden darneben: alles unter chinesischen Häuschen.

Aber auch Albernheiten, die die Natur nicht kennt, kommen in diesem Park vor, z. B. Wallfische mit einem breiten Kopf, einem Fischkörper, oben und unten breite Schuppen, Rükkenflossen, die über den ganzen Leib laufen ꝛc.

Sie können einen ganzen Tag in den Marställen herumgehen, wenn Sie einmal nach Versailles reisen. Man unterscheidet die grossen und kleinen Stallungen des Königs, darneben hat die Königin noch ihre eigene, und die Prinzen vom Geblüt ebenfalls. Man sagte mir, daß der König drey tausend Pferde halte. Die meisten sind aus der Normandie und aus Engelland. Fast allen wird der Schwanz, und zwar ganz nahe am After, abgestumpft. Sie behaupten, das mache die Pferde stark, daher thun sie es sonderlich bey Jagdpferden, und überhaupt bey allen, die nicht zur Parade bestimmt sind. Die petites Ecuries du Roi sind in der Runde herum gebaut, sie sind aber ziemlich niedrig und finster. Jedes Pferd hat über seinem Stand eine weisse Tafel mit seinem Nahmen, welche oft seltsam sind. Am Morgen müssen die Stallknechte ganze Kuppeln Pferde spazieren reiten, sonst würden sie vom müßigen Stehen ganz steif. Les grandes Ecuries du Roi sind schöner, grösser, höher und breiter, als alle andre. Man athmet darin freye Luft, und hat einen bequemen Spaziergang. Die Gebäude, die dazu gehören, sind grösser, als das Schloß von manchem Fürsten. Sie gehen auch in halben Cirkeln herum, stehen doppelt und dreyfach, sind zweystökkicht, und haben die schönsten Höfe. Und da stehen auch die schönste Pferde, die in Versailles sind. Es ist eine wahre Freude, die schön gedrechselten Füße, die kleinen runden Bäuche, die

niedlichen Köpfe, die hellen Augen, die proportionirten Hälse, an jedem nach einem andern Modell, zu beschauen. Wie mannigfaltig ist doch die Natur! Wie spielt sie im Dessein, in der Farbe, in der Größe, und stellt doch immer ein Meisterstük auf! Aber die Kosten bey diesen Stallungen sollen unglaublich seyn. Jedes Pferd hat eine starke Dekke von Zwilch, die rothe und blaue Verzierungen hat, und die das ganze Pferd bis am Hals dekt. Sie wird vorne am Stand über den Kopf des Pferds, wenn es den Sattel, oder das Kutschengeschirr trägt, angebunden. Die Futterrausen haben die schönsten schwarzen gedrechselten Balûstres. An der Krippe ist durch alle Ecuries du Roi da, wo das Pferd frißt, ein Ueberzug von Kupfer angebracht, damit sie nicht in die Krippe beissen sollen. Man wies mir auch die Remises de Carosse, besonders die, in denen die königliche Familie Reisen macht, nach Compiegne, Fontainebleau ꝛc. Die allerprächtigsten Karossen stehen in Paris im Fauxburg St. Denis au Chantier &c. Das Wagenwerk ist immer roth, die eisernen Stangen, alle Knöpfe und Leisten sind verguldet, die Kasten meist gelb, und inwendig roth. Die Lilien und andre Blumen daran sehen aus, wie Perleumutterarbeit. Neben dem französischen Wapen ist das von Navarra gemahlt. Es sind Voitüren da zu sechs, andre zu acht Personen, damit die ganze Familie miteinander folgen kann, und diese haben zwo Thüren auf jeder Seite, zweymal das Wappen auf jeder Seite, sind sehr lang, haben inwendig eine Abtheilung, haben vier Sitze; es sind eigentlich zwo aneinander gestoßene Fuhrwerke, und müssen freylich sehr schwer seyn. Der Stallmeister sagte mir, daß eine Karosse von der Art 40000 Livres kostete. Man sieht hier auch eine Menge Gefäße mit Lak und Firniß aller Art. Ueberhaupt

berhaupt kann man hier alles, was zum Staat gehört, im Ueberfluß sehen. Wüste man etwas, so noch mehr kostete, man würde es anschaffen *). Man hält auch einige chinesische Schweine hier, die kamen in den Stall, und suchten Futter. Sie waren ganz grau, hatten ziemliche Borsten, und einen schwarzen Streifen über den Rükken, wie wilde Schweine. Neben den Ecuries du Roi ist auch das Chenil du Roi, und ich hatte Addresse an den Mr. Polastron, Inspecteur de la Venerie, um seine 200 Hunde zu sehen: aber sie waren theils auf der Jagd, theils auf dem Land, und nachher kam ich nicht mehr an diesen in der That noch wüsten und unangenehmen Ort.

In den Ecuries de la Reine, Rue de la Pompe, stehen wenigstens viertehalb hundert Pferde. An manchem kann man wahrhaftig das Auge weiden. Es sind hier besonders Gespanne von Schimmeln und Grauen, und diese Farben sind in allen Nuancen da. Zu vier Pferden ist allemal ein Stallknecht da, daher sind allemal über dem vierten Pferd zwo Zeddul, der Nahme des Kerls, und der Nahme des Pferds. Ich sah die meisten bloß Stroh fressen, und erkundigte mich darüber. Man gab mir zur Antwort, alle gesunde und starke bekämen jetzt im Julius bloß Stroh,

*) Indem ich dies schreibe, liest man das Edikt, wodurch der König seinen Hofstaat eingeschränkt hat. Man sieht also, daß unsre Vorfahren sich bey ihrer Sparsamkeit recht gut befanden. Christian IV. von Dänemark nahm eine Gräfin zur Oberhofmeisterin seiner Kinder an. In ihrer Instruktion steht bestimmt: Weil die Königliche Kinder jetzt Kleider hätten von starkem blauen Tuch, so soll die Gräfin diese Kleider, wenn sie alt geworden seyen, nicht, wie es bisher üblich gewesen, verkaufen lassen, sondern sie soll sie schwarz färben lassen, und soll sie aufheben, man könne sie hernach noch bey einer Trauer brauchen. — — Wollte Gott, man dächte in vielen kleinen und armen Privatfamilien eben so vernünftig, wie dieser vortrefliche König dachte!

nur den magern und kranken gäbe man Heu. Für so viele Pferde ist der Stall auch zu klein, und im Sommer zu dumpficht. Es sind viele Holländer und Normänner unter diesen Pferden. Ich ließ mir auch die Staatskarossen der Königin zeigen, aber ich kann sie Ihnen nicht beschreiben. An einer der prächtigsten ist für mehr, als 800,000 Livres nur Arbeit. — Und hier ward ich doch durch die Dienstfertigkeit eines französischen Stallknechts surprenirt. Die Kutscher waren nicht da, ich sollte wieder kommen, das wollt ich nicht, da lief einer fort, und holte den Schlüssel. Nachher wollt er aber nicht das Geringste von mir annehmen: er sey nicht so intereßirt sagte er, er freue sich allemal, wenn er einen Deutschen sehe; der Kaiser sey auch da gewesen, und sey ein guter Herr rc. Durchaus wollt er nichts nehmen, er zeigte mir aber einen ärmern Stallknecht, den, sagt er, geben Sie etwas, er braucht es. — Ist dieses nicht eine schöne Gesinnung unter Leuten von der Art? Ich freue mich darüber mehr, als wenn ich höre, daß ein Monarch einem Musicanten hundert Louisd'ors geschenkt hat. In den Ecuries de Mad. la Comtesse d'Artois, Rüe Sartory hat der Graf bloß für die Pferde seiner Gemahlin einen weitläuftigen kostbaren Bau angefangen, der aber schon über ein Jahr stille stand, weil man endlich auch einen Schatz erschöpfen kann. Man sieht hier wieder die schönsten Zug- und Reitpferde. Einige heissen l'Ainée, le Cerf, le Chevreuil, le Nonpareil, la Fuite &c. In jeder Abtheilung sind Betten von Matratzen für die Stallwacht. Gemeiniglich stehen 10 Pferde beyeinander, acht für die Karosse, und zwey werden für den Nothfall nachgeritten. Es sind sehr viele Braunen mit schwarzen Mähnen, schwarzem Schwanz, und schwarzen Extremitäten da. Viele

kleine,

Digitized by Google

kleine, die mir nur bis an die Mitte des Leibes giengen, aber diese kleine Pferde hatten alle einen schlechten unproportionirten Hals. In den Remisen darneben sieht man Karossen von 2 — 300,000 Livres, bis oben hinauf glänzt alles von Gold. Mit einer unbeschreiblichen Delikatesse ist auf allen Flächen das königliche französische und sardinische Wappen gemahlt, und jede Seite hat Einfassungen von Blumen. Ueber das alles kommt der kostbarste Lak. Innen ist eine beträchtliche Breite, die hellsten Fenster, samtne Küssen mit Gold. Zwo Einrichtungen fand ich besonders schön, ich weis aber nicht, ob sie auch für Sie neu sind. Damit die Portiere nicht aufgehen kann, ist in dem Ring, wo die Falle hineinkommt, ein Reiberle angebracht, das über die Falle im Ring hinlauft, und den übrigen Raum im Ring genau verschließt. Nun kann kein Stoß und keine Erschütterung die Portiere nach und nach herausstossen, sie kann gar nicht weichen, bis man das Reiberle zurükzieht, und das ist doch kommoder, als das Schloß, das einige daran machen. Ferner hängen die Kutschen, wie gewöhnlich, in Sousbändern, aber der Theil der Unterlage, auf dem der Kasten der Kutsche ruht, ist aus 8 — 10 dünnen eisernen Bändern, die übereinander liegen, und ineinandergefügt sind, zusammengesetzt. Das übrige hinten und vorne ist aus Leder.

Nun hab ich Ihnen noch von einigen andern Merkwürdigkeiten in Versailles einen kleinen Brief zu schreiben, dann gehen wir nach Marly und Trianon. Leben Sie wohl.

Ein und dreyßigster Brief.

Die Eglise de St. Louis, Rue Sartory, ist ganz neu, von Ludewig XV erbaut, und verdient, wegen der Gemählde, gesehen zu werden. Am besten gefielen mir folgende:

1. La

1. *La Descente de Croix*, par Mr. Pierre. — Ach! die blasse Todtenfarbe! die Erschlaffung in allen Gliedern! der Tod in jedem Muskel! den geschäftigen Frauen liegt er auf dem Schooß. Die linke Hand fällt so lahm, so erstorben über den Arm einer andern hin, daß man es nicht genug sehen kann.

2. *Jeaurats Sommeil de Joseph.* — Recht so, wie ein gemeiner Mann nach der harten Arbeit in seinen Kleidern sitzend einschläft, im Gesicht ehrliche, ruhige Mine, die Runzeln des Alters, an der Seite der Engel ꝛc.

3. Johannes der Täufer. — Man darf nichts weiter sagen, als daß es von Mr. Boucher ist.

4. *Le bon Pasteur*, par Mr. le Sueur — hat auch viel Liebliches. Noch sind in der Sakristey zwo merkwürdige Stücke.

5. *La Chute de St. Paul*, par Mr. Destais. Die Bibel sagt nicht gerade, daß er nach Damascus geritten, und gesetzt, es sey; so wäre ein morgenländischer Esel schiklicher gewesen, als ein Pferd, aber als Mahlerey betrachtet, möchte man vor dem Stük niederfallen. Der Hinterfuß des niedergeworfenen Pferds. — Das feurige bestürzte Gesicht des jungen Eiferers, und seine bergan sträubende Haare sind unvergleichlich.

6. *St. Pierre sur les Eaux*, par Mr. Boucher. — So hab ich noch nie Wellen gemahlt gesehen. Man glaubt, man sehe es, wie das Wasser sich bewegt, und ineinander schlägt. Das Stük, und das oben beym Cab. de S. A. M. le Duc de Chaulnes angegebne Stük, le Naufrage, sind in dieser Art, meinem Erachten nach, Meisterstükke.

Aus der Kirche gehen wir in *la Sale á l'Opera*, ein vortrefliches Gebäude in Versailles. Ein Theil des Schlosses

Schlosses, fünf Reihen Logen übereinander. Die oberste hat Ochsenaugen statt der Fenster. Der königliche Platz hat hier keine besondre Pracht. Die Galerien sind nach dem Rang der Personen vertheilt. Das Theater hat eine erstaunende Etendüe, ist sehr hoch, und eben so tief. Man läßt die Fremden durch kleine Löcher hinabschauen, wie tief alles ausgegraben ist, um die mechanischen Werkzeuge zu Veränderungen der Dekorationen anzubringen. Wenn man oben die Menge dünner, gemahlter Bretter, Säulen, Stangen, so viele Schnüre, wie an großen Schiffen, hohe Treppen, kleine Leitern, Lichter, Haspel, Räderwerk, Rollen, Züge rc. sieht, so kann man den zusammengesetzten Bau einer Oper bald begreifen. Herrlicher ist dieser Platz wohl nie gewesen, als damals, da man dem Kaiser zu Ehren Castor und Pollux spielte. Jeder, der es sah, war ganz bezaubert davon. Ich sah noch Reste von den dazu neu verfertigten Dekorationen. Im Almanach von Versailles ist dieser Opernsaal auch weitläuftig beschrieben.

In Deutschland hat man insgemein wenig Freude, wenn man ein Archiv sieht. Da stehen alte staubichte Kästen, an welchen man die Kleider wüste machen kann. Aber in Versailles ist le Depôt, ou l'archive du Bureau des affaires étrangéres die schönste Galerie, eine Reihe von Zimmern, die alle Licht genug haben, verguldete Thüren und Leisten, Kästen nur an den Wänden, und die herrlichsten Gemählde. Die Armoirs sind mit feinen Dratgittern, hinter welchen rothe seidene Umhänge hängen, verschlossen. Und an diesen sind die Gemählde vom königlichen Haus von allen regierenden Königen, und von allen Fürsten, mit welchen Frankreich zu thun hat. Sie sind alle von den größten Mahlern in jeder Residenz verfertigt. Im Sale des Traites sah ich besonders den Duc de Choiseul, den ich noch nie gesehen

hatte

hatte. Jeder Saal hat seinen Nahmen: Sale d'Allemagne, Sale des Princes du Midi, du Norde &c. Aus Deutschland ist der Kaiser, seine Mutter, Bayern, Cölln, Pfalz da. Pius VI, den die Sorbonne noch nicht hatte, sah ich auch hier. Gar kostbar ist die Kaiserin von Rußland mit einem Lorbeerkranz um den Kopf. Aber der schönste Prinz ist der Herzog von Parma. Im Sale de France hängt eine Vorstellung von der Tripleallianz, die Münzen von den drey Königen, und über den Thüren Madrit und Neapel. Dann über jeder Thüre hängt allemal ein äusserst feines Gemählde von den grösten Städten der Reiche, zu deren Sachen der Saal bestimmt ist. Wien und Berlin im teutschen, Genua und Turin im italiänischen Zimmer. Im Sale de France sah ich auch in einem Armoir die verschlossene Kiste der Originalien von den Haustraktaten mit Spanien und Neapel. Man findet hier auch die Büsten der ehemaligen Minister, Richelieu, Mazarin, Colbert ꝛc. Ein Portrait von Seiner Majestät dem König von Preussen, das dem Grossen und Weisen vollkommen gleichen soll. Man kann das Auge voll Feuer und Leben nicht genug bewundern. Die Franzosen, die bey mir waren, wusten nicht, was sie dazu sagen sollten. Sie kommen gleich in eine gräuliche Verlegenheit, wenn sie dem Helden ins Gesicht sehen sollen. Noch eins. — Im Sale des Traités ist auch ein Gemählde vom Apostel Petrus, und vom Vatican, nebst dem Obelisk, das man nicht aufhören kann, zu betrachten. Indem ich hier war, ließ sich auch der Prinz von Monaco ganz simpel durch die Zimmer durchführen.

Nun besuchen wir nur noch einige Oerter in Frankreich, und dann reisen Sie mit mir nach Flandern. Indessen lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

197ste Woche.

Sendschreiben von einer kleinen, in die Fürstl. Anhaltischen Gegenden, gethanen Reise.

Würdiger Freund,

Alles Schöne und Prächtige, alles Sonderbare und Merkwürdige reizt unsre Neubegierde und erfüllt ein jedwedes fühlbares Herz mit unendlichem Vergnügen. Aber die Hälfte dieses Vergnügens fällt weg, wenn wir das Gesehene und Bemerkte nicht mittheilen können. Eben so oft, als wir dasjenige wieder erzählen, was uns in eine angenehme Verwunderung setzte, erneuern wir gleichsam die dabey empfundene Freude. Diese kurze Vorrede wird den Grund begreiflich machen, warum ich Ihnen von einer kleinen Reise Nachricht gebe, die ich vor kurzem in einigen Anhaltischen Fürstenthümern gemacht habe. Könnte ich öfters in theilnehmenden Gesellschaften meine Beobachtungen auskramen; so würde vielleicht dadurch der Trieb, eingesammelte Kenntnisse fortzupflanzen, befriediget werden: da ich aber dies Glück nicht habe; so muß ich die Feder reden lassen — und wem kann ich besser, als Ihnen, meine Empfindungen mittheilen, da Sie an allem, was Natur und Kunst vortrefliches schafft, so viel Ge-

schmak finden. Lassen Sie Sich aber dadurch nicht zu gar zu großen Erwartungen verleiten. Ich weis, daß es viel größere und wichtigere Gegenstände giebt, als die, welche mein Herz und Auge in Dessau, Wörlitz und Zerbst beschäftigten. Aber eben deswegen, weil die Schätze von Paris und London, die Seltenheiten aus Italien und den Niederlanden, welche in Ansehung der Wunder der Natur gleichsam eine Stapelgerechtigkeit ausüben, schon so oft erzählt und beschrieben sind, muß dasjenige wohl nicht ganz vergessen werden, was kleinere Winkel von Deutschland Merkwürdiges in sich fassen. Und wenn ich gleich die Sehenswürdigkeiten, davon ich Nachricht gebe, nicht ganz erschöpft habe; so ist es doch besser, etwas, als gar nichts sagen. Ist Ihnen nur etwas neu und unterhaltend; so habe ich schon dadurch meinen Zweck erreicht.

Auf meiner ganzen Hinreise nach Dessau begleitete mich ein starker Windsturm. Etwa zwo Meilen davon sahe ich linker Hand und vor mir einen sehr in die Augen fallenden Rauch, als wenn eine ganze Stadt im Brande stünde. Wie Berge stieg er in die Höhe, und wechselte verschiedentlich ab mit einem dunklern und helleren Grau, welches sich öfters veränderte. Die traurige Erinnerung an das ganz kürzlich eingeäscherte, sonst reiche, jetzt arme, oder vielmehr gar vernichtete Gera, war meinem fühlbaren Herzen noch zu tief eingeprägt, als daß nicht dieser Anblick mein Gemüth mit Schrecken erfüllt hätte. Doch da diese eingebildete Rauchwolken eine zu große Strecke des Horizont's einnehmen; so verschwand die Furcht vor brennenden Städten und Dörfern. Es waren Wolken von Sand und Staub, die der brausende Wind so hoch in die Höhe thürmte, und bald fuhr ich selbst in diesen unangenehmen Sandwolken, die mich nöthigten, mit verschloßnen Au-

gen

gen meinen Weg weiter fortzusetzen. Wer in sandigen Ländern wohnt, dem mögen dergleichen Erscheinungen wohl nicht fremd seyn: mir waren sie es, da ich solche Gegenden nicht bewohne. Ehe ich Dessau erreichte, kam ich vor Mosigkau vorüber, einem Dorfe, wo ein vortreflicher Garten und ein herrliches Lustschloß der vor kurzen verstorbenen Prinzeßin Wilhelmine von Anhalt-Dessau ist. Ich sahe es mit doppeltem Vergnügen, da diese wohlthätige Fürstin dies einträgliche Landgut zu einem adlichen Fräuleinstifte gewidmet hat, wo acht oder noch mehrere Fräuleins dereinst in einer sehr angenehmen Retirade einen ruhigen und bequemen Sitz finden können. Freygebige Handlungen dieser Art werden in unsern Tagen immer seltener, und verdienen um so viel mehr ein wiederholtes rühmliches Gedächtniß. Zwar jetzt hat bloß die Frau Abbatißin ihren Sitz da, bis erst von den übrigen Einkünften die hinterlaßenen größeren und geringeren Bedienten dieser Prinzeßin bis an ihr Ende versorgt worden. In der Folge kann und wird es ohnfehlbar für manche würdige Person ein gewünschter Aufenthalt werden.

Von Deßau selbst sage ich Ihnen nichts. Daß es eine recht hübsche, mit schönen hellen breiten und zum Theil schnurgeraden Straßen versehene Stadt ist, wißen Sie schon. Stolz auf ihren Fürsten, wünschen sich Seine Unterthanen Glück dazu, daß ihnen die Vorsehung einen so würdigen Regenten geschenkt hat. Ich habe mich hin und wieder erkundigt, was dieser Herr für ein Lieblingsvergnügen habe? und allemal die Antwort erhalten: daß seine angenehmste Beschäftigung die Sorge für die Kultur und für das Beste seines Landes sey. Es ist wahr, er findet Vergnügen am Bauen und ähnlichen Anstalten: aber eben

das gereicht theils zur Verbesserung seines Landes, theils zum Vortheil vieler seiner Unterthanen. Denn er bauet zwar mit Geschmak, aber nicht blos zur Pracht, sondern zum Nutzen, und ob er gleich selbst aus Engelland und Italien die Muster hergeholt von dem, was schön und nutzbar ist; so gebraucht er doch wenig ausländische Meister. Der Fürst zeichnet selbst, und versteht die Kunst, in geschikten Arbeitern seines Landes das schlafende Genie dergestalt aufzuwekken, daß sie Produkte liefern, die fremde Künstler beschämen. Eben so wenig sage ich Ihnen vom Philantropin, das schon allein den Nahmen von Deßau an beyden Endspitzen von Europa berühmt gemacht hat; denn aus Lißabon und aus dem äußersten Rußland sind Eleven da. Herr Prof. Wolke ist ein gefälliger, thätiger Mann, und wo man eine Gesellschaft Philantropisten sieht, da sieht man einen Haufen munterer, lebenvoller, junger Leute. Ich habe sie bey einem großen Concert zugleich ein kleines aufführen gehört, das blos mit diesen jungen Tonkünstlern besetzt war und Reizungen genug hatte, ihren Fertigkeiten Lob und Beyfall zu verschaffen. Basedow — — Doch ich wollte Ihnen ja eigentlich von Deßau nichts erzählen. Das Schloß zu Wörlitz ist es vornehmlich, das ich diesmal zu besehen, mir zur Absicht gemacht hatte.

Wörlitz ist ein kleines Städtgen, kaum zwo Meilen von Deßau; aber das vortrefliche Lustschloß, daß der würdige Fürst daselbst für seine eben so würdige Gemahlin aufführen lassen, wird den Nahmen deßelben bald bekannter machen. In dem Zimmer des Fürsten liegt ein Buch, in welches fremde Reisende ihre Nahmen verzeichnen, und aus der Menge dieser Nahmen sieht man, wie weit sich schon die Kenntniß dieses meisterhaften Gebäudes ausgebreitet.

Ehe

Ehe ich noch dahin kam, fuhr ich auf angenehmen Wiesen vor dem, zur künftigen Gruft des Fürsten bestimmten Platze vorüber. Es ist ein erhöheter Hügel, rund herum mit Pappeln, Nadelholzsträuchern und anderm Buschwerk bepflanzt. Oben steht ein rundes maßives Gebäude, zu welchem eine breite Treppe führt, das in der Höhe von ohngefähr 8 Ellen ein Geländer und einen Absatz mit einer Kuppel hat. Unten aber gehen durch den Hügel Kreuzgänge, die in der Mitte auf einen runden Platz führen, der noch mit kleinen offenen Seitenkammern versehen ist. In dem Gebäude selbst, das aber verschlossen war, und einem antiken Tempel ähnlich sieht, ist ein Zimmer, wo sich der Hof vornehmlich an dem Tage aufhält, wenn die bekannten jährlichen Ausstattungen einiger Dorf- und Stadtmädgen im Lande, am Geburtstage der Fürstin zu geschehen pflegen. Hier kommen die Dorfschaften zusammen, um auf der anliegenden Wiese auf herrschaftliche Kosten gespeiset zu werden, und der menschenfreundliche Fürst findet nebst seiner Gemahlin ein edles Vergnügen darin, diesen ländlichen Lustbarkeiten seiner Unterthanen zuzusehen, da er lieber die seegnende Stimme der Landeseinwohner, als ihre Seufzer hören mag. Mögten doch alle Wanderer vor diesem weit herschimmernden Denkmale fürstlicher Gesinnungen mit eben dem Gefühl vorüber gehen, das meine Seele bey diesem Anblick empfand. Das Andenken des Geburtstags durch das Andenken an den zu erwartenden Todestag zu heiligen, und an statt finsterer melancholischer Ahndungen, die Erinnerung des Todes in einem zu fürstlicher Wohlthätigkeit geöfneten Herzen zu erneuern, sind Seltenheiten, die unter den Großen wohl nicht sehr häufig gefunden werden, und zugleich rühmliche Zeugen von der Abwesenheit innerer Vorwürfe. Noch waren die Bäume mit Blumen- und Ei-

chenlaubkränzen behangen, da diese Feyerlichkeit kaum erst seit 14 Tagen vorüber war.

Das Schloß zu Wörlitz ist ein neues vierekkigtes Gebäude, das inwendig einen kleinen Hof hat. Es ist nicht groß; aber der Raum ist so vortreflich genutzt, daß man sich wundert, auf einem so eingeschränkten Platze so viele Zimmer angebracht zu sehen. Es hat drey Stokwerke. In dem obern sind Stuben für die Bediente und in der ersten und zwoten Etage die herrschaftlichen Apartements. Eine breite Treppe führt zum Eingange, vor welchem ein halbrunder Vortritt, mit Säulen und Nischen, in welchen Bildsäulen stehen, und oben an der Decke ein horizontalliegendes Zieferblatt einer gangbaren Uhr angebracht ist. Die Ueberschrift über diesem Portal lehrt in großen goldenen Buchstaben, daß der Fürst Franz dies Schloß für Seine geliebte Gemahlin Ludovika (Louise) aufgeführt habe. Vorn ist ein freyer Rasenplatz. Zur Seiten ebenfalls, doch stehen in gehöriger Entfernung hohe schattengebende Bäume, nebst einzelnen Vasen mit eingepflanzten Orangeriebäumen und Blumen. Inwendig kommt zuerst die Entrée, die jedem, der dergleichen nicht gesehen hat, auf eine unerwartete Art überrascht. Es ist ein kleiner runder, oben gewölbter, mit Säulen, Nischen und Statüen gezierter offener, nur mit einem Brusthohen Gitterwerk beym Eingange verschlossener Tempel, in welchem auf zween gegen einander überstehenden Tafeln Inschriften stehen, deren Inhalt in erhabnen Gedanken Gefühl für die Verehrung der Gottheit, der Tugend und der Wissenschaften einflößt. Das matte Licht, das diesen Ort erleuchtet, nebst dem schallenden Tone und der feyerlichen Stille, die daselbst herrscht, giebt den heiligen Empfindungen noch mehr Nachdruck und

Stärke.

Stärke. In der Mitte steht eine Bildsäule in mehr als Lebensgröße, die man aber nur von der Seite zu sehen bekommt, und der Fußboden ist mit abstechenden Quadern von gemachtem künstlichen Gypsmarmor ausgelegt. Von da durchwanderte ich 54 Zimmer, alle in einer schönen Proportion, nicht sehr reich und kostbar, aber mit vielem Geschmak angelegt. Dessau's Regent muß auf Seinen Reisen in Italien sehr aufmerksam auf alle Werke der Kunst gewesen seyn, hat sich das Gefallende zur Nachahmung gewählt, und theils mit richtigem Gusto nachgebildet, theils nach eigner Erfindung glücklich verändert. Freylich ist eine Zeit von drey bis vier Stunden zur Besichtigung aller Schönheiten viel zu wenig. Ich will Ihnen daher nur das Allgemeine davon sagen, das ich mir gemerkt habe.

Sehr viele Zimmer sind, an statt der Tapeten, auf nassen Kalk gemalt. Die Grundfarbe ist verschieden gewählt und die Malerey vortreflich. Die Schilderungen selbst stellen theils noch vorhandne Ueberbleibsel der alten römischen Pracht, theils merkwürdige Gegenden aus Italien, theils vortrefliche Aussichten und natürliche Prospekte vor. Die Perspektive ist hier meisterlich beobachtet, und das kleine Hülfsmittel, durch die hole Hand zu sehen, täuscht die Einbildung dergestalt, daß man wirklich in Viertelmeilenlange Entfernungen hinaus zu schauen glaubt. Alles ist nach den getreuesten Zeichnungen entworfen und von der geschikten Hand des Herrn Fischers aufs glüklichste ausgemalt. Die Farbe des Wassers, nebst dem Schatten der Gebäude, Gondeln und Schiffe auf der glatten Fläche desselben ist der Natur so ähnlich, als es nur seyn kann. Hier sahe ich Amphitheater, Tempel und andere Denkmäler des Alterthums aus Rom; hier sahe ich Virgil's be-

moostes und mit Lorbeern bewachsenes Grabmal, die berühmte Grotte Pausilippo und den rauchenden Vulkan des Vesuv's; hier sahe ich Straßen von Venedig mit ihren Kanälen, den Markusplatz und mehrere Merkwürdigkeiten dieser Wasserstadt; hier sahe ich die Peterskirche und andere große Gebäude Rom's — — alles so natürlich, als ob man an den Orten selbst gegenwärtig wäre. Die Platfonds sind schön gemalt und mit vortreflicher Stukkaturarbeit geschmükt. Sie harmoniren mit dem, was man in den Zimmern selbst an den Wänden vorgestellt findet. Nur wollen kritische Beobachter ein wenig zu häufig angebrachte Zierrathe bemerkt haben. Die Dekke eines Schlafgemachs hat mir sonderlich gefallen, die den blaßblauen Himmel vorstellt, und an dem man nichts, als den sichelförmigen Mond und einige Sterne gewahr wird. Andre Zimmer sind mit den schönsten Kupferstichen unter Glastafeln in der besten Symmetrie behangen. Hier findet man die Produkte der größten Meister in dieser Kunst, vornehmlich der neuern, aus Italien, Engelland, Holland, Frankreich und Deutschland. Ein Gemach ist besonders mit den Bildnissen englischer Seehelden und Admirale besezt, die die Geschichte berühmt gemacht hat. Es thut einen sonderbaren Effekt, wenn man so unter diesen großen Männern herumwandelt, deren Stellungen, redende Minen und Gesichtszüge, auch ohne Physiognomik zu verstehen, das Gefühl großer Unternehmungen ins Herz gießen. Kurz, sowohl die ausgemalten, als auch die mit Kupferstichen, ingleichen die mit reicheren Tapeten und Gemälden von den größten Künstlern aus alten und neuen Schulen versehenen Gemächer zeugen von dem vortreflichen Geschmak des Fürsten, der auch die Kleinigkeiten gemeiniglich selbst anordnet.

In dem Speisesale, in welchem auf der einen Seite, den Fenstern gegen über, eine Art eines offenen Tempels, mit Säulen und Statüen angebracht ist, waren an der Wand die Bildnisse des Fürsten und der Fürstin in Lebensgröße, wo ich nicht irre von dem Pinsel unsers berühmten Landsmanns Mengs, und dann auch das eben so wohl gerathene Portrait des großen Dessauischen Helden, Leopolds, aufgestellt. Drey Originale, die in verschiedenen Absichten Verehrung und Bewunderung verdienen. Die Meubels in allen diesen Apartements sind freylich fürstlich, geben aber doch mehr einen gemäßigten als übertriebenen Aufwand zu erkennen. Sehr viel Stühle und Kanapee's sind von geflochtenem Pferdehaar und die meisten Fußböden, nach einerley Form, mit nicht kostbarem Holz ausgelegt. Die Tische sind mehrentheils von Marmor, unter welchen ich einige von Verd'antike, von Giallo antico und Muschelmarmor vorzüglich bewundert. Ein Paar sind, wenn ich recht gesehen, von dem Sprudelsteinmarmor aus dem Carlsbade, andere von buntem künstlichen Gypsmarmor, noch andere sehr schöne von Granit, und endlich einige aus Quadraten von mehr als 50 Sorten Lava zusammengesetzt und herrlich polirt, die mich ungemein vergnügt haben. Zu diesen Tischen sind zugleich die marmornen, die porphyrnen und alabasternen Einfassungen der Kamine sehr gut gewählt, unter welchen einige entweder wirklich antik, wie gesagt wurde, oder nach antikem Geschmak gearbeitet sind. Was mich aber, als einen Freund der Alterthümer, am meisten interessirt hat, sind nicht sowohl die schönen Vasen, theils von chinesischen Porzellan, theils von Raphael's Malerey, als vielmehr die vielen vortreflichen antiken Büsten, kleinere Bildsäulen und Gefäße von Marmor und Bronze, wel-

che diesen Zimmern zur Zierde gereichen. Hier habe ich die ersten hetrurischen Gefäße gesehen, und wo ich meinen Führer recht verstanden, selbst einige herkulanische Alterthümer. Schade, daß ich nicht Zeit genug hatte, jegliches Stük länger zu betrachten. Aus dem Zimmer des Fürsten, das eben nicht groß ist, kommt man durch einen etwas schmalen Eingang, der dem Alterthumsforscher neue Augenweide darbietet, indem die Wände mit einer Menge, nicht Lippertscher, wie ich anfänglich glaubte, sondern in Italien gefertigter Abdrücke von antiken geschnittenen Steinen und Gemmen behangen sind, in die Bibliothek. Wie sehr bedauerte ich, daß ich diese Abdrücke der grösten Meisterstücke jener unnachahmlichen alten Kunstler, auch nur mit einem flüchtigen Blicke durchlaufen konnte und noch mehr, daß in der Bibliothek gemalt wurde, und folglich die ganze Sammlung, die aus deutschen, lateinischen, englischen und französischen Büchern besteht, mit Tüchern behangen war. Ich sahe wohl hier Bayle's und Moreri Lexikon, dort Mösers patriotische Phantas. u. dgl aber hundert andre wichtige Werke, die ich daselbst vermuthen konnte, blieben mir verdeckt. Doch freue ich mich, das berühmte Werk von den herkulan. Alterthümern gesehen und einige Augenblikke durchblättert zu haben, das der König von Neapolis bloß zum Verschenken herausgiebt, und das auf eben die Art auch in diese Büchersammlung gekommen ist. Der Fürst hat sehr viele Zeichnungen aus diesem Buche an den Plafonds und sonst an andern Orten abkopiren und nachmalen lassen.

Doch da ich Ihnen, mein verehrter Freund, nur einen allgemeinen Abriß der Schönheiten von Wörlitz habe geben wollen; so breche ich ab. Nur noch ein paar Nebenan-

Digitized by Google

benanmerkungen. Auf dem Zimmer der Fürstin sahe ich nebst verschiedenen kostbaren, mit Steinen besetzten Kunstsachen, auch ein porzellanenes sehr schönes Koffee- und Theeservis, auf einem von eben der Materie gefertigten Tische, als ein Geschenk des Chur-Sächsischen Hofes; ferner einen vom Pabst geschenkten geweiheten Rosenkranz, wie auch einen Spinnrocken, der nicht bloß zum Anschauen, sondern zum Gebrauch und Beyspiel da stand, und was meine Ehrfurcht gegen diese hohe Prinzeßin ungemein vermehrte, auch die Bibel. Nächst dem waren fast in allen Zimmern viele künstliche Tischlerarbeiten; sichtbare und auch selbst in den Wänden verborgene Schränke, Bettstellen und andre Bequemlichkeiten, nicht sowohl von auswärtigen als einheimischen Künstlern. Denn, was diesem gepriesenen Fürsten zum wahren Ruhme gereicht, er bildet seine Unterthanen, Maurer, Tischler, Maler u. dgl. selbst zu sehr geschickten und erfinderischen Arbeitern — und dann braucht er sie auch, ihre Talente auszuüben und anzuwenden. Unter den mechanischen Werken ist unten eine ganz simple Maschine, wodurch das Wasser mit leichter Mühe bis auf die obersten Gänge kann hinauf geleitet, in steinernen Kesseln aufgefangen und bequem wieder abgezapft werden. Ferner befindet sich auf einem der obersten Gemächer eine unsichtbare Treppe. Man darf nämlich nur mit einem Stabe an die Decke rühren, so läßt sich eine Treppe herunter, auf welcher man auf das Dach steiget, wo eine sehr herrliche Aussicht ist. Der Fürst liebt überhaupt die Points de Vüe und hat in verschiedenen Hölzern durchhauen lassen, daß man Roßwig und andre Oerter, oder auch nur Jagd- oder Forsthäuser, selbst unten im Garten, in der Ferne erblickt. Gesättigt also von tausend Schönheiten, nahm ich Abschied aus einem

nem Palais, das seinem erhabenen Angeber und Erbauer in so vielen Rücksichten Ehre macht. Ich eilte zu dem fast ganz im englischen Geschmak angelegten Garten, um neue Kenntnisse und Vergnügungen zu sammeln. Selten ist indeß ein Werk menschlicher Kunst ganz vollkommen. Architekturverständige wollen dafür halten, daß nicht allein die Treppen in diesem herrlichen Gebäude zu schmal und nicht mit genug Ruheplätzen versehen, sondern auch die Gänge vor den Zimmern ebenfalls zu enge wären. Ich halte mein Urtheil zurük, da ich in den Grundsätzen der Baukunst nicht genug bewandert bin.

(Der Schluß folgt künftig.)

Anzeige.

Joh. Georg Zierleins, Professors am vereinigten Berlinischen und Cöllnischen Gymnasium, Briefe über die Frage: Sagt denn die Vernunft in der That so viel über Gott und seine Eigenschaften, als die Bibel? Berlin bey Gottl. Aug. Lange 1781.

Der Verfasser dieser Briefe ist beseelt von einem warmen aber erleuchteten Eifer für die Ehre der Bibel und des Christenthums, welches in unseren Tagen von manchen Freunden einer blos natürlichen Religion gering geachtet wird. Er zeiget daher in denselben, wie wenig unumstößlich gewisses wir aus bloßen philosophischen Gründen von Gott wissen. Willkührliche Sätze müssen aus der Grundlage der Lehre von Gott verbannt werden, wenn sie eine überzeugende Gewißheit haben soll. Auch muß man nicht von biblischen Sätzen ausgehen, wenn man über Gott und seine Eigenschaften philosophiren will, und nachher glauben, daß man das, was man erkennt, durch die Vernunft erkenne. Zuerst mustert er die Beweise des Daseyns Gottes, und wiewohl es nur einem Wahnwitzigen einfallen könnte daran zu zweifeln, so zeiget er doch die Schwäche und Unvollkommenheit einiger Beweisarten. An dem Beweise

des

des Daseyns Gottes aus dem Begrif des höchsten und vollkommensten Wesens findet er den Fehler, daß man aus der innern Möglichkeit des Begriffs, nicht auf die Würklichkeit des Begriffs, sondern der Sache selbst schließt. Er zeigt, daß man mit eben dem Rechte das beste Ding in jedem andern Geschlechte für nothwendig halten müsse. Man schließt ferner aus der Veränderlichkeit der Welt, auf die Nothwendigkeit einer unveränderlichen Ursach. Allein er bezweifelt den Satz, daß jedes Ding, welches in mancher Absicht veränderlich ist, an und für sich schon den Grund seines Daseyns außer sich haben müsse, und auch nicht seyn könne. Er frägt wenigstens, womit man dieses beweise? Er zeigt, daß im Grunde nur dieser eine, aber vollkommen zureichende Beweis übrig bleibt, Menschen, Thiere, Insekten und Pflanzen, die sich unter einander zeugen und hervorbringen, treiben uns, außer ihren Reihen eine oder mehrere Ursachen ihres Daseyns aufzusuchen. Dieses entscheidet noch nicht, daß sie selbstständig seyn müssen: läßt auch die Einheit Gottes noch unerwiesen, welche darzuthun auch wirklich für den Philosophen sehr schwer ist. Dieß eine ist offenbar, da uns alles antreibt, immer Ursachen der Dinge außer denselben zu suchen, werden wir hier so wenig Ausnahmen als möglich machen, und nur ein einziges selbstständiges Wesen annehmen müssen. Wie ehrwürdig wird uns aber durch solche Betrachtungen unsere Bibel, welcher der Freygeist dadurch einen harten Stoß beyzubringen glaubt, wenn er behauptete, daß er das alles schon für sich wüßte, was sie von Gott sagt. Sind die Gründe der Philosophie nicht stärker, so bleibt es die Ehre der Bibel, daß sie die Einheit eines allerhöchsten, selbstständigen Urhebers der Welt den Menschen bekannt gemacht, für welche die Vernunft nun allerhand wahrscheinliche Beweise erfunden hat.

Nachdem der Herr Verfasser auf solche Weise die Schwäche des Schlusses auf die Nothwendigkeit eines allervollkommensten Wesens aus dem Begriff desselben gezeigt, und den Grund, auf welchem der Philosoph sich für

berechtiget hielt, eine vollständige Theorie alle göttlichen Eigenschaften zu bauen, wankend gemacht hat, so leitet er nun daraus Folgen her, welche insgesammt die Unvollständigkeit der natürlichen Religion ohne das darin durch die Offenbarung angezündete Licht erweisen. Im sechsten Briefe zeigt er, daß die Vernunft keinen vollkommenen Beweis der ewigen Fortdauer des unleugbar ohne Anfang vorhandenen Urquells aller Dinge darbiete. Aber die zu unserm Trost so wichtige Lehre sagt uns die Bibel. Er bleibet wie er ist, und seine Jahre nehmen kein Ende. Man schließt mit Recht, sagt er im siebenten Briefe, auf einen sehr mächtigen Urheber der Welt, aber daraus ist noch keine eigentliche Allmacht, unendlich auf alles sich erstreckende Macht, noch weniger eine solche, die in einem Augenblik die Welt gleich vollkommen darstellt, erwiesen, welches selbst die neuen Theoristen nicht glauben. Wie prächtig redet die Bibel von Gott! Sie kennt keine Grenzen seiner Macht: nur da, wo die Unmöglichkeit anfängt, hört dieselbe auf. Wo es nur auf seine Macht ankömmt, läßt sich alles mögliche ins wirkliche verwandeln. Was wir nur zu unserer Ruhe von der Macht Gottes zu wissen wünschen möchten, wird uns gesagt. Er ist im Stande alles, was unser Wohl betrift, zu wirken, ja dieß bloß durch seinen Willen und in einem Augenblik zu thun. Die Allwissenheit Gottes leitet man auch aus dem durch die vorhin erwehnte Schlußart erwiesenem Begriff des höchsten Wesens her. Aber ist jene unrichtig, so fehlet es auch dieser Eigenschaft an hinlänglichem Beweise. Man schließt, weil endliche Geister Kenntnisse und Einsichten haben, muß ihr Urheber unendliche besitzen. Aber so lange man uns noch keinen scharfen Beweis der Unendlichkeit Gottes gegeben hat, ist es zu viel, hier gleich auf eine völlige Allwissenheit fortzugehen. Wie nachdrücklich und entscheidend spricht dagegen die Schrift: Sie sagt dem Menschen gerade so viel, als theils zu seinem Tugendfleiß, theils zu seiner Ruhe nöthig ist. Nach ihr ist nichts, kein Wurm, kein Geschöpf

schöpf und also auch wir nicht vor Gottes Auge verhüllt; er sieht es ganz mit allen Veränderungen, auch die Gedanken, Rathschläge und Bewegungsgründe der Menschen. Die Erkenntniß alles Zukünftigen, Zufälligen und Möglichen bey Gott sehen wir mit völliger Gewißheit aus der heiligen Schrift. Die Bildung des Menschen, das ihm anerschaffene moralische Gefühl und Gewissen dienen vielen zu einem Beweise der vollkommensten Heiligkeit Gottes. Doch dies ist ein Beweis, der sich nicht viel über die Wahrscheinlichkeit erhebt, und mancherley Einwendungen Platz läßt. Die Bibel spricht Gott gerade von aller Anwandlung der Lust zum Bösen frey, und sagt von ihm, daß er thätigen Unwillen über das Böse empfinde, daß bey ihm nie Laster an die Stelle der Tugend treten, sondern daß Tugend stets in seinem Geiste throne. So laut die ganze Natur, schließt der Verfasser im funfzehnten Briefe, die zärtliche Güte des Schöpfers predigt, so sind doch die Beweise nicht hinreichend, mit welchem man eine Allgüte, die größte Neigung Gutes zu thun, die nicht durch Ohnmacht gehindert wird, sondern so viel Gutes wirkt, als wozu nur das Geschöpf nach seinem Werth und seiner Einrichtung fähig ist, so viel Gutes als möglich ist, ihm zuwendet, zu erweisen sucht. So lange wir nicht aus einem feststehenden Grunde dieselbe erweisen können, lassen sich dagegen auch wichtige Schwierigkeiten machen, welche durch die Ungewißheit, in welcher der Philosoph über die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist, noch mehr Gewicht erhalten. Auch die Lükken, welche die Vernunft in der Lehre von der Einsicht Gottes läßt, machen hier Schwierigkeiten. Ein wohlthätiges Licht strahlt uns, die wir dies Licht nicht scheuen, aus der Offenbarung entgegen, und versichert uns von der allervollkommensten, ganz uneingeschränkten und unaufhörlichen Neigung Gottes allen seinen Geschöpfen, so viel als nur immer möglich ist, Gutes zu thun. Bey aller Schwierigkeit, welche die Philosophen, schon wenn sie nun den Begrif der Gerechtigkeit festsetzen, noch mehr wenn sie dieselbe erweisen wollen, antreffen:

treffen: findet man auf der andern Seite in der heiligen Schrift die deutlichen Erklärungen, daß Gott das Gute nicht unbelohnt, das Böse nicht ungestraft laße, um den Menschen zum Nachdenken zu bringen, schon hier allerley Plagen über ihn verhänge, das Maas seiner Strafen nach der Möglichkeit Gutes zu thun einrichte, und die volle Vertheilung des Guten und Bösen besonders in jener Zukunft werde erfolgen lassen. Bey dem, was die Vernunft von der Vorsehung lehret, ist ebenfalls mehr Wahrscheinlichkeit als erwiesene Gewißheit, wie der siebenzehnte Brief zeigt. Wohl uns, daß wir auf das Ansehn Gottes in der heiligen Schrift glauben können, daß uns nichts ohne den Willen Gottes begegnen, auch nicht eine Kleinigkeit uns wiederfahren könne, ohne daß es der gütige und weise Gott, der alles wohl und löblich ordnet, genehmiget, daß er uns folglich Geburt, Eltern und alle Umstände zugewogen habe.

Im achtzehnten Briefe holt der Verfaßer noch etwas nach. Die Frage: ob Gott seiner Natur nach einfach sey? entscheidet die Vernunft auch nicht so deutlich, als man glaubt. Gott ist ein Geist, das ist erwiesen, aber ob Geist seyn, und einfach seyn unzertrennlich sey, ist noch nicht gegen allen Zweifel festgesetzt. Er will hiedurch, wie durch sämmtliche Briefe, nur auf die Unvollkommenheit unserer Vernunfteinsicht von Gott aufmerksam machen. Denn auch die Bibel erkläret sich über diesen spekulativischen Punkt nicht. Aus allem angeführten ziehet er zuletzt den Schluß, wie glücklich derjenige sey, der von der Wahrheit der heiligen Schrift überzeugt ist. Er thut hier das edle, freymüthige Bekenntniß: daß er nicht ohne vieljähriges Kämpfen mit Zweifeln und Untersuchungen zur Gewißheit gekommen, und auf die Lehren der Schrift zu leben und zu sterben gedenke. Er wünscht allen seinen Brüdern die Ruhe zu genießen, die er bey seiner Ueberzeugung schmeckt.

Wir können unserm Berlin Glück wünschen, daß es einen so edel und scharfdenkenden Mann, einen so eifrigen Freund und Verehrer des göttlichen Worts, zum Lehrer der Religion an seinem auch sonst so blühenden Gymnasio hat.

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

198ste Woche.

Beschluß des Sendschreibens von einer kleinen, in die Fürstl. Anhaltischen Gegenden, gethanen Reise.

Der Garten ist groß und, wie gesagt, nach englischer Art, mit Rasenplätzen, Bosket's, wenigen Obstbäumen, dunkeln und hellen, krummen und geraden Gängen, Eremitagen, kleinen Beeten voll Sommerblumen, wenigen Küchengewächsen, einer kleinen Fasanerie, Brükken, Hainen, worinn dann und wann eine Bildsäule oder eine große Urne stehet, Alleen, runden auf Säulen ruhenden Schwibbogen und dergl. versehen. Selbst war ein kleines bedecktes Häusgen da, aus lauter Wurzelstämmen aufgeführt, das inwendig erst noch seiner Bestimmung gemäß eingerichtet werden sollte. Hier findet man an 300 Sorten ausländische, sonderlich amerikanische Strauch- und Baumarten, Fichten, Kiefern, Tannen, Lerchen, Weymuthsfichten, Zedern, Wacholder, Lebensbaum, Dornarten, Sumach — — ferner die traurige babylonische Weide, Pappeln, Ahorn, Platanen, Tulpenbaum, Akazia, Spillbaum, Hollunder, Rosen von sehr vielen Gattungen, u. s. w. Unter andern traf ich den Laurus Cerasus häufig und in dem schönsten Wuchs an, der auch den Winter allhier aushält. Alles

wechselt in einer gewissen regelmäßigen Unordnung mitein-ander ab, und kaum hat man zwanzig oder dreißig Schrit-te gethan, so sieht man wieder etwas neues. Die Menge der hier gepflanzten Gewächse können Sie daraus beurthei-len, daß der Gärtner berichtete, es wären vor einigen Jahren bey einer Ueberschwemmung der Elbe, in einem Theile des Gartens, 3000 Schock solcher Pflanzen verdorben. Ich habe hier ziemlich große Gartenbeete gesehen, wo diese Strauch- und Baumarten aus Samen gezogen wurden, damit es bey neuen Anlagen, oder bey dem Abgange er-storbner Sträucher nicht an Zuwachse fehle. Doch wir wollen uns in diesem Lustgefilde noch etwas weiter umse-hen. Auf der Seite, nicht weit vom Palais, fällt zuerst das, dem Fürsten Dietrich errichtete Grabmal in die Au-gen. Hier hat sonst ein Jagdhaus dieses Prinzen gestan-den, und gerade auf der Stelle, wo derselbe gewöhnlich geschlafen, hat der erhabne Neveu seinem verstorbenen würdigen Onkle dieses Monument aufführen lassen. Es ist ein viereckigtes Postement, auf welchem eine Urne ruhet. Drey Seiten des Postements sind mit den Sinnbildern des Krieges, der Jagd und der Landwirthschaft geziert, und an der vierten steht folgende Inschrift:

Zum Andenken Dietrich's
des freygebigen Mannes, tapfern Kriegers,
guten Oheims, redlichen Vormunds.
Franz.

Auf dem Rasenplatze, gerade vor dem Lustschlosse, gingen mehr als ein Dutzend Perlhüner und verschiedene Pfauen herum. Unter den letzten bemerkte ich weiße, und man berichtete mir, daß sie durch einige Generationen zu dieser Farbe ausgeartet wären. Nicht weit davon ist

eine

Digitized by Google

eine kleine mit Gitter und Netzwerk versehene Fasanerie. Hier sind die so genannten Gold- und Silberfasanen (Phasianus pictus und nycthemerus L.). Die ersten sind beynah das prächtigste, was ich je in der Natur gesehen habe. Von da kommt man bald an den ziemlich großen Wörlitzer See, der den einen Theil des Gartens von dem andern trennet. In der kristallklaren Fluth erheben sich, doch nur selten, einzelne ganz kleine, mit Schilf und Buschwerk bewachsne Inseln, wo sich Schwäne mit ihren langen Hälsen baden, und Enten in großer Zahl. Eine künstlich eingerichtete Fähre macht es leicht, von einem Ufer zum andern zu kommen. Es sind nämlich auf derselben zwo Winden befestigt, auf welche man das an dem jenseitigen Ufer festgemachte Seil mit leichter Mühe aufwindet, wodurch die Fähre unvermerkt hinüber gezogen wird. Nimmt man die andre Winde, von welcher sich unterdeßen die andre Leine losgewikkelt hat; so kann man eben so leicht wieder zurük fahren, und damit das Fahrzeug die gerade Linie halte, ist es im Wasser an ein queerdurch ausgespanntes Seil, das sich frey durch einige Ringe an der Fähre bewegen kann, angehangen. Man findet hier nicht weniger offene Gondeln und Kähne, vermittelst welcher man eine Zeitlang auf dem glatten Spiegel der See herumrudern oder auch nach der andern Gegend des gegenüberliegenden Gartens fahren kann. Dieser Garten ist noch größer, als der dießseitige, mit einigen Kanälen durchschnitten, über welche merkwürdige Brükken angebracht sind. Eine mit auf- und abgehenden Stufen, wie eine Treppe; eine andre, die man seitwärts drehen und dadurch den fernern Uebergang abschneiden kann. Alles wechselt hier auf eine mannigfaltige Weise ab. Anhöhen und Ver-

tiefungen, krumme und gerade Gänge, Portale, Schwibbogen mit Bildsäulen, und dergleichen. Auf einigen erhabnen Stellen findet das Auge vortrefliche Prospekte. Auch kommt man hier zu einem Gebäude, das sieben kleine Thürme, und ein schönes Frontispice hat. Hier sind ebenfalls einige fürstliche Zimmer, die ich mit vielem Vergnügen besah, weil ich in dem einen mehr als ein halb Dutzend vortrefliche Gemälde von Luk. Cranach, mit einem noch sehr lebhaften Kolorit, auf dem Tische eine, aus weißem Marmor gefertigte, sehr wohl getroffene Büste, des berühmten braunschweigischen Helden, des Herzogs Ferdinand, und im Kamine verschiedne ausgegrabne alte deutsche Urnen erblickte. In einem oberen Zimmer waren in einem Fenster gelbliche und weiße Glastafeln neben einander gesetzt, welches die gegen über liegende weite Aussicht, durch eine optische Illusion, auf eine überraschende Art veränderte, und unten im Hofe war noch ein Abschlag, wo eine weiße Hirschkuh herumging. Rükwärts kamen wir unvermuthet vor einem angebrachten scheinbaren Bergschachte wo eben ein ausgehauener Bergmann auf seiner Fahrt ausfuhr, und kaum mit dem Kopfe hervor blickte, und vor noch vielen andern merkwürdigen Auftritten vorüber, welche die Erfindungskraft zum Vergnügen ausgedacht hatte. Sonst habe ich an der Art französischer und deutscher Gärten, mit hohen Hekken, geschnittenen Wänden, figurirten Blumenbeeten, bedekten und mit Gitterwerk versehenen Gängen und dergleichen mehr Vergnügen gefunden; aber hier ist mein Urtheil anders gestimmt worden. Gärten nach dieser Anlage haben noch den Vortheil, daß man leicht neue Veränderungen anbringen kann, da jene so bleiben müssen, wie der erste Zuschnitt gemacht worden.

Sonder-

Sonderbar ists, daß das aufmerksame Auge des Fürsten, ohnerachtet so vieler anderen wichtigern Geschäfte, dennoch auch in diesen weitläuftigen Revieren, alles durchschauet, und das mehreste ein Werk seiner eignen Angabe ist. Sehr zufrieden über die mannigfaltigen Schönheiten der Natur, verließ ich dies kleine Paradies, wo der lustwandelnde Denker tausend Gelegenheiten findet, sich auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Was für ein Wonnegefühl muß hier der Frühling ausgießen, wenn Millionen abwechselnde Blüten die Gesträuche zieren, wenn der Duft dieser Blüten seine Wohlgerüche ausbreitet und die gefiederten Sänger dieser kleinen Lustwälder ihre Koncerte anstimmen, da der Herbst so reizend war. Doch ich verlaße Wörlitz und Deßau. Nur muß ich noch der Anstalt zum Schulseminarium gedenken, in welchen Lehrer gebildet werden, die künftig der Dorfjugend vorstehen sollen. Den Plan dazu hat der wohlthätige Fürst selbst aus Rekahn hergeholt und mit Beyhülfe des einsichtsvollen deßauischen Herrn Superintendenten, seiner Absicht gemäß, einrichten laßen. Eine Anstalt, die allein Fürst Franzens Andenken auf Jahrhunderte sichern und den Segen seiner Regierung noch auf entfernte Nachkommen verbreiten wird. Den Vogelheerd, eine andre Lustgegend der Durchlauchtigen Herrschaft, habe ich diesmal nicht sehen können.

Sind Sie, mein theurer Freund, noch nicht müde meine Bemerkungen weiter zu hören; so will ich Sie nun mit mir nach Zerbst führen. Auf dem Wege dahin, von Deßau aus, fährt man zuerst auf einer guten Chaußee, welche zu beyden Seiten mit Obstbäumen besetzt ist, etwa drey Viertelstunden lang, bis an die Elbe. Diese Verbesserung des Weges schreibt sich noch von den Zeiten älte-

rer Fürsten her, wird aber so gut erhalten, daß das Obst dies Jahr für 360 Rthl. verkauft war. Die Mulde und einige Arme derselben, ingleichen die Elbe, wenn sie austritt, macht hier viele kleinere und größere Brükken nöthig, deren Unterhaltung, nebst der großen hölzernen Brükke über die Elbe, die wohl 150 Schritt lang seyn kann, schwere Kosten verursacht. Diese letzte hat in der Mitte eine besondre Zugbrükke; damit die durchpaßirenden Schiffe, ihre Mastbäume nicht nieder zu laßen, nöthig haben. Aber eben diese Kosten sind die Ursach eines starken Zolles, der an dem dasigen Elbhause, dießeits Deßau, muß entrichtet werden. Mir ist gesagt worden, daß die fürstl. Kammer wohl hundert größere und kleinere Brükken im Lande, im baulichen Wesen zu erhalten habe. Was ist es Wunder, wenn bey einem so starken Aufwande, auch die Abgabe nicht gering ist. Jenseit der Elbbrükke geht sogleich das Zerbster Gebiet an, und auf dem ganzen, zwo Meilen langen Wege, der durch Holzungen und sandige Ebenen führt, trift man, bis ganz nahe vor Zerbst, kein Dorf an. Mir kam es vor, als wenn man die schon viele Jahre dauernde Abwesenheit des Landesherrn merkte. Wo der Regent selbst zugegen ist, finden sich immer diese und jene in die Augen fallende Anstalten, zum Besten des Landes, die mir hier nur sparsam zu Gesichte kamen. Zerbst, die Vaterstadt der großen Kayserin, die unser Jahrhundert so auszeichnet, ist eine ansehnliche, aus 1500 wohlgebaueten Häusern bestehende Stadt. Ehe man noch hinkommt, fällt dem Reisenden von fern ein großes und schönes Hospital, Zucht- und Arbeitshaus in die Augen. Ich traf eben an einem volkreichen Wochenmarkte daselbst ein, und das Leben und Weben der Menschen in den Straßen

und

und auf dem Markte, machte mir von dem dasigen Verkehr und Gewerbe einen guten Begriff. Wie viel würde dieser Ort gewinnen, wenn der Hof, nach dem sehnlichen Wunsche der Unterthanen, seinen Aufenthalt daselbst wieder nehmen wollte. Doch weitere Nachrichten von dieser Stadt mögen Sie anderwärts suchen. Meine Absicht war, das ansehnliche Lankhavelsche Kabinet zu besuchen, dessen Anblik meine Erwartung in der That übertroffen hat.

Ich kann Ihnen aber davon nicht alles sagen, was darinn sehenswürdig ist. Theils waren die vier Stunden, die ich in dem Sale zubrachte, zu kurz dazu; theils war der Vorrath seltener Sachen zu zahlreich, als daß ich nur den funfzigsten Theil mit hinlänglicher Muße hätte betrachten können; theils möchte ich nicht gern das wiederholen, was Sie bereits in einer besondern, sehr unterhaltend abgefaßten Schrift *) und in der Rezension derselben in den Neuesten Mannigfalt. I. Bande S. 120. f. gedruckt lesen können. Kurz, es ist eine vortrefliche Sammlung, die sehr viele Vorzüge hat. Der würdige Besitzer derselben, der Herr Hofrath Lankhavel, ein Mann, nunmehro von 70 Jahren, ein warmer Freund und Kenner der Natur, dem das Feuer noch in den Augen glühet, wenn er hie und da eins ihrer bewundernswürdigen Werke aus dem Schooße seines reichen Vorraths hervorholt, und mit der freundlichsten Bereitwilligkeit dem Fremden vorzeigt, — und dann der überaus gefällige Schwiegersohn desselben, der Herr Pastor Stutz, haben mir die Stunden, die ich in

*) Des Herrn Hofr. Lankhavels in Zerbst, Kunst und Naturalien-Kabinet, für Kritzen und alle, die es zu kennen wünschen, beschrieben. Leipzig, kl. 8vo. bey Jacobäern 1777.

diesem Kabinet zugebracht, zu angenehm gemacht, als daß ich nicht gern recht viel davon schwätzen möchte. Das vornehmste in dieser reichen Sammlung sind die Konchylien. So zahlreich in jedwedem Geschlecht derselben die Gattungen, und in jedweder Art die individuellen Stükke sind: so wohlbehalten, glänzend und vollständig sind sie. Ich habe hier Gehäuse von ungemeiner Größe und Schönheit angetroffen, ein Tritonshorn, ein und einen halben Fuß lang, einen Papier Nautilus, der wenigstens 6 Zoll im Durchschnitt hat und im geringsten nicht versehrt ist, große Flügelschnekken, die wohl zehen Pfund wägen u. dergl. Man kann hier nach den seltesten Schalen nicht vergeblich fragen, sowohl unter den ein- als zwoschaligen; sowohl unter den gewundenen, als ungewundnen. Die Gießkanne unter den Wurmgehäusen; die ächte Wendeltreppe, verschiedne Admirale, die rothe Sturmhaube, Neptuns Manschette, Prinzenflagge, der ächte Argus u. dergl. unter den einschaligen: vortrefliche große Kompaßmuscheln, Pistolenholster, Venusmuscheln, Pferdehuf, Korall. Duplet, Lazarusklappen, Nagelduplet u. s. w. unter den zwoschaligen — verdienen die Aufmerksamkeit eines jedweden Naturliebhabers. Ein andrer Reichthum dieses Kabinets besteht in verschiedenen andern Thierarten und ihren Theilen aus der See und vom Lande. Ich rechne dahin Schwerter vom Sqvalus Pristis, gewundne Hörner oder vielmehr Zähne vom See-Einhorn (Monodon L.) einen kleinen Krokodill, einen Elephantenzahn, Straußeyer, das Guineische Zuckerhirschgen — und vor allen andern das ganz vortrefliche, große und unverletzte Medusenhaupt, das vielleicht wenig seines gleichen hat. Ein dritter Abschnitt des dasigen Vorraths und in der That

einer

einer der ansehnlichsten, besteht aus Kunstsachen. Eine vortreflich gearbeitete Mayblume von Elfenbein, mit unsäglich feinen Kleinigkeiten, die in derselben verborgen stekken, des Obersten Trenk's Becher, und nebst hundert andern sehenswürdigen Meisterstükken, auch die Büchse und Dose, die der geschikten Hand des Herrn Past. Stuz selbst Ehre machen, ist das wenigste, was ich davon nennen kann. Zu diesen Kunstsachen gehört aber auch vornehmlich eine große Zahl von schönen Gemälden, die die Wände bekleiden, unter welchen Arbeiten vom Raphael, Wowermann und andern berühmten Meistern sind. Eine neue Art Merkwürdigkeiten machen die Alterthümer aus, und unter denselben ist ohnstreitig die egyptische Mumie eines Kindes das vorzüglichste. Auch das Mineralreich ist zwar nicht das zahlreichste in dieser Sammlung, prangt aber mit vielen vortreflichen und seltnen Exemplaren, mit Kristallen, Drusen, Erzarten, Marmorn, Edelsteinen u. dgl. Unter den Marmorn ist eine in Florenz gearbeitete Sammlung von 100 Sorten; unter den Edelsteinen, viele in Petschafte gefaßte und auch ungefaßte; ungeschnittene und geschnittene, antike und moderne, zum Theil gar herrliche Stükke; unter den Versteinerungen ein Enkrinit mit einem wohl 6 Zoll langen Stiele im Gestein, schöne Echiniten, eine große Käffermuschel, und unter andern auch, wie ich dafür halte, ein Konkret von größern und kleinern so genannten Pfennigsteinen u. s. f. Die Menge der merkwürdigen Sachen können Sie allein daraus beurtheilen, daß ein Tisch bloß allein mit 100 verschiedenen Schnupftobaksdosen besetzt ist. — Doch ich muß Sie auf die vorhin angeführte Schrift selbst verweisen, da Sie sich wundern werden, wie vielen Sachen ich nicht mit einer Sylbe erwähnt

wähnt habe, die es eben so sehr, als das Bemerkte, verdient hätten. Noch beßer aber wäre es, wenn Sie Gelegenheit hätten, diese sehenswürdige Sammlung, an der Hand ihres freundlichen Besitzers, selbst einmal in Augenschein zu nehmen. Daß alles offen, ohne in verschloßnen Schubladen verwahrt zu seyn, da liegt, hat zwar seine Unbequemlichkeiten, aber auch vor den Zuschauer nicht geringe Vortheile. Es ist wahr, sein Auge kann einigermaßen überfüllt; aber doch auch mehr, als bey jener Art der Verwahrung, gesättigt werden. Wer Zeit und Lust hat, kann dennoch auch nach jedweder systematischen Ordnung die Schätze der Natur betrachten, da alles, was zu dieser oder jener Klasse, Ordnung und Gattung gehört, ziemlich beysammen liegt. Ob ein ausführlicher Katalogus von diesem großen Vorrathe vorhanden ist, habe ich vergessen, zu fragen. Der Herr Hofrath selbst möchte wohl ein lebendiger Katalogus davon seyn; aber um der Zukunft, und um der Fremden willen, würde ich es als einen Mangel ansehen, wenn es nicht seyn sollte, wiewohl auch der Hr. P. Stutz die genaueste Kenntniß davon besitzt. Sehr ungern riß ich mich los aus diesem Tempel der Natur, zumal bey den unverdienten Bitten des Herrn Besitzers, und kam erst in dunkeln Abendstunden wieder in Deßau an, nachdem ich mich noch an einem herrlichen Schauspiele der Natur, da der eben sehr helle glänzende Mond sich in einem leuchtenden, Fußbreiten Streife, queer über die breite und glatte Oberfläche der Elbe spiegelte, nicht wenig vergnügt hatte.

Auf meinem fernern Rükwege hielt ich mich ein paar Stunden in Cöthen auf. Die dasige weitläuftige Fasanerie habe ich schon zu einer andrern Zeit besucht. Diesmal aber war es der Fürst selbst, den ich zu sehen, Gelegenheit hatte.

Er ist ein großer, starker Herr und ritt einen vortreflichen Engelländer. Er war sonst ein großer Liebhaber der Jagd; jetzt zieht er das Militaire vor. Er hält eine kleine Zahl Soldaten, die vor dem Schlosse ihr Wachhaus haben. Der Reitstall ist schön, hoch und auf beyden Seiten mit vortreflichen Pferden besetzt. Niemals habe ich so viel Hirschgeweyhe beysammen gesehen, als hier. Der ganze Stall war rund herum, oben an den Säulen damit benagelt. In dem fürstlichen Garten ist ein schönes Treibhaus und viel Orangerie. Ich sah daselbst eine abgemahlt Aloe, die vor etlichen und dreyßig Jahren hier geblühet hatte, und in einen andern Abschlage des Gewächshauses hing noch der trokne Stamm derselben, oben an der Dekke. Es war ein Koffeebaum hier, ferner Pisang's, Ananas und viel andere ausländische Gewächse, sonderlich verschiedne Arten Cereus von außerordentlicher Höhe. Und das ist etwa das Merkwürdigste, was ich Ihnen von dieser kleinen Reise habe erzählen wollen. Vielleicht ist unter allen wenigstens etwas, das Ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth ist. Ich bin —

J. C. M . . . . . e.

Anek-

Anekdoten.

Ein Bauer hatte auf dem Rathhause einer gewissen ansehnlichen Stadt einen Prozeß verlohren, der ihn sehr schmerzte. Nachdem er den entscheidenden Ausspruch aus dem Munde der versammelten Väter der Stadt gehört hatte, g'eng er traurig von dannen. Voll ängstlicher Ueberlegungen blieb er noch einige Augenblikke außerhalb vor der Gerichtsstube stehen, und da er seine Augen in die Höhe hob, erblikte er von ohngefähr, oben über der Thür, das abgemalte Bild der Gerechtigkeit. Seufzend sah er's an, und konnte sich nicht enthalten im Weggehen diesen Wunsch zu thun: Nicht hier aussen, sondern drinnen solltest du seyn.

✣ ✣ ✣

Zween Feldjäger, die nach geendigtem Kriege, von ihrem reduzirten Korps entlassen waren, verweilten sich in ihrer mißlichen Lage noch einige Zeit im Walde, und suchten durch Erlegung verschiedenes Wildprets einen kleinen Gewinnst zu machen. Da dies Gewerbe etwas gewagtes war; so versäumten sie nicht, eine kluge Vorsicht dabey zu beobachten. Indessen traf der privilegirte Förster dieses Distrikts den einen unter einem Baume an, als er eben ein geschoßenes Reh abstreifte. Hier war nun wenigstens die Büchse verlohren, die der unberufene Jäger, neben sich an den Stamm eines Baums gelehnt hatte. — Es ist noch große Nachsicht von mir, sagte der Förster, als er nach diesem Gewehre griff, wenn ich dir weiter nichts thue,

als

als daß ich dir die Flinte nehme — und wenn sie nicht wirklich so hübsch wäre, würde ich mich damit nicht befriedigen lassen. — Es ist wahr, antwortete der Feldjäger ganz gleichgültig, sie ist gut; aber die mein Kamerad da oben auf dem Baume hat, ist noch weit besser. Als nun der Förster auf den Baum sahe, erblikte er diesen Kameraden, wie er gerade auf ihn herab zielte. Plötzlich fuhr ihm ein Schauder durch alle seine Glieder. — Gerade auf das Mundloch eines geladnen Gewehrs in der Hand eines Feindes zu blikken, ist immer eine sehr bedenkliche Gefahr des Lebens. — Er wandte sich also mit einiger Eilfertigkeit weg, und sagte weiter nichts, als das: Wenn ich die nicht kriegen kann, die dein Kamerad da oben hat; so will ich diese auch nicht.

J. C. M. . . . e.

Nachricht
an Schriftsteller und Verleger.

Nicht als ob wir der Rezensionsjournale in Deutschland zu wenige hätten, sondern weil wir gerade keines von dieser Art haben, und eines dieser Art doch sehr nützlich scheinet, kündiget Endes unterschriebener Verleger ein neues von einer ganz neuen Einrichtung an.

Schon oft haben Männer von Einsicht gesagt, daß der Rezensent der zuverläßigste und nützlichste sey, der Zwek, Plan und Inhalt des Buches genau und vollständig darstellt, das eigne des Verfassers auszeichnet, sich alles Urtheils über den Werth oder Unwerth des Buchs enthält, und den Leser selbst zu urtheilen in den Stand sezt.

Wie wenige Rezensionen dieser Art in unsern Tagen geschrieben werden, darf man keinem Menschen sagen, der Bibliotheken, Journale und gelehrte Zeitungen liest; die Ursache ist leicht einzusehen. — Sollte man dem Publikum nicht viele solcher Recensionen dadurch verschaffen, wenn man ein Journal eröfnete, in welchem jeder Autor sein Buch selbst anzeigte?

Wer kann Absicht, Plan und Ausführung, wer das eigne, neue hervorstechende meistens besser angeben, als der Autor. Wie wenige Rezensenten lesen das zu rezensirende Buch ganz durch! Man will für gewiß versichern, daß viele das Buch nur durchblättern, und aus einigen Stellen, den ihnen auffallenden Werth oder Unwerth des ganzen bestimmen. Aus den meisten Rezensionen kann man nicht sehen, was, und wie der Verfasser des Buches über die Materie, sondern was, und wie der Recensent über den Verfasser gedacht hat. Wenige Recensenten haben zuverläßig soviel gerade über diesen Gegenstand nachgedacht und gelesen, als der Verfasser. Wie manche finden alles gut,

gut, oder alles schlecht, weil der Verfasser zu ihrer Parthei, zu ihren Freunden gehört, oder nicht gehört. So manches Buch bleibt unangezeigt, weil der Verfasser oder Verleger keine Bekanntschaft oder Verbindung mit Rezensenten hat. So manches wird nirgends gut und hinlänglich angezeigt, weil es keinem Rezensenten in die Hände fiel, der eine solche Anzeige zu machen im Stande war oder Lust hatte.

Die unterzeichnete Buchhandlung ist geneigt, ein Journal von besagter Einrichtung unter dem Titel: **Geist der neuesten Schriften** herauszugeben, und ersucht die **Schriftsteller Deutschlands** samt und sonders, sie mit Beyträgen zu unterstützen, und ihr solche Recensionen ihrer neu herausgegebenen Schriften entweder kostenfrey durch die Post, oder durch ihre Verleger zuzusenden, worin der Inhalt, die Ordnung und das merkwürdigste der Schrift in **möglichster Kürze** angezeigt sind. Darf man ein Muster vorschlagen: so sind es die Rezensionen, welche verschiedene göttingische Gelehrte, Leß, Walch, Heyne ꝛc. von ihren eigenen Schriften in die Göttinger Anzeigen setzen. Auch die Hallische und Jenaische gel. Zeitungen enthalten Muster dieser Art. Diese Rezensionen werden ohne alle Veränderung abgedrukt werden.

Uebrigens hoft Verleger um destomehr bey unsern vaterländischen Autoren keine Fehlbitte zu thun, da er ihnen dadurch auch Gelegenheit verschaft, Bemerkungen, Verbesserungen, Zusätze u. s. w. die dem Verfasser zuweilen erst während des Drukkes, oder nachher erst einfallen, dem Publikum mitzutheilen, desgleichen sich gegen unbillige und ungegründete Kritiken zu vertheidigen.

Ich bin willens des Jahrs 2 Bände zu liefern, jeder Band soll aus 2 Stücken bestehen, und jede Messe werde ich g. G. einen Band, also zu Anfang des nächsten Jahrs das 1te Stück, und auf die Ostermesse 1781. den vollständigen ersten Band in 8. liefern. Ich verlange weder Pränumeration noch Subskription, sondern sobald ein Band

fertig

fertig ist, wird er an die vornehmsten Buchhandlungen gesandt, und da um einen billigen Preiß zu haben seyn, sind inzwischen Liebhaber, die Exemplare aus meiner Handlung unmittelbar verlangen, so werde ich Ihnen Stückweise damit dienen können, und sie zahlen für den ganzen Band sodann 1 Rthlr., in den Buchläden aber kostet derselbe 1 Rthlr. 8 ggr.

Da jedem Buchhändler besonders viel dran gelegen seyn muß, daß seine neue Verlagssachen bald angezeigt werden, so ergehet hierdurch noch besonders an Sie, meine Herren die Bitte, mir so wie bey Ihnen etwas neues zum Vorschein kommt, nach oben angezeigter Vorschrift, die Rezension des Autors baldigst mitzutheilen; und da es Ihren eignen Vortheil betrift, Sie auch insonderheit dieses Journal noch dazu brauchen können, ihre zuweilen durch partheiische Rezensionen mißhandelten Verlagsbücher zu rechtfertigen, so ists nicht unbillig, wann ich mir ihre Briefe franko ausbitte. Zum 1sten Band muß ich längstens zu Ende des laufenden Jahrs die Subsidien haben; ich werde mich der Zeitordnung bedienen, und ohne Ansehn der Person die Rezensionen, so wie sie einlaufen, einrücken.

Gießen im Heumonath
1780.

Joh. Christian Krieger
der jüngere.

Der in der 196sten Woche abgebildete Vogel ist der Taucher in Neu-Guinea, welches unter dem Kupfer anzumerken vergessen worden ist.

Neueste Mannigfaltigkeiten.

199ste Woche.

Vergnügen und Zufriedenheit.

(Aus dem Dänischen.)

Verstummelt, verjagt, gedrükt von immer neuen Plagen, weiche doch, meine Muse! von diesem Orte! wo ein jeder Schimmer des Lichts nur neues Weh entdekt; wo Freude nur eine Mutter des Verdrusses ist, wo die Hoffnung nur lächelt, um die Sorgen zu vermehren, und wo fruchtloses Seufzen auf matten Lippen stirbt!

Wo willst du Freuden hier in den Wohnungen der Sorge suchen? Muß wohl süßes und liebliches Wasser im Meere gesucht werden? Komm, laß uns dahin flüchten, wo du frey von Plagen bist, wo die Sorge stets vor einem nachdenkenden Gemüthe fliehet, wo Tugend mächtig ist, Bekümmernisse fortzujagen! Komm, laß uns fliehen! — Wohin? — Hier steht die Vernunft verblendet! —

Warum ward doch der Mensch allen Plagen ein Raub? Warum ward Freude nicht eine Beute seiner Seele? Ein jedes Geschöpf in der Welt hat unter bösen Tagen auch gute, nur allein der Mensch hat unter Weh kein Wohl. Warum zeigt uns das Schicksal nur der Hoffnung Morgenröthe, verbirgt aber ihren Schimmer so-

gleich hinter die Wolke der fehlgeschlagenen Hoffnung? Nur unsere Verzweiflung in den Seelen zu nähren, die mit erneuerten Sorgen immer die Plagen erneuert. Warum ward Hoffnung und Lust in das Wesen der Seele geschrieben; da das, wornach wir am meisten uns sehnen, doch stets vor uns fliehet? Warum ist der Mensch nicht ein Engel geworden? Ja wohl! war das zu hoch? Warum war er nicht ein Thier, das ohne unsere Vernunft seine Noth nur halb kennet? Warum ward ihm die Vernunft zur Last gegeben, damit er den dreisten Blik auch sogar hinter den Vorhang der Zeit schikken, und doch nur eine dunkle und neblichte Nacht entdekken soll? Warum ward sein Gesichtskreis nicht größer — oder kleiner? — allzuviel zu sehen, keine Noth zu fühlen, oder zu wenig zu sehen, um seine Sorgen mit Trost zu lindern? Das ist ein hartes Gesetz, womit uns die Natur straft.

So ward also der Mensch zum Unglük geschaffen; zum Ziel und Gesichtspunkt allen Plagen ausgesetzt; er, dem das Schiksal stets mit neuen Bürden drükken soll. — Kurz: was der Himmel thut, das ist keinesweges recht. —

Halt! halt! verwegner Geist! wohin will dein Schwarm von Gedanken, gegen den Himmel donnernd, vom Staube sich schwingen? Wohin will dein dreister Blik über jene Schranken gehen, die der Himmel weislich einem jeden Geschöpfe gesetzt hat? Fliehe, Gedanke, zu deinem Staube! Halt ein mit deinem Geschrey! Ist der Himmel für dein dummdreistes Urtheil nicht zu hoch? Ist des Schicksals verschloßnes Buch dir allein geöfnet? Bist du der einzige unter den Sterblichen, der ein jedes Ding mit allen Folgen der Dinge ganz genau erkennen kann? Geht selbst der Himmel und du in der Kenntniß gleich weit?

Und

Und ist darinn nichts, das die Vorsehung vor dir verheelet? Ja wohl! so hast du Recht, über alles frey zu urtheilen. Ist aber dein Blik über des Maulwurfs nur wenig erhöhet? Oder ist alles, was du weißt, nur wie ein Nichts gegen das, was vor dir verborgen ist? so bleib im Staube niedergebeugt! und in deiner Blindheit glaube: daß der Himmel gut ist. Doch willst du sehen? so siehe? — Aber siehe mit offenen Augen. —

Laß die Nacht des Aberwitzes, die dunkelen Wolken der Vorurtheile und den Nebel des Stolzes, die deinen Blik nur niederbeugen wollen, aus deinem Gesichtskreise mit schnellen Schritten fortfliehen! Nur diese sind es, die die Genügsamkeit aus dem Gemüthe eines jeden Sohnes Adams verjagen; die die Erde zu einer Wüste machen; alles mit selbstgemachtem Weh und Plagen erfüllen, und der Seele einbilden, selbst der Himmel wäre finster. Der Aberwitz macht es, daß wir die Folgen nicht kennen, und alles nur durch den ersten Anblik anschauen. Das Vorurtheil macht, daß wir auch das Beste, was uns begegnet, nur weil es Mode ist, oft als eine Last ansehen. Und der Stolz rufet dort: gar keine Noth und Plage darf sich einem so edeln Volke nähern; von dem gemeinschaftlichen Gesetze muß das Schiksal den edelen Menschen, der eines bessern Glükkes würdig ist, ganz gewiß ausnehmen.

In diesen dreyen wirst du die ganze Ursache finden, warum der Mensch sein eigener Henker ist; warum gar kein Stand seinen Beyfall so gewinnen kann, daß er nicht aus Verdruß einen Stempel tragen sollte. Bald werden sie auf das Allgemeine ausgebreitet; bald gehen sie nur mehr auf das Besondere, bald wird der Mensch zugleich

mit Engeln und Thieren verglichen; bald vergleichet ein jeder insbesondere seinen Stand mit dem Loose anderer. So ruft Tityrus: ich bin weit minder glüklich, als Catull, der dem Glück im Schooße lieget. Aberwitzig, kennt er nicht die Last, die den Catull drükt, und der Stolz eignet sich das Gute zu, das Catull genoß.

Komm! ich will dir den rechten Sitz des Unglüks zeigen; mach aber das Gemüth von den Vorurtheilen ein wenig frey und leichte! Laß uns dreiste in den Schauplatz treten! Bestürzt wirst du sehen, mit welcher Kunst der Mensch sich bemühet, sich selbst zu peinigen und zu betrüben; wie das größte Glück oft für Plage gerechnet wird; wie grausam er gegen sich selbst seine Kunst ausübt; wie bloße Möglichkeit oft gezwungne Sorgen macht. Hier werden uns vornehmlich zweyerley Geschlechter begegnen; das eine scheint froh zu seyn, obschon die Herzen gar oft die Mühe und den Verdruß fühlen, die der Mund dreiste läugnet. Das andre eröfnet sein redliches Herz frey, bekennt freywillig was es thöricht glaubt und denkt; nämlich, daß Freude nur der freche Muth des Narren sey; daß die Menschen zu Mühe, Seufzen und Ketten geschaffen wären; daß Tugend und Gottesfurcht ein gallensüchtiges Blut sey. Die ersten suchen zwar Vergnügen zu schenken, aber sie bauen die Lüste auf das Grab der Tugend und der Pflichten; die andern wollen alle Arten der Lust von der Erde verjagen, und überschwemmen alles mit einem Meere von Thränen. Komm! laß uns ihnen beyden dreiste die Spitze bieten! laß uns den Frieden des Gemüths aus den Händen des zahlreichen Haufens der Thoren retten! Komm, laß uns aufbauen, was diese nieder-

niederreißen wollen, und dreiste niederreißen, was jene aufbauen.

Dort kommt Satibull. Sieh! wie er geht und lächelt! wie die Augen, die Dollmetscher des Herzens, dir seine Freude zeigen. Sieh! wie vergnügt er dir entgegen eilt! Geh hin; hör, was er ist, worüber er sich freuet! Bald kann er durch Unrecht einen kleinen Vortheil gewinnen. Bald stirbt ein Feind, durch seine List vergeben. Bald hat eine Schönheit, wie eine Thörinn, sich verblenden laßen, erfüllet eine Lust, woran er vor kurzem noch verzweifelt; und mehrere solche Dinge schenken ihm diese Freude. Ja wohl! Ist Satibull hierinn nicht glüklich? Ist er bey dieser Lust nicht von den Ketten der Sorgen frey, und klüger als jene, die sich mit Angst quälen? Nein! laßt uns das Auge auf die Folgen der Lust richten! Gestern quälte die Verzweiflung sein Herz, und eine noch größere Qual ist ihm diese Nacht bereitet; was jezt Lust ist, wird alsdann ein Abgrund voller Weh. So ist es Verzweiflung, was er von der Lust einerndtet: eine peinliche Sehnsucht geht der Lust voran, aber Sorge hinten nach. Hör! wie er dort ruft: verflucht sind solche Lüste, die kaum einen Tag erfreuen, aber ganze Jahre peinigen! Der Aberwitz verräth sich in dem Betragen der Thoren; er schauet nicht auf die Folgen. — Ja, Tausende, wie er, kaufen um eine weit größere Sorge ein wenig Freude! Kann man wohl solche Lüste Glük nennen? Nein, Thoren! wollt ihr eine beständige Freude schmekken? Betrachtet die Folgen! Suchet nicht die Freude unter den Dornen der Laster! Aber nehmet diese Wahrheit an, daß wahres Vergnügen nur auf dem Wege der Tugend wandeln. —

Aber siehe! dort begegnet meinem Auge ein anderer, auf dessen halb bleichem Kinne ein Gemisch von Sorgen und Freude, von Vergnügen und Mühe sich zeigt. Er ruft: „Wie bin ich doch so unglüklich! Soll denn meine matte Seele nicht im Hafen der Freude landen? Je mehr ich die Lust suche, je mehr fliehet sie vor mir. Warum soll doch der Ekel sich in eine jede Lust mischen, und die Sorge anwachsen, je mehr ich die Sorge scheue? Ich wende einen jeden Tag nur auf Ergötzlichkeiten, aber eine jede Lust trägt eine Plage in ihrem Schooße; ja selbst in der Geburt stirbt sie, und nimmt ein Ende. Das was gestern eine Lust war, das ist heute eine Bürde.„ Mein Freund! soll wahres Vergnügen deine Brust einnehmen, so schränke dein Verlangen ein, und komme deiner Pflicht nach! Laß dich nicht Lust und Scherz von deiner ernsthaften Pflicht abziehen! Eben die Lust, mit Ernst vermischt, macht das Leben glüklich. Suche zwar Ergötzlichkeiten! aber gebrauche sie sparsam! Beständig Lust auf Lust wird keine Lust mehr bleiben. Die Lüste einzuschränken, wird dir wahre Lust geben; denn der sparsame Genuß der Lust ist eben die Stärke der Lust.

Still! Still! Hör, was sich dort für ein Geschrey gen Himmel erhebt. Sieh! was für ein zahlreicher Haufen verwegener Menschen, die, rasend aus Witz, gegen den Himmel selbst sich zu erheben, wagen, die, aus eingebildeter Weisheit toll, in allen Tollheit sehen, hör! welcher Ruf! „Nicht so muß es der Himmel machen! Nein! so sollte die Sache eingerichtet seyn. Ich würde alles in einer bessern Ordnung erhalten; meine Weisheit siehet selbst im Weltbaue Mängel.„ Komm denn, du

kluges Volk! wir wollen die Gesetze des Schiksals aufheben; stoße nur die ewige Weisheit selbst vom Throne der Allmacht herab! Komm! schreib die Gesetze auf, denen die Vorsehung gehorchen soll. Setze dein eignes Wohl zum Augenmerk des Ganzen!

Jener reiche Magidor, der von seinem Reichthume besessen wird, und mitten in den Goldhaufen ein Bettler genennet werden kann, klagt: „Trübsal wird keinem Sterblichen mit einem so schweren Gewicht zugewogen! — Ich unglükseeliger Mann! Gestern belebte meine matte Brust eine freudige Hoffnung, Gold und Reichthum heute auf einen Streich zu erhalten; aber ach! meine Hoffnung stirbt; nur Schade wird die Folge. Ich bin dem Ziele nahe, aber ich kann es nicht erreichen. Nein! könnte ich meine Hoffnung, meinen Wunsch erfüllt genießen; wie würde sich die Freude alsdenn in meiner Seele äußern! O! wollte Reichthum mit einem mächtigen Strome mir zufließen, alsdann wäre ich glüklich! Dann handelte der Himmel recht und wohl!“ Komm dann! erreiche deine Wünsche, aber auch die Folgen des Wunsches! Laß dir täglich Millionen zuströmen; ja ganze Flotten von Gold auf den schnellen Wogen des Meeres! Sie werden dein Gemüth doch nicht erfreuen, sondern nur niederdrükken. Selbst jeder erfüllte Wunsch wird neue Wünsche gebähren, jedes erreichtes Ziel einen Weg zu neuen eröfnen. Der größte Glanz des Glüks bleibet doch nur dessen Morgenröthe! wie das Glükke wächst, so wird auch deine Begierde wachsen. Doch! erhalte nur alles, was deine Begierde umfassen kann! Laß Wünsche und ihr erreichtes Ziel beständig auf einander folgen! Es wird dir, Unglüklicher! doch

doch an Vergnügen mangeln. Und der, welcher nichts hat, ist mit größerem Recht froh. Mißgünstige, die anitzt den Reichthum, den du besitzest, mit scheelen Augen anschauen, werden, wenn du auch mehr erhieltest, rasend aus Neid, sich doch nicht scheuen, dir durch erkaufte Dolche eine tödtliche Wunde zu versetzen. Ja, gierige Erben, die sich jetzt sehnsuchtsvoll zum Grabe wenden, um dich unter der Zahl der Todten zu sehen, werden dich dann durch schleichenden Gift ins Grab senden. So wähle nun, ob dein Wunsch erfüllt werden soll! Willst du ihm aber nicht mit dieser Bedingung erfüllt haben, so danke der Vorsehung für eine jede mislungene Hoffnung. Sey froh, wenn du nicht das Geschenk größerer Reichthümer erhellst, und glaube, Aberwitz war die Mutter deiner Klage. Was nützt es, wenn du auch mehr Gold bekämst, als du brauchen kannst? was nützt es, wenn sie dir heute ein Plan endekte, wodurch du auch die Reichthümer der ganzen Welt verschlingen könntest? Ob du, mein Freund! oder ob jener wilde Mohr sie erhielte; es wäre ja doch einerley Glük für dich. Das Gold, welches nicht gebraucht wird, übertrift an Werth nicht den geringen Sand, der dort die Erde ohne Nutzen drükt; dein Gemüth erhält dadurch nicht Freude, sondern nur Bürde. —

So seufzt Magidor, um Bürden zu erlangen, und wird auf den Himmel zornig, weil er sie nicht erhält. Ja, sey von welcher Lust du nur willst ein Gefangener; du wirst doch sehn, daß es dir nur wie Magidorn ergehet. Der Aberwitz wird dir nicht die Folgen deiner Wünsche zu erkennen geben. Das Vorurtheil saget dir: deine Lust macht dich glüklich, weil außer derselben Alles, was dir auch begegnen kann, ein Uebel ist. Ja der Stolz kommt

dazu,

dazu, und bildet dir sogleich ein, du müßtest von allen Dingen mehr als andere haben. Doch erhalte sie auch! du bleibest doch nur ein Sklave der Sorgen. Lust, Ehre, Reichthum, ja die größten Geschenke des Glüks werden, ohne Zufriedenheit, deiner Seele zur Bürde werden. Nein! willst du vergnügt das rechte Glük genießen: so binde deine Wünsche bloß an die Wahl der Vorsehung. Wünsche nicht unbesonnen, das Schiksal müsse dir gehorchen! Du selbst wirst ein schlimmeres Loos wählen, als der Himmel. Glaube: daß jeder Zufall nur auf dein Bestes zielet: daß dein und andrer Wohl die Absicht aller Dinge ist. Dieses Gesetz stehet ewig fest, es trüget niemals; und seine Befolgung wird deinem Gemüthe Frieden schenken.

Aber hör! Ein Ruf schwingt sich dort aus der Hütte der Armuth empor, der mit größerm Recht die Vorsehung anklagen kann. Die schlimme Armuth bringt mich mit Recht in Harnisch; jeder Funke von Hoffnung ist mir ein neuer Plan der Sorgen. Ich seufze nicht wie jener um unnützen Reichthum; ich wünsche mir und den Meinigen nur das tägliche Brod; ich sehe keine Ursache, warum der Himmel seine Hand verschließt, und mir die Armuth bis in den Tod folget. Wie ungleich theilt der Himmel seine Gaben aus? Einer erhält allzuviel, ein anderer allzuwenig! ich habe kaum zum nöthigen Unterhalte Vorrath, wenn jener oft im Ueberfluß und in Wollüsten schwimmt. Nein zielte der Himmel nur auf meinen und aller Nutzen, so würde er seine Gunst weit gleicher ausspenden; diesen verurtheilt er niemals in seiner Hütte zu hungern, vor jenem, der in seinem Pallaste auf Haufen von Gold lachen kann.

Mein Freund! Komm, laß uns das Licht der Vernunft ein wenig aufklären, und sehen, ob der Himmel rechtmäßige Ursache hat, zu thun, was er thut; ob er sich nicht verantworten kann, wenn er seine Gunst mit ungleichem Maaße austheilet. Unsere Nachforschung selbst soll deutlich genug beweisen, daß der Unterschied dieser Gunst bey weitem so groß nicht ist, als es der Anschein zeigt. Der, den du glüklich preisest, hat oft ein ärgeres Loos, als jener, der in der Hütte wohnet. Wie? wenn du auch die größten Geschenke des Reichthums erhieltest, und Krankheit hingegen die Bürde deines Lebens wäre? Würdest du in Gesundheit, obschon in Armuth, nicht weit größere Schätze besitzen, wie jener der Gold mit Krankheit erhält? Nein! hoffentlich willst du beyde Güter beysammen haben; den Ueberfluß soll auch die Gesundheit begleiten; und wenn du auch ein so großes Geschenk des Glüks erhalten hättest, so würde auch die Hoheit unter der Anzahl deiner Wünsche ihre Stelle erhalten. Ja, es werden deiner Begierde keine Gränzen mehr gesetzt werden; überhaupt alles, was die Erde herrliches weiß, wird sie dreiste in sich fassen. Dein Auge wird an Gold nicht gesättigt werden, dein Hochmuth nicht durch die Herrlichkeiten der Könige. So ist denn das hohe Ziel, wohin deine Wünsche trachten: daß du frey von allen Plagen, beständig das größte Glük genießen willst. Alles geringere verachtest du, recht, als ob in der Welt zwischen der Noth des Trübsals und den größten Gaben des Glüks keine Mittelstraße wäre. Ja! wäre auch aller Ueberfluß an Gütern dir zugetheilet, so müßte statt deiner, ein anderer weniger haben, der an der Güte des Himmels gleiches Recht mit dir hätte. So werden denn alle deine Klagen da hinaus laufen: daß der

Himmel sich gegen dich lieblos bezeugt, bloß weil er dir nicht alles giebt, was er geben könnte; und daß die Vorsehung in ihrer Einrichtung blind sey, bloß weil dein Auge nicht ihren ganzen Umfang fasset.

Sollte also das Glük nicht eben so wohl in geringen Hütten wohnen, wie dort auf dem Throne mitten in allen Schäzen eines Crösus? Macht wohl der Reichthum allein das Glük unsers Lebens groß? Ueberwiegt nicht die Gesundheit allein aller Welt Gold? Du würdest sie gewiß preisen, wenn nur sie dir mangelte. Jener sieche Damon, der unermeßlichen Reichthum besizt, vertauschte gegen deine Gesundheit, jener seine Schäze. Der Himmel theilt seine Gaben weit gleicher aus, als es dich dünkt. Ihre Ungleichheit bestehet mehr in der Art der Gaben, als in ihrer Menge und Nutzen. Die Gesundheit des Einen ist mit dem Reichthum des Andern von gleichem Gewichte. Wenn einem jeden ein gleiches Glük gegeben wäre: so würde zwar die Armuth, aber auch der Fleiß, die Triebfeder der Welt, jederzeit landflüchtig, und einen weit grössern Elende der Weg geöfnet werden. Wahr genug! ruft dort Serpil auf seinem Krankenlager: „Wer nur gesund ist, der klagt wie ein Narr; kann wohl ein Jammer die Gesundheit überwiegen, insonderheit wenn sie auch die Armuth begleitet? Nein! beydes giebt mir Recht, den Himmel anzuklagen; hier wächst das eine in den Armen des andern auf: durch die Krankheit nimmt die Armuth, und durch diese jene zu. In keinem Herzen wohnen mit grösserm Rechte die Sorgen. Ich Unglükseliger! — Wenn sich der Himmel gegen keinen andern hart erzeigt; so thut er es doch gegen mich. Würde auch die ganze

Welt mich glükselig preisen, so fühlet doch das Herz, ich sey unglüklich.“ Hat wohl Serpil Recht über den Himmel zu klagen? Nein! Wirf erst einen Blik ringsum auf die ganze Wele! wirst du wohl keine größrre Noth, als die seinige entdekken können? Wird nicht bey einem größern Wachsthum auch die Mühseligkeit wachsen können? Aber finden sich andere, die noch größere Plage empfinden: wie danket alsdann nicht Serpil dem Himmel dafür, daß er ein beßres Loos erhielt, als jener, der größere Noth ertragen muß? Doch leide auch das ärgste, was man in der Welt dulden kann: noch hast du kein Recht, die Vorsehung anzuklagen; dein Gewissen selbst siehet dessen Billigkeit ein. Sind wohl in deiner Brust nicht solche Fehler zu entdekken, die solches verdient haben? Wie? wenn Versehen und Strafen mit gleichen Waageschalen aufgewogen werden sollten, würde alsdann das Schiksal besser, die Bürde aber geringer werden? Nein! ein weit schlimmeres Loos würde dein Herz besitzen, wenn bloß die Gerechtigkeit dem Schiksal Gesetze schriebe. Wenn jener, der das Leben verbrochen hat, doch nur mit dem Gefängnisse bestrafet wird, Recht zu klagen hat: dann erst hast du weit eher, als in den größten Drangsalen, Recht zu fragen: warum du kein besseres Loos erhalten hast? Ja! ob du auch schon dein Urtheil selbst unterschreiben mußt, daß du eine weit größere Strafe verdient hättest: so mußt du dennoch dem Himmel Dank schuldig seyn, weil er dir eben diese Plagen zutheilete. Bedenke dein erhabnes Ziel! Lerne es, mein Freund, erkennen! Die Scene, die anitzt hinter dem Vorhange des Lebens verborgen steht; den Plan, der dort geöfnet wird, wenn dieses Leben ein Ende nimmt; das Leben, das mit dem Ende dieses Lebens seine

Geburt

Geburt erhält! dann zeigt das Buch des Schiksals die noch verborgne Seite, wo die Ursache eines jeden Zufalls dieses Lebens gefunden wird; warum die Menschen bald seufzen und leiden müssen, bald wieder in Lust und Freude lachen können. Dort wird der Zwek gezeigt, worauf die Vorsehung zielet, wie auch, wenn Wohl und Weh sich für dich schikket; und scheint es schon, als ob sie dich oft aus dem Wege leitete, so nähert sie sich doch mit gewissem Schritte dem Ziele. Wäre der Honig des Lebens nicht oft mit Galle vermischt, so würdest du, wie es möglich ist, vom Ziele weiter entfernet bleiben. Können Plagen dich kaum aus dem Gefängnisse der Welt rufen, würde dich dann wohl ein dauerhafter Wohlstand aus diesem Gefängnisse vertreiben? Ein jeder Mensch hat nothwendig einige Plage, die das Band, womit er an das Irrdische gebunden ist, schlaff macht; vornehmlich, da das Sinnliche uns weit mehr auf das führet, was gesehen wird, als was nur gehoffet werden kann. Da die Plagen die Bande sind, wodurch Gott uns zur Glükseligkeit ziehet: sollten wir also wohl klagen müssen, weil seine Weisheit alsdann die besten Mittel wählet, die unsrer Schwachheit eben nothwendig sind? Daß Trübsal mehr dem einen als dem andern zugemessen wird, dafür müssen wir uns selbst mit Recht die Schuld geben. Das Kind, das ohne Schläge zu seinem Besten nicht erzogen werden kann, wird von einem liebreichen Vater mehr als das andere gezüchtiget. So muß also der Mensch auch in den größten Plagen, nicht mit einem nur aus Einfalt aufgeblasenem Muthe pochen, noch der Aberwitz den Himmel anklagen: Gott ist in jedem Zufalle allezeit gut; nicht weniger liebreich, wenn er schlägt, als wenn er heilet: nicht besser, wenn

du

du dich gesund und frisch freuen kannst, als wenn der Krankheit Noth die starken Lüste zähmet, und dich, obschon im Leiden, doch glüklich macht. Nein! der Himmel weicht von seiner liebreichen Absicht niemals ab. Ob Wohl oder Weh zu deinem Schiksal dir zugetheilet wird, so geht doch alles auf verschiedene Weise auf eben dasselbe Ziel. Alles, wenn es recht gebrauchet wird, giebt Ursache zur Freude.

Hat aber niemand Recht, auch in der größten Beschwerde über das Loos zu klagen, das ihm die Vorsehung bestimmt hat? Wie nun? Jenes thörichte Volk, das nichts vergnügen kann; das aus einem jeden Zufall Anleitung zur Sorge nimmt; das mitten im Schooße des Glüks ein Heer von Plagen findet, bloß weil es nur sie überall suchet; und die, obschon aus selbstgemachter Sorge nur gezwungene Thränen rinnen, doch glauben, an ihren Sorgen hätte der Himmel Schuld; wo, um das Vergnügen aus dem Herzen zu reißen, die bloße Möglichkeit die Hand darreichen muß; wo Reiche weinen, weil sie arm werden können, und Gesunde sorgen, weil sie die Gesundheit verlieren können. Nur weil Einbildungen diese Sorgen verursachen, können sie daher weniger Trost als andere sehen. (Eingebildete Krankheiten sind weit schlimmer zu vertreiben, als solche, die den Körper schmerzlich ausmergeln.) Ja bey einem jeden Menschen, was für Noth er auch leiden mag, ist doch die Einbildung das gröste Leiden; und wer nur die Einbildung bestreiten könnte, der würde mehr Trost und weniger Noth in allen Vorfällen erblikken. Alles, was auf Erden ist, hat jederzeit zwo Seiten, wornach es betrachtet werden kann, eine schlimme, eine gute. Die größte Tugend muß oft einen Flekken von Untugend leiden;

den; selbst Helden äußern oft einen schwachen niedergeschlagenen Muth. So können wir das Schiksal auf zwo Seiten schauen; es bekommt auf jeder Seite eine verschiedene Gestalt: die eine zeigt Plagen, wovor unsere Schwachheit grauet; die andere zeigt Trost, und jederzeit zeigt sie auf eine liebreiche Absicht, worauf die Vorsehung bey einem jeden Zufall, den uns ihre liebreiche Hand zuschikt, zielet; wenn also auch Plagen uns zu leiden verpflichten, so empfinden wir doch mehr Liebe als Strafe. Eben hier lässet der Mensch seine Thorheit am meisten blikken; sich selbst sieht er stets auf der besten Seite an, und er wird auf seine Tugend stets die stolzen Augen richten; aber die Geschenke des Himmels und die Vorfälle seines Lebens will er immer nur auf der schlimmsten Seite anschauen. Seinen eigenen Werth sieht er mit allzugroßen Augen an, und stolz bildet er sich ein, er müsse keine Noth leiden, aber bey jeder Plage glaubt er, daß ihm Unrecht geschieht.

Nein! stolzer Mensch! in allem, was dir begegnen kann, betrachte mit Demuth deine Unvollkommenheit! Dein eignes Nichts lerne in allen Dingen erkennen! Siehe dankschuldig, auf die liebreiche Absicht, die um dein Bestes zu erreichen, die Vorsehung suchet! So wirst du weniger stolz, mehr Vergnügen erhalten; so wird dein Hochmuth nicht die Sorgen deines Lebens vermehren; so wird dein Herz mitten in den Plagen der Trübsale lachen.

Nur dein dummer Hochmuth hat dir das irrige Gesetz vorgeschrieben: nur das größte Glük müsse mit Dank angenommen werden, alles Gute, was nicht zur größten

Höhe getrieben worden, sey nur geringe, und mache dich nicht glükselig.

Nein! preise die Vorsehung, weil dich nicht die größte Noth drükt. Auf einer verderbten Erde ist die größte Plage weit eher möglich, als das allergrößte Glük. Trage nicht in deiner eigenen Brust deinen eigenen Henker. Glaube nicht aberwizig: das alles, was dir bitter schmekt, diesfalls auch böse sey. Laß dir nicht die Macht der Vorurtheile einbilden: daß alles, was nicht dem Plan folgt, den dein Stolz selbst erdacht hat, nur Schaden nach sich ziehe. Und bedenke überhaupt: die Glükseligkeit steiget hier nicht bis zu der Höhe, die sie dort erreichen soll. Glaube, was Vernunft und Hoffnung, ja der Himmel selbst, dir sagen: nämlich, daß sie dort die Vollkommenheiten erreichen soll. Erwarte sie demüthig! Aber versuche nicht, dem Schiksal selbst Geseze zu schreiben, um dein Bestes zu erreichen. Laß dir ewige Weisheit selbst den Gesezgeber bleiben. Glaube, der Himmel sah zu deinem Wohl die besten Mittel!

Digitized by Google

Neueste Mannigfaltigkeiten.

200te Woche.

Auf Erfahrung gegründete Regeln, die stets blühenden Erdbeerpflanzen am leichtesten aus dem Saamen zu erziehen und zu verflanzen sind, auch ihre Früchte durch die fernere Verpflegung vermehrt und verbessert werden können.

Vor ungefähr sechs Jahren erhielt ich eilf Saamenkörner von dieser Pflanze von einem gelehrten Gartenfreunde in Schottland. *)

Ich erzog aus solchen nur fünf Pflanzen; weil ich die übrigen, aus Mangel der Kenntniß, für Unkraut gehalten und ausgerissen hatte.

Diese fünf Pflanzen trugen schon im ersten Jahre, zu Ende des Junius, Früchte; da sonst alle mir bekannten

Sorten

*) Sie wurden mir unter folgendem Namen geschikt: Fragaria virginiana fructu omnium calendarum, das ist, virginische Erdbeerpflanze, welche alle Monathe Früchte trägt. Sie soll auch auf den Alpen wachsen, und wird daher in Millers Gärtnerlexicon, auch von andern Autorn, die Erdbeere von den Alpen genennt. In Holland heißt sie die ewige Erdbeere.

Sorten von Erdbeeren, die ich gesäet habe, es im zweyten und dritten Jahre erst thun.

Ich sammlete Saamen von einigen der schönsten Beeren, und vergrößerte, den Sommer hindurch, die Zahl meiner Pflanzen durch ihre Läufer oder Ranken, bis auf vier und sechszig, von welchen die erstern, schon im August desselben Jahres, reife Früchte zu liefern anfiengen.

Den aufgenommenen Saamen säete ich im Herbst, und im folgenden Frühjahre konnte ich schon etliche Hunderte dieser Pflanzen unter Gartenfreunde allhier vertheilen.

Weil es vielen Gartenliebhabern, in Rußlant, Liefland, Pohlen und Kurland, welche diesen Saamen von mir erhalten hatten, nicht so, wie mir, hat gelingen wollen, aus selbigem Pflanzen zu erhalten; so will ich hier zuerst die wenigen und leichten Regeln, die zu dieser Absicht hinreichend sind, und nachher meine übrigen Kenntnisse und Erfahrungen von dieser Pflanze, mittheilen.

Die Erde, in welche man diese Saamenkörner streuen will, muß eine gute, mit etwas Sand oder Flußgrand leicht gemachte und fein gesiebte Gartenerde seyn.

Diese Erde, es geschehe nun die Saat in Töpfe, in holzerne Kasten, oder in ein offenes Beet, muß vorher fest angedrukt und eben gemacht werden.

Sodann zieht man, mittelst eines spitzigen Hölzchens, gerade, und etwa eines Thalers dik tiefe Furchen, zween Zolle weit von einander. In diese Furchen läßt man die Körner einzeln, einen Zoll weit von einander, hineinfallen, stekt an jedem Ende derselben, um die Linie, in welcher die Körner liegen, zu wissen, ein Hölzchen in die Erde, streicht die Furchen mit der Hand ganz gelinde zu, und belegt das Besäete überweg, mit ordentlich auseinander-

derge-

dergebreitetem Langstroh, etwa zween oder drey Halmen dikke: damit durch das Begießen, welches mäßig, aber ofte, geschehen muß, die Körner nicht aus ihrer Lage gebracht und von der Gewalt des Wassers weggeschwemmt werden.

Die besäeten Töpfe oder Verschläge, welche man stets feucht erhalten muß, und die man auch, anstatt mit Langstroh, mit ganz dünne ausgebreitetem Moose belegen kann, setzt man, wenn die Saat im Frühjahre oder im Sommer geschieht, gegen die Vormittags sche nende Sonne, und läßt sie so lange allda bleiben, bis die Pflanzen schon drey bis vier Blätter haben, da sie dann die volle Sonne den ganzen Tag gut vertragen werden, wenn man sie nur alle Abende begießt, oder die Töpfe zwey bis dreymal in der Woche bis an den Rand in einem Gefäße mit laulichwarmen Wasser so lange stehen läßt, bis die Erde sich durch die Löcher des Topfs mit Wasser vollgesogen hat.

Ein paar Wochen nach geschehener Saat muß man schon anfangen fleißig nachzusehen, ob die jungen Pflanzen, die mit zweyen, sehr kleinen, länglichrunden Blättern herauskommen, schon aus der Erde hervorstehen; ist dieses, so räumt man das Stroh oder den Moos von selbigen weg, damit sie, unter der Bedekkung, nicht hochbeinig aufschießen.

Das zwischen den Furchen aufkeimende Unkraut muß fleißig ausgejätet werden: wobey, die Ausmerksamkeit zu haben, nöthig ist, daß man die jungen Erdbeerpflanzen, welche bis zum vierten und fünften Blatte nicht so leichte dafür anzusehen sind, nicht mit herausziehe.

Um die Pflanzen zeitiger zu haben, setzt man auch die besäeten Töpfe auf ein Mistbeet. Den aufgegangenen

Pflanzen giebt man täglich Luft, um sie zeitig abzuhärten, dekt aber, wenn die Sonne stark auf das Beet brennt, und die Pflanzen das dritte Blatt noch nicht erreicht haben, über das Fenster so lange ein Tuch. Haben sie vier bis fünf Blätter so bringt man die Töpfe ins Freye und versetzt bald darauf die Pflanzen.

Will man den Saamen im Herbste säen, so streue man ihn, ohne viele Umstände, auf ein Beet von obenbeschriebener Erde und lege etwas Moos darüber, damit ihn die Sperlinge nicht ablesen. Mit Hülfe des Regens und des schmelzenden Schnees, zieht die Erde diesen feinen Saamen allmählig und tief genug an sich und, im folgenden Monath May und Junius, wird das Beet überweg mit Pflanzen bedekt seyn. Eben dieses habe ich auch erfahren, da ich den Versuch machte, die Körner, wie den Aurikelsaamen, auf ein vom Schnee bedektes Beet auszustreuen; denn der Saamen leidet so wenig, wie die Pflanzen selbst, vom stärksten Froste.

Saamen, der drey Jahre im warmen Zimmer gewesen war, hat gleichfalls, nur etwas später, gekeimt; wie aus derjenige, den ich im Frühjahre von einer ganz vertrokneten Beere abnahm, die den ganzen Winter hindurch an der Pflanze Frost und allerhand Wetter ausgestanden hatte.

Nachdem die Pflanzen schon vier, fünf und mehrere Blätter haben, hebt man sie, besonders da, wo sie zu dichte stehen, mittelst eines kleinen flachen Pflanzhebers, mit so viel Erde an der Wurzel, als nur möglich, behutsam aus und verpflanzt sie auf folgende Weise.

Die Erde, in welche die Pflanzen nunmehro versezt werden, und in der sie bleiben sollen, muß zuvörderst von allen

Google

allen Wurzeln des Unkrauts, von Holzspänen, Steinen und dergleichen, vermittelst eines Gartensiebes, wohl gereinigt werden.

Oben ist zu der Saat eine fein gesiebte, leichte, mit Sand oder Flußgrand vermischte Erde deshalb angerathen worden, weil in einer leichten Erde die Saamenkörner geschwinder aufgehen, die feinen Wurzeln weniger Widerstand, als in einer groben oder strengen Erde finden, und weil, bey Aushebung der jungen Pflanzen, dadurch mehr Erde an ihren zarten Wurzeln erhalten werden kann; hier aber kann ich den Rath ertheilen, daß man die Erde, wenn sie leicht oder sandig seyn sollte, mit dem sechsten oder fünften Theile wohl getrokneten, fein zerstoßenen und klar gesiebten Leimens vermische und dadurch bündiger mache. Dieses aber muß bey trokkener Zeit geschehen, damit der feine Leimen das mit der troknen Erde, mittelst wiederholter Durchwerfung durch das Gartensieb, desto genauer vermischen könne.

Der Leimen oder Lehm muß zeitig im Frühjahre gegraben seyn, in freyer Sonne getroknet, alle acht bis vierzehn Tage umgerührt, und dabey die Stükke so klein, als möglich, geschlagen werden, damit seine sauern Theile bald verfliegen. Wäre das Wetter anhaltend naß, so troknet man ihn in einem Ofen. Man kann auch alten ausgebrannten Leimen, der aus den Oefen herausgenommen wird, dazu gebrauchen.

Die Beete werden vier Fuß breit angelegt, und das Erdreich, weil es durch das Sieben aufgelokkert worden, wird feste angetreten und recht eben gemacht, damit es, nach dem Verpflanzen, sich nicht setze, als wodurch die

Pflanzen zu hoch zu stehen kommen und von Erde entblößet würden.

Hierauf macht man in dem Beete, mittelst einer Kelle oder kleinen Handschaufel, vier bis fünf Zoll tiefe Höhlungen, die oben weit seyn müssen, zween Fuß weit von einander, so daß zu beyden Seiten des Beetes die Pflanzen einen Fuß weit vom Rande des Beetes abstehen, und in der Mitte desselben, zwischen beyden Reihen der Pflanzen, zween Fuß Erde leer bleibt.

In diese Vertiefungen, welche deswegen oben recht weit seyn müssen, damit nicht die Erde auf das Herz der Pflanzen nachfallen könne, macht man, nach der Länge der Wurzeln, ein Loch mit den Fingern, in welches man die Wurzel hineinhängt, rund umher mit der feinen Erde belegt, diese etwas an die Wurzel drükt, und nur das Herz der Pflanze aus der Erde hervorstehen läßt.

Die Vertiefungen legt man so an, daß die Pflanzen der einen Reihe gerade gegenüber dem Zwischenraume der Pflanzen in der andern Reihe, zu stehen kommen.

Die eingesetzten Pflanzen werden sofort begossen, damit die Erde sich an den Wurzeln festsetze: und wenn nach dem Begießen, oder in der Folge, sich etwas von der Wurzel sehen ließe, muß solche entblößete Stelle gleich mit Erde bedekt werden. Wie es dann auch nothwendig ist, diejenige Erde, die das Wasser beym Begießen auf das Herz der Pflanze, oder auch auf die größern Blätter gebracht hätte, sofort mit den Fingern abzuräumen.

Bey troknem Wetter müssen die Pflanzen öfters begossen werden, welches so wenig bey jungen als alten Pflanzen zu verabsäumen ist.

Alle

ed by Google

Alle Läufer oder Ranken, wie auch die größern Blätter, wenn diese, die frische Farbe zu verlieren anfangen, muß man fleißig wegnehmen. Sollten aber einige aus dem Saamen gezogene Pflanzen, vorzüglich schöne, lange und größere Beeren tragen, als die übrigen; so läßt man, um diese Art zu vervielfältigen, ein paar der stärksten Ranken von solchen Pflanzen fortlaufen, lenkt sie nach der Mitte des Beets hin, macht da, wo der Ranke den Pflanzknoten schon deutlich sehen läßt, eine Vertiefung in die Erde, drükt ihn mit einen Haken an die Erde so an, daß das junge Blatt frey bleibe, und begießt ihn alle Abend. Hat nun dieser Knoten Wurzeln gemacht, so schneidet man den von dieser jungen Pflanze weiter fortlaufenden Ranken nahe an derselben weg, läßt sie aber noch so lange von der Mutterpflanze genährt werden, bis sie fünf oder mehrere Blätter hat, oder auch schon einen Blüthstengel treibt: alsdann schneidet man sie von dem Mutterranken völlig los, begießt sie stark, hebt sie mit einem Ballen Erde aus und versetzt sie weiter. Diese jungen Pflanzen tragen sofort, bis in den spätesten Herbst, Früchte.

Pflanzen, die drey, vier und mehrere Jahre alt sind, werden, durch Auseinandernehmung der Schößlinge, aus welchen die ganze Pflanze besteht, vermehrt. Von diesen nimmt man die Läufer, die alten Blätter und die schon abgetragenen Fruchtstengel weg, die jungen Stengel aber, an welchen Früchte und Blumen sitzen, läßt man daran: indem solche, wenn nur die Verpflanzung und fernere Pflege mit der empfohlenen Aufmerksamkeit geschieht, durch das Verpflanzen keine Veränderung leiden.

Daß man die Beete von allem Unkraute rein halten müsse, ist überflüßig zu empfehlen.

Das fleißige Begießen habe ich schon angerathen; weil, wenn die Wurzeln nicht feuchte erhalten werden, diese so, wie alle andere Erdbeerpflanzen, nicht fort wollen, ja gar verdorren. Dieses geschahe mir, ungeachtet eines dreymaligen Begießens in der Woche, in einem sehr heißen und trokkenen Sommer. Ich belegte darauf das Beet, bis ganz nahe an die Pflanzen, mit ausgeklopfetem Moose drey Fingerhoch, und begoß es stark. Dieses Mittel erhielte die Erde feucht, die schon sehr zurükgehaltene Fruchtbarkeit einiger Pflanzen stellte sich wieder ein, und die übrigen bis an die Erde verdorreten Pflanzen trieben von neuem Blätter und Blüthstengel.

Wenn man alle Monate, die Erde bis nahe an die Wurzeln mit der Kelle auflokkert, sie an die Seiten wegthut, und an ihrer Stelle eine gute frische Erde bringt, diese mit der Hand an die Wurzel drükt und rund um der Pflanze eine Erhöhung von Erde macht, damit das Wasser nicht ablaufen könne; so bezahlt diese wohlthätige Pflanze ihrem Verpfleger die an sie gewandte Mühe mit so viel mehrern und schönern Früchten, so lange, bis ein starker Frost es ihr nicht mehr erlaubet.

Vor dem Winter, wenn die Erde schon gefroren ist, werden die Pflanzen und die Beete von allem Unrathe zum leztenmal gereiniget, und die sich etwa von Erde entblößt zeigende Wurzeln mit frischer Erde bedekt.

Die großen sowohl, als auch die vom abgefallenen Saamenkörnern auf den Beeten im Herbste aufgegangene junge Pflanzen von drey bis vier Blättern, erhalten sich den Winter über ohne alle Bedekkung. Indessen kann man, wenn der Frost sich schon eingestellt hat, zur Stärkung der Wurzeln für das folgende Jahr, entweder ganz

alten

Digitized by Google

alten zu Erde gewordenen Mist oder in einem Mistbeete ausgebrannte und verfaulte Gärberlohe über das ganze Beet ein paar Zoll hoch ausbreiten, welches im Frühjahre um die Pflanzen umher mit einer Kelle untergegraben wird; das übrige davon bleibt auf dem Beete liegen, und verhindert auf einige Zeit das Wachsen des Unkrauts.

Die großen, auf die Erde sich legenden oder ihre frische Farbe nur etwas verlierenden Blätter, wie auch die, welche von den Raupen angefressen sind, einzeln und zwar ganz, das ist — zusammt denen Flügeln, womit sie an der Pflanze festsitzen, fleißig herauszureißen, muß ich aus fünfjähriger richtigen Erfahrung besonders empfehlen: denn dies giebt der Pflanze Luft, folglich den jungen Blättern und Fruchtstengeln einen frischern Trieb. Würde auch mit einem an der Pflanze sehr fest sitzenden Blatte, oder Fruchtstengel, (welches wohl einer noch nicht geübten Hand zu wiederfahren pflegt,) ein ganz junger Schößling, nebst Blüthen und Früchten, mit herausgerissen; so wird dabey nichts verlohren. Die an der Pflanze leer gewordene Stelle füllt man mit Erde, und den Schößling setzt man anderswo wieder ein und begießt ihn. Wollte man, um das Ausreißen eines Schößlings zu vermeiden, oder, wie die Faulen pflegen, die Blätter und die alten Fruchtstengel nur abbrechen oder ausschneiden; so blieben die Pflanzen von troknen und mit der Zeit faulenden Theilen angefüllt, wovon die Früchte selbst schimmeln und faulen, und der durch Wegräumung des Ueberflüßigen abgezwekte Nutzen würde solchergestalt nicht erlangt werden.

Wenn die Pflanzen vier Jahre auf einem Beete gestanden haben, oder durch Ansetzung vieler Schößlinge sehr groß geworden sind; so kann die Erde, wenn sie in der

Zeit nicht öfters aufgefrischt und verbessert worden wäre, den vielen dicht zusammensitzenden Wurzeln unmöglich die nöthige Nahrung mittheilen. Man muß also von obenbeschriebener Erde zeitig frische Beete zurichten, die Pflanzen nach ihren Schößlingen, (deren man auch drey bis vier sicher zusammenbleiben lassen kann,) theilen, und solche gehörig versetzen.

Diese Pflanzen kann man zu jeder Jahreszeit mit Blüthen und Früchten versetzen, ohne, daß eine davon zurükbleiben sollte: besonders, wenn solches bey einem feuchten Wetter und mit der anempfohlnen Aufmerksamkeit geschieht.

Da die mehresten Fruchtstengel nicht stark genug sind, um gegen das Gewicht der Beeren sich aufrecht zu erhalten; so nahm ich birkene oder allerhand von Fruchtbäumen ausgeschnittene Aeste mit kleinen Nebenästen, setzte sie mit dem zugespitzten dikken Ende in die Erde, so daß die kleinsten Aeste gegen die Pflanzen schräg zu stehen kamen, und die Fruchtstengel auf solchen ganz frey ruhen konnten; denn das Anbinden an kleinen Stäbchen, wenn solches nicht mit besonderer Vorsichtigkeit geschieht, vertragen diese eben so wenig, als die Pflanzen selbst das enge Zusammenhalten mit umhergezogenem Bindsaden oder Baste, als wodurch sie erstikken und abzustehen pflegen.

Diese um die Pflanzen umhergestekte ästigen Reiser, hielten zwar die mehresten Fruchtstengel von dem Umfallen zuruk, aber sie machten auch die Einsammlung der Früchte nicht wenig mühsam und beschwerlich. Ich erwählte also in dem letzten Sommer ein besseres Mittel, um obige Absicht möglichst gut zu erreichen.

Ich

Ich theile es gerne mit. Hier ist es:

Ich stekke, nicht weit von den Pflanzen, zu beyden Seiten jeder Reihe, ungefehr eines Fingers dikke, zween Fuß lange und glattgemachte Stokke, zween bis drey Fuß weit von einander, in die Erde, nehme einen Knaul Bindfaden, befestige das Ende desselben an dem ersten, am Ende des Beets, eingestekten Stokke, führe den Bindfaden bis an den nächsten Stok, schlage ihn um diesen nur einmal um, ziehe ihn feste an, und fahre so fort, von Stok zu Stok, bis an den Letzten in der Reihe: von da gehe ich eben so die andere Reihe der Stökke wieder zurük, bis an den, bey welchem ich angefangen hatte und an welchem des Ende des Bindfadens fest geknüpft wird.

Auf diesem, die Pflanzen zu beyden Seiten einschließenden Bindfaden, der festangezogen worden, können also die Fruchtstengel lokker und ungepreßt ruhen: und ich kann den Bindfaden da, wo es nöthig ist, nach der Länge der Fruchtstengel, längst den glatten Stökken, höher auch niedriger stellen.

Durch solches Mittel werden die Beeren wider die Unsauberkeit von Erde, die ein Regen aufwirft, größtentheils, wider den Anfall der Frösche und Regenwürme aber, völlig gesichert. Die an den Seiten der Pflanzen hervorstehende Fruchtstengel, die bis an den Bindfaden nicht reichen, unterstütze ich mit den oberwähnten Reisern, wovon man einen Vorrath von verschiedener Länge billig bey der Hand haben muß: die am Fuße der Pflanzen aber auf ganz kurzen Stielen sich zeigenden Blüthen, thue ich gleich weg; denn die Frucht davon bleibt immer ein Raub der Frösche und Würmer.

Ein

Ein fleißiger, ehrliebender Gärtner und auch jeder ächte Gartenliebhaber, wird eine so wohlthätige Pflanze, wie diese ist, vorzöglich lieben, und sich die Mühe, die sie erfordert und verdient, nicht verdrießen lassen; ein Kunsterfahrner Gärtner aber wird, bey unverdroßener und auf die Eigenschaften dieser Pflanze aufmerksamer Uebung, im Stande seyn, noch mehrere Vortheile und Handgriffe zu entdekken, und wird, nicht nur aus dem Garten, vom Junius bis zum November, sondern auch vielleicht vom November bis zum Junius, mit Hülfe eines Gewächshauses oder durch andere Veranstaltungen, viele und frisch ausgewachsene Früchte der Herrschaft, der er dient, liefern können. Er wird auch im Stande seyn, einige von ihm bemerkte besondere Eigenschaften dieser Pflanze besser zu nuzen, als es ein bloßer Gartenliebhaber zu thun vermag. Wenn er, zum Beyspiel, bemerkt, daß die aus den Läufern dieser Pflanze wachsenden Pflänzgen, wenn man sie, von der Erde weg, in die Höhe zieht, dennoch ohne Wurzeln in die Erde geschlagen zu haben, blühen und Früchte tragen; so konnte ihm auch schon dieses Gelegenheit geben, in Blumstükken, im Winterhause, oder, wo es sonst anzubringen wäre, ein paar Fuß hohe Figuren, als Vögel, Thiere, Nachen, Piramiden, Pavilions und dergleichen, von weitläuftig geflochtenen, dünnen und vermaltem Drate, neben einer solchen Pflanze aufzustellen, und selbige, durch Anheftung der Läufer, in wenigen Wochen mit blühenden und fruchttragenden Pflanzen zu bekleiden. Dies würde unter andern Gartenzierden keine unangenehme Wirkung für das Auge machen, und wegen der Neuigkeit denenjenigen besonders sehenswürdig seyn, denen diese Pflanze noch nicht weiter, als durch ihre sehr wohlschmekkenden Früchte, bekannt ist.

Ehe

Digitized by Google

Ehe ich diesen Aufsatz, der, nicht für die erfahrnen Kunst- und Lustgärtner, sondern nur für unerfahrne Gartenliebhaber eigentlich bestimmt ist, schließe, will ich hier noch allen denen, die Gelegenheit dazu haben, empfehlen, den Saamen dieser Pflanze in großen Lustgärten, Pflanzungen oder auch in lichten Gehägen, wo keine Viehhütungen sind, auszustreuen, und die Pflanzen, ohne Wartung, gleich der gemeinen Walderdbeere, von Jahren zu Jahren fortwachsen zu lassen. Die Früchte davon würden doch wohl immer besser ausfallen, als die von der Walderdbeerpflanze, und man würde sie auch in der Jahrszeit haben, in welcher die andere nicht trägt. Dieser Vorschlag verdient wenigstens Versuche.

Mietau den ꝛc.

von K.

Ein wohlfeiles Kaminfeuer.

Man zerstößt Steinkohlen klein, nimmt so viel Lehmerde dazu als man Steinkohlen hat, vermischt beydes mit einander, gießt Wasser darauf, und schlägt es mit einer Mistgabel durch einander, daß es zu einer weichen Masse wird, wie der Kalk, womit man die Wände anstreicht. Man macht länglicht runde Klumpen daraus, nicht so lang als die schwarzen Torfstükke, doch etwas dikker. Diese legt man in den heißen Sommertagen auf die Erde heraus und troknet sie. Oder man begießt die Wände an den Stallungen und Scheunen, welche vor den Regen durch ein Schauer gesichert sind, zuvor mit Wasser, wirft die Steinkohlenklumpe daran, daß sie kleben bleiben, und troknen. Wenn die zerstoßenen Steinkohlen mit der Leimerde nicht aneinander kleben, so vermischt man beydes mit etwas wenigem zerhakten Stroh. Einige nehmen auch frischen Kuhmist dazu, allein es würde bey uns Schade seyn, dem Akkerlande auf solche Weise den Dünger zu entziehen. Wenn diese Klumpen ganz trokken geworden sind, so werden sie in den Kaminen auf folgende Weise zur Feurung gebraucht.

In den Kamin wird dicht an der Mauer ein eisernes Behältniß oder Ofen gesetzt, welcher so hoch und lang, jedoch nicht so breit, als ein mittelmäßiger eiserner Ofen bey uns ist, wenn der Aufsatz davon weggenommen ist. Er ist ungefähr halb so breit, und oben offen, ohne Dekkel, damit man von oben die Steinkohlenklumpe hinein schütten kann. An diesem Behältniß oder Ofen ist hinten nur eine einzige

eiserne Platte, an den drey Seiten sind statt der Platten lauter eiserne Stangen, wie ein Pfeifenstiehl dik, anderthalb Zoll weit von einander, unten in eine eiserne Platte und oben in eine eiserne Queerstange gestekt, damit die Steinkohlenklumpen aus diesem Gitterwerke nicht herausfallen, die Glut aber dadurch ins Zimmer unmittelbar dringen könne.

Unten ist ein Rost, wodurch die Asche von den Kohlen und die ausgebrannte Erde fällt. Man schüttet dieses Behältniß des Morgens ganz oder halb voll, je nachdem die Kälte strenge oder gelinde ist. Diese Art der Feurung gebraucht man durchgängig in der Gegend von Löwen, Mastricht und Aachen; sie heißt sehr stark, kostet wenig, und die Steinkohlen riechen im Kamine gar nicht. Sie ist wohlfeiler als diejenigen mit Holze, oder bloßen Steinkohlen. Denn wenn diese im Kamin ausgebrannt sind, so ist auch die Hitze im Zimmer vorüber. Allein wenn schon in diesen Klumpen die zerstoßenen Steinkohlen ausgebrannt sind, so ist dennoch der Leim annoch glühend und heißt das Zimmer. Ich habe es versucht, ob man nicht die hiesigen eisernen Oefen damit heizen könnte; allein ich habe sie dazu undienlich befunden. Die glühende Leimerde theilt den eisernen Ofenplatten nicht so viele Hitze mit, daß sie das Zimmer heizen, sondern die Klumpen müssen unmittelbar durch das Gitterwerk ins Zimmer scheinen und glühen. Sie sind also nur in den Kaminen vermittelst eines solchen Gitterofens zu gebrauchen.

Ein Mann in Aachen, welcher auf diese Art der Feurung sowohl in den Kaminen als in der Küche seinem Vorgeben nach viel studirt hat, gebrauchte statt der eisernen Platte, welche sonst gewöhnlicher Weise in den Gitteröfen

an

an die Wand gestellt ist, eine doppelte Mauer von Baksteinen so hoch, als das eiserne Gitterwerk. Die Stangen desselben werden dicht daneben aufgestellt und in die äußerste eiserne Platte befestigt. Er versicherte mich, daß die Steinkohlenklumpen viel besser brennten, und stärker heizten, wenn sie hinter sich statt der eisernen Platte eine Mauer von Baksteinen hätten. Als ich ihm dieses nicht glauben und demonstriren wollte, daß das Eisen stärker glühete, als die Baksteine, und diese vielmehr ihre Hitze der Brandmauer im Kamine mittheilen würden, so berief er sich auf die Erfahrung und auf seine Versuche, die er mit zwey gleich großen Zimmern angestellt, in deren einem er einen Gitterofen hinten mit Baksteinen gehabt, wo dieser viel stärker geheizt hätte. Er lehrte mich gleichfalls, daß nicht alle Steinkohlen zu solchen Klumpen gleich gut wären; man müßte erst durch Versuche die besten finden.

Ferner wäre auch nicht jede Erde dazu dienlich. Kleyerde, worunter viel Steinmergel befindlich, und bloße Tonerde tauge nicht dazu. Leim- Moor- und etwas torfigte Erde wäre die vorzüglichste, so man dazu nehmen müßte, obgleich auch die erstere zu gebrauchen wäre, wenn man keine andre bekommen könnte.

Nachricht.

Mit der künftigen Woche erscheint das erste Stük der Allerneuesten Mannigfaltigkeiten, als der Anfang der ferneren Fortsetzung dieser Wochenschrift. Das Register über die vollendeten 4 Bände der Neuesten soll gegen künftige Ostermesse ausgegeben werden.

Ö. . .

Realverzeichniß
über die
Neuesten Mannigfaltigkeiten.

Not. Die Römische Zahl bedeutet den Jahrgang; die Deutsche, die Seitenzahl.

A.

Abwechselung, dafür hat Gott selbst gesorgt. 449. derselben sind unendlich viele. 450. die meisten sind künftig zu erwarten. 456.
Acari, außerordentlich kleine. III. 287.
Achard, Hrn. Franz Carl, Bestimmung der Bestandtheile der Edelgesteine, rez. III, 464. dessen chemisch-physische Schriften, rez. IV. 317.
Achat s. Dendrachat, Moosachat.
Achattute, die Zeylonsche, beschrieben und abgebildet. 445.
Achras mammosa s. Mispelbaum.
Achrida, Patriarch daselbst. 5.
Adel, der Venetianische, Nachricht davon. III. 49. 97. 273. viele Große suchen unter denselben aufgenommen zu werden. ib. 50. erste Klasse desselben. ib 51. Zwote Klasse. ib. 54. verschiedne Geschlechter desselben. ib. 55. dritte Klasse. ib. 57. diese Würde wird mit 100,000 Dukaten bezahlt. ib. 58. Karakter desselben. ib. 61. Einschränkungen dieses Standes. ib. 62. Armuth einiger unter ihnen. ib. 63. 276. unverschämte Aufführung desselben. ib. 99. Kleidung der Adlichen. ib. 100. insonderheit der Damen. ib. 278. Versammlung des Adels auf dem Broglio. ib. 102. ihre Religion. ib. 103. ihre Gemalinnen. ib. 104. Sie verachten den Land-Adel. ib. 273. ihre Familien leben in ziemlicher Eintracht. ib. 275. gehen nicht gern mit fremden Gesandten um. ib. 277. ihre Beredsamkeit. ib. 278.
Adler, Georg Christ. Nachricht von seiner Beschreibung des alten Roms. III. 635.
Adler (Vog.) in Island. 168.
— und Maulwurf, eine Fabel. III. 336.
Adlersteine, oolithische. III. 655.
Admiral, Oberadmiral, Preis dieser Konchylie. 126.
Adreßen an den König v. Großbrit. Geschichte derselben. IV. 123.
— lächerliche an König Georg I. IV. 125.
Advokaten, Parlementsadvokaten zu Paris. IV. 361.
Aegagropilae s. Haarkugeln.
Aeginetta, thut i. J. 625. zuerst Erwähnung vom Zucker. 145.
Aegypter, Aegyptier s. Egypter, Egyptier.
Aelian (Klaud.) von seinen Beyträgen zur Naturgesch. 33.
— Lebensumstände desselben. 35. f.
— ob er gereiset habe? 37.
— von seinen Schriften. 38.
— was er vorzügl. von der Naturgeschichte gewußt habe? 41.
— seine Fabeln und Fehler. 45.
Aemyliani (Jos.) nat. hist. de ruminantibus. Nachr. davon. III. 163.
Aeneas, Fragment von seinem Leben, v. Dichter Michaelis. 312. f.
Aerzte

Digitized by Google

Asien,

B.

Bar-

— aus

C. *)

Capsi-

*) Was im C. umsonst gesucht wird ist im K. nachzuschlagen, und umgekehrt.

Champagne, schöne Provinz. II. 61.
— Wein daselbst. ib.
Champignons, so auf den Schalen der Muskatnüsse wachsen. II. 379
les *Champs Elisées* s. Felder, Elysäische.
Chanteur, Chantre, Vogel s. der Läufer.
Charakter s. Karakter.
Charas, dessen kalte Quellen. IV. 439.
Charenton, Beschreibung der dasigen Ecole veterinaire. IV. 390.
Charniergans s. Seepelikan.
Charpie, wohlfeile Art, dieselbe zu bekommen. II. 39.
Chatischerif, türkischer Bestätigungsbrief für den Patriarch. zu Konstantinopel. II.
Chaulnes, Herzog von, dessen Kabinet. II. 793.
Chemnitz, Past. Schreiben an denselben über die Erdschnekken. 593.
Chenier, Madame, eine berühmte Griechin zu Paris. III. 756.
Chermes, ein Insekt, aus Dalmatien beschrieben, mit Kupfer. 817. ff. — dessen rothe Eyerchen. 819. — schaden den Feigenbäumen. 820.
Chevalier, Herr, Gouverneur des Französ. Etablißement's in Bengalen, IV. 66. -- geht nach Cairo und Frankreich. ib. 75.
Chien de Mèr, noir et blanc s. Hundsfisch, der bunte.
Chike s. *Pulex penetrans,* it. Schike.
Chilly, Herr von, dessen tragische Geschichte. IV. 66.
— letztes Schiksal desselben. ib. 72.
Chilon, dessen Sprüche. II. 655.
Chiosk, ein türkischer Saal. II. 205.
Chiromantie, ein Beweis ihrer Unzuverläßigkeit. IV. 236.
Chirurgie der alten Juden nach dem Talmud. II. 582.
Chlorites s. Bachstelzensteine.
Choisy, beschrieben. IV. 392. f. — bewegliche Speisetafel daselbst. ib. 394.
Christen, wie dieser Nahme aufgekommen? 4.
— Griechische, wer davon geschrieben. 5.
— einige Griechen stehn unter dem Pabste zu Rom. 19. *
— wie viel Kirchen sie haben zu Konstantinopel? 21.
Christi Kreuzigung von Alb. Dürer vortreflich gemalt. III. 425.
Christophel, ein Vogel. IV. 450.
Chrysobalanus Icaco s. Kakaopflaumen.
Chrysophyllum s. Kainitbaum.
Chymie, Beyträge des Herrn Oberbergr. Gerhard's dazu, rez. 336.
Cicero dessen Paradoxa an den Brutus, übersetzt. II. 529. 689. 737.

Cicho-

Couroucou s. Kuruku.
Crescentia Cujete s. Kalbaschbaum.
Creuz s. Kreuz.

D.

Dactyli s. Datteln.
Dacosta, dessen Conchiol. Britann. angezeigt. 287.
Damen in Japan, ihre Lebensart. 300.
— in Venedig, ihre Lebensart. III. 104. — ihre Liebeshändel. ib. 105. — ihre Tänze. ib. 107.
Damiate, wird erobert. II. 406. — eigentliche Zeit dieser Eroberung. ib. 407. f.
Danäe, mythologische Nachricht von derselben. II. 766.
Dankbarkeit eines türkischen Galeerensklaven. 333.
— kindliche, ein Beyspiel davon. II. 145.
— eines Löwen. IV. 43.
Danklied für eine geseegnete Ernte. IV. 284.
Darmsaiten, wie sie verfertigt werden. III. 202. — werden von Lämmergedärmen genommen. ib. 203. — zu einer Baßgeigensaite gehören 120. Därme ib. 204. — größter Kunstgriff dabey. ib 205. — Preis derselben. ib. 206.
Dattelkern s. Dattelstein.
Datteln, medizinischer Gebrauch derselben. 130.
Dattelsteine, vom Nutzen derselben. 129. f — ihre natürliche Beschaffenheit. 131. — ihre eingebildete medizinische Kräfte. 130. — werden zu Hemdeknöpfen verarbeitet. 131. — können zum Kaffee gebraucht werden. 133.
Daucus Carota L. verschiedne Arten derselben. III. 547.
Davis, seine Entdekkungen zur See. II. 380.
Debora und Borak's Triumphlied. 673.
Degeer, Nachricht von dessen übersetzten Insektenwerk. II. 318. — der 7. Band seiner Memoires rez. III. 79.
Delisle, Romé, dessen Karakter. II. 757.
Delor, dessen Kabinet zu Paris. ib. 673.
Delphin — } beschrieben. 551.
Delphinus Delphis L. } beschrieben. 551.
— *Orca* L. s. Granapus.
Demosthenes vertheidigt eine angeklagte Person glüklich IV. 380.
Dendrachate, ob wirklich Pflanzen darinn enthalten sind? 85.
Dendriten, überaus feine. 88. 89.
Denys s. St. Denys.
Dermestes s. Spekkäfer.
Deutsche, sollten nicht so viel nach Paris reisen. II. 410. f.

Driehoek de Guineesche s. Zwittermuschel.
Dromedarien III. 591.
Drossel die goldgekrönte. IV. 64.
Drukfehler im 2ten Jahrgange der Mannigf. angezeigt. III. 64.
Duell zu Versailles. IV. 475.
Dürer, Alb. Nachricht von ihm und seinen Werken. III. 423. — insonderheit Christi Kreuzigung. ib. 425.
Duldsamkeit, wie Kinder dazu anzuhalten sind. II. 602.
Durchfahrt im Norden, in das stille Meer, Versuche sie zu finden. II 378. f. 465. — Ellis behauptet eine solche Nordwestliche Durchfahrt. ib 472. — Gründe dagegen. ib. 474.
Dytiscus s. Wasserkäfer.

E.

E. M. R. ein Fräulein, Brief derselben. 762.
Ebbe und Fluth in den nordlichen Gewässern. II. 479. — im Ganges. ib. 774.
Echeneis Neucrates L. } s. Sauger.
— *Remora* L. }
Echinus s. Seeigel, Meerigel.
Echynorynchi, verschiedne Arten. III. 715.
Ekstädt, Herr von, dessen Beschreibung der Hohenholzischen Wirthschaft, rez. III 316.
Ecole Veterinaire s. Vieharzneyschule.
Ecureil à longue queüe s. Eichhörnchen, langgeschwänzt.
Edelsteine, Brükmanns Abhandl. davon, Beyträge dazu, rez. II. 48.
— im Königl. Kabinet zu Paris. II. 119. f.
— Bestimmung der Bestandtheile derselben, vom Herrn Achard, rez. III. 464.
Edmund findet seinen Sohn und Bruder wieder. III. 69. f.
Egel, Intestinalegel, neue Arten davon. ib 711.
Eggeling, hat das mantuanische Gefäß beschrieben. II. 211.
Egypten, schlechte Regierung daselbst. IV. 67. — Klima daselbst. ib. 70.
Egyptier, alte, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit den Zigeunern. IV. 8. 11. 12. 17. 21.
Ehebruch, bestrafter, schrekliches Exempel davon. 300. f.
Ehescheidung ist leicht in Kamtschatka. 397. — auch unter den Grönländern. 506. — ist erlaubt unter den Ostiaken. 532. — auch unter den Huronen. 535.
Ehrmann, F. L. dessen Beschreibung elektrischer Lampen, rez. IV 479.
Eichhörnchen, das langgeschwänzte. 187.

Digitized by Google

Empfindsamkeit bey Kindern. II. 599.
Empfindungen bey dem Grabe des Hrn. D. Martini, von Göze und Meineke. II 273.
Engel, Landvogt, dessen Streit mit Müller. II. 248. f.
— dessen Gründe gegen eine nordwestliche Durchfahrt. ib. 474.
Engelfisch s. Pamper.
Engelländer und Portugiesen haben zuerst gelehrt, den Zukker zu raffiniren. 146. — Versuche derselben zu Entdekkungen in Nordwest. II 465. ff.
— sind große Dichter, aber keine große Mahler. III. 498.
Ente, die buntschnäblige. 191.
— eine sonderbare Hühnerente. II. 169. f.
Enten, wie sie im Ganges gefangen werden. II. 781.
Entenschnabel mit der Figur eines Fisches bezeichnet. III. 664.
Enthusiasmus, ob er gut ist. III. 764.
Entomologie, Gözens Beyträge dazu, rez. 142.
Entomologia Erxlebiana, von Bergsträßer. 528.
Entschlüßungen am Neuen Jahrstage. III. 577. 582.
Epistel an Phöbe. II. 561.
— an Lottchen B... zu Q... III. 789.
Epitaphium s. Grabmal.
l'Eperon, eine Schnekke s. Sonnenhorn.
— sans ombilic s. Sonnenhorn, das kleine.
Eppich, Wassereppich. III. 549.
Erbsensteine s. Oolithen.
Erdarten, verschiedne. II. 42.
— wie sie durchs Mikroskop erscheinen. 71. 72.
Erdbeben, wie dessen Richtung zu bestimmen. II. 647.
Erdboden, dessen Oberfläche, nähere Betrachtung darüber. II. 241. 369. 465. — Größe derselben. ib. — Eintheilung. ib. 243. — Größe der alten Welt besonders. ib. Europa, Asia, Afrika und Amerika siehe unter diesen Buchstaben.
Erde, Nelkenerde. II. 187.
— aus derselben besteht der Mensch. III. 114.
Erdflöhe, ungewöhnliche Menge derselben. IV. 543.
Erd= und Himmelskugeln, Verfertigung derselben. IV. 435. f.
— die Dieboldischen, ihre Vorzüge und Preis. ib. 436. f.
Erdbeerpflanzen, über die Kultur der stets blühenden. IV. 690.
Erdschnekken, unterschiedne Gattungen derselben. 594.
— einige können nicht gut in eine andere Gegend versetzt werden. 595.
— was Rechts und Linksschnekken sind? 596.
— mit Silberpunkten. ib.
— welche eßbar sind. 597.

Erd=

Eselsfest. III. 282. f.
Eulen verursachen das sogenannte wütende Heer. IV. 494.
Europa, physikalisch geographische Nachricht davon. II. 245.
Exkommunikation s. Bann.
Exocoetus volitans L. s. Fisch, fliegender.
Eyd der Araber. III. 338.
Eydervogel in Island, s. Eidervogel.
Eydexen s. Eidexen.
Eydschwüre, irrige Lehre der Jesuiten davon. IV. 167. f.
Eyer, eßen die Einwohner in Loango nicht. 209.
— künstliche Ausbrütung derselben. IV. 9.
— der Schildkröten. 579.
— der Erdschneklen. 603.
— Polypeneyer. 707. 821.
— Sammlung derselben im Königl. Kabinette zu Paris. II. 122.
— des Pelekan's. II. 152.
— des Rohrsängers. IV. 325.
— des Rothkehlchens. ib 332.
— des Weißkehlchens. ib 452.
Ezel Caapsche, Holl. eine Konchylie. 124. *

F.

— F. dessen Fabel. III. 798.
F... dessen Gedicht: Lottchen bey Wilhelm's Grabe. III. 815.
— dessen Frühlings-Gespräch zweyer Liebenden. IV. 14.
— Ode und andere Gedichte desselben. ib. 26.
Fabeln. II 13. 32. 88. III. 191. 336. 798.
Fabius richtet die Schiffe des Antiochus mit List zu Grunde. IV 384.
Fadenwurm, dessen Schädlichkeit. 724.
Fächerpalme, beschrieben. III. 214.
Falco gentilis L. s. Falke.
— melanoleucas s. Falk, der schwarze und weiße.
— Sparverius L. s. Kukkubak.
Falk, der schwarze und weiße von Ceylon. 187.
Falk, Isländische. 169.
von Falkenstein, Graf, Anekdote von demselben. 517.
Faraonen s. Zigeuner.
Farben, Eydexen können sie verändern. 582.
Farnese, Alex. belagert Antwerpen. II. 481.
Fasciola, neue Arten von diesen Intestinalregeln. III. 711.
Faucci, Karl, will eine Pomona Toscana herausgeben. 591.
Faucon Pie, s. Falke, der schwarz und weiße.

Digitized by Google

Ficedula subfusca s. Brunellchen.
von Fichtel, Herr. dessen Nachricht von den Versteinerungen in Siebenbürgen, rez. IV. 347.
— dessen Geschichte des Steinsalzes, rez. ib. 426.
Fieber, wie sie von den Indian. Aerzten kurirt werden. 789.
le *Figuier* de Bengale. IV. 449.
— brun de St. Domingo. III. 802.
— grand, de Canada. IV. 138.
— cendré de St. Domingo. III. 809.
— de l'isle de Bourbon. III. 808.
— de Jamaique. IV. 248.
— de Pensylvanie. ib. 54.
Figuren, allerhand von einer steinartigen Materie zu machen. III. 419.
Filzlaus, Pediculus Pubis L. Aberglaube dabey. 726.
Findlingshaus zu Paris. IV. 357. — die Kinder daselbst werden wohl gehalten. ib.
Firniß, wie die Haut darauf wieder zu Firniß kann gemacht werden. 62.
— Zinnoberfirniß, Nachricht davon. 61. f. — Nutzen desselben, ib. — wie er zu bereiten. 62. — Preis und wo er zu bekommen. 64.
Firnißbaum, ist giftig. 347. III. 144. — schlimme Wirkung davon. 348. — schadet nicht jedermann. ib.
Fische, ihre Schuppen werden von den Blumenmachern gebraucht. 129.
— in Island. 172.
— in Afrika. 310.
— Seefische. 550. f.
— fliegende. 553. II. 132.
— ihre Feinde. 550. 740.
— 2 Indianische beschrieb. mit Kupf. 620.
— auf den Dänischen Karaib. Inseln, beschr. 657. ff.
— welche beyde Augen auf einer Seite haben. 661.
— große. 666. f. not.
— giftige. 667.
— Hexen und Teufelsfische. 685.
— Ursachen ihres Zuges. 705. f.
— Prof. Askanius, Abbildung ders. rezens. II. 79.
— verschiedne Synonymien einiger ders. ib.
— in dem Königl. Kabinet zu Paris. II. 132.
— im Arabischen Meerbusen. II. 152. 156.
— ob sie Geruch haben? II. 226. c)
— haben eine Urinblase. ib. 230. d)
— neue, von Forskål entdekte. ib. 156.

Digitized by Google

Fliegenfänger, gelbes Schwarzkehlchen. IV. 450.
Fliegenschnäpper, Pomeranzenfärbige. 191.
— grüner Indianischer. IV. 449.
— brauner s. Brunellchen.
— mit goldner Krone. IV. 55.
— mit goldnen Flügeln s. Gelbflügel.
Fliegenstecher s. Braunkehlchen.
— der schwarze s. Weißkehlchen.
Fliegentaschen, eine Pflanze. III. 252.
Fliegenvogel, brauner s. Braunkehlchen.
— Gelbbrüstiger s. Weißkehlchen.
Flöhe, ihre Generation. 727.
Flöhkraut, so wird der Giftrebenstrauch genannt. III. 143.
Flora Danica, 12ter Heft, rezens. 320.
Floßfedern der Fische. IV. 524.
Flügelschnekken, seltne. 128.
Fluth und Ebbe im Ganges. II. 774.
Fontaine s. Wasserkünste.
Forellen in Island. 162. — werden durch Gallmey verjagt. II. 226. c)
Forficula L. s. Ohrwurm.
Formey, Münze auf denselben. II. 111.
Formianus giebt dem Pompejus eine beißende Antwort. IV. 398.
Forskål, dessen Descriptiones Animal. rez. II. 149. — wie er seine Bemerkungen gesammelt? ib 150. — hat über 300 neue Arten Thiere bekannt gemacht. ib. 151.
Forstlexikon, rez. 366.
Forstmann's Unterricht von Uhren, rez. II. 704.
la Fosse, dessen Dictionaire d'Hippiatrique, rez. 607.
Foßilien, Hrn. Bruth's Syntagma davon, rez. 463.
Fox, dessen Reise nach Nordwest. II. 469.
Fräulein, Ermahnungen an ein junges Fräulein. 49.
— Gedicht eines adlichen Fräul. 91.
— Brief eines Fräul. 762.
Frage von Herrn von Rochow. III. 687.
Fragmente, die Wolfenbüttelschen sollen wiederlegt werden. II. 349.
Frankreich, Könige von, ihre in Wachs boßirte Bildniße. IV. 385.
— Gräber derselben. ib. 386. f.
— Lüstre ihres Hofs. ib. 474.
Franzosen, sind sich alle einander ähnlich. II. 101.
— Malpropreté derselben. II. 104.
— verschiedne Urtheile über diese Nation. ib. 409.

Früh=

Frühlingslied. 91. 157.
Frühlingssonne, ihre Wiederkunft von Göze beschrieben. 769.
— erinnert uns an die Größe und Herrlichkeit Gottes. 771.
— ihr belebender Einfluß auf die Thiere. 774.
Fuchs, Joh. Chr. dessen Nachricht von Potsdammschen Urnen. III. 3. 81. 450. 505.
Fuci s. Hummeln.
Fugle-Konge, Dän. Vogel s. der Läufer.
Füchse in Island. 167. f. — wie sie gefangen werden. 200. — nagen sich in der Gefangenschaft selbst die Beine ab. 201.
Fühlkraut, beschrieben. III. 244.
Fürsehung s. Vorsehung.
Fulgora L. s. Fliege, die leuchtende.
Fungiten, eine neue Art derselben. IV. 350.
Furcht, Wirkung derselben auf den Körper. II. 281.
Furia infernalis, dessen Schädlichkeit. 724.
Fußboden, vortreflicher in einer Kirche zu Paris. IV. 306.
Fußgestell zu Peter I. Bildsäule beschrieben. II. 313. — Schwürigkeiten bey dessen Fortbringung. ib. 315. — nähere Erläuterung darüber. ib. 609. f.

G.

G..... dessen paraphrasirte Sprüche der 7. Weisen aus Griechenland. II. 334. ff.
— dessen Macht einer Vaterthräne. IV. 508.
— dessen Rezens. von Müllers Zoologia Dan. III. 675. 705.
Gadus Callarias L. s. Dorsch.
— Lota L. s. Ruffolken.
— Mustela s. Aalruppe.
Gänse und Hühner zu mästen. II. 40.
Galeeren, Seegeschöpfe, s. Seelungen.
Galeerensklav, Dankbarkeit desselben. 333.
— der 101. Jahr auf der Galeere gelebt. II. 732.
Galle-Mouche s. Baumnachtigall.
Gallerie des Tableaux in Paris. III. 355. f.
Gallinula Phoenicurus s. Wasserhuhn, das rothschwänzige.
Gammacule, eine Phaläne, in ungeheurer Menge. IV. 334.
Ganges, Nachricht von diesem Flusse. II 773.
— Meerbusen bey dessen Ausfluß. ib. 776.
— sein Wasser wird vor heilig gehalten. ib. 777.
Garten, botanischer zu Straßburg. II. 35.
— — zu Paris. III. 521.
— Türkische Garten. II. 205.
Gartenlied. II. 190.

ein General, einige Anekdoten von demselben. 268.
Gennebach, Vitriolwasser daselbst. IV. 159.
Genugsamkeit, die ländliche beschrieben. 454.
Geographie, der Alten. II. 254.
Gerhard, D. Carl Abrah. dessen Beyträge zur Chymie und Geschichte des Mineralreichs. II. Theil rez. 336.
Gerhard, Balthas. Meuchelmörder des Prinzen von Oranien. II. 491. — seine Hartnäkkigkeit. ib. 492. f.
Gesang, Griechischer. III. 757.
Gesangbuch der lutherschen Gemeinde zu Paris. IV. 185.
Geschichte, einer ungehorsamen Tochter. 465. ff.
— der Fächer. II. 14.
— allgemeine der Natur in alphab. Ordnung 4ter Band vom Hrn. D. Martini, rez. II. 94. f.
— einer vernünftigen Frau. ib. 289.
— eines alten Sklaven in Tunis. III. 66.
— der jüdischen Religion von Hrn. Büsching, rez. III. 128.
— eine alltägliche. ib. 440.
— tragische des Herrn von St. Germain. IV. 65.
— des Herrn Borel du Bourg. ib 77.
— des Steinsalzes vom Hrn. von Fichtel, rez. IV. 426.
Geschlecht, männl. u. weibl. Verhältniß bey demselben. IV 538.
Gesellschaft, ökonomische, in Philadelphia, ihre Betrachtungen über die Kornwürmer. 473. f.
— Naturforschender Freunde in Berlin, ihre Schriften 3ter Band, rez. 509. — 4ter Band. III. 253. — neue Mitglieder derselben. 509. — von ihrer Bibliothek und Naturaliensammlung. 512. — ertheilt einen Preis dem Hrn. D. Camper. II. 384. — stiftet einen neuen Preis. ib. 719.
Gesetze, fremde, in Frankreich. III. 96.
Gesichte s. Erscheinung.
Gespensterpferd s. Agama.
Gesttenschläger s. Braunkehlchen.
Gesundbrunnen zu O... Schreiben eines Arzts davon. III. 103.
— Versuche über dieses Wasser. ib. 199.
Getreyde, wächst nicht auf den Karaibischen Inseln. II. 390. f.
Gewächse, giftige. 345. f.
— werden durch Versetzung in andre Gegenden verändert. 486.
Gewissen, Empfindungen der Heyden davon. 234.
— Exempel eines über ungerechtes Gut beunruhigten. II 801. f.
Gewitter den 10ten August. 1777. Gedicht darauf. 379.
— wie dieselben zu beobachten. IV 295. 375.
Gewohnheit, erleichtert die Wiederwärtigkeiten. III. 139.
Gewürze Ostindische, Nachricht davon. III. 369. 647.

Gobelin's, Tapetenmanufaktur. IV. 33. f.
Götzenbild in Japan. 293.
Göze, Joh. A. Ephr. dessen entomologische Beyträge 1r Theil, rez. 142. f.
— dessen Erläuterung über die Raupenaugen. 273.
— dessen Anzeigen. 707. ff.
— hat Polypeneyer beobachtet. 708.
— Empfindungen bey der Wiederkunft der Frühlingssonne. 769. f.
— von einer besondern Art Chermes. 817.
— Uebersetzung aus Sonnerat von d. blauen Fliegen. II. 3.
— dessen Gartenlied. II. 190.
— Empfindungen bey dem Grabe des Hrn. D. Martini. II. 273.
— Nachricht von seiner Uebersetzung des Degeerschen Insektenwerks. II. 318.
— dessen Nachtrag zur Naturgeschichte des Kuffolken. II. 423.
— von den Tänien in den Schnepfen. ib. 541.
— Anzeige von einer Verbesserung des Hofmannischen Mikroskops. III. 238.
— vom Scirocco Winde. II. 344.
— von seiner Lebensbeschr. des Hrn. D. Martini. II. 637. III. 704.
— von Entstehung des Schimmels. II. 670.
— dessen Rezens. vom 7. Bande der Degeerschen Memoires &c. III 79.
— verschiedne Anzeigen desselben. ib. 127.
— Nachricht von den rothen Bläsgen an den Stubenfliegen. III 287.
— Anfrage, wegen des Schwamms in Häusern. III. 336.
Gold, wird durchs Quecksilber weiß. 783.
— gediegenes. II. 120.
— in Weintrauben, ist eine Fabel. IV. 368.
Goldfisch, Dorade, beschrieben. 555.
Gold Finch, Engl. Vogel, IV. 199.
Goldhähnlein, beschrieb. IV. 460. — Synonymen desselben ib. m. — wägt kaum ½ Qventgen. ib. 461. — ob er ein Zugvogel sey? ib und not o — sein Nest. ib. 462. merkwürdige Spielart desselben. ib. f.
Goldhunde, *Chakal*, verzehren oft die Leichen in Bengalen. 786.
— nähere Beschreibung derselben. II 779.
Goldkäfer, thut Schaden an Gewächsen. 744.
Goldkamm s. Amphitrite.
Goldmacherey, Urtheil davon. 335.
Goldminern, in Siebenbürgen. IV. 367. f.
das Goldstük, eine Fabel. III. 191.
Goldwäscherey der Zigeuner. IV. 18.

Grasmükke, kleine braungelbe. Mot. Salicaria. IV. 322.
— bunte Bengalische. ib. 449.
Grasschlange. III. 644.
Graun Ode auf seinen Tod. 363.
Graunakken, Vogel in Island. 204.
Green-Wren, (Engl.) Vogel, s. der Läufer.
Grenadill, eine Art Paßionsblume. III. 248.
la Grève, Platz zur Hinrichtung, in Paris. IV. 179.
Griechen, die alten gebrauchten Hönig anstatt des Zukkers. 145.
— — ihnen ist der Wein nützlich gewesen. III. 386.
Grillen s. Heimen.
Grimpereau noir et blanc, s. Grasmükke, schwarz und weißbunte.
Grisato, Ital. s. Binsennachtigall.
Grönländer, ihre Heyrathsgebräuche. 505. f.
— eine Probe ihrer Versart. 779.
Grönland, glüklicher Wallfischfang der Dänen daselbst. 701. f.
— wenn ehe es entdekt worden. II. 373.
Grönlandsfahrer, Schiksal eines solchen. 703.
Größe, die wahre, ein Gedicht. 182.
Gronov, L. Th. Nachricht von dessen Museum. II. 429.
Großelier von, dessen Reise. II. 470. f.
Grundbirnen s. Ertoffeln.
Grundeis im Rheinstrome. III. 595.
Gryllotalpa s. Maulwurfsgrille.
Gryllus gregarius s. Heuschrekken.
Gryphiten von ungewöhnlicher Größe. IV. 349.
Guajacum s. Franzosenholz.
Guepe-Ichneumon s. Fliege, die blaue.
Guiavebaum. II. 503.
Guineawurm beschrieben. II. 257.
Guira perea, Guaca-beraba eine Bachstelze. III. 802.
Gulspink, dänisch, die gelbe Bachstelze. IV. 57.
Gummi vom Firnißbaum, wird zum Lakkiren gebraucht. 350.
Gut, was ein wahres Gut sey? II. 531.
Gutes, dessen Uebergewicht über das Böse. III. 138.
Guttus, ein antikes Opfergefäß. II 217.

H.

H. Buchstabe, ob derselbe füglich aus deutschen Wörtern wegzulassen? III. 628. f.
H.... dessen moralische Anmerkungen. II. 605.
— dessen Bitte an die Naturforscher. II. 687.
— dessen Nachricht von Ungeheuern. ib. 253. 481. III. 280.
— dessen Beschreibung der Persischen Tobaksmaschine. III. 305. f.

Digitized by Google

Hayfisch, kann Menschen verschlingen. 552. — sein Begleiter. ib — sein Feind. 553.
Hedge Sparrow, Engl. s. Baumnachtigall.
Heer, das wütende, natürlich erklärt. IV. 492. — kommt von Nachtvögeln und Eulen her. ib. 494.
Heimen, Grillen. 806. f.
Heinrich, Prinz von Preußen, Münze auf demselben. II. 111.
— der IV König von Frankr. schön in Wachs boßirt. II. 554.
— der III wird in den Venetian. Adel aufgenommen. III. 50.
Hekkenschmätzer, Hekkenspringer, Hekkenvogel, Hekkenwenzel, Hekkenwitwe, Vogel. III. 811. — verschiedene Arten desselben. ib 812.
St. Helenenfeuer, was es ist? 548. b)
Heliciten in Siebenbürgen. IV. 351.
Helix arocolla, eine Konchyl. 127. 128. **)
Hemdekknöpfe von Dattelsteinen. 131.
Herbaria s. Kräuterbücher.
d'*Herbigny* s. Favart, Abt.
Heringe, haben oft viel Bandwürmer bey sich. 740.
Herrmann, Prof. dessen Natural. Kabinet. II. 34.
Herz, Güte desselben, ist wahre Größe. 153.
Heß, neue Erklärung über die Quadratur des Zirkels. 109. f.
Heuschrekken, große in Afrika. 293.
— Zugheuschrekke, Schaden, den sie thun. 758.
— werden gegessen. II 157.
Hexen, gutes Mittel dagegen. 163.
Hexelmühle. III 304.
Heyrathen, frühzeitige. 299. 532.
Heyrathsgebräuche fremder Völker. 281. 365. 394. 505. 519. 529.
— in Korea. 281. — bey den Tartarn. ib. f. — in Tibet. 282. — unter den Bucharen. ib. — in Japan. 297. — in Pensylvanien. 365. — in Kamtschatka. 394. — in Grönland. 505. — in Lappland. 519. — in Sibirien. 529. — der Ostiaken. 531. — der Wilden in Nordamerika. 533.
Hibou de Ceylon s. Horneule, kleine Indianische.
Hibiscus esculentus s. Gingambo.
Hilaria, Brief an dieselbe. 385.
Himmelskörper, ihre Menge. II. 708.
Himmels- und Erd-Kugeln, Verfertigung derselben. IV. 434. f. — Preis derselben. ib. 438.
Hiob, was in diesem Buche durch das Einhorn verstanden wird. III 258.
Hippomane Mancinella s. Manschinellbaum.
Hippopotamus, ein Fötus desselben beschrieben. II. 129. 130.

terscheiden. III. 668. — weibliche, trägt ohne Befruchtung keinen fruchtbaren Samen. ib. 669.
Horazens Oden übersetzt, aus dem 3ten Buche die 16te. II. 764. — aus dem 2ten B. die 10te. III. 28. — aus dem 3ten B. die 30te. ib. 29. — aus dem 1sten Buch die 4te ib. 75. — aus dem 1ten Buch, die 22te. ib. 77. — aus dem 3ten Buch die elfte. III. 697.
Horn, sonderbares. II. 681.
Hornerz, Lommers Abhandl. davon. rez. 572.
— Beschaffenheit und Gehalt desselben. ib. f.
Horneule, die kleine Indianische. 188.
Horn-Owl, Engl. s. eben diese Horneule.
Hornpatelle, beschrieben und abgebildet. 410. f.
Hornvieh in Island. 166.
Hospital, großes zu Hougly in Bengalen. II. 771.
— zu Paris. IV. 357.
Hotel de Suede zu Paris. IV. 185.
— de Chirurgie, das. ib. 225.
— des Invalides. ib. 305.
— de Dieu. ib. 357.
— de la Charité. ib. 359.
Hougly, nähere Beschreib. dieses Orts in Bengalen. II. 770.
Huban-Rockeka, Zingalefisch, s. Doppelsporn.
Hudson, dessen erste Reise nach Nordwest. II. 465. f.
Huhn, D. Joh. Christ. Auszug aus einer Disputation desselben. 785. f.
— dessen Nachrichten von Bengalen. II. 769.
von Hübsch, des Hrn. Baron, dessen Maschine, die Ameisen zu vertreiben, Beschreibung davon rez. 557.
— dessen sämmtliche Werke angekündigt. 558.
Hühner und Gänse zu mästen. II. 40.
— künstliche Ausbrütung derselben. IV. 9.
Hühnerente, sonderbare. II. 169. f.
Hummeln, bilden einen monarchischen Staat. 731.
Hund, der wilde, in Afrika. 306.
— monströser. II. 677.
— Grabschrift auf einen Windhund. III. 192.
Hunde, in Island. 167.
— die nicht bellen. 290.
— auf den Karaibischen Inseln, werden nicht toll. 563.
— den Biß toller Hunde zu kuriren. 790.
— stehn in Paris in großer Achtung. II. 70. IV. 477.
— werden von Bienen getödtet. III. 446.
— Verbot, Hunde zu halten. IV. 478.
Hundsfisch, der bunte. 191. — beschrieben, mit Kupf. 620.

Hura

J.

Indigo, Bereitung desselben ist der Gesundheit schädlich. III. 212.
Infusionen von allerley Vegetabilien. III. 433.
Infusionsthierchen, etwas davon. 542. 710. — mehr dergleichen angezeigt, nebst Abbild. III. 433. f.
Ingwer, beschrieben. II. 669.
Inkrustationen durchs Mikroskop betrachtet. 83.
Inokulation der Blattern in Bengalen. 790.
Inquisitionsverhör zweyer Pfarrherren. III. 599.
Insekten, alle verwandeln sich. 274.
— Bergsträßers Beschreib. der Hanauischen, angezeigt. 400.
— einige merkwürdige. 542.
— so den Hausenfisch stark plagen 706.
— Schädlichkeit derselben. 721. 737. 753.
— die in Gedärmen oder Fleische Schaden thun. 721. f.
— die nur die Haut beschädigen. 725.
— die durch unvorsichtigen Gebrauch schädlich werden. 734.
— oder mittelbarer Weise. 737.
— auf den Karaibischen Inseln. 801. II. 49.
— im Königl. Kabinet zu Paris. II. 125.
— welche Forskål beschrieben. II. 157.
— Insektenwerk des Herrn Degeer s. Degeer.
Inseln, die Karaibischen Dänischen, Nachricht davon 545. 577. 657. 801.
— säugende Thiere daselbst. 561.
— Vögel. 565. f.
— Amphibien. 557. f.
— Fische. 657. f.
— Insekten. 801. II. 49.
— Würmer und Schalthiere. II. 257. ff. 385.
— Pflanzen daselbst. II. 390. 497. 657. III. 17. 212. 242. 268.
— Mineralien daselbst. III. 270. f.
— die Molukkischen, vom Gewürzbau daselbst. III. 372.
Institut zur Beobachtung der Witterung s. Witterung.
Instrumente, zu meteorologischen Beobachtungen im Baadenschen. IV 370. f.
Jökkeln, Isländische Eisberge. 177. 225.
Johann konnte nicht leben. III. 440.
Joseph II. s. v. Falkenstein, Graf.
Journal, lithologisches v. Hrn. Diak. Schröter, 4. B. rez. 622.
Irlm, gelber Vogel. IV 57.
Irokéer, ihre Heyrathsgebräuche. 533.
Isis. Dienst dieser Göttin zu Rom. IV. 22.
— von ihren Priestern und Priesterinnen. ib. f.
Isle de France, allgemeine Nachricht davon. II. 62.
Island, Süder Island, Merkwürdigkeiten daselbst. 161. f.

K.

Kaffe, Nachkünstlung desselben. ib.
— aus gebrannten Dattelsteinen. 133.
— wie viel Arbeit dieser Trank verursacht. IV. 151.
Kaffebäume. II. 498. III. 399. f.
Kaffeinfusion, Thierchen darinn. III. 436. f.
Kainitbaum. II. 499.
Kakaobaum. II. 507. — Kakaopflaumen. ib. 504.
Kakerlak, beschrieben. 804.
— Schaden, den sie thun. 805.
— ihre Feinde. ib.
— der Amerikanische beschrieb. und abgebildet. II. 3. 4.
— ist ein sehr beschwerlich Insekt. ib. 5.
— wird von der blauen Fliege angegriffen. ib. 6.
— und getödtet. ib. 7.
Kaketes, eine Art Eydexen beschrieb. 581.
— fangen Insekten. 582.
— häuten sich. ib.
— Grundkaketes beschrieb. 583.
Kakongo, fremde Thiere daselbst. 289.
Kalender, eine Kornmotte. 473. 485. s. a. Kornmotte.
Kalbaschbaum. III. 23.
Kalandel, Pensylvanischer s. Ringelkönig.
Kalender, meteorologischer. II. 644.
— Garten-Kalender von den Dänisch. Karaib. Inseln. III. 268. f.
Kalk, Webers Lehre davon. II. 285.
— wie er auf den Karaibischen Inseln gebrennt wird. III. 271.
Kalkberg, ohnweit Paris. IV. 388.
Kameel, sein Maul ist seiner Nahrung gemäß eingerichtet. II. 151.
— verschiedne Nachrichten von demselben III. 590. f.
Kaminfeuer, ein wohlfeiles. 702.
Kammertuchshaube, Nautil. papyraceus. 123.
Kamtschatka, Größe dieser Halbinsel. 394.
— Heyrathsgebräuche in diesem Lande. ib. f.
— dasige Witwen bekommen selten Männer. 397.
Kanaan, Klima daselbst. III. 500.
Kaneelbaum, zweyerley Arten desselben. III. 22.
Kaninchen, Begattung desselben mit einem Huhne. IV. 543.
Kapok, eine Baumwollenart. II. 784.
Karabatbaum s. Wunderbaum.
Karaffa, Graf, listiger Streich desselben. II. 805.
Karaktere. 173. f.
Karakter des Labans. 148.
— der Indier. III. 339.
— des Nadir-Schach. ib. 341.
— der Menschen, Einfluß des Klima darauf. III. 411.
Karak-

gitized by Google

Kinder, man muß sich nach ihrer Faßlichkeit richten. II. 456.
— Bücher für dieselben. ib. 459.
— wie der Unterricht in der Religion einzurichten. ib 517.
— verstehen nicht immer, was sie zu verstehen scheinen. ib. 524.
— was bey der Sittenlehre für sie zu vermeiden. ib. 593.
— wie sie zur Duldsamkeit zu gewöhnen? ib. 602.
— was von ihren Komplimenten zu halten. ib. 603.
— ob es gut sey, sie zu wiegen? II. 808.
— frühzeitig kluge. III. 473.
Kindermord, Bethlehemitischer, vortrefliches Gemälde davon. III. 358.
Kinderzucht, Exempel einer guten. 650. s. a. Erziehung.
— schlechte in Paris. II. 100.
Kirchbaum, hat schöne Blüten und Blätter. III. 21.
Kirche, zu Antiochia, wie sie gestiftet worden. 4.
— Griechische, geistl. Würden derselben. 6.
— Patriarchal- zu Konstantinopel. 20. 21.
— wie viel die Griechen zu Konstantinopel haben? 21.
Kirchen zu Paris. IV. 226. — der Abtey St. Germain. ib. 178.
— der Invaliden. ib. 306.
Kircher, dessen Museum. 1r Theil, rez. 271.
Kirchthürmer, Blitzableiter an denselben. III. 570.
Kirschen, welche viermal blühen. II 503.
Kitt, der dem Federviehe schädlich ist. 781.
Klage der Liebe, ein Gedicht. 330.
Kleemann schreibt den Raupen Augen zu. 29. 30. — Einwendungen dagegen. ib.
Kleidung der venetianischen Nobili. III. 100. — ihrer Damen. ib. 278. f.
— Griechische. III. 756. f.
Klima, Abhandlung davon. III. 401. 465. 497.
— Helvetius verwirft den Einfluß desselben auf den Menschen. ib. 402.
— kann unter einerley Breite doch verschieden seyn. ib. 404.
— wirkt auf Pflanzen und thierische Körper. ib. 408.
— auf menschliche Körper. ib. 409.
— auch mittelbar auf die Seele. ib. 411.
— des attischen Gebiets. ib. 413.
— hat Einfluß auf den Nationalkarakter. ib. 465. f.
— das temperirte, das beste. ib. 470.
— äußert sogar seine Wirkung auf die Erfindungen. ib. 473.
— auf die Sprache. ib. 476.
— auf die Staatsverfassung. ib. 477.
— nicht aber auf die Religion. ib. 480.
— verändert sich mit der Zeit. ib. 499.

Digitized by Google

Klima im gelobten Lande. ib. 500.
— hat auch bey den Wandrungen der Völker seine Wirkung bewiesen. ib. 504.
Klinkers Reisen, empfohlen. II. 145. *)
Klopstok, über dessen Orthographie. III. 606.
Klosterfräulein, Klosternonne, Vogel s. Akkermännchen.
Klosterwenzel, Vogel. IV. 142. — von dem Neste desselben. ib. 144. m) 193.
Knoblauch, Heilkräfte desselben. II. 580.
Knochen, werden in den warmen Quellen Islands weich. 179.
— nehmen eine Farbe von der Art der Nahrung an. II. 130.
Knopf, knöcherner, in einer Urne gefunden. III. 505.
Knotenbund, eine Schnekke, beschrieben. 438.
Kobaltblüte, durchs Mikroskop betrachtet. 77.
Kobaltminern, von Kloster Gengenbach im Elsaß. II. 42.
Köhler, Prof. dessen Nachricht vom venetianischen Adel. III. 49.
König, D. von Verbrennung der Todten in Malabaren. 641. ff.
König, ein Vogel, s. Zaunkönig.
Konige von Frankreich, ihre in Wachs boßirte Bildnisse. IV. 385. — ihre Gräber. ib. 386.
Königlein, das gekrönte s. Goldhähnlein.
Königsberg, Armenschule daselbst. III. 737. — es wird dabey ein besondrer Gottesdienst angerichtet. ib. 740.
— Pest daselbst im Jahr 1709. ib. 745.
Königsfisch. 664.
Königsmord, wird von den Jesuiten gebilliget. IV. 166.
Körper, menschlicher, künstlicher in Wachs boßirt. II. 549. f.
— Einfluß des Klima auf selbigen. III. 410.
— warum einige im Wasser schwimmen oder sinken. IV. 526. f.
— menschlicher, wie ihn die Maler abmessen. IV. 538.
— Höhe desselben nach verschiednem Alter. ib. 539.
— Gewicht desselben. ib. 540.
Koffe s. Kaffe.
Kohlendampf, Beyspiel der Tödtlichkeit desselben. IV. 174.
Kohlrabi. III. 556.
Kokosblätter und Blüten. II. 115.
— bäume. ib. 665. f.
— nüsse. ib. 667. — vielfältiger Gebrauch derselben. ib. 668.
Kalzinelle auf den Karaibischen Inseln. 802.
Kolibri, der deutsche s. Goldhähnlein.
— auf den dänischen Karaib. Inseln, beschrieben. 567.
Kollegium, theologisches zu Paris. III. 618.
— Friedericianum zu Königsberg. ib. 737.
Kollini s. Collini.
Kolonien, neue in Schlesien. III. 314.

Digitized by Google

Kolumbus, entdekt Amerika. II. 374.
Komba s. Stachelschwein.
Kometen, wofür sie gehalten werden? III. 324. not.
Komödie, Italienische. ib 117.
Komödienhaus zu Paris. IV. 116.
Kompaß, sehr ungewiß auf den Eisbergen in Island. 226. f.
— merkwürdige Revolution desselben. III. 671.
Komplimente, ob Kinder dazu anzuhalten? II. 603.
Komuti, Indian. Volk, wie sie ihre Todten verbrennen. 641. f.
Konchylien, merkwürdige, angezeigt. 123. s. a. Schnekken.
— Preis einiger. 126.
— seltene, Nachricht davon, mit Kupf. 401. 417. 433.
— im Königl. Kabinet zu Paris. II. 121.
— auf den Karaibischen Inseln. ib. 262. 385.
— sehr große. ib. 264.
— bey Mr. Aublet. ib. 790.
der Konchyliensammler, eine Fabel. II. 78.
Konchylienwerk, des Hrn. D Martini, 3ter Band, rez. 285.
— wie viel davon noch herauskommen werden. 286. 399. — Nachricht von der Fortsetzung desselben durch den Hrn. Pr. Chemnitz. III. 526.
— Nachricht von einer Engl. Conchyliologie. 287.
— Herrn Duchesne Abbildungen der Geoffroischen Konchyl. angezeigt. 399.
Konger, ein Meeraal. 658.
Konstantinopel, Nachricht von dem Patriarchat daselbst, mit einem Kupfer. 3.
— wie viel griechische Kirchen daselbst sind? 21.
Kopaivabaum, *Copaifera*. III. 21.
Kopf des Apollo, eine Schnekke s. Sonnenhorn.
Koppelwirthschaft, Fragen über dieselbe. 78.
Korallarten im Königl. Kabinet zu Paris. II. 127. f.
— noch andre. ib. 680.
Korallen, ungeheure Menge im arabischen Meerbusen. II. 160.
— Eintheilung derselben. ib. 388.
— eine Art Samen. III. 27.
Korallinen, wer davon geschrieben. 86.
— versteinerte. 87. 88.
Koran, sehr schöner. III. 292.
Korea, Heyrathsgebräuche daselbst. 281.
Kornbek, hat einen Zinnoberfirniß erfunden. 61.
Kornmotte, Kornschabe, Phal. Tinea Granella L. Beobachtungen darüber. 473. — richten viel Schaden an. ib. 474. — nähere Beschreib. derselben. 475. — können harte Winter nicht aus-

Kuh, bringt in zwey Jahren 5 Kälber. ib. 663.
Kuhstelze, Vogl. IV. 57.
Küchengewächse, nähere Bestimmung einiger. III. 545. f.
Küchlein, Grad der Wärme zu ihrer Entwikkelung. 477.
Künstler im Balanziren. II. 84.
Kuipers-boor, eine Konchyl. s. Böttchersbohrer.
Kukelo, ein Tausendbein. II. 57.
Kukkuk, der rothköpfige. 188.
— der Afrikanische, sein Gesang. 292.
— läßt auch vom Rothkehlchen seine Junge ausbrüten. IV. 332. — ob auch vom Zaunkönige? ib. 458.
Kukkubak, ein Raubvogel. 566.
Kukkuksamme s. Grasmükke, die gemeine.
Kuli Chan s. Thamas Kuli Chan.
Kunigunde von Isenberg, Maitreße Albrechts des Ausgearteten. III. 9.
Kunkertjen s. Kolibri.
Kunstsachen, antike. II. 211. f.
— anatomische. ib 549. f.
Kunstwerke in einer Kirche. IV. 226. f.
Kupfererze im Königl. Kabinet zu Paris. II. 118. 119.
Kupferglanz, der Magellanische, eine Schnekke, beschrieb. und abgebildet. 408.
Kupferstiche, illuminirte auf Glas zu tragen. 134.
— — von Naturalien. III 31.
— zu Paris. III. 362. — das Königl. Kabinet davon. ib. 363.
— dieselben genauer beschrieben. ib. 420.
— wie sie zum Verkauf zubereitet werden. ib. 428.
Kurkur, Fisch s. Blaukopf.
Kuruku, der bandirte, Vogel. 188.
die Kutschpferde, eine Fabel. III. 798.

L.

v. L. g. v. B. zwey Gedichte derselben. 715.
L. F. L. dessen Anmerkungen über Witterungsbeobachtungen. IV. 173.
Laban, Karakter desselben. 148.
Labrus Zeylanicus s. Lippfisch.
Lacerta Calotes? s. Kakeres.
Lacerta Iguana s. Leguanen.
Lachse, wie sie in Island gefangen werden? 177. 213.
— werden von den Pelikanen getödtet. 205.
— Besonderheiten dieser Fische. III 542.
— wie sie in Irland gefangen werden. ib.

Digitized by Google

Laura, an Theages. 337. 358. an Strato. 354. 371.
Laurus Persica s. Avogatobaum.
Laus, kommt nicht gleich in der Vollkommenheit aus dem Eye. 274.
— ob Leib und Kopfläuse einerley sind? 726.
— Läuse der Neger, nehmen ihre Farbe an. 814.
— — der Nelken. II. 185.
— — und Flöhe giebts nicht unter der Linie und bey den Polen. IV 535.
— Fischläuse s. Kiefenwürmer.
— s. a. Filzlaus, Rietlaus.
Lavandiere, Vogl. s. Akkermännchen.
Lavandula Spica L. } III. 554.
Lavendel — }
Laxiernüsse, Spitznüsse, Jatropha Curcas: beschrieb. III. 212.
Lazarus, ein Drama, Nachricht davon. II. 428.
Leben, wird durch den Tod andrer unterhalten. 27.
— Nutzen eines Gottesfürchtigen. 423.
— der Menschen, eine Allegorie. IV. 97.
Lebensbeschreibung des D Lysius. III. 721. 737.
Leguanen, große Eydexen. 580. — weitere Beschreibung derselben. 581.
Lehren, irrige der Jesuiten. IV 172.
Lehrer, ihre Fehler müssen der Jugend unbekannt bleiben. II. 453.
Leichenzeremonien unter den Komuti's in Malabar. 642.
— verschiedne Arten, sie zu beschikken. III. 459.
— Verbrennung derselben s. Todte.
Leim, von den Ueberbleibseln des Wallfisches. 695.
Leopard in Arabien, ist eben nicht zu fürchten. II. 152.
Lepas Bronze s. Napfschnekke, der Kupferglanz.
— chambré s. — — mit Kammern.
— petit transparent s. Glaspatelle.
— Musculo-Lepas, le, Lepas Moule, Lep. Magellanique-papyrace s. Nachen, der Magellanische.
Lernaea s. Kiefenwurm.
Leuchten des Meerwassers, woher es komme? II. 158.
— einiger Würmer. ib 159.
Leviathan, ob darunter die Meerschlange zu verstehen? II. 359.
Lexikon, Forst-Fisch- und Jagd-Lexikon, rez. 366. s. auch *Dictionaire*.
— botanisches, Onomatol. botan. compl. Urtheil davon. 367.
— der Naturgeschichte Onomat. Histor. natur. compl. Urtheil davon. ib.
— Konchyliologisches des Abts Favart, rez. 413.
— Naturlexikon des Hrn. D. Martini 4r Band, rez. II. 94.
— französisches des Roux in Jena, angekündigt. II. 767.
Lichte, von Zimmtwachse. III. 650.

Digitized by Google

Lüder, F. H. H. nähere Bestimmung einiger Küchengewächse III. 545. f.
Lüneville, Nachricht von dieser Stadt. II. 59.
Lukas von Leyden, dessen Gemälde. III. 422.
Lunaria, Pflanze f. Fette Henne.
Lungenprobe, was davon zu halten? IV. 286. f.
Luscinia f. Nachtigall.
— candida f. Nachtigall, die weiße.
— salicaria f. Rohrsänger.
Lusciniola f. Binsennachtigall.
Lustspiele f. Komödie.
Luther, D. Martin seine Schriften in einer Bibliothek zu Paris. III. 175.
— dessen rühmliches Urtheil von der Musik. IV. 488.
Luxus, muß nicht zu weit getrieben werden. II. 25.
— geht zu Straßburg sehr weit. II. 44. f.
Lysius, D. Heinr. dessen Lebensbeschreibung. III. 721. 737.
— seine akademischen Studia. ib. 722.
— besucht die sogenannten Pietisten. ib. 724.
— die ihm geschehene Erscheinungen. ib. 726. 730.
— heyrathet. ib. 732.
— sein Beruf zum Predigtamte. ib. 733.
— wird Doktor der Theologie. ib. 736.
— Vorsteher der Armenschule in Königsberg. ib. 738.
— hat viel Unruhen deswegen. ib. 739.
— richtet einen Privat-Gottesdienst an. ib. 740.
— ihm wird viel Ehre erwiesen. ib. 745.
— seine guten Anstalten in der Pest. 746.
— verschiedne ihm mitgetheilte Würden. ib. 747. 749.
— verbessert die Schulen in Litthauen. ib. 748.
— sein Karakter. ib. 750.
Luzernarie f. Lucernaria.

M.

M..... dessen übersetzte Paradoxa des Cicero. II. 529.
M..... (D. Martini) dessen Rezens. von Gözens Beyträgen zur Entomologie 142.
— dessen Rez. von Collini Tagebuch seiner Reise. 143.
— vom 5ten Bande der Büffonschen Thiergeschichte. 176.
— dessen Beschreibnng des Doppelsporns. 211. f.
— dessen Rez. seines Naturlex. III. Bandes, 2. Abtheil. 220. f.
— dessen Rez. vom 10ten St. des Naturforschers. 221.
— von Gleditschens Pflanzengeschichte. 240.
— Nachricht von des da Kosta Conchologie. 287.

M....e, dessen Elegie an den May. IV. 93.
M. S. dessen Nachricht von einer Hühnerernde. II. 169.
a Machin, Rob. entführt die d'Arset. II. 194. — entdekt Madera. ib. — stirbt. ib. 195.
die Macht einer frommen Vaterthräne. IV. 508.
Macis, Muskatenblüte. III. 378.
Madenfresser, ein Vogel. 566.
Madera, Entdekkung dieser Insel. II. 193. f. — Schwürigkeiten dabey. ib. 198. — wird von Gonsalvo in Besiz genommen. ib. 200. — Ursprung ihres Namens. ib. 201.
Maderaholz. II 749.
Madoc, ob er nach Amerika gesegelt? II. 373.
Mädgen von 18 Jahren, die noch nie ihre periodische Reinigung gehabt. IV. 175.
— erstikt vom Kohlendampfe. ib.
Mährgen, gute, sind den Kindern nicht ganz zu entziehen. 719.
Mäßigung im Glük und Unglük. III. 129.
Mäuse in Island. 201.
— sonderbare Prozeßion derselben. II 11. f.
Magazin der Wissenschaften, Göttingisches, Nachricht davon. III 384.
Magellan, Ferd. thut die erste Reise um die Welt. II. 375.
Magis s. Mayz.
Magnet, verursacht Zukkungen. 629. f.
Magnetismus animalis Herrn Mesmers. 629. — kann auf andre Körper fortgepflanzt werden. 631. — wirkt auf 10 Schritt weit. 632.
Magnetkur, Schreiben Herrn Mesmers davon. 617. 629. theoretische Ursach dieser Wirkung. 633.
Magnetnadel s. Kompaß.
— von ihrem Gebrauch zum Feldmessen. II. 367.
Mahagonyholz beschrieben. II. 748.
Mahler s. Maler.
Mais, Maiz, vor den Kornmotten zu bewahren. 473. f.
Makaß heißt das ausgepreßte Zukkerrohrstroh. II. 396.
Makrele, Spanische, beschrieben. 664.
Mal de Paris, Nachricht von dieser Krankheit. III. 156.
Malabar, Verbrennung der Todten daselbst. 641. ff.
Malacca, Klima daselbst. III. 405.
Maler, Florentinische. III. 420.
— Holländische. ib. 422.
— Deutsche. ib. 423.
der Maler und die Farben, eine Fabel. II. 89.
Malereyen s. Gemälde.
— auf den gewürkten Tapeten der Gobelins. IV. 35.

Maloy=

by Google

Mar=

Mine-

Mota-

Müllers, Kollegienraths in Moskau, Streit mit den Hrn. Landvogt Engel. II. 248. f.
Münzen, ob dergl in Urnen gefunden werden. III. 452.
— Römische, wie sie in die Hände der Deutschen gekommen? ib. f.
— Goldmünzen. III. 514.
— alte Griechische. ib. 515.
— Egyptische. 516. 702.
— Französische. ib. f. IV. 476. f. a. Schaumünzen.
Münzkabinet, Königl. zu Paris. III. 513.
— zu Wien. ib. 702.
Mugil Albula? } f. Meeräsche.
Mugil Cephalus L. }
Muller f. Meeräsche.
Mumie, Egyptische eines Kindes. 124.
— sehr harte. III. 290.
— verkaufliche. ib. 702.
Muraena Serpens L. Seeschlange. 658.
— Conger L. Meeraal. ib.
Murlins, ein Kleidungsstük der Türkinnen. II. 232.
v. Murr, dessen übersetzte Thiergeschichte, rez. 186.
Musa paradisiaca f. Paradiesfeigenbaum.
Muskatenbaum, Nachr. davon III. 378.
— wilder. ib 380.
Muskatennüsse, wie sie gesammelt werden. ib. 379. — es giebt drey Ernten davon. ib. 380.
Muskatenhandel, Nachricht davon. ib. 377. — Preis der Blüten und Nüsse. ib. 381.
Muscheln, sehr große. II. 264. f. a. Konchylien.
Muscicapa aurantia f. Fliegenschnäpper, Pomeranzenfarb.
— lutea maculata. III. 774.
Museum Kircherianum. rez. 271. — *Gronovianum*. II. 429.
Musik, häufig in Paris. f. a. Tonkunst.
Mutter, ihre Wünsche für ihre Kinder, ein Gedicht. 716.
Mylius, dessen Nachr. von logarithmischen Tafeln. 654.
Myrtus Pimenta f. Kaneelbaum.
Mythologie, mytholog. Figuren auf einem antiken Gefäße. II. 212.

N.

N... m... n Gedicht auf den Teschenschen Frieden. III. 185.
Nabelschnur, rein ausgedrukt, ein Mittel, von Pokken frey zu bleiben. III. 496.
la *Nacelle*, eine Napfschnekke. 417. f.
Nachahmung des Wandels Jesu, ein Gedicht. II. 175.

Nachricht von den Versteinerungen in Siebenbürgen. IV 347.
— von vier Matrosen auf Ost-Spitzbergen. ib 497. 529.
Nachrichten, allerhand. III. 448.
— Büchernachrichten. III. 656. 688.
die Nacht. 257. — Mißbrauch nächtlicher Stunden. 259. — auf einem Krankenzimmer. 260. — wird oft gut angewendet. 262. f. — ihre Ungemächlichkeiten und Vortheile. 264. f.
Nacht- und Abendvögel auf den Karaib. Inseln. 809.
Nachtgedanken in Versen. II. 8.
Nachtigall, giebts nicht auf den Karaib. Inseln. 571.
— ein Gedicht auf dieselbe. 590.
— die eifersüchtige. II 10.
— ein Gedicht an dieselbe. II. 447.
— Naturgeschichte derselben. IV 203. — Synonymie ders. ib. 204. not. — gabs sonst in Siam nicht, aber wohl jetzt. ib 205. o. — ward ehemals in Rom theuer bezahlt. ib. 207. — wie man mit den eingesperrten umgehen muß. ib. 242. 244. f. — die Hähne kommen 14 Tage früher, als die Sieen. ib 244. — Arzneyen für selbige. ib. 245. — wo sie im Winter bleiben. ib. 247.
— die Amerikanische oder Spanische. IV. 248.
— die Jamaizensische. ib. 249.
— die weiße. ib. 250.
Nachtphilomele s. Nachtigall.
Nachtsänger, Nachtschläger s. Nachtigall, imgl. Grasmükke, gemeine.
die Nadel, eine Erdschnekke. III. 667.
Nadir-Schach, dessen Karakter. III. 341.
Näglein s. Gewürznelken.
Nahuys (Alex. Pet.) dessen Rede, de religiosa plantarum contemplatione, rez. 544.
Nallapambu s. Cobra de Capello.
Nancy, prächtige Neustadt daselbst. II. 60.
Napfschnekken, die Kräuselförmige mit Kammern, beschrieben und abgebildet 405. f. — verschiedne Arten derselben. ib. f. — eine Art derselben wird an der Magellanischen Küste gefunden. ib. 407. — eine gewundene stachlichte mit Kammern. ib. — der braungestrahlte Magellanische Kupferglanz, beschrieben und abgebildet. ib. 408.
— die Horn oder Glaspatelle beschrieb. u. abgebildet. ib. 410. f.
— der Magellanische Nachen, beschrieb. u. abgebild. ib. 417. f.
— die Muschelförmige. ib.
— die seltsame Patella anomala. III. 686.
Narren sind Rasende, ein Paradoxon des Cicero. II. 694.
— die Weisen, eine Anekdote. IV. 278.

Naturgeschichte vierfüßiger Thiere, vom Gr. v. Büffon 5ter Band, rez. 176.
— Beyträge zur Naturg. 2r Band, rez. 288.
— — — v. Franz von Paula Schrank, rez. 542.
— Schröters Abhandl. über dieselbe, 2r Band, rez. 607.
— beruhet auf Faktis. III 484.
— der Bachstelze v. Martini. III. 769. 801. IV. 49. 129. 197.
— der Karaib. Inseln s. Inseln, Karaibische.
Naturlehre s. Naturwissenschaft.
Naturlexikon des Herrn D. Martini III. B. 2te Abth. rez. 220. f.
Naturwissenschaft, Lob derselben. II. 706. — genaues Band derselben mit der Philosophie. ib. 716. — dient zur Beurtheilung der Wunder. ib. 721. — ihr Nutzen. ib 726. f. — ergötzende Versuche derselben. ib. 728. — ob sie zur Oekonomie nützlich sey? III 315.
Nautilus s. Schiffskuttel.
— papyraceus s. Kammertuchshaube.
Neapel, Klima daselbst. II. 344. — der Sirokkowind daselbst. ib. 345.
Nebel, wie derselbe in der Meteorologie zu beobachten. IV. 375.
Neger, vergleichen sich mit den Kakerlak's. 806.
Negerköpfe s. Melonendiesteln.
Neger Vlaggetje, eine Schnecke s. Flagge die Tranquebarische.
Nelken s. Gewürznelken, Näglein.
Nelken, eine Blume, von ihrer Wartung. II 161. 177. — Samennelken. ib 162. — was gute Sorten sind? ib. 165. — Bandblumen ib. 166. — wie sie durchgewintert werden. ib. 177. f. — wie sie in der Flor zu warten. ib 179. f. — wie sie gegen die Ohrwürmer zu schützen. ib. 180. f. — vom Absenken derselben ib. 182. — ihre Krankheiten. ib. 184. — Erde, die sie verlangen. ib. 187. — Sommernelken. ib. 189.
Nelkensenker, künstl. Behandlung abgeschnittener zum Wurzelschlagen. II 184.
Nereide, Röhrennereide, beschrieben. III. 709.
Nervenwurm s. Guineawurm.
Nesselfink s. Braunkehlchen.
Nest des Schneidervogels. 196.
— der gemeinen Bachstelze. IV. 133.
— der Grasmücke. IV 252. — des Rohrsängers. ib. 324. e. — des Rothkehlchen. ib. 331. — des Zaunkönig's. ib. 456. 457. — des Goldhähnchen. ib. 462.
Nester der Vögel, mit besondrer Vorsicht gebauet. 195. f. 571.
— im Königl. Kabinet zu Paris. II. 122.
— hängende. IV. 248. f. — des Weißkehlchen. IV. 452.
Neu=

Digitized by Google

O.

O.... dessen Rez. von den Beyträgen zur physikalischen Erdbeschr. 2 Band, 3 und 4 St. II. 239.
— von Olla potrida. II. 271. — von Webers Natur des Kalks. ib. 285. f. — noch mehrere Rezensionen desselben. ib. 367. 416. 429. 462. 560. 688. III. 128. 253. 464. IV. 286. 317. 335. 347. 366.
— dessen Betrachtung über die Oberfläche der Erde. II. 241. ff. 369. 465.
— — Beschreibung des Pettschafts von Mich. Angelo. II 305.
— vom Kanadensischen Maulwurf. II. 419.
— vom Aethiopischen wilden Schweine. II. 513.
— vom Paradiesvogelkönig. II. 517.
— vom Paradiesvogel mit der violetten Kehle. III. 211.
— dessen Nachr. vom Venetianischen Adel. III 49. 97. 273. ff.
— dessen Rezens. v. dritten Bande der Beyträge zur physik. Erdbeschr. IV. 335.
— von des Herrn v. Fichtel Nachr. v. den Siebenbürgischen Versteinerungen. ib. 347. 366.
— mal. von ebendesselb. Geschichte des Steinsalzes. ib. 426. 441.
Obelisk zu Rom, dessen Errichtung beschrieben. II. 614.
Oberfläche der Erde. II. 241. 369.
Oberwiederstedt, in der Grafsch. Mannsfeld, daselbst gefundene Urnen. IV 211. 212.
Observatorium zu Paris. III. 753.
Obstbäume, woher sie zu uns gekommen? III. 397.
Ochse s. Büffelochse.
— der 2200 Pfund gewogen. III. 664.
Ochsen, Gebrauch derselben in Indien und andern Gegenden. III 264. f.
Ochsen, eine Art derselben könnte wohl das Einhorn in der Bibel seyn. III. 263.
Oculus mundi s. Weltauge.
Ode auf Graun's Tod. 363.
— Anakreontische. II. 461.
— auf den Teschenschen Frieden. III. 185.
— an Herrn T* * S. III. 767.
— an K***. IV. 26.
— auf den Tod eines Freundes. IV 28.
Oden, Horazens, übersetzt. II. 764. III. 28. 75. 697.
Oe....e, dessen Nachricht von den Heyrathsgebräuchen fremder Völker. 281. 365. 394. 505. 519. 529.
Oeconomia forensis III. Band, rezens. 304.
Oefen der geringen Leute in Rußland. IV. 499.
Oekonomie, einige dahin abzielende Fragen. 78. f. s. Wirthschaft.
Oenanthe fulva. s. Schwarzkehlchen.

Oenan-

Digitized by Google

P.

P..... über Laban's Karakter, aus der Karakteristik der Bibel. 149.
— dessen moralische Anmerkungen. 153.
— — Gedicht: Erinnerung göttl. Wohlthaten. 447.
— — übersetztes Triumphlied der Debora. 673.
— — Beyspiel kindlicher Dankbarkeit. III 145.
P. dessen Gedanken über A. B. C. Spiele. III. 799.
P. Herr H. A. P. dessen sonderbare Erscheinung. ib. 727.
Paapje, Holländ. ein Vogel s. Braunkehlchen.
Pabst zu Rom, giebt sich den Rang über den Patriarchen zu Konstantinopel. 7.
— wird von dem letztern in Bann gethan 19.
Pacha, der Pforte, in Egypten hat wenig Ansehen. IV. 67.
Pagode, eine Konchyl. beschrieben. 439. — worin sie von den Chagrinschnekken verschieden sind. 440. — wie sie von den Spaniern genannt werden. 441.
von Palagonia, Prinz, dessen ungeheure Verschwendung. II. 360. f.
— innere Beschaffenheit seines Schlosses. ib. 362.
— seine Gestalt und Karakter. ib. 365.
Palistes Vetula L. ein Fisch s. Weib, das alte.
Pallas, dessen Miscellanea Zoologica, illuminirte Abbild. dazu angekündigt. 576.
Pallast, Königl. zu Paris. III 357. IV. 183.
Palma Corypha umbraculifera, } III. 214.
Palme, Fächerpalme beschrieb. }
Palma Phoenix dactilifera — — } III. 244.
Palmenbaum, Palmitbaum, beschrieb. }
Palmkohl. ib. 245
Palmyra, verändertes Klima daselbst. III. 500.
Pamper, Fisch, beschrieb. 662.
Papa, so nennt sich der Patriarch zu Alexandrien. 7.
Papagayen, thun viel Schaden. 566.
Papagayfisch, beschrieb. mit Kupfer. 621. 659. f.
Papagaybek — } Fisch, beschrieb. 660.
Papagayschnabel }
Papaybaum, beschrieb. II. 662.
Papier, von Baumrinden, ein Buch davon. III. 171.
— ist eine theure Waare in Paris. ib. 429.
Papilio Danaus Plexippus, beschrieb. 808.
Papilions s. Schmetterlinge.
Paradiesfeigenbaum, beschrieben. II. 663.
Paradiesvogel mit Füßen. II. 126.

Passar-

Passatwinde. 546. 547.
Passer aquaticus s. Akkermännchen.
— rubi, — — } s. Baumnachtigall.
Passere silvatico, matto, Ital. } s. Baumnachtigall.
Passer sepiarius — — } s. Baumnachtigall.
Passe-Buse — — } s. Baumnachtigall.
Passiflora, Paßionsblume. III 246.
Pastinaca sativa, Pastinakwurzel. III 548.
Patriarch, die höchste geistl. Würde in der griechischen Kirche. 5. — es sind derselben vier. ib.
— zu Achrida, ist nie angenommen. ib.
— zu Alexandrien. 6. 7.
— zu Konstantinopel. 7. — maßet sich eine Kayserl. Krone und Wapen an. ib. — wie er gewählt wird. 8. 9. — wie er eingeweihet wird. 10. — wird vom Türkischen Kayser bestätigt. 10. 11. — sein Stab und Thron. 14. — Kleidung, mit Kupf. 11. ff. — Wapen. 12. — wie er segnet. 17. — seine Wache. 17. — sein Amt. 18. — seine jährliche Exkommunikation. 19. — Einkommen desselben. 20. — Wohnung. 21. — Last und Vergnügen. 21. 22.
Patriarchat zu Moskau, hat aufgehört. 6.
Patu Malab. Halsgeschmeide der Malabaren. 645.
von Paula Schrank, dessen Beyträge zur Naturgesch. rez. 542.
Pauli, Joach. dessen Nachr. von Berlinischen gelehrten Zeitungen. II. 623.
— dessen Nachr. von neuen Büchern. III 109.
— — Ankündigurg des Buchs: Grab der Chikane. IV. 268.
Paulus, Apost. predigt zu Antiochia. 4.
Pa i ea dû chien de mêr, Konchyl. s. Seehundshaut.
Pechstein, Nachr. davon. 352.
Pediculus pubis L. s. Filzlaus.
Pelecanus aquilus L. s. Fregattvogel.
— onocrotalus s. Pelikan.
Pelikan, in Island. 171. 203.
— auf den Karaibischen Inseln. 567. f.
— in Dauphiné gefangen. II. 124.
— Eyer desselben. ib 152.
Pellis cicatricosa s. Schagrinschnekke.
— Squali Catu'i s. Seehundshaut, e. Konchylie.
Pendelokkenthierchen. III 433 — Futter derselben. ib. 435.
Penn, Wilh. dessen Lebensbeschreibung. III. 145.
— wird ein Quaker. ib.
— wird gefangen genommen. ib. 147. 149.
— seine Schriften. ib. 149. 154.

Pferde, Pferdelexikon des la Foße, rez. 607.
Pferdebohne. III. 557.
Pfirsche, mit gefüllter Blüte. IV. 544.
Pflanzen, s. a. Kräuter, Schmarotzerpflanzen.
— mikroskopische Beobachtungen über selbige vom Freyherrn v. Gleichen, rez. 525.
— in Bengalen. 758.
— auf den Dänischen Karaib. Inseln. II. 390. 497. 657. III. 17. 212. 241. 268.
— empfindliche s. Fühlkraut.
— giftige. III. 250.
— Abbildungen davon. III. 359. f.
— 60 Bände dergl. ib 360.
— Wandrungen ders. ib. 396.
— Wirkung des Klima auf die Pflanzen. ib. 408.
— merkwürdige aus dem Königl. botanischen Garten zu Paris. ib 523.
— Küchengewächse, genauere Bestimmung ders. vom Herrn Lüder. III. 545. f.
— erlangen ihre Nahrung größtentheils aus dem Dunstkreise. ib 819.
Pflanzengeschichte vollständige von Gleditsch. 1ter B. rez. 240.
Pflanzensystem, Linnéisches, deutsche Uebersetzung, 1ter Theil, rez. 479. f.
Pflanzenthiere. II. 387.
Pflugschaar, ein Fisch, s. Silberfisch.
Phaeton aethereus L. Vogel, s. Tropiker.
Phaseolus nanus. L. III. 557.
Philemon, ein treuer Freund des Milon. 386. ff.
Philomele, Philomela s. Nachtigall.
Philippus, König in Mazedon. erhält eine dreuste Antwort von einer Frau. IV. 399.
Philosophie s. Weltweisheit.
Phoca vitulina s. Seehund.
Phoenicopterus ruber L. s. Flamingo.
Phoenicurus s. Rothschwänzgen.
Phönizier, ihre ausgebreitete Schiffahrt. II. 253.
— ob sie um Afrika herum geseegelt. ib. 369.
Phosphorus, eine damit gemachte Betrügerey. ib. 724. not.
Physeter Tursio L. Fisch s. Grampus.
Physik s. Naturwissenschaft.
Physiognomie, kann trügen. II. 90. f.
le Pic rouge s. Specht, der rothe.
Pico s. *Pulex* penetrans.
Pied bill Duck s. Ente, buntschnäblichte.

Porré, Allium Porrum. III. 550.
Portal, einige Nachr. von diesem Gelehrten. III. 520.
Portugiesen und Engländer, lehren zuerst die Raffinerie des Zukkers. 146.
— bringen den Zukker zuerst nach Amerika. 147.
— entdekken Madera. II. 193. f.
Portulak ist ein Heilkraut. II 392.
Portwein, herrliche Kräfte desselb. III. 388.
Porzellanschnekken, seltne. 127.
Porzellanfabrik zu Seve in Frankreich. IV. 470. — Preise des dasigen Porzellan's. ib. 471.
Postwesen in Frankreich. II. 45.
Potamida s. Baumnachtigall.
Pouillot, Chantre, ein Vogel s. der Läufer.
la Poule d'eau à queue rouge s. Wasserhuhn, das rothgeschwänzte.
Prediger, alte die nie eine Bibel gehabt. III. 747.
Predigten, in der Schwedischen Lutherschen Kirche zu Paris. IV. 185.
Preis, den die Gesellsch. Naturforsch. Freunde in Berlin zuerkannt. II. 384. — wird vom Herrn Camper nicht angenommen. ib. 719. — neue Preisaufgabe derselben. ib.
Preisaufgabe in Bern. 672.
Priapus, wie er auf dem Mantuanischen Gefäße vorgestellt wird. II. 212.
Priester unter den Juden, beschäftigen sich mit der Arzneykunde. II. 442.
Prikkelbeere, eine Pflanze beschrieben. III. 242.
Printappelbaum. II. 505.
Prinz von Oranien s. Oranien.
Prinzenflagge, Konchyl. schön. 126.
Privatbeichte, ist in Schweden nicht üblich. III. 733.
Privernum, die Bürger dieser Stadt erhalten das römische Bürgerrecht. IV. 397. f.
Proteas, ein starker Säufer. III. 386.
Prunella, Prunerellerle s. Baumnachtigall.
Proyart, Abt, dessen Nachricht von fremden Thieren. 289. 305.
Psalm, der 64te, des D. Asselyne Vortrag darüber. III. 618. f.
— übersetzte von Mos. Mendelssohn. IV. 257.
Psalter, ein rarer. III. 173.
Psidium pyriferum. II. 503.
Ptolomäus, Nachricht von seinen geographischen Arbeiten. II. 255. not.
Pulex penetrans, Schikken, ein schädlich Insekt. 724. — beschrieben. 814. ff.
Pulvermagazine, Blitzableiter daran. III. 573.

Punica

Q.

R.

S.

San=

Servetus, ob er eine Stelle in Strabo's Erdbeschreibung untergeschoben? III. 501.
Seve, Porzellanfabrik daselbst. IV. 470.
Sibylla, ein böses Weib. 242. — läßt ihr Haus anzünden. 244. 247. — klagt ihren Mann selbst an. 249. — wird gefangen genommen. 251. — und lebendig verbrannt. 252.
Sie und Du, eine Fabel. II. 88.
Siebenbürgen, Nachricht von dasigen Versteinerungen. IV. 347.
— Länge, Breite und Umkreis dieses Landes. ib. 348.
— Gebürge daselbst. ib. 349.
— Mineralien. ib. 366.
— Goldminern allda. ib. 367.
— vom dasigen Steinsalze s. Steinsalz.
Silberblume s. Fette Henne.
Silberfisch, beschrieben. 661.
Simon le petit, der kleine Simon s. Bachstelze von der Insel Bourbon.
Simson, ein Käfer. 801.
Singgedicht auf den Frieden zu Teschen. III. 233.
Singespiel s. Oper.
Sinngedichte. II. 814. III. 288.
— Owen's, einige derselben übersetzt. III. 529. 610. 651.
Sirokkowind zu Neapel. II. 344.
Sitten der Einwohner in Paris. ib. 69. f.
Sittenlehre für Kinder, was dabey zu vermeiden. II. 593. — muß mit Kindern nicht blos theoretisch traktirt werden. ib. 594. — nicht zu weit getrieben werden. ib. 595. — nicht aufs Hohe und Erhabne gelenkt werden. ib. 598. — der Schein muß nicht vor Wahrheit genommen werden. ib. 602.
Sizilien, bauet etwas Zukkerrohr. 146.
Skelette von Thieren im Königl. Kabinet zu Paris. II. 134. 135.
Sklav, Dankbarkeit desselben. 333.
— rührende Gesicht eines alten. III. 66.
— Galeerensklav, der 101 Jahr darauf ausgehalten. II. 732.
Sklavinnen, Türkische. II. 204.
Skolopendern s. Tausendbeine.
Skopoli s. Scopoli.
Skorpionen, ihr giftiger Stich. 733.
— in Westindien. II. 51.
— große. ib. 127.
Skribtabad, ein warmes Bad in Wester Island. 179.
Smaragd, ganz klein auf einem Feuerstein gefunden. 75.
— großer. II. 120.
Sohn übernimmt das Gefängniß um der Schulden seines Vaters willen. II. 146.

Digitized by Google

Spie=

Spiegel, 9 Spannen breit. III. 357.
— wie sie gemacht werden. IV. 87. f.
Spiegelvöglein s. Blaukehlchen.
Spiele der Isländer 165.
— um Geld sind bey ihnen unerlaubt. ib.
Spielhäuser in Venedig. III. 98. f.
Spießglasstufen. II. 117.
Spikanard, Spik s. Lavendel.
Spindeln, Sternspindeln, Konchyl. ihr Werth. 126.
Spinnen, können schädlich werden. 732.
— auf den Karaibischen Inseln. II. 49.
— Sakspinnen. ib.
— wie sie sich häuten. ib. 50.
— Erdspinnen oder Taranteln. ib. 51.
— große. II. 127.
Spinnenkopf, doppelt gezakte Seeschnekke, sehr rar. 128.
Spitzbergen, Ost-Spitzbergen, Aufenthalt einiger Matrosen daselbst. IV. 497.
Spitzlerche. IV. 49.
Spitznüsse s. Laxiernüsse.
Spondias, eine Art Pflaumen. II. 503.
Spoor, grote, Zeespooren s. Sonnenhorn, eine Schnekke.
Sporn s. eben das.
— Doppelsporen, beschrieb. 433.
— Bastartsporen. 443.
Spottvogel, kleiner s. Gelbbrust.
— s. Grasmükke, die gemeine.
Sprache, Einfluß des Klima in selbige. III. 476.
Sprachgewölbe zu Paris. III. 753. f.
Spratt, eine Art Heringe. 666.
Springkäfer, der große leuchtende. 803.
Sprosser, Sproßvogel s. Nachtigall.
Sprüchwort, Anwendung eines alten auf neue Zeiten. II. 17.
— wer ihr erster Erfinder gewesen? ib.
— Geht durch wie ein Holländer. II. 401.
— dumm gewiegt, woher es komme? ib. 813.
Sprüchwörter der 7 Weisen, paraphrasirt. ib. 334. 655.
Spulwürmer. 723.
Spur the great s. Sonnenhorn.
— shel s. Sonnenhorn, das kleine.
Spuren der göttlichen Vorsehung. 97. 241.
Squalus L. s. Hayfisch.
— Pristis L. s. Sägefisch.
— varius s. Hundsfisch, der bunte.
— Zygaena s. Hammerfisch.

Straß-

Straßburg, Merkwürdigkeiten daselbst. II. 34. f.
— Universität und Bibliothek allda. ib. 36.
— Beschreibung dieser Stadt. ib. 37.
— schwere Abgaben daselbst. ib. 39.
— großer Luxus unter ihren Einwohnern. ib. 44.
Straße Davis, reicher Wallfischfang allda. 698. not. 702.
Strato, Brief an denselben. 327. 342.
Strauß. II 125.
— wie man sich gegen ihn zu wehren. III. 592.
Streicheisen s. Biegeleisen.
Streit, großmüthiger zweener Brüder. 795.
Streitaxt der alten Deutschen. III. 510. IV. 220.
— in einem Menschenkopfe gefunden. IV. 221.
Stroharbeit im Bicêtre zu Paris. IV. 355.
Strombus Gigas auf den Karaibischen Inseln. II. 267.
Sub rosa, woher die Redensart komme? III. 227.
Sünden, ob sie Grade haben? II. 689.
Sula caudida s. Seepelikan.
Suppe, aus Kartoffelstärke. 746.
Surtholе in Island beschrieb. 215.
Susakbaum. II. 505.
Swietenia s. Mahagonyholz.
Swift, Anekdote von demselben. III. 752.
Σύκαλις L. s. Bachstelze, braune. III. 802.
Sylvia, atricapilla s. Klosterwenzel.
— Brasiliensis viridis s. Bachstelze, Brasilianische. III. 802.
— Cayanensis s. Bachst. Mexikanische. IV. 201.
— Motacilla Sylvia. IV. 415.
— flava s. Bachst. die gelbe. IV. 57.
Sygnathus Hippocampus s. Seepferdgen.
Syntagma Fossil. Jul. acq. Montium von Beuth, rez. 463.
Syrup oder Malaß. II 398.
Syssel, Knosar Syssel in Island. 163.
— Borgardsfords Syßel. 177.
Systema regni animal. Class. I. von Erxleben, rez. 302.
Szenen, veränderte. 449.
— verschiedne oft in einem kleinen Bezirk. 451.
— in den Schiksalen der Menschen. 452.
— in den Sitten. 454.

T.

Tabak, Westindischer. III. 18.
— Nachricht davon. ib. 400.
Tabaksbäume, III. 18.

Tabaks=

Digitized by Google

Ternate, Insel, vom Gewürzbau daselbst. III. 373.
Terpentinbaum. III. 214.
Testudo Caretta L. s. Karettschildkröte.
— coriacea s. Schildkröte, die lederne.
— viridis s. Schildkröte, die grüne.
Tetrao bicalcaratus s. Doppelsporn.
— rufus s. Rebhuhn, das rothe Afrikan.
Tetrodon Lagocephalus L. s. Blaser.
Teutschland s. Deutschland.
Teyerbaum s. Palme, Fächerpalme.
Thaler, Glokkenthaler. II. 494. f.
Thales von Milet, dessen Sprüche. ib. 335.
Thamas Kuli Chan, dessen Karakter. III. 341.
Theages, Brief an denselben. 326. 337.
Theobroma s. Kakao.
Theorie von der Zulaßung des Bösen. III. 657.
Theorena, eine Erzählung. II. 337. — heyrathet, ib. 338. — fliehet. ib. 339. — tödtet ihre Kinder und sich selbst. 340.
Thereniabin, Persischer Name des Manna. 501.
Thermometer s. Wärmemesser.
Theutis Hepatus L. s. Meerdrossel, e. Fisch.
Thier, unbekanntes großes. 294.
Thierchen im Blute. III. 438.
— mikroskopische. ib. 705. f.
Thiere, Gedanken über ihre Waffen. 23.
— Naturtriebe derselben. ib.
— in Island. 166.
— fremde aus Afrika. 289. 305.
— illuminirte von Ridinger. 382. f. II. 176.
— seltne, von O. F. Müller entdekt. 559. III. 675. 705.
— säugende auf den Dänischen Karaib. Inseln. 561.
— Amphibien, ebendaselbst. 577.
— im Königl. Kabinet zu Paris. II. 129. ff.
— in Bengalen. ib. 779.
— ausgestopfte zu Charenton. IV. 391.
Thiergefechte in Paris. II. 103.
Thiergeschichte, Brittische, Pennant's, rez. 186.
— Indianische, eben desselben Nachricht davon. 187.
— von Joh. Dan. Meyer zu Nürnberg, rez. 381.
Thierpflanzen s. Korallen.
Thierskelette im Kön. Kab. zu Paris. II. 135.
Thod, ein wichtiger Ort zum Weinbau. III. 309.
Thomaszukker. II. 398.
Thran, wie viel von einem Wallfische? 694.
Tibet, Heyrathsgebräuche daselbst. 282.

Tiede,

Digitized by Google

U.

V.

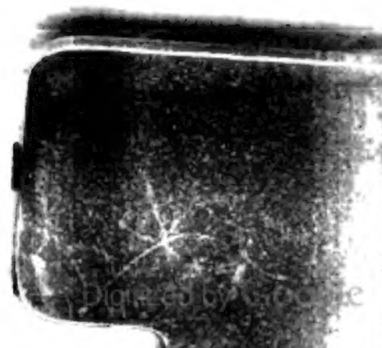
Wein=

Wit-

X.

Y.

Z.

Zukker. 145. ff.
— war den alten Griechen und Römern nicht bekannt. ib.
— Arginetta v. 625. thut dessen zuerst Erwähnung. ib.
— wo er ursprüngl. herkam. ib.
— von wem eigentlich die Kunst herkommt, denselben zu raffiniren. 146.
— dessen weitere Verpflanzung. 147.
— ist einer der größten Handlungsartikel. ib.
— wie er gekocht wird. II 397.
— wie er raffinirt wird. ib. 398.
Zukkerfelder, Brand in denselben. II. 400.
Zukkerhirschgen. 125. 307 f.
Zukkerhuth, ein Eisberg in Island. 226.
Zukkermühle, beschrieb. II. 396. — Gefahr der Negern dabey. ib 397.
Zukkerrohr, wo es ursprüngl. zu Hause ist? 146.
— wird von den Europäern nach Amerika gebracht. 147.
— genauer beschrieben. II. 393. f.
— Feinde desselben. ib. 399.
Zunge, sehr lange an Chamäleon und an einer gewissen Schnekke. III. 631.
Zwerghirsch. 125.
Zweyfalter, Zwiefalter s. Schmetterlinge.
Zwiebel, s. Zipolle.
Zwittermuschel, seltene, beschrieb. und abgebild. 402.
— wird nur in Guinea gefunden. ib.
— warum sie so heißt? 404.

M . . e.